



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





**THE UNIVERSITY  
OF ILLINOIS  
LIBRARY**

053  
TU  
v. 20<sup>2</sup>

LIBRARY  
UNIVERSITY OF ILLINOIS











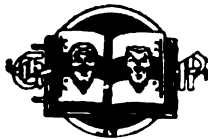
# Der Zürner

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Zwanzigster Jahrgang · Band II

(April bis September 1918)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer





053  
TU  
v. 20  
p. 2

## Inhalts-Verzeichnis

### Gedichte

	Seite		Seite
Bäte: Vorfrühlingsabend . . . . .	19	Jungnidel: Frühlingsverse . . . . .	104
Bauer: Zuerflucht . . . . .	258	Koch: Junge Mutter . . . . .	203
— Bestärkung . . . . .	483	Koppin: Abend . . . . .	110
Brauer: Frühlingsstag . . . . .	64	— Sommerseele . . . . .	438
— Im Gras . . . . .	397	Kranzhals: Ostern . . . . .	4
Britting: Der Soldat . . . . .	301	Krauß: Friede . . . . .	209
Bruch: Rast in der Mittagwiese . . . . .	448	Leffler: Einem Toten . . . . .	443
— An eine Abendwolke . . . . .	496	Lermontoff: Das Gebet . . . . .	255
Doberer: Nachtgefühl . . . . .	533	Ostmark: Sommerwolken . . . . .	349
Frank: Lebenslette . . . . .	50	Seidel: Der Mutter Einkehr zu sich selbst . . . . .	58
v. Grotthuß: Die Nacht . . . . .	261	— Gewißheit . . . . .	249
— Das Sträußlein aus Moos . . . . .	352	Steinmüller: Nacht-Sonette . . . . .	162
Haud: Schicksal . . . . .	344	Stord: Rosegger . . . . .	392
— Abend . . . . .	500	Unger: Nächte im Felde . . . . .	550
Heibied: Die Schlacht . . . . .	16	Walter: Holde Verlockung . . . . .	303
— Wenn ich das erst wüßte! . . . . .	159	Weiß-v. Rudteschell: Passion . . . . .	1
— Grabchrift auf ein Kriegerdenkmal . . . . .	211	— Zerstörte Heimat . . . . .	10
Hein: Abgelöst in den Frühling! . . . . .	112	— Ewigkeiten . . . . .	199
— Sommermorgen . . . . .	402	— Ernte . . . . .	547
Heitmüller: Rächthofen . . . . .	156	Zimmer: Theodor Storm . . . . .	295

### Novellen und Skizzen

Quensing: Knabenkonzert . . . . .	210	Rohde: Gedankenplitter . . . . .	76.	176
Hein: Märzmärchen . . . . .	20	Schlaitjer: Der alte Vog . . . . .		484
— Ein halber Tag . . . . .	296	Schmitt: Wie ich die Wunschfee inter- vierte . . . . .		439
v. Holten: Die Mutter . . . . .	449	Schridel: Fürs deutsche Vaterland . . . . .		534
Rohde: Konrad Nordmann . . . . .	250	Schultzeis: Gibraltar . . . . .		102
— Dauerware . . . . .	393	Stoß: Des Ehenels letzte Fahrt . . . . .		59
Kreis: Wofür? . . . . .	153	Von dem Jungen, der seine Ruh an Unseren lieben Herrn verkaufte . . . . .		160
Lübke: Die Mutter auf dem Schlacht- feld . . . . .	49	Weer: Feldgrau und kunterbunt . . . . .		200
Meisinger: Der Grübler und der Krieg . . . . .	11	Weiß-v. Rudteschell: „Ich humm aach e Gliid gesehe“ . . . . .		304
Müller: Das Einjährige stirbt . . . . .	259			
— Freude . . . . .	345			

### Aufsätze

An die Herren Lloyd George, Poincaré und Wilson . . . . .	67	Bender: Clausewitz . . . . .	450
Aus dem Briefe eines Kanoniers an seine Frau . . . . .	65	— Clausewitz zur polnischen und belgi- schen Frage . . . . .	509
		Biedenlapp: „Brasilianerdant“ . . . . .	167

17 Sept 1919

101910

	Seite		Seite
Biedentapp: Der Vater der säkularisfreien Wundbehandlung . . . . .	310	Haefde: Die Berliner Akademie der Wissenschaften und Bismarck . . . . .	458
— Bureauratie und Auslandskunde . . . . .	406	— Der Treppenwitz der Weltgeschichte . . . . .	511
Bierbrauer: Die deutschen Kohlen- und Eisenerzlagertätten als Macht- faktoren im Weltkriege . . . . .	115	Heyd: Die Wiedererstehung unserer Diplomatie . . . . .	51
Bley: Deutschland oder die Angelsachsen . . . . .	289	Hildebrand: Der Mann ohne Vaterland . . . . .	111
Boettger-Seni: Jenseits von Schützen- graben und Stacheldraht . . . . .	119	Jmenböffer: Politik und Völkerpsycho- logie . . . . .	357
Corbach: Englisch-deutsche Freundschaft? . . . . .	97	Klein: Goethe als Regierender . . . . .	506
— Wilson und das deutsche Ansehen . . . . .	264	v. Kleist: Amerikanische Getreidepreise . . . . .	302
Diers: Von der Frauenfrage, wie sie heute ist . . . . .	105	Kleinm: Viribus unitis . . . . .	5
— Was die heutige Frauenbewegung leistet, und was ihr fehlt . . . . .	398	v. Maday †: Sibirien und das ost- asiatische Problem . . . . .	433
Döhler: Irland und England . . . . .	163	Oehlerling: Jesus aus Nazareth . . . . .	124
Donzow: Mazepa in der Weltliteratur . . . . .	25	Oestreich: Die Kriegsorganisation der Konsumenten . . . . .	157
Duensing: Knabenzert . . . . .	210	Pfaff: Ein Kranz auf August Wilmar's Grab . . . . .	403
Eicherich: Deutschtum im alten Polen . . . . .	554	Poulimenos: Griechenland im Weltkrieg . . . . .	355
Frost: Frauenpflichten . . . . .	350	R.: Der Einfluß der Seemacht im Großen Kriege . . . . .	70
Göhler: Kleinstadtmusik . . . . .	320	Riegelsberger: Ein Schandmal auf der deutschen Erde . . . . .	548
Gr.: Die Balten . . . . .	21	Seidl: Kriegsverlängerung . . . . .	17
— Die Fünfzigjährigen . . . . .	117	Sierte: Heil- und Unheilkunst . . . . .	212
— Polnisches Theater . . . . .	165	Schäff: Die Wohlweislichen . . . . .	481
— Die Unabhängigkeitserklärung Est- lands und Livlands und die russische Gefahr . . . . .	241	Schlaikjer: Das Deutschtum in der deutschen Hauptstadt . . . . .	70
— Urteilsfähigkeit über auswärtige Politik . . . . .	253	— Die Berliner Bühnen im verflo- senen Kriegswinter . . . . .	359
— Großfürst Nikolai Nikolajewitsch . . . . .	262	Schmitt: Von der Weltgeltung des deutschen Films . . . . .	256
— Drei Sachverständige des „Berliner Tageblattes“ . . . . .	308	Schuder: Von Geld und anderen Dingen . . . . .	195
— Die Wolga-Deutschen und das ahnungslose Deutschland . . . . .	357	St.: Erinnerungsstränge . . . . .	118
— Chamberlain über die rumänischen Juden . . . . .	404	— Stilwandlungen und -zerrungen . . . . .	122
— Nervenzusammenbrüche als Grund- lagen deutscher Politik . . . . .	444	— Deutscher Kunstschuß?! . . . . .	460
— Adel . . . . .	454	Stord: Frenssens Kriegsroman . . . . .	28
— Mehr Vertrauen . . . . .	497	— Frank Wedekind . . . . .	73
— Der Mord im Dienste unserer Feinde . . . . .	557	— Das deutsche Buch als Faktor in Weltwirtschaft und Weltpolitik . . . . .	168
Grotthuß: Deutschlands größte Gefahr . . . . .	529	— Elsäßsches . . . . .	215
— Unser: „moralische Offensive“ . . . . .	551	— „Notre-Dame“ als Oper . . . . .	220
Grund: Parteigeist und Weltpolitik . . . . .	145	— Ferdinand Hodler . . . . .	265
Hadina: Weihnacht und Ostern . . . . .	2	— Ein Hildebranddrama . . . . .	312
— Peter Rosegger . . . . .	501	— Theater und Musik im preussischen Abgeordnetenhaus . . . . .	314
Haefde: Neuorientierung und Ver- ständigung auf deutscher Grund- lage . . . . .	204	— Gebenstage (Vof. — Gebhardt. — Burkhardt. — Gounod.) . . . . .	363
		— Zum Tode Peter Gasts . . . . .	558



	Seite		Seite
Submarinus: Das feindliche Doppel-		Weer: Feldgrau und kunterbunt . . .	200
gesicht . . . . .	385	Wehel: Volkslied und Kunstgesang . .	407
Thieme: Vermögensabgabe oder Reichs-			
steuer? . . . . .	305		

## Besprochene Schriften

Anheizer: Im Oberelsaß . . . . .	220	Heuß-Knapp: Bürgertunde und Volkswirtschaftslehre für Frauen . . .	400
Bernays: Zusammenhang von Frauenfabrikarbeit und Geburtenhäufigkeit in Deutschland . . . . .	399	Levy-Rathenau: Die deutsche Frau im Beruf . . . . .	398
Böttcher: Die Freyhoffs . . . . .	219	Lienhard: Jugendjahre . . . . .	218
Bräunlich: Kurländischer Frühling im Weltkrieg . . . . .	119	Lilienfein: Hildebrand . . . . .	312
Brentano: Elsfässer Erinnerungen . . . . .	217	Rabomski: Die Frau in der öffentlichen Armenpflege . . . . .	399
Brud: Ich warte . . . . .	219	Reventlow, Graf E.: Der Einfluß der Seemacht im Großen Kriege . . .	70
Der Treppenwitz der Weltgeschichte . . . . .	511	Schirmacher: Die moderne Frauenbewegung . . . . .	400
Frenssen: Die Brüder . . . . .	25	Strupp: Unser Recht auf Elsaß-Lothringen . . . . .	216
Grube: Bei deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens . . . . .	119		
Hartmann: Stilwandlungen und -Zerungen in den angewandten Künsten . . . . .	122		

## Türmers Tagebuch

Der Krieg . . . . . 31. 77. 127. 177. 225. 270. 322. 369. 411. 462. 513. 562

## Literatur

Das deutsche Buch als Faktor in Weltwirtschaft und Weltpolitik . . . . .	168	Jenseits von Schützengraben und Stacheldraht . . . . .	119
Der Treppenwitz der Weltgeschichte . . . . .	511	Rosegger, Peter . . . . .	501
Ein Hildebrand-Drama . . . . .	312	Stilwandlungen und -Zerungen . . . . .	122
Ein Kreuz auf August Wilmars Grab Elsfäßisches . . . . .	403	Theater und Musik im preussischen Abgeordnetenhaus . . . . .	314
Erinnerungskränze (Hanns v. Zobel-ting f. Timm Kröger f.) . . . . .	118	Theater-Rundschau: Das Deutschtum in der deutschen Hauptstadt . . . . .	70
Frenssens Kriegerroman („Die Brüder“) . . . . .	28	— Die Berliner Bühnen im verfloffenen Kriegswinter . . . . .	359
Gedenktage (Voh. — Gebhardt. — Burthardt. — Gounod.) . . . . .	363	Wedekind, Frank † . . . . .	73
Goethe als Regierender . . . . .	506		

## Bildende Kunst

Deutscher Kunstschub?! . . . . .	460	Hodler, Ferdinand . . . . .	265
Gedenktage (Voh. — Gebhardt. — Burthardt. — Gounod.) . . . . .	363	Stilwandlungen und -Zerungen . . . . .	122

## Musik

	Seite		Seite
Gedenktage (Woj. — Gebhardt. — Burchardt. — Gounod.) . . . . .	365	„Notre-Dame“ als Oper . . . . .	220
Jesus aus Nazareth (Bibl. Oratorium von Reußler) . . . . .	124	Theater und Musik im preussischen Ab- geordnetenhaus . . . . .	314
Kleinstadtmusik . . . . .	320	Volkslied und Kunstgesang . . . . .	407
Noch ein Jesus-Oratorium . . . . .	459	Zum Tode Peter Gais . . . . .	558

## Auf der Warte

Ach, wie sparsam . . . . .	96	„Deutsch und charakterlos“ . . . . .	471
„Alldeutsch“ . . . . .	383	Deutsche — „Gutmütigkeit“? . . . . .	384
„Als Macht zu Macht!“ . . . . .	90	Deutsche Kulturpolitik . . . . .	574
Alse! . . . . .	526	Deutsche Rückständigkeit . . . . .	143
Anschluß Ostlands und Estlands — keine andere Lösung . . . . .	334	Die beiden Deutschland . . . . .	44
Atelierfeste und Verwandtes . . . . .	140	Die beiden Erzberger . . . . .	280
Auch das noch?! . . . . .	236	„Die Mehrheit dieses Hauses“ . . . . .	91
Auch die hochgeschätzten Amerikaner! . . . . .	381	„Die Zeit des Bettelns ist vorüber“ . . . . .	474
Auch du, Brutus? . . . . .	381	Diplomaten nach ihrem Herzen . . . . .	133
Auch ein Erfolg . . . . .	43	Ein altes Geschichtchen . . . . .	575
Aug' um Auge, Zahn um Zahn . . . . .	478	Ein deutscher Botschafter — Englands glücklicher Stern! . . . . .	88
Ausländische Hehe, Die Großzüchtung der . . . . .	284	Ein „deutscher“ Verleger . . . . .	145
Baltenslands Selbstbestimmungsrecht . . . . .	190	Ein englischer Wunsch erneuert . . . . .	236
Bayern und Tirol . . . . .	254	Ein künftiger Botschafter des Deut- schen Reiches . . . . .	525
Belgien als Zugeständnis an die Sozial- demokratie? . . . . .	421	Ein paar Stichproben . . . . .	47
Belgiens künftige Bündnisse . . . . .	90	Eine Glanzleistung! . . . . .	283
„Berichtigung“ . . . . .	96	Eine „innere Angelegenheit“ Rumäniens . . . . .	524
Blut und Leben fürs Vaterland . . . . .	425	England und Elsaß-Lothringen . . . . .	235
Blutbewußtsein . . . . .	95	Englands Genid . . . . .	329
Bodenschätze im Baltenslande . . . . .	233	Englische Offenherzigkeiten . . . . .	287
Bruch mit dem „System B“, Ein . . . . .	382	Entwertung der geistigen Berufe, Die Ehrendoktor Mosse in der Ersten badi- schen Kammer . . . . .	141
Das Gewissen der deutschen Literatur . . . . .	576	Ehrenkreuz für Frontkämpfer, Ein . . . . .	42
Das junge Deutschland . . . . .	237	Erzberger auf Reisen . . . . .	135
Das Lob der nationalen Armut . . . . .	575	Erzberger und die katholischen Interessen . . . . .	281
Das Rührmischicht des Großkapitals . . . . .	527	Es wirkt . . . . .	44
Das unglückliche Land . . . . .	332	Ethnische Selbstbestimmung . . . . .	286
Delbrück, Professor . . . . .	472	Feindliche Massenverbreitung der Lichnowitzschen Denkschrift . . . . .	189
Der Engländer und der Japaner . . . . .	427	Folgerichtigkeit der deutschen Staats- kunst, Die . . . . .	475
Der heilige Snob . . . . .	479	„Frankfurter Zeitung“ und freie Mei- nungsäußerung . . . . .	572
Der Rabe die Schelle umgehängt . . . . .	331	Französische Gefangene in die 2. Klasse — Deutsche Bürger in die 3. Klasse! . . . . .	526
Der Mann mit der eisernen Maste . . . . .	377		
Der schwebende österreichische Staats- gedanke . . . . .	45		
Der Weltkrieg ist keine Familien- angelegenheit . . . . .	188		

	Seite		Seite
Französische Patrioten . . . . .	525	Noch eine Erinnerung an Herrn v. Beth-	
Französische Uebersetzungskunst . . . . .	236	mann-Hollweg . . . . .	235
Für wen kämpfen wir? . . . . .	475	„Norddeutsche Allgemeine“ bittet um	
Gesundes Volksurteil . . . . .	431	Verzeihung, Die . . . . .	282
Glückliches Oesterreich! . . . . .	94	Norweger gegen den „scheinheiligen	
Graf Mirbach, der Tod und das „Ber-		Humbug“, Ein . . . . .	425
liner Tageblatt“ . . . . .	424	Nur Mangel an Regie? . . . . .	39
Hertling (Graf) als Reichstanzler . . . . .	185	„Ohne Schuld“ . . . . .	41
v. Hinzke, Herr . . . . .	472	Oesterreichische Zensur . . . . .	45
Hohenlohe-Scheemnis, Das . . . . .	335	Politik und Kriegführung . . . . .	422
Ideale Gesinnung, tabelloser Ruf . . . . .	575	Politischer Beruf und politische Zurech-	
Japan und Bethmann-Erzberger-Politik	379	nungsfähigkeit . . . . .	571
Japans großer Schlag . . . . .	330	Polnischer Güteraufkauf . . . . .	139
Jedem das Seine . . . . .	92	Prinzen des Hauses Bourbon-Parma,	
Kaiserbrief und Kamarilla . . . . .	187	Die . . . . .	188
Käufliche Ehrendoktor, Der . . . . .	142	Professor Delbrücks Pathologit . . . . .	525
Kein Frieden ohne Rohstoffe! . . . . .	280	Propaganda-Ministerium, Ein . . . . .	423, 473
Kein Mittel ist zu schmutzig! . . . . .	288	Reichschädling in Litauen, Der . . . . .	40
Keine Märtyrer schaffen! . . . . .	45	Reichstag im Volksurteil, Der . . . . .	192
Kerngesunde Heiratsandidaten . . . . .	45	Russischer als russisch . . . . .	333
Kino-schönheit auf Freierrfüßen, Die	238	„Rusland“ als Strafe . . . . .	432
Klarstellung der Kanzlererklärung über		Schafft Politiker! . . . . .	378
Belgien . . . . .	432	Scheidemanns Zusammenarbeit mit	
Kleiner Rechenfehler, Ein . . . . .	420	dem Feinde . . . . .	287
Kleists Grab und Franzosengelder . . . . .	477	Scherr, Johannes, über deutschen	
Kolonialfilm, Ein deutscher . . . . .	139	Chauvinismus . . . . .	430
„Kramarsch ausgewiesen!“ . . . . .	285	Schleichendes Bethmanngift . . . . .	280
Krieg und Recht . . . . .	334	Schmoct-Geist . . . . .	145
Krim und Pasewalk . . . . .	333	Schwarze Listen . . . . .	288
Kühlmann . . . . .	420	Schweiz — unabhängig? Die . . . . .	525
Kühlmannrede, Der Kern der . . . . .	377	Sozialdemokrat über den Anschluß	
Kunst und Politik . . . . .	142	Baltenslands, Ein . . . . .	379
Kurzichtigkeit der Hochfinanz . . . . .	191	Sozialdemokrat über die „baltischen	
Lichnowitsy-Einfluß . . . . .	330	Barone“, Ein . . . . .	334
Lichnowitsy-Standal, Der . . . . .	88	Soziale Fürsorge . . . . .	46
Livlands und Estlands Selbstbestim-		Starker Tabak . . . . .	527
mungsrecht . . . . .	286	Lastversuch des Grafen Czernin, Ein	
Lloyd George oder — „Vorwärts“? . . . . .	523	Erpiß . . . . .	92
London — Weltbankhaus gewesen! . . . . .	428	Traumwandler und Märtyrer . . . . .	329
Lügenhaft, aber wahr! . . . . .	136	Trefflicher Merkspruch, Ein . . . . .	48
Metallbeschlagnahme, Zur . . . . .	575	Um unserer „guten Beziehungen“ willen	
Moslauer „Genosse“ gegen den „Vor-		Unbegreiflich oder unglaublich? . . . . .	133
wärts“, Ein . . . . .	332	„Und diese Leute dirigieren eine Mil-	
Nach dreieinhalb Kriegsjahren! . . . . .	384	lionenpartei!“ . . . . .	429
Nachrichtendienst . . . . .	525	„Ungehörige Bezeichnung“, Eine . . . . .	237
Neutralität des Päpstlichen Stuhles,		Unnötige Wertvernichtung . . . . .	139
Die . . . . .	190	Valuta . . . . .	574
Nicht sachliche Gründe, sondern „öffent-		van de Velde, Herr . . . . .	48
liche Meinung“ . . . . .	138	„Verantwortung“, Die . . . . .	524

	Seite		Seite
Vergleich . . . . .	48	Wie erscheint unsern Kriegsgefangenen die Heimat? . . . . .	236
Verhängnisvoller Fehler, Ein . . . . .	421	Wie Erzberger zu seinem Einfluß gelangt ist . . . . .	232
Verpöbelung . . . . .	479	Wie sie es machen . . . . .	429
Verschleppten Balten in Sibirien, Die . . . . .	137	Wie werden wir dastehen? . . . . .	474
Verschleuderter Schatz, Ein . . . . .	426	Wo bleibt das deutsche Interesse? . . . . .	191
Verschmähte Fügung . . . . .	285	Wogegen der Fall Lichnowsky ver- schwindet? . . . . .	154
Volktrat für auswärtige Interessen . . . . .	332	Woher kommt's? . . . . .	45
Von den Wiener Hoftheatern . . . . .	576	Wohlverdient . . . . .	572
Von Northcliffe zu Lammasch . . . . .	92	Wozu in die Ferne schweifen? . . . . .	234
Wanderflegel und Wandervogel . . . . .	528	Zeitgemäße Betrachtung, Eine . . . . .	89
Warum? . . . . .	188	Zeitgeschichtliche Feststellung, Eine . . . . .	138
Warum England ein Großpolen will . . . . .	522	Zuckerfabrik Stuttgart, Die . . . . .	238
Warum greifen die Engländer an? . . . . .	572	Zum Blutabzeichen . . . . .	335
Warum haben wir noch keinen Frieden? . . . . .	470	Zur englisch-nordamerikanischen Ver- brüderung . . . . .	424
Wahrzeichen deutscher Selbsterniedrigung . . . . .	383	Zur Psychologie des Patrabriefes . . . . .	186
Was dem Balttenlande not tut . . . . .	232	Zur Reform der Diplomatie . . . . .	426
Wem folgen sie? . . . . .	334	Zur Strede gebracht . . . . .	480
Weltwirtschaftlicher Generalissimus, Ein . . . . .	476	Zweigleisige Meinungschiebung . . . . .	378
Wenn der andere aber nicht will —! . . . . .	42		
Wer sind diese Leute? . . . . .	431		
Wie es sein — könnte . . . . .	380		

### Kunstbeilagen und Illustrationen

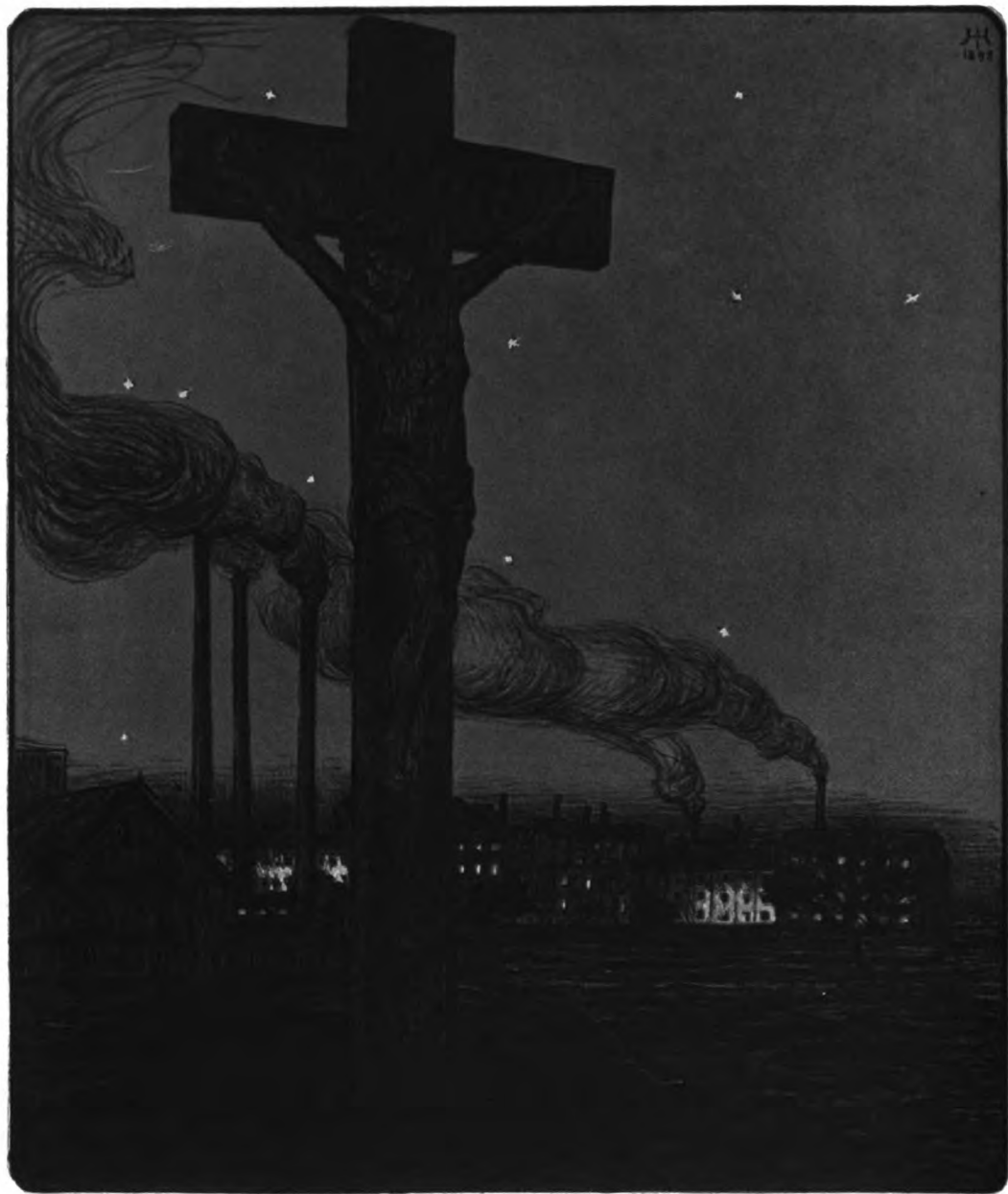
	Heft		Heft
Dushek: Nedarstädtchen . . . . .	17	König: Am Weiher . . . . .	19
Gärtner: Der Mäher . . . . .	21	Sander-Herweg: Interieur . . . . .	16
Hejme: Kreuzfir . . . . .	13	Strahmann: Nach dem Regen . . . . .	15

### Notenbeilage

Faßt: Herr, du meine Stärke. — Frühlingslied. — Herr Walter von der Vogelweide (G. Schüler) . . . . .	15
---	----



BOARD  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Kruzifix

Heinrich Heyne

Beilage zum Lürmer



XX. Jahrg.

Erstes Aprilheft 1918

Heft 15

## Passion · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Nebel, Nebel, sint auf Weltenbrände!  
 Blut'ger Regen, ströme doch zu Ende!  
 Tod! erschöpfe deine Hungersgier!  
 Reiner kennt sich — wir sind nicht mehr wir! —  
 Reiner kann in diesen Schreckenstagen  
 Noch sein Bild — das Bildnis Gottes — tragen —  
 In die Stirnen gräbt sein Mal das Tier! —

Jesus Christus steigt vom Himmel nieder,  
 Und sie schlagen ihn ans Kreuze wieder.  
 Und die Sonne will nicht fürder scheinen,  
 Und die Frauen müssen bitter weinen.  
 Durch Marias Seele geht das Schwert,  
 Nacht wird Tag — und Tag in Nacht verkehrt,  
 Und in Finsternis stirbt der Gerechte . . .

Hocken um das Kreuz die Kriegerstnechte,  
 Und sie würfeln um den Rock des Herrn. . .

-----  
 Und der Ostertag ist nicht mehr fern.



Märchenzauber die Poesie dieser Zeit wieder zerbricht. Die ganze Idee dieses Festes, wie es im deutschen Volke heimisch wurde, ist ein wunderbar schöner, tief ergreifender Märchentraum. Es ist die Botschaft der Liebe, die im letzten Grunde die Welt beherrscht, zu der die Menschheit berufen ist. Mich erschüttert es immer aufs neue, wenn ich am Weihnachtstag, während alle wieder einmal ans goldene Märchen glauben, die einzigartige webe Pracht der Einleitungsfäße beim Evangelisten Johannes lese: „Das Licht scheint in der Finsternis — und die Finsternis hat es nicht begriffen. Der Herr kam in sein Eigentum — und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Das ist die tiefe Tragik alles Menschentums, daß es nach Licht ruft und nach Erlösung — und daß es das Licht nicht begreift und seine Erlöser kreuzigt. Nur in versonnenen Märchen findet es eine harmonische Welt, und Weihnacht ist der schönste und ergreifendste dieser sehnächtigen Märchenträume.

Aber Ostern ist Wahrheit und Kraft. Klar und hell liegt die Welt, furchtlos und fest schauen wir ins Auge der Wirklichkeit. Kein Märchen verschönt sie, keine süße Lüge spinnt über die Nachtseiten des Lebens einen flitternden Traum. Wir nehmen es doch mit ihm auf, wir sind groß und mündig und scheuen auch herbe Wahrheiten nicht. Denn buntbewegte, ewig sich verjüngende Kräfte sprühen in aller Gestaltung des Lebens, sprühen auch in unseren Armen, in unserem Hirn. Diese Wahrheit tröstet und erweckt eine neue, starke, märchenlose Gläubigkeit. Von den Hügeln, auf die der freie Schein der Osterfonne sein goldenes Bad ergießt, weht frischer Wind. Es geht Ostern entgegen, dem Leben und der Kraft . . .

Doch wir brauchen beides: Märchen und Wahrheit, Sinnen und Schaffen, Enge und Weiten, Vergangenheitsliebe und Zukunftshoffnung. Wir brauchen Weihnacht und Ostern. Aus beiden bauen wir das Haus unseres Lebens.



## Ostern · Von W. A. Kranzhals

Es wölbt die Nacht im Schein der Sterne  
Den Himmelstraum,  
In weiter sonnenheller Ferne  
Heben sich laum  
Die Frühlingsblüten mit leisem Beben.  
O du heiliges süßes Erdenleben  
Erwach' vom Traum!

Aus allem Sterben, aller Gräber Stille  
Blüht neuer Glanz,  
Pochender, junger Sonnenwille  
Windet den Kranz,  
Glückhafte Stimmen zum Himmel steigen,  
Grünende Zweige sich zärtlich neigen  
Im Flimmertanz.

Nun hebt auch ihr euch auf aus all dem Bangen  
Und jaget nicht!  
Die schmerzende Fessel, die euch gefangen,  
Zerbricht, zerbricht!  
Sehet, die strahlenden Engel schreiten  
Über die wachende Erde und breiten  
Siegendes Licht!





# Viribus unitis

## Von Max Klemm

Vorbemerkung der Schriftleitung: Ohne nach einer Richtung vorgreifen zu wollen, stellen wir diese den Nerv unseres Volkslebens berührenden Vorschläge zu eindringlicher Erörterung.

**D**ie Finanzminister der einzelnen Staaten sind gegenwärtig nicht zu beneiden. Die Flut der immer höher anschwellenden Kriegslasten droht ihr sorgsam zusammengezimmertes Gebäude, wenn nicht gar wegzuschwemmen, so doch den Aufenthalt darin sehr unwohnlich zu machen. Bis jetzt sind wenig Vorschläge bekanntgeworden, die imstande wären, dem schweren Übel gründlich und auf die Dauer abzuhelpfen. Und doch ist es unbedingt notwendig, wenn die Lebenskraft des Staates ihre wohltätige Wirkung auch ferner betätigen und sich weiter entwickeln soll, daß zwei Hauptfragen gelöst oder mindestens einer Lösung nahegebracht werden sollen.

Die erste Frage ist: Auf welche Weise und mit welchen Mitteln lassen sich die unheimlich anschwellenden Kriegslasten am zweckmäßigsten verzinsen und allmählich abbauen?

Und die andere Frage, die auf den ersten Blick dieser vollständig fern zu liegen scheint, aber doch mit ihr auf das engste verwandt ist, lautet: Wie läßt sich die in dem Bund der mitteleuropäischen Staaten vereinigte Kraft- und Machtfülle am besten und sichersten, möglichst ohne Anwendung vertraglicher Zwangsmittel, für die Zukunft kraftvoll und lebensfähig erhalten und verwerten?

Es ist kein Zweifel, daß im letzten Grunde der Staatenbund in diesem Kriege den Sieg davongetragen haben wird, dem es am ersten gelingt, seine Finanzen wieder auf einen erträglichen Fuß zu bringen. Diesem Ziel stehen die größten Schwierigkeiten entgegen. Vor allem ist es zunächst die ins Riesenhafte angewachsene Höhe der Kriegsschulden, deren Höchstpunkt noch lange nicht einmal erreicht ist, die jedes, selbst das kräftigste Mittel als unwirksam erscheinen läßt. Was bisher geschehen ist, selbst die inzwischen durch den Reichstag im vorigen Frühjahr erledigte Steuervorlage trägt den Stempel des Verlegenheitsmittels auf der Stirn. Das Mittel kann nur vorübergehend wirken, gründlich und ausgiebig wirkt bis jetzt keines der angewandten Mittel. Die Zeit der Steuerchen nach der Art der Streichhölzer-, Champagner- und Automobilsteuer ist vorüber. Es wäre unklug, wollte der Staat wieder in seinen alten Fehler verfallen und die Finanzkrankheit mit einer Menge kleiner Pillen zu heilen versuchen, wo nur große durchgreifende Gewaltmaßnahmen helfen.

Man hat schon, namentlich von sozialdemokratischer Seite, den Vorschlag gemacht, den Abbau der Schulden in der Hauptsache auf den Besitz abzuwälzen und eine einmalige Vermögensabgabe bis zu 50 % sogar befürwortet, ohne dabei zu bedenken, welche große Gefahren ein solcher Vorschlag in sich schließt, denn man weiß, daß es die Henne abschlachten hieße, die die goldenen Eier legt, wollte man die Vermögen so belasten, daß jede fernere Vermögensansammlung eine Gefahr für den Besitzer in sich schloße und dadurch unmöglich gemacht würde.

Die Vermögen sollen natürlich herangezogen werden, jedoch in vernünftigen Grenzen, und innerhalb solcher ist es unmöglich, dieser ungeheuren Kriegslast wirksam beizukommen.

Als durchgreifende Mittel fallen einem zunächst Monopole ins Auge. Allein auch diese bieten beträchtliche, ja fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Ein Tabaksmopol findet eine so umfangreiche und blühende Industrie, daß das zur Ablösung notwendige Kapital so ungeheuer sein müßte, daß der Ertrag schon von vorneherein in Frage gestellt wäre. Mehr Aussicht böte ein Getreidemonopol, zumal da man bei der gegenwärtigen Verstaatlichung des ganzen Getreide- und Mehlvertriebs auf schon Vorhandenes aufbauen könnte. Allein die deutsche Regierung scheint bis jetzt dieser Maßregel nicht sehr geneigt zu sein. Wenigstens wurde die erste Nachricht von der Einführung eines Getreidemonopols mit auffallendem Eifer amtlicherseits bestritten. Dies ist wohl erklärlich, denn ein deutsches Getreidemonopol wäre eines der härtesten Schläge von uns gegen unsere treuen Bundesgenossen von Osterreich-Ungarn.

Und doch muß schließlich ein Weg gefunden werden, der Licht in die verwirrten und dunkeln Finanzverhältnisse bringt. Und der Gedanke ist naheliegend, ob nicht das, was dem einzelnen Staat innerhalb seiner beschränkten Grenzen aus eigener Kraft zu erreichen nicht möglich ist, nicht gewonnen werden kann, wenn die vielen verstreuten Kräfte gesammelt und zu einem ungeheuren großen Kräftebund vereinigt werden, so daß schließlich der Erfolg nicht ausbleiben kann. Diese Gedankerverbindung hat den in weiten Kreisen als hervorragenden Wirtschaftspolitiker bekannten Oberbürgermeister Dietrich von Konstanz veranlaßt, zu einem außerordentlichen Vorschlag, der nicht nur alle bestehenden großen Schwierigkeiten zu beseitigen imstande wäre, sondern der auch die wichtigsten staatsrechtlichen Weiterungen zur Sicherheit des Deutschen Reiches und des bestehenden Bundesverhältnisses der Mittelmächte zur Folge hätte.

Er schlägt vor, ein Getreidemonopol einzuführen, aber es gleichzeitig auf Osterreich-Ungarn, und um es vollends ganz wirksam zu machen, auch auf Bulgarien und Rumänien auszudehnen. Diese tief in die Verhältnisse der genannten Staaten eingreifende Maßregel hat als logische Folge die Notwendigkeit nach sich zu ziehen, daß sämtliche Staaten, die an dem Getreidemonopol teilnehmen, auch ihre sämtlichen Kriegsschulden zusammenwerfen und gemeinsam verwalten müßten. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß eine derartige Gewaltmaßregel einen verblüffenden Eindruck machen muß, weil sich alle Einzelfolgerungen im Augenblick gar nicht übersehen lassen. Aber bei gründlicherer Prüfung werden sich so außerordentliche Vorteile zeigen, daß mindestens eine eingehende Prüfung des ganzen Planes sich sehr empfehlen dürfte.

Vor allem ließe sich ein solches Getreidemonopol als eine Finanzquelle ersten Ranges mit einer Ergiebigkeit und einer sich allen Verhältnissen anpassenden Gleichmäßigkeit nutzbar machen, wie man sie bisher noch nicht erschaut hat. Und dieses Ziel würde erreicht, ohne daß irgendwelche Verteuerung des Brotes notwendig wäre. Der Inlanderzeuger in sämtlichen genannten Staaten wäre die Sorgen, wie und wo er sein Getreide unterbringen soll, für immer los und hätte

mit einem feststehenden Preise zu rechnen. Nach Kriegsende muß man sowieso mit aller Sicherheit damit rechnen, daß von einem Sinken der Getreidepreise auf dem Weltmarkt gar keine Rede sein kann wegen der schlechten Welternte und angesichts des Tonnagemangels zum überseeischen Transport. Welcher Vorteil wäre es für den Verbraucher, wenn ihm bei solchen Verhältnissen ein mäßiger Brotpreis sichergestellt wäre! Wie ließe sich ferner ein solches Riesenmonopol zur Ausnützung der Weltmarktkonjunktur in weitestem Maße verwerten! Ja der Weltmarktpreis könnte entscheidend dadurch beeinflusst werden. Eine politische Waffe ersten Ranges hätten wir in der Hand, indem wir durch Kauf oder Verweigerung der Abnahme von Getreide auf Staaten, die darauf angewiesen sind, viel entschiedener einwirken könnten, als auf dem Wege des Zollkriegs. Dabei ist die Wirkung eines solchen Getreidemonopols nur um so umfassender, je mehr Getreidearten in das Monopol einbezogen werden. Es ist eine Frage der Zweckmäßigkeit, ob es sich auf Weizen beschränken, oder Roggen, Gerste und Mais mit umfassen soll. Tritt man dieser Maßregel näher, so empfiehlt es sich, sie gleich so umfassend als möglich auszugestalten.

Für Österreich, Ungarn und Rumänien wären die Vorteile womöglich noch größer als für Deutschland. Namentlich Ungarn und Rumänien sind auf die Ausfuhr ihres überschüssigen Getreidevorrates angewiesen. Für sie ist es Lebensfrage, daß ihre Landwirtschaft regelmäßigen und gutbezahlten Absatz hat. Dieser ließe sich nicht besser und sicherer gewährleisten, als mit dem Monopol. Die Sorge der schwierigen und teuren Verfrachtung wäre behoben, da das Monopol selbst dafür sorgen würde.

Man weiß, daß die wirtschaftliche Annäherung von Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Hauptschwierigkeit in dem wirtschaftlichen Gegensatz des Charakters der beiden Länder hat. Während Deutschland neben seiner Landwirtschaft hauptsächlich seine bedeutende Wellexportindustrie zu berücksichtigen hat, wird der Charakter, je weiter wir nach Osten kommen, immer mehr landwirtschaftlich. Ungarn und Rumänien vollends sind rein Landwirtschaft treibende Länder. Unter diesen Umständen ist eine wirtschaftliche Annäherung außerordentlich erschwert wegen der Verschiedenheit der Interessen.

Aber mit einem Schlag wären alle diese Widerstände und Schwierigkeiten behoben durch ein gemeinsames Getreidemonopol. Es wären für alle Länder die landwirtschaftlichen Interessen gleich, und jedes Land wäre in der Lage, da für seine Landwirtschaft gesorgt ist, seinen anderen Aufgaben, so wie es seine eigenen Vorteile verlangen, unbeeinflusst nachzugehen. Man wird Österreich-Ungarn und Bulgarien nicht zu nahe treten, wenn man die Tatsache erwähnt, daß die Schuldenlast dieser Staaten, die schlechte Valuta und die drohende Gefahr einer Papiergeldwirtschaft ein wenig erfreuliches Bild von ihrem Finanzstand geben. Die Vorteile eines solchen gemeinsamen Monopols zusammen mit der gemeinsamen Kriegsschuldenverwaltung wären so groß, daß man eine Ablehnung etwa aus falschem Stolz nicht verstehen könnte.

Die Verwaltung des zwischenstaatlichen Monopols und der gemeinsamen Kriegsschulden müßte in die Hand gemeinschaftlicher Organe gelegt werden, zu

benen die sich beteiligenden Staaten je nach der Größe ihres Interesses im Verhältnis eine Anzahl teils von den Staatsoberhäuptern zu ernennenden, teils von den Parlamenten zu wählenden Vertreter stellen würden. Der Sitz der Verwaltung wäre in Berlin, die Verhandlungssprache deutsch.

Die Erträgnisse des Monopols kämen nicht zur Verteilung, sondern würden zur Verzinsung und Tilgung der Kriegsschulden gemeinschaftlich verwendet.

Da hierzu aber die Einnahmen nicht vollständig ausreichen würden, so schlägt Dietrich als eine weitere Geldquelle eine Kohlensteuer in Form einer Förderungsgebühr vor. Es darf dabei eingeschaltet werden, daß Oberbürgermeister Dietrich diese Kohlenfördersteuer dem deutschen Reichsschatzsekretär schon im September 1916 mündlich in Vorschlag gebracht hat. Es liegt nun vor allem die Frage nahe, ob es sich empfiehlt, auch diese Kohlenförderungssteuer auf alle Staaten des Getreidemonopols auszudehnen, und diesem Gedanken steht hindernd im Wege, daß Österreich-Ungarn bedeutend weniger Kohlen schürft als Deutschland, und daß Rumänien überhaupt keine Kohlen hat. Deutschland würde also bei einer Ausdehnung der Kohlensteuer auf alle genannten Staaten eine ungeheure Summe frei und ohne Gegenleistung an seine Bundesgenossen aus der Hand geben.

Dennoch aber wäre die Ausdehnung dieser Kohlensteuer auf alle verbündeten Staaten warm zu befürworten, denn die unwägbareren Gewinne einer solchen Gemeinsamkeit auf staatsrechtlichen Gebiet in Form einer unabsehbaren Kräftigung des ganzen Mächtebundes wären so groß, daß sich über den Geldverlust wohl weggehen ließe. Es könnte auch vielleicht in Erwägung gezogen werden, ob nicht Rumänien zu einem gemeinschaftlichen Petroleummonopol gedrängt werden könne, wodurch sich wieder einige 100 Millionen zugunsten der Gemeinsamkeit gewinnen ließen. Wenn schließlich Bulgarien bei dieser Neuordnung am meisten begünstigt wäre, so hätte es das auch wohl verdient. Bedenkt man, welchen Dienst es uns durch seinen rechtzeitigen Übertritt auf unsere Seite geleistet hat, was es uns erspart hat, dadurch, daß es unsere Feinde nicht unterstützt hat, so wird man auch sein Einverständnis geben können, ihm eine besondere Vergünstigung zukommen zu lassen.

Eine gemeinsame Verwaltung von Getreidemonopol, Kohlenfördersteuer mit Ausfuhrgebühren und dem Petroleummonopol würde den Betrieb vereinfachen und verbilligen, man würde Beamte sparen und übersichtliche Verhältnisse schaffen. Es ist wohl anzunehmen, daß diese drei Riesenmonopole bei richtiger Verwaltung und Ausnützung, namentlich wenn sie einmal einige Jahre ungestörten Fortgang hinter sich haben, instande sind, die Verzinsung und Abbauung der gemeinsamen Kriegsschulden zu bewältigen. Aber damit ist ihre volle Wirksamkeit noch nicht erschöpft. Vielmehr tragen sie den Keim zu weiterer fruchtbarer Entwicklung in sich. Es läßt sich wohl mit der Zeit an das Petroleummonopol und die Kohlenfördergebühr ein Elektrizitätsmonopol anschließen. Welche Ausichten öffnen sich, wenn man mit dieser Neuordnung der Finanzen zugleich die ganze Kanalverbindungsfrage unter allen diesen Ländern zur Lösung bringen würde! Wenn nur jährlich aus den Riesenerträgnissen 100 Millionen Mark verträglich abgezweigt würden, für Kanalbauten, so wären in absehbarer Zeit die

Donau-Oberverbindung, die Regulierung des Oberrheins bis zum Bodensee, die Donau-Mainverbindung, die Donau-Elbeverbindung, die Donau-Bodenseeverbindung und die Schiffbarmachung der Donau bis Ulm, ferner die vielen Kanalbauten Oesterreichs und Ungarns ohne Belastung der angrenzenden Staaten fertigzustellen.

Welcher Vorteil wäre es, wenn ständig ohne Unterbrechung die Lastlähne Kohlen vom Oberrhein auf dem Wasserwege nach dem fernem Osten bringen und auf der Rückfahrt landwirtschaftliche Erzeugnisse nach Deutschland schaffen könnten!

Und dann noch ein Gedanke. In den Kriegsanleihen aller verbündeten Staaten sind unermessliche Summen baren Geldes festgelegt. Schon heute bildet es eine schwere Sorge der Finanzleute, woher sie das genügende Bargeld beschaffen sollen, wenn nach Friedensschluß namentlich die mittleren und kleinen Anleihezeichner ihr Geld notwendig brauchen. Die Darlehensklassen reichen bei weitem nicht aus. Da ließe sich wohl denken, daß bei diesen ungeheuren Umsätzen dieser gemeinsamen Monopolverwaltung auch ein großer Teil sich zur Befriedigung dieses Bargeldmangels in Form von Vorschüssen oder Darlehen nutzbar machen ließe.

Wie gewaltig und trotzig ist doch der Gedanke, daß auf diese Weise der ganze mitteleuropäische Staatenverband gegen alle Zwischenfälle und Gefahren mit seiner Volksernährung sichergestellt wäre auf alle Zeiten! Und zugleich wäre eine Grundlage geschaffen, die die Verbündeten enger und fester aneinander-schließen würde, als es Verträge je vermöchten. Ein fruchtbarer Boden wäre geschaffen, auf dem nicht nur jeder der beteiligten Staaten, weil er mit einem Schlag seine schwerdrückenden Finanzsorgen los wäre, sich mit ungeschwächter Kraft den eigenen wichtigen Staatsaufgaben zuwenden könnte, sondern es wäre auch Raum gegeben zum Ausbau weiterer den Vorteil aller fördernder Einrichtungen.

Es liegt klar auf der Hand, daß diese gewaltige Neuordnung hier nur in den notdürftigsten Umrissen angedeutet werden konnte. Sie wird auch mit manchem heftigen Widerstand rechnen müssen, denn eine so tief eingreifende Maßregel wirkt auch wieder zerstörend auf viele Verhältnisse. Allein der Krieg hat die ganze Welt so in ihren Grundfesten erschüttert, daß zur Heilung der entstandenen Schäden man sich auch zu großen weitgreifenden Entschlüssen aufraffen muß. Auf den ausgetretenen Geleisen der seitherigen Bahnen kommen wir nicht weiter. Die Not der Zeit verlangt gebieterisch große Gedanken. Der gemachte Vorschlag gibt einen Fingerzeig, von dem nur zu wünschen wäre, daß ihn die maßgebenden Stellen nicht ohne weiteres unter den Tisch werfen, sondern daß sie ihn wohlwollend prüfen, annehmen und in ihrem Sinne ausbauen.

Die Durchführung des großartigen Planes dürfte um so leichter zu bewertstelligen sein, als er nur Vorteile bringt. Und angesichts der in Aussicht stehenden großen Lichtpunkte sollten einzelne Opfer, die etwa zu bringen wären, keine ausschlaggebende Rolle spielen dürfen. Man denke doch an das Jahr 1871. Die Fürsten der Bundesstaaten des Deutschen Reiches brachten damals dem großen Gedanken

der Einheit des Reiches zulieb freudig große Opfer von ihrer Selbständigkeit. Und wie sich diese Opfer gelohnt haben, das zeigt die Widerstandsfähigkeit, die das Deutsche Reich im gegenwärtigen Kriege so glänzend bewährt hat.

Möge sich dieser großzügige, auch zu notwendigen Opfern bereite Sinn wiederum bewähren, wenn es gilt, die staatsrechtlichen und finanziellen Verhältnisse der verbündeten Staaten in Mitteleuropa neu zu ordnen!



## Zerstörte Heimat · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Ich habe nun so lange schon  
Geträumt den einen Traum  
Vom Wiedersehn beim Friedensklang  
In meiner Heimat Raum.

Dann ging ich durch mein Vaterhaus  
Im alten Baltienland  
Und bebend grüßte jeden Stein  
Das Streicheln meiner Hand.

Nun ist der Traum wohl ausgeträumt —  
Mein Herze glaubt's so schwer —  
Die Heimat werd' ich wiedersehn,  
Das Vaterhaus nicht mehr.

Nun ist's in Flamm' und Rauch verdampft,  
Wo's stand, ist alles tot,  
Mein grüner Garten ist zerstampft,  
Von Blut mein Boden rot.

Und meine Erde nicht mehr mein,  
Die grüftegähnend starrt, —  
Die Fremde kann nicht fremder sein,  
Als mir die Heimat ward!

Nun ist im weiten Erdenrund  
Mein Herz des Zufalls Spiel,  
Und meine Sehnsucht ohne Grund,  
Mein Wandern ohne Ziel!

Mein Herz — ein frierend Bettelkind  
Geht nackt und bloß einher,  
Und seine Tränen trinkt der Wind  
Und fährt sie übers Meer.



# Der Grübler und der Krieg

Von Karl Meisfingcr



cit zwei Jahren liegen wir in einem Städtchen am Südrand der Ardennen, belgisch mit einer Spur deutschen Einschlags. Es war 1916. Ein Sommernachmittag, heiß ohne Schwüle, ein Höhepunkt des Jahres.

Mein Kamerad forderte mich zu einem Spaziergang: „Komm mit, aber tu mir den Gefallen und schweige.“ Ich nickte nur, denn ich kannte ihn. Er war ein sonderbarer Mensch. Er wußte genau, wie sehr er vom Durchschnitt abwich, aber das bedrückte ihn nicht. Sein Tun entsprang der innersten Natur seines Wesens, es war wahrhaftig so und darum recht. Wer ihn nicht näher kannte, hieß ihn hochmütig, eingebildet, denn er verzichtete auf Gesellschaft. Ich hatte einmal versucht, ihn mehr mit Menschen zusammenzubringen. Er hatte abgewehrt: „Laß mich. Ich weiß das. Der Durchschnittsmensch braucht immer und überall ‚Gesellschaft‘. Eigne Gedanken, mit denen er sich beschäftigen könnte, hat er nicht. Er fühlt seine Unzulänglichkeit; er merkt, daß trotz seines Daseins eine Lücke, ein Defizit vorhanden ist, daß er — biblisch gesprochen — den Umkreis, der seinem Geiste vorbehalten ist, nicht ausfüllt. Daher dann das Bestreben, diese Leere durch andere ausfüllen zu lassen. Ich hasse die Duzendköpfe, die Allediegleichen, die Massenartikel.“ Da ließ ich ihn gewähren.

Wir trugen beide denselben Vornamen und glichen uns äußerlich so sehr, daß man uns in der Dämmerung oft verwechselte. Innerlich bestand ein Unterschied, doch kein Gegensatz. Ich fühlte ohne Neid seine Überlegenheit, und er war dankbar, einen Menschen zu haben, der bereit war, ihn anzuhören, wenn er — selten einmal — das Bedürfnis hatte, sich auszusprechen. Er war ein Grübler. Der Krieg, den er nie als Frontsoldat miterlitten, hatte ihn gepackt und das ruhige Gleichmaß seiner Seele erschüttert. Der Krieg! Mit diesem Problem rang er. Der schreiende Widerspruch der schreckensvollen Geschehnisse unserer Zeit zu allen überkommenen Begriffen von Gott und Menschentum zerschnitt ihm die Seele, und er zerbrach an diesem Zwiespalt, den er im tiefsten Innern fühlte, ohne ihn überwinden zu können. Sein Denken suchte umsonst des Rätsels Lösung, sein Glaube war solcher Erprobung nicht gewachsen.

Zum Walde? Ein Nicken: wir waren einig über den Weg. Der führte — verboten — quer über den Bahndamm, einen Rain hinauf und in der Ackerfurche zu einem schmalen Sträßchen, das genau die höchste Linie einer langhinstreckten Hügelkette markiert. Da standen wir einen Augenblick still. In langen flachen Wellen kommen die Ardennen von Norden herab und klingen langsam aus. Hellste Sonne über den Bergen. Und hoch! Ein Herbes, Verhaltendes, Gepreßtes liegt wie ein Schleier über dem Bilde der Landschaft. Oder sind es unsere Augen, die diesen Schatten hineinsehen in die sonnenfrohen Farben? Unglückliches Land!

Rechts hinunter an einem Finsterhang leitet ein Weg mit ausgefahrenen Gleisen in den Wald. Geheimnisvoller Ardennenforst, bist du das Vorbild Böllins gewesen zu seinem „Schweigen im Walde“? Raum sichtbar tastet der Pfad durch hohe düstre Tannen, ein Nadelteppich erstickt jedes Geräusch der schreitenden Füße. Zerzauste Flechtenbärte hängen von rauhen Stämmen, und Pilze mit gedankenvoll-schiefsgeneigten Köpfen stehen umher wie ein komischer Landtag von Wichtelmännern. Im Grunde, wo Sonnenlicht sieghaft die Waldnacht durchbricht, ein Bach. Quer darübergestürzt ein Baumstamm als willkommener Steg. —

Wir stehen auf einer Waldblocke. Vergessene Einsamkeit. Wo liegt die Welt, wo ist Krieg? Die Sonne wirft glühendes Licht vom flimmernden Himmel, und ein Summen ist in der Luft von tausend Insektenflügeln. Mannshoher Adlerfarn verbirgt uns völlig. Unter dem Erlengebüsch brennen die roten Kerzen des Weiderichs, dazwischen gelbsternige Lysimachia. Drüben am abgeholzten Hange ein Farbenüberschwang: meterhohe Weidenröschen zwischen Vogelbeeren und Fingerhut, maßlos üppig, undurchdringlich. Und über allem ein süßer Duft, gemischt aus hundert Gerüchen von Gras und Kraut und Blüten.

Jenseits dieses lichtfrohen Eilands steigt ein junger Kieferschlag bergan. Umsonst spannt der das blaugraugrüne Spitzengewebe seiner Wipfel gegen die Sonne und wehrt sich mit spitzen Nabelspitzen. Sie spottet seiner, und lachend schwirren ihre Strahlen durch sein Geäst und finden den Boden und streicheln ihn und wärmen und locken, bis Grashälmschen daraus spritzen, langes, schönes, weiches Gras.

„Nicht weiter! Hier bleiben wir.“ Mütze, Rod und Stiefel fliegen auf einen Haufen. Der andere entkleidet sich ganz. Wir liegen im Gras und lassen uns lösen vom Licht der fernen Sonnenmutter. Die scheint so warm, Grashälmschen umschmeicheln Nacken und Füße, ein leises Säufeln und Surren ist rings um uns und über uns. Jetzt schlafen! Schlafen und Vergessen! Kein Krieg mehr. — Frieden. — — Stille. — — —

„Zum Schlafen hatt' ich dich eigentlich nicht mitgenommen.“ Ich fuhr verwirrt in die Höhe. Mein Kamerad stand lächelnd vor mir. Dann ernst werdend: „Du hast ja recht. Schlafen und träumen ist besser als wachen und grübeln.“

Ich suchte mich zu entschuldigen: Wertwürdige Gefühle beschleichen mich, wenn ich im Sonnenschein im Grase liege. Ich fühle mich so geborgen, beruhigt, erlöst. Ich bin daheim. Je älter ich werde, je mehr empfinde ich diese Zusammengehörigkeit mit allem Lebendigen, und ich bin glücklich in diesem Gefühle des Angeschlossenseins an die unendliche Natur. Die Erde ist unsre Mutter. Soll ich nicht schlafen und träumen dürfen, wenn ich bei ihr bin?

Er stimmte zu. „Ja. Auch mir ist oft, als wüchse ich aus der Erde wie eine Blume. Dann möchte ich Bäume und Büsche und alles Lebendige umarmen als meine Geschwister. Wie hat sich der Mensch, indem er sich über die Erde erhob, doch selbst ausgestoßen aus dem Paradiese, ist fremd geworden in seinem Heimatgarten.“



Ich schwieg, denn ich wußte, er wollte keine Unterhaltung. Plötzlich zuckte er lauschend auf. Seit einiger Zeit war ein Knurren und Murren in der Luft wie von argwöhnischen Hunden. Jetzt schwoll es an und war wie das gröhrende Brüllen hungriger Bestien.

„Die Kanonen von Verdun“, sagte ich leise. Er nickte hastig und ein verächtliches Lachen umzuckte seinen Mund.

„Du willst dich vor Enttäuschungen bewahren? Ich rate dir, denke gering von den Menschen! Unstre Feinde belehren mich. Hörst du, sie brüllen uns zu mit Kanonenmäulern, daß sie für Kultur und Sitte kämpfen. Sie streiten für edelstes Menschentum, und weil wir's nicht glauben, werfen sie Eisenbroden, die splintern in Scherben wie zerschlagene Töpfe und fressen lebendiges Menschenfleisch. Es ist grauenhaft!“ Er schlug die Hände vor die Augen. „Tiere und Menschen hielt ich für Geschwister. Ich Narr! Wo wäre ein Tier, das alle Kräfte der Natur zusammenraffte wie ein Teufel, die eigne Gattung zu vernichten? Das tut kein Tier. Das tut der Mensch, das Übertier.“

Das Entsetzen schüttelte ihn. Ich suchte zu beruhigen. Er sah mich starr, wie abwesend, an, noch immer lauschend, als suche sein Ohr in dem Gedröhn einen bestimmten Ton. Seine Seele bebte unter jenem unheimlichen Grollen, das im sonnigen Frieden dieses stillen Waldwinkels dreifach wahnvoll schien. Plötzlich sagte er ganz unvermittelt: „Wenn dieser Krieg der letzte wäre, dann hätte die Menschheit einen gewaltigen Schritt vorwärts getan dem unbekanntem Ziele ihrer Entwicklung entgegen. Und einmal muß der letzte Krieg kommen! Man mag immerhin den Weltfrieden eine Utopie schelten; darauf hinarbeiten bleibt doch unsere Pflicht! Er ist ein Ideal. Welches Ideal ist je erreicht worden? Sind vollkommene Gerechtigkeit und Freiheit, Humanität und alle Tugenden nicht ebenso unerreichbar? Und doch sind sie Ziele, Richtungspunkte, und die Menschheit drängt ihnen nach mit der lechzenden Begierde erlösungsbedürftiger Seelen.“ Und nach einer kleinen Pause: „Es gibt Vernunfttheoraten und Liebeserben. Die heutigen Völkerbünde sind Vernunfttheoraten. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Es muß anders werden, es muß anders werden, sollen nicht Blutopfer in alle Ewigkeit zum Himmel rauchen! Wenn Geld erraffen nicht mehr den Inhalt des Menschenlebens bildet, wenn jeder einzelne zu einer höheren Auffassung vom Zwecke des Daseins sich hinaufgearbeitet haben wird, dann wird aus dieser wahren Menschwerdung des einzelnen die Menschwerdung der Völker und Nationen sich von selbst ergeben, und dann werden Kriege wie dieser unmöglich sein. Und daran sollst du helfen!“

Es klang wie ein Gebot. Er lag auf den Knien, die gefalteten Hände auf den Erdboden gestützt; das Sonnenlicht umfloß seine Gestalt. So sah er aus wie ein Betender.

„Wenn das der Sinn des Krieges ist,“ sprach er feierlich, „so sind alle gesegnet, die dafür kämpfen und darben.“

„Der Sinn des Krieges! Hat der Wahnsinn einen Sinn?“

Er sah mich forschend an. „Eine Segenfrage: Hat die Welt einen Sinn?“

„Ja!“

„Warum meinst du das?“

„Weil es ein widersinniger Gedanke ist, daß dieser ungeheure Aufwand an Kraft, den wir ‚die Welt‘ heißen, ganz sinnlos sei, weil es mir unerträglich ist, das Dasein für zwecklos zu halten.“

„Das ist kein Beweis. Aber immerhin. Es ist auch mein Standpunkt. Dann aber hat auch der Krieg einen Sinn, denn er ist ein Teil der Welt.“

„Ich geb' es zu. Aber was ist sein Sinn?“

„Ich weiß es nicht. Warten wir sein Ergebnis ab. Das Ergebnis des Krieges ist der Sinn des Krieges; es gibt keinen anderen.“

„Ich weiß wohl, was du unter ‚Ergebnis‘ verstehst. Und wenn er kein solches ‚Ergebnis‘ haben wird?“

„Dann — — war er sinnlos!“

Schweigen. Das Brüllen der stählernen Raubtiere zitterte in der sonnigen Luft. Der gequälte Ausdruck kam wieder in sein Gesicht.

„Man sagt, der Krieg sei Strafe und Mittel zur Besserung. Das kann nicht sein! Wie kann ein Krieg, der ärgste Rückfall der Menschheit in Barbarei, die Menschen bessern? Ein Krieg, der das Roheste und Tierischste im Menschen weckt, der Haß und Vernichtung, Lüge und Mord zum Tagewerk von Millionen macht? Treibt man den Teufel aus durch Beelzebub?“

Er stand auf. Ich merkte, er wollte noch etwas sagen, aber er zauderte, ob er sprechen sollte. Lieblosend strichen seine Finger über einen Nieferszweig, der wie eine Straußensefeder vor seinem Auge schwankte. Aber seine Gedanken gingen weit im Grenzenlosen. Er hatte mir halb den Rücken gelehrt. Und plötzlich, als fürchtete er, es könne ihn reuen, begann er:

„Ich glaube, die Beschäftigung mit religiösen Dingen ist mehr ein spät jutage tretendes Ergebnis der Erziehung, als eine Frucht eignen Nachdenkens. Wenigstens scheint mir, daß vielen Menschen die Beschäftigung damit nur deshalb so schwer fällt, weil sie in ihrer Kindheit nie darauf hingewiesen worden sind. Und später sind sie ‚zu klug‘ dazu. Aber wenn schon Vorurteile die schlimmsten Hindernisse auf dem Wege zu klarer Erkenntnis sind, sollte nicht Freidenkertum selbst ein Vorurteil sein? Wieviel Köpfe sind erleuchtet genug, sich ihrer klugen Unwissenheit bewußt zu sein?“

Was wissen wir von Gott? Gott? Millionen sprechen dieses Wort, aber es sind nicht zwei, die mit dem gleichen Worte die gleiche Vorstellung verbinden. Ein jeder braucht einen anderen Gott für seine Bedürfnisse und Nöte, ein jeder hat einen anderen Gott, denn jeder sieht seine Charaktereigenschaften in seinen Gott hinein. Jeder einzelne, jedes Volk, jedes Zeitalter. Aber die heißesten Herzenswünsche einer ganzen Menschheit reichen nicht hin, um einem Gotte Eigenschaften aufzuzwingen, die ihm fremd sind.“

Er hatte ein junges Bäumchen gefaßt und umklammerte es mit beiden Händen, als ob er es zerpressen wollte. Und ein Schluchzen war in seiner Stimme, als er nun fortfuhr: „Wenn so ein Menschenherz vom Peltchenhieb des Krieges getroffen sich aufbäumt in rasendem Schmerze, dann gellt der wilde Schrei der Anklage: Du Gott der Liebe, wie konntest du das geschehen lassen! Millionen-

fach tönt dieses Kreischen fassungslosester Verzweiflung, seitdem der Krieg die zitternde Menschheit geißelt. Zwischen brutalsten Tatsachen und liebstem Wunschglauben taumelt der aufgeschreckte Mensch, und ratlos bleibt allein als Weisheit letzter Schluß: Es ist kein Gott!

Noch diese furchtlos-furchtbare Folgerung ist falsch! Wohl ist ein Gott! Der Urgrund alles Seins und aller Entwicklung Ziel, des ganzen Universums letzte, tiefste Einheit, der Sinn alles Geschehens, der Zweck des Daseins, das Ungeheure der Welt und alles Geheimnis, das sie durchbebt, und alle Kraft, die in ihr wühlt und schafft und die sie treibt und trägt, Gedanke und Wille und alle Sehnsucht des Menschenherzens und alles Wunder und Rätselhafte im Leben und im Sterben: das ist Gott! Wohl lebt ein Gott! Aber — er ist nicht so, wie wir es wünschten, daß er sei! Ich weiß nicht, wie er ist. Er ist wie die Welt, gut und böse zugleich! Du hoher, unbekannter Gott! Lichtsucher waren die Menschen, seitdem der erste Gedanke in einem Menschenhirn aufzuckte. Nun laß ihn endlich kommen, den Lichtbringer, den Rätsellöser, der unser hellstes neues Wissen mit tiefst-uralttem Fühlen in Einklang bringe, daß er den Zwiespalt töte, der unsre Seelen zerbricht!“

Er hatte es in höchster Ekstase gerufen. Die Arme emporgestreckt, blickte er starr in die blaue Höhe. Auf einmal sanken seine Arme herab, er sah sich suchend um, schüttelte den Kopf und plötzlich brach er zusammen. Erschrocken sprang ich hinzu. Sein Körper war nicht stark genug gewesen, dieser äußersten Erregung seiner nach dem Höchsten greifenden Seele standzuhalten.

Mein Freund hat nie mehr über diese Dinge gesprochen. Die Natur hatte mit soviel Verschwendung die geistige Seite seines Wesens ausgestattet, daß seine körperliche Bildung benachteiligt worden war. Seine Kräfte schwanden von Tag zu Tag. Es wäre ein Verbrehen gewesen, eine Unterredung zu suchen, die neue Erschütterungen bringen konnte.

Eines Herbstnachmittags gedente ich noch. Wir gingen zusammen zu einem Hügel, der ohne Schroffheit aus der Ebene wächst. Weißstämmige Birken mit goldfarbenem Laube standen wie Körper gewordenes Licht gegen den blauen Himmel. Herbstsonne schimmerte auf jedem Bitterblättchen, daß es wie von innen durchleuchtet schien. Ergriffen standen wir und betrachteten diese stumme Offenbarung ewiger hoher Schönheit. Da sagte mein Freund: „Diese Birken sind ein Gleichnis meiner selbst. Heute sprühen sie und glänzen wie Licht, das nie erlöschen könnte. Komme wieder nach acht Tagen, und du wirst nichts mehr finden als totes Gestrüpp.“

Dezember. Mein Kamerad lag seit Wochen im Lazarett. Hoffnungslos. Ich hatte ihn besucht. Sein Lager stand am Fenster, frei schweifte der Blick ins Weite. Ein wundervoller Wintertag. Ein Farbendreiklang beherrschte die ganze Natur: braungrau die weitgedehnten Wälder an den Bergen, goldblau der reine Himmel und weiß die Fläche der Erde. Kühl und weiß. So ruhig, so klar die ganze Natur. Und stille. Ein Krankenzimmer ist so still und weiß. Die ganze Erde ist ein Lazarett. — —

Die scheidende Sonne blutet. Ein Feuerstrom quillt aus geöffnetem Himmelstor über die weiße Weite; jede Erhebung der Fläche glüht, ein Leuchten glänzt auf aus dem bleichen Schnee. Die kampfmüde Erde lächelt, ein krankes Kind, dem zitternde Mutterhände die feuchte Steine streicheln.

Ich spüre den Druck einer heißen Hand. Mein Freund sitzt aufrecht in seinem Bette. Die glänzenden Augen, die soviel Schönheit der Natur mit nie gestilltem Durste tranken, starren verzückt in jenes lichte Wunder. Verklärend schmeichelt ein Abglanz auf seinen blassen Wangen. Er atmet tief und ruhig. Dann sieht er mich an mit langem festem Blicke und legt seine beiden Hände in meine. —

Plötzlich — was ist? Ein fahles Grau huscht über den weißen Schnee und würgt das goldene Leuchten, blaue Schatten fallen ein, starr wird das Antlitz der Erde. — Ein Grauen greift nach meinem Herzen.

Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft? — An diesem Abend starb mein Freund.



## Die Schlacht · Von Hans Heibsted

Einschneidendes Prasseln: — Maschinengewehr. —  
 Verworfene Stimmen; — Granaten. —  
 Sprung auf! — Eine Welle am Graben her;  
 Rauch; Erde und klappernde Spaten.

„Hier! Hier!“ — Lautes Rufen. — Ein Stoß, — ein Schrei! —  
 Blut. — Drähte, gleich zuckenden Armen. —  
 Zerschossene Tanks — eine Straße — — vorbei! —  
 Ein Christusbild. — „Jesus! — Erbarmen!“ — —

Stumpfsinnige Blicke. — „Verrückt!“ — Wer rief? —  
 Schrapnells. — Ein zerschmetterter Schädel. —  
 Ein Sterbender, röchelnd. Ein Liebesbrief,  
 Zerknittert: — „Mein herziges Mädel!“

Am Ziel! — Tiefe Trichter. — Ein Kolbensschlag.  
 Aufatmen. — Ein Sprung in den Graben. — —  
 Koltschimmernde Wölftchen. Erwachender Tag. —  
 Auf einsamen Feldern zwei Raben.



# Kriegsverlängerung

## Von Dr. Otto Seidl

**S**raf Hertling hat den Wunsch Naumanns erfüllt, noch deutlicher und ausdrücklicher zu erklären, daß wir „Belgien nicht behalten wollen“. Er verzichtet aber auf die naheliegende Drohung, daß wir Belgien doch behalten werden, wenn England und Japan — Frankreich und Belgien selbst gegenüber haben wir ja Faustpfänder — uns unsere überseeischen Schutzgebiete nicht zurückgeben. Warum wird diese Drohung nicht ausgesprochen? Warum wird so getan, als wäre die Rückgabe der Kolonien durch Japan und England, die keinen Fußbreit ihrer Gebiete verloren haben, während ihre festländischen Bundesgenossen von uns niedergeworfen oder schwer beschädigt sind, eine Selbstverständlichkeit, falls wir nur diese „wiederherstellen“?

Der Grund, daß die naheliegende Drohung nicht ausgesprochen wird von unseren Staatsmännern, liegt darin, daß ihre Wirkung zu unsicher ist. Würde sich Belgien dadurch veranlaßt sehen, England um Rückgabe der deutschen Schutzgebiete zu ersuchen und im Falle der Ablehnung dieser Bitte nach einem Sonderfrieden mit uns zu streben? Wohl nicht. Der deutschen Regierung aber bliebe, nachdem die Drohung sich als wirkungslos erwiesen, nichts übrig, als einzugestehen, daß ihre ganze Kriegsziel- und Friedenspolitik verkehrt war, nie darauf berechnet, den Gegner einzuschüchtern, vom Siege des Deutschtums in Europa zu überzeugen, sondern immer nur so geartet, daß die Sozialdemokratie, auch soweit sie einem deutschen Siege abgeneigt ist, mitmachen konnte.

Ich sehe einen Fehler der Vaterlands-Partei, deren Mitglied ich bin, darin, daß sie nicht eingesteht, daß wir außerhalb Europas den Krieg verloren haben und auf die überseeischen Schutzgebiete verzichten müssen, wenn wir den Sieg in Europa behaupten wollen. Zur Rückerwerbung der außereuropäischen Gebiete ist das in Europa siegreiche Heer völlig außerstande, und es fragt sich, wie lange es überhaupt noch Politiker in leitenden Ämtern dulden wird, die ihm seine Leistung, den Sieg in Europa, verhandeln und ihm Unmögliches zumuten: durch Kämpfe in Frankreich und Belgien Afrika zurückzuerobern.

Es ist richtig, daß der Januschauer nur die Wirkung der Friedensresolution und der Verzichtsfriedenspolitik auf die Feinde berechnet, nicht ihren ethischen Gehalt und ihre „edlen Motive“. Mit der von Naumann geprägten Formel „Mein Land, mein Recht!“ können wir den Engländern aber nichts beweisen. Uns könnten damit die Wahehe und die Hottentotten kommen. Die Formel würde sich für die Bulgaren eignen, die von ihrem Siege „nichts weiter“ wollen als die Vollendung ihrer nationalen Einigung auf Kosten ihrer besiegten Nachbarn. Würde der Reichstag das gleiche für das Deutschtum fordern und die Zurückstellung entgegenstehender dynastischer Belange verlangen, so könnte man höchst einverstanden sein. Aber davon, daß Deutschböhmen mit dem Hungertode bedroht wird durch die Tatsache, daß es nicht vom preußisch-deutschen Kaiser, sondern

vom Kaiser der Tschechen regiert wird, ist nie die Rede. Das Deutschland zeigt sich völlig unklar über die Aussichten, die sich ihm in Europa auf Grund seines militärischen Sieges eröffnen, und erfüllt durch die beständig betonte Friedenssehnsucht nur immer wieder die Feinde mit Siegeshoffnung. Wenn England sich nicht mit Neuzeeland, Australien und Südafrika auf den Tod verfeinden will, hat es keine andere Möglichkeit als die, seine festländischen Bundesgenossen immer wieder durch Hinweis auf die Ermattung bei den Mittelmächten zum Festhalten an ihren europäischen Eroberungszielen zu veranlassen.

Bei uns aber fürchtet die Vaterlands-Partei offenbar, die „kolonialen Kreise“ in das Lager der Friedensresolutionäre zu treiben durch das Eingeständnis, daß die Kolonien dauernd verloren sind. Mit ihrem Streben, die Bestätigung des deutschen Sieges in Europa zu sichern, läßt sie bei den breiten Volksmassen lieber den Vorwurf der Kriegsverlängerung auf sich. Die wirkliche Kriegsverlängerin ist natürlich die Sozialdemokratie mit ihren ausgesprochen reaktionären Kriegszielen: Ein Friede „ohne Annexionen und Entschädigungen“ ist ja das schlimmste, was der Menschheit blühen könnte! Er bedeutete Wiederherstellung der Überlebtheiten, Ungeheuerlichkeiten, Unerträglichkeiten, die den Krieg herbeigeführt haben. Alle Opfer an Sitte, Menschenleben, Gütern wären umsonst gebracht. Die Überlebenden würden durch keine Verbesserung, keinen Fortschritt entschädigt für ihre Opfer und Leiden!

Vorläufig überläßt das Heer es ja der Bureaokratie ganz nach deren Belieben, die Friedenssehnsucht des Volkes durch eine begütigende Unschulds- und Beteuerungspolitik hinzuhalten und durch diese fromme Täuschung dem Heere wenigstens das Weiterkämpfen zu ermöglichen. Mehr verlangt ja auch die Sozialdemokratie nicht, als gelegentliches, möglichst energisches Abrüden von den „annexionistischen“ Kriegszielen der „Alldeutschen“, höfliche Verbeugung vor dem pazifistischen Prinzip. Wie aber, wenn Volk und Heer sich darüber klar und darin einig werden, daß sie in ihrem gemeinsamen Ziel („baldiger dauernder Friede auf Grund deutscher Sicherung als Ausdruck des deutschen Sieges“) hintergangen werden? Warum sollten Heer und Volk nicht bei dem reichen Erfahrungsstoff allmählich zu der psychologischen Schulung gelangen, die für diese Auffassung allerdings Vorbedingung ist? Oder glaubt und hofft (?!) man etwa, das Volk würde dem Heere die Schuld an der Kriegsverlängerung geben, weil das Heer immer siegt und siegt und damit einen Verzichtfrieden verhindert? Naumann hat Äußerungen getan . . .!

Aber die ehrlichen Friedensfreunde können sich leicht rechtfertigen, wenn sie nur die Frage der Kolonien richtig behandeln lernen. Nachdem die Schweizer Pazifisten (Prof. Broda in Bern) uns für die Abtretung von Oberelsaß und Lothringen ein „blühendes Kolonialreich in Afrika“ versprechen, sind alle afrikanischen Pläne belastet mit dem Bedenken, daß ihre Hervorhebung durch uns — Frankreichs Siegeswillen und Streben nach Elsaß-Lothringen aussichtsreich erscheinen läßt und kräftigt. Aber selbst wenn wir zu günstigeren Bedingungen in Afrika große Erwerbungen oder Rückwerbungen machen könnten, ist zu bedenken, daß diese erst wieder langwierige, kostspielige blutige Kriege erfordern würden, da wir die Autorität über die Niederrassen längst verloren haben. Und selbst wenn eines

gelänge, diese schließlich wiederherstellen zu lassen, wären wir im Verkehr mit unseren Kolonien immer von dem Wohlwollen des seegewaltigen England abhängig, dessen Sechertschaft wir durch den rücksichtslosen U-Boot-Krieg wohl schädigen, aber keineswegs durch die unsere ersetzen konnten.

Freilich, wenn einmal das Eingeständnis gemacht ist, daß — aus Rücksicht auf das Heer — der Sieg in Europa restlos ausgenützt und rücksichtslos behauptet werden muß, weil der Krieg außerhalb Europas völlig und hoffnungslos verloren ist, dann wird der Regierung nichts anderes mehr möglich sein, als sich der Vaterlands-Partei in die Arme zu werfen und auf die Zufriedenheit der Sozialdemokratie zu verzichten. Bezüglich Belgiens wäre es wohl noch immer das beste, nur die kleinen hochdeutschen Gebiete zu behalten, Wallonien Frankreich zur Ausöhnung anzubieten, durch Zuweisung von Flandern an Holland dieses mit seinen reichen Kolonien für uns zu gewinnen. Wird aber ein Kanzler, der den wirklich baldigen Frieden unter Verzicht auf das Verlorne, aber auf Grund des deutschen Sieges in Europa durchsetzt, wird dieser Kanzler noch viel anders sein können als der, den sich v. Oldenburg (Januschau) ersehnt?



## Vorfrühlingsabend · Von Ludwig Bäte

Nun spinnt das Dorf der stille Abend ein,  
Die blauen Schatten heben sich gemach  
Und breiten sacht das weiche Schwingenpaar  
Um Eichenknorren, Feld und Bauerndach.

Und immer schluchzt ein süßer Drossellaut  
Von eines alten Hauses steilem First . . .  
O daß in seiner scheuen Melodie  
Mein übervolles Herz nicht jäh zerbirft!

Das Lebenswunder ringt sich stark empor,  
Die jungen Halme träumen neues Brot.  
Verlöschend fließt der süße Vogellaut  
Hinüber in gedämpftes Abendrot. — —



# Märzmärchen

## Vom Kriegsfreiwillingen Alfred Hein

**L**iebt der Urlauberzug mitten im Walde stehen. Einige sagten zwar, es sei wohl der Dampf ausgegangen. Aber ich glaube, der Frühling kam. Und da erstaunte der olle Urlauberzug denn doch — — — Ja, ja, so war's — oder vielleicht hat gar ein Englein dem Lokomotivführer leisilbern zugeflüstert: Bst! Merkst du nichts — — ?

Hatte ich auch noch eben brennende Eile, nach Haus zu gelangen, der Frühling ist einer, der selbst diesen heißen Wunsch vergessen macht.

Ich weinte fast, daß ihn die andern noch gar nicht zu beachten schienen. Nicht etwa trug er schon sein hellgrün oder gar buntes sonnblühendes Gewand. Nein, nein, die Erde lag voll schwarz zerrinnenden Schnees. Nur der blauen Himmelstiefen Zartheit, das Beben des Waldes und die Wolken. Da waren aberhundert, und jede lustig und jede leicht und die eine rosaleis und die andre gülden angehaucht. Diese Wolken erinnerten an lang lang vergessene Rinderzeiten. Und diese Rinderzeiten sagten wieder: Glaub' es nur ruhig! Es sind Frühlingsfarben, die die Wölkchen haben! Glaub' es nur! Und siehe, die Wölkchen verstanden mich wieder wie als Kind. Ist der Frühling kommen? fragte ich und faltete die Hände. Würden wir so lächelnd verwehen, wenn nicht in seine leuchtende Ewigkeit? sangen einige, die süßesten, lichtesten Todes zerflossen. . .

Und eine heiter weiße, die wie ein Täschchen ausfah, das von ganz sachten Traumschleiern umhauht Elfein trugen, sank in den Wald hinein. Darin waren die Schneeglöcklein. . .

Hatte mir das der Frühling selbst gesagt? — Woher sollt' ich's sonst wissen?

Die Kameraden werden ungeduldig und brummen: Bummel! Da schaue ich sie lachend an mit sicher ganz verträumten Augen.

„Ich gloob gor, der Friiling ist kumma!“ meinte ein schlesischer Landwehrmann. Ich nickte freudig.

Wir machten das Fenster auf. Weiche, kühle, zitternde Winde trugen uns Unsagbares ahnenden Abend in den Wagen. Es war ganz still.

Langsam glitt der Zug in die Dämmerung weiter. Ein taumelnder Schwarm zerfließender Nebelunholde schlich von den andächtigen Wiesen.

Bald war die Nacht da. Sie gab Myriaden Sterne in sattem reinem Dunkelblau. Sie dehnte das Land mondübersilbernd so klar, daß man die Elfen im Walde huschen sah und weit, weit her hörte, wie ein Mädchen Sehnsucht sang. . . . .

Waten die Mienen bei der Abfahrt von der Front noch hart, ja, manche verbissen, — jetzt sahen wir alle mit gefalteten Händen, das Herz voll träumender Erinnerungen, die Augen aber sprachen übergroß und sanften Glanzes: Noch nie kam der Frühling so schön. . .

Lächelnd schlief einer nach dem andern ein.

Wir aber flossen die Hände immer wieder in den lauen feinen Wind, . . . bis ich einträumte, da war's, als hätten sich die Hände in leichte Blüten verwandelt und mein Leben selbst wäre das eines still erblühenden Baumes in einer einsamen frühlingserwartenden Wiese.







## Die Balten

**N**er hat von den drei baltischen Provinzen, Kurland, Livland, Estland, dieser ältesten deutschen Kolonie, zu reden sich getraut, als im August vor drei Jahren über die nun nicht mehr eingefriedigte Welt die eisernen Würfel zu rollen begannen? „Die baltischen Männer, die zu uns von der großen Sehnsucht ihres Lebens zu sprechen anhuben,“ erinnert Dr. Richard Bahr in der „Adnischen Zeitung“, — „der selben Sehnsucht, die sie einst aus der schwärmerisch geliebten Heimat ins Mutterland zurückgetrieben hatte, sah man — die Schlacht an den Masurischen Seen war längst geschlagen — wie Schwärmer und Querköpfe an, die für ihr und der Ihren kümmerliche Einzelschicksale den deutschen Staat zu engagieren sich erkühnten. Etwas besser ist es selbter geworden, etwas, nicht viel. Hier und da im Reich bildeten sich bald größere, bald kleinere Gemeinden, in der Oberschicht der deutschen Bildung nebenbei mehr als im Mittelstand und in den breiten Massen, den Hansestädten leichter als im Binnenlande, die ihre Teilnahme und ihre Wünsche bis an die Duna und die Baltische See trugen. Aber sie glichen dem Prediger in der Wüste, die große Mehrheit der Nation blieb ungerührt. Selbst die gar nicht geringe Zahl der Politiker und Beamten, die man zu Besuchsfahrten erst nach Kurland und dann nach Riga lud, kam über ein gewisses vornehm-lässiges Neugierdeinteresse nicht hinaus. Auch jetzt noch konnte es geschehen, daß in einem immerhin führenden Blatt des deutschen Bürgertums die in dieser Zuspißung schlecht-hin närrische Frage gestellt wurde: Kurland oder Afrika? (Wobei der in Volkswirtschaft dilettierende Verfasser, als ob es sich dabei um unüberbrückbare Gegenjäge handelte, für Afrika sich entschied.) Weil aber die Balten anders sind als die Reichsdeutschen, aus Gründen der Geschichte und der Geographie einstweilen anders sein müssen, ward auf sie von den selbstgrauen Verwaltern des Landes, also von Deutschen auf Deutsche, das bitter ägende Wort vom ‚Edelpanje‘ gemünzt.

Die Stunde der Entscheidung naht. Was sie bringen wird, vermag niemand zu künden. Nur das eine, daß sie so oder so Bleibendes schaffen muß. Flutet die deutsche Welle noch einmal von den baltischen Gestaden zurück, so ist, was bisher immerhin ein Außenposten deutscher Kultur war, endgültig für sie verloren. Denn ob dann eine andere Macht den völkerrechtlichen Schutz der selbständig gewordenen Ostseelände übernimmt, ob nach einem schon vor langen Jahren entworfenen Plan, dessen Ausführung nur der Ausbruch des Krieges hintanhält, der nun, nach dem Ersticken der Stollpinski'schen Agrarreform, doppelt landhungrige großrussische Bauer seine Massen bis an das Meer vorschleibt — für Deutschtum und deutsches Wesen wird dort oben kein Raum mehr sein.

Früher pflegte man, um einen Rechtstitel zu haben für die kühl abweisende Gebärde, mit der man ihnen begegnete, den Balten nachzureden, sie hingen in ihres Herzens Grunde

doch an Rußland. Sie strebten zum Zarenhose, dem sie Diplomaten und Militärs in großer Zahl lieferten, und wären auch ansonsten eifrige und gefügige Diener des Zarismus. Richtig daran ist, daß im Ablauf der Generationen, bis in die Zeiten Alexanders II. verhältnismäßig häufig, hernach doch recht spärlich Baltten nach Rußland abgewandert und dort zu Würden, Ämtern und hohen Ehren gediehen sind. Manche darunter, die nachher innerlich zu Russen und gelegentlich wohl auch zu gehässigen und fanatischen Vorkämpfern der slawischen Idee wurden. Dennoch waren das, bei Licht beschen, nur Ausnahmen. Wer dergestalt fortzog, war ‚nach Rußland‘ gegangen und galt der Heimat, mit der ihn kaum noch ein Band verknüpfte, als verloren. Aber Hand aufs Herz: wohin hätte der Überschuß der Talente, der nach einer Tätigkeit im großen Verlangenden, denn auch sich wenden sollen? Öffnete das Mutterland ihnen etwa gastlich und bereitwillig die Arme? Mußte nicht vielmehr ein jeder von uns, den ein helles Temperament von der Scholle der Väter vertrieb, sich und sein Recht am deutschen Staate erst mühselig durchsetzen? Scholl ihm nicht immer wieder, was gerade auf die Hochgestimmten und Enthusiastischen wie ein Peitschenhieb wirkte, die hochmütige Rede entgegen: ‚Du bist ja gar kein Deutscher, bist ein Russe?‘ Was Wunder, daß just die Feinsüßlgsten, die am zartesten Empfindenden, sich gekränkt, beleidigt, verbittert nach ein paar in frostiger Einsamkeit verlebten Gemestern wieder heimwärts wandten oder dahin, wo sie sich nicht erst durch ein Gebirge von Eis hindurchzuquälen hatten? Freilich, auch die im Baltikum Geblienen taten ihre staatsbürgerliche Schuldigkeit und hielten den jeweiligen Zaren die Treue; mitunter mit einer Hingabe, die schon in tiefende Loyalität ausartete. Ich habe das früher nicht begriffen und habe mich deshalb als junger Bursch von meinen Landsleuten, mit denen mich heute die innigste Arbeits-, Gefühls- und Gesinnungsgemeinschaft vereint, getrennt. Seither habe ich einsehen gelernt, daß anders die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten oder die ihnen vielleicht auch vom Schicksal gestellt war, kaum sich lösen ließ. Nur indem sie bedingungslos der Obrigkeit, die Gewalt über sie hatte, gaben, was der Obrigkeit war, konnten sie, wennschon in immer enger werdendem Bereich, hoffen, sich ihre deutsche Art zu retten und sie aufzubewahren für eine bessere Zeit. Immer aber blieben diese Baltten von dem dunkeln Gefühl getragen, daß, wie wir altmodischen Leute sagen, die Wege Gottes wunderbar sind, noch nicht aller Tage Abend wurde und es Ehrenpflicht sei, der ungewissen Zukunft hier ein deutsches Besitztum zu bewahren.

Heute naht man den Baltten in Deutschland mit dem Vorwurf heimlicher Ruffrenundschaft nicht mehr. Sie haben in den Kriegsstürmen, in denen sie ja immer nur die von hüben und drüben mißhandelten und bearagwöhnten Objekte waren, ihre deutsche Gesinnung vieltausendfältig bewiesen. Haben unter Gefahren für Leben und Existenz für unsere Gefangenen gesammelt und geopfert, sind um deswillen in Scharen nach Sibirien und in die Kerker des europäischen Rußlands gewandert, und selbst für die am stärksten von Loyalitätsbedenken Angekränkelten hat der Sturz des zweiten Nikolai, dieses vielleicht treulossten aller Romanow, das letzte Band zerrissen. Dafür bestreitet man ihnen nun auf Grund ihrer Zahl die Legitimation, im Namen des Landes zu reden. Man heißt sie geringschäßig ‚die dünne deutsche Oberschicht‘ oder, wenn man sich den Applaus der Galerie zu sichern wünscht, ‚die paar baltischen Barone‘, obgleich schon ein flüchtiger Blick auf die zahlreichen, über alle Universitäten und Redaktionskanzleien Deutschlands verstreuten Baltten lehren müßte, daß so ganz unbeträchtlich das bürgerliche Element in den Ostseeprovinzen nicht sein könnte, das so viele Schöhlinge noch ins Reich zu entsenden vermochte. Dennoch trifft es zu: zahlenmäßig sind die Deutschbaltten eine Minderheit, sind sie sogar ein bescheidener Bruchteil der Bevölkerung. . . . Das Bild ändert sich indes, wenn man erwägt, daß die 1070300 Letten ein Völkerspitter nur, kein Volk sind, dem Anschlußmöglichkeiten an größere stammesgenössische Siedelungen, ein völkisches

Hinterland überhaupt fehlen. Aber das verfügen die 885200 Esten, die Bewohner Est- und Nordlithlands, allerdings: die Finnen sind mit ihnen gleichen Stammes. Aber die haben je und je zu Deutschland geneigt, und die nun von ihnen erstrittene Selbständigkeit war fast durch die ganzen hundert Jahre, die die Verbindung mit Rußland währte, das Ziel ihres Strebens. Aber die Statistik ist nur ein roher Notbehelf, und Zahlen reichen niemals aus, den Reichtum des Lebens und den vollen Inhalt menschlicher Verhältnisse zu erfassen. Uralter deutscher Kolonialbesitz ist da oben, wo noch um die Wende des 18. Jahrhunderts von Reval bis Mitau die niedersächsische Mundart erklang. Deutsch ist die Kultur des Landes und die Art des Wohnens, deutsch Rechtsanschauungen und Sitte und der Glaube, aber seit dem Jahrhundert der Reformation die Baltensprache nächst Schweden zur festesten Heimstätte der neuen Lehre machte. Und deutsche Pfarrherren schufen Letten wie Esten ihre Schriftsprache und schrieben ihnen die ersten Bücher. Wo ein Volkstum so tiefe Spuren in das Antlitz eines Landes grub, wird man ihm als mitbestimmendem Faktor auch bei zahlenmäßiger Minderheit schon noch gestatten müssen, da es um die größten und letzten Entscheidungen geht, mitzureden und mitzuraten.

Es ist ja gar nicht wahr, daß dort an den Gestaden der Baltischen See ein ewiger Kampf zwischen den Deutschen und der Urbevölkerung, zwischen den ‚baltischen Junkern‘ und den lettischen und estnischen Bauern gewesen ist. Fehler sind von den baltischen Deutschen gewiß begangen worden. Man braucht da nicht gleich mit den landflüchtigen lettischen Sozialrevolutionären, die neuerdings von Bern und Zürich aus die deutsche Welt über die Verhältnisse im Baltikum aufklären und — ein immerhin netisches Verfahren — mit Vorliebe von reichsdeutschen Politikern als Kronzeugen gegen uns zitiert zu werden pflegen, mit dem Zeitalter der Hörigkeit und Leibeigenschaft zu beginnen. In diesem Zeichen haben allerorten im Grunde die nämlichen Zustände geherrscht. Vom Ausgange des Dreißigjährigen Krieges bis zu den Stein-Hardenbergischen Reformen hat auch der deutsche Bauer keinen Anlaß gehabt, im Landebelmann unter allen Umständen seinen Wohltäter zu verehren. Dann aber haben diese vielgeschmähten Junker freiwillig und ohne jeden äußeren Druck das Befreiungswort in die Hand genommen und so ehrlieh haben sie's damit gemeint, daß sie selber sich fesselten und banden, um einem jeden Versuch des Bauernlegens von vornherein den Weg zu versperren. Der Bauer ist darüber im lettischen Teil wie im estnischen emporgekommen und gediehen . . .

Den Respekt, den manchmal vielleicht widerwillig gewährten, hatten die Baltensprachen auch in den Zeiten schwerster Herwürfnisse, die zumelst doch die Folge russischer Verheerung waren, nicht verloren. Immer war, auch gleich nach der Revolution wieder, der Sutsbesitzer — und nicht nur in Fragen der ländlichen Wirtschaft — der Vertraute und Ratgeber seiner Hinterlassenen. Inzwischen wurden sie dann auch politisch zu Kampfgenossen.“



## Mazepa in der Weltliteratur



Der Besiegte hat immer unrecht. Die Richtigkeit dieser menschlichen Weisheit haben viele große Männer der Vergangenheit erfahren müssen, deren einzige Schuld vielleicht nur darin lag, daß sie auf ihre Schultern jene Aufgaben aufbürden wollten, die erst den späteren Generationen in ihrer ganzen Tragweite zu verstehen und zu lösen beschieden war. Zu den interessantesten dieser vergessenen, weil besiegten Persönlichkeiten gehört auch die tragische Figur des unglücklichen Wiberfachers Peters I. — Iwan Mazepa, eines im Jahre 1709 verstorbenen Hetmans der Ukraine und trotzdem, seinen politischen Zielen nach, eines der modernsten Europäer. Die bekannten Dichter der Weltliteratur, Maler

und Tonkünstler, die diese Figur zu ihrem Schaffen inspirierte, haben das längst verstanden. Über ihn schrieben ihre schönen Poemen George Byron und Victor Hugo, ihm widmeten ihre Gedichte und Dramen Freiligrath und Rudolf Gottschall, der Russe Puschkin und der Pole Slowacki, und eine ganze Menge von ukrainischen, tschechischen, schwedischen, russischen und polnischen weniger bedeutenden Dichtern. Er wurde sogar zum Helden eines Mimosdramas, welches in den achtziger Jahren viele entzückte.

Das jetzige Geschlecht, für das die großen Streite und Gestalten des alten Osteuropas durch den Nebel der Vergessenheit umhüllt sind, wird freilich mit den Achseln zuden: Was fanden diese Dichter in der Geschichte Mazeppas so reizvolles und Interessantes, um gerade ihn der Vergessenheit zu entreißen? Der wilde Ritt eines nackten, auf dem Rücken des nie gezäumten Steppenpferdes angebundenen Pagen (wie ihn uns Byron darstellt) — der auf diese schreckliche Weise die süßen Stunden büßen mußte, welche er mit der Frau seines späteren Rächers verbrachte —, ist gewiß ein dankbares Thema für jeden Dichter. War aber das Verbrechen des Pagen in dem von abenteuerlicher Poesie umgebenen Leben der damaligen Ukraine etwas so Seltenes? Oder besaß die Strafe des kühnen Liebblings der schönen Gräfin eine solche abschreckende Wirkung, daß man es der Mühe wert hielt, sie für die Nachwelt zu verewigen, und zwar nicht nur in der Dichtkunst, sondern auch auf der Leinwand eines Vernet oder in den brausenden, vorwärtsstürmenden, gleich dem Stampfen des galoppierenden Pferdes dröhnenden Akkorden der symphonischen Dichtung eines Liszt? Nein, die romantische Geschichte allein konnte es nicht sein, die das tiefe Interesse mancher Sterne der Weltliteratur und Kunst für die Persönlichkeit Mazeppas erweckte! Um so weniger, da weder Byron noch Hugo, noch Gottschall und Freiligrath weltfremde Schöngeister waren, die nur vor der Göttin der Schönheit ihre Knie beugten, und deren Herz für die großen Fragen ihres Zeitalters verschlossen war. Etwas ganz anderes fesselte ihren Geist an Mazeppa. Byron gehörte zu jener jetzt selteneren Art der Briten, die für die Freiheit der unterjochten Völker ihr Leben opfern möchten, Hugo — ein unruhiger und vielleicht für uns unnatürlich pathetischer Geist — führte einen erregten Kampf gegen Napoleon le petit, wie er Napoleon III., diese unglückliche Parodie seines genialen Onkels, nannte. Die Deutschen Freiligrath und Gottschall waren auch Freiheitschwärmer und Freiheitslänger. Sie alle, für die die Zeit der Poltawaeschlacht nicht so weit entfernt lag, sahen in Mazeppa nicht so sehr einen abenteuerlichen Hölfling, wie einen Verbündeten Karls XII. Dem Kämpfer für die Freiheit von Hellas und dem Gegner des napoleonischen Despotismus war der Geist Mazeppas verwandt. Mit Intuition — die die Gabe der Frauen und Dichter ist — haben sie, trotz aller Fälschungen der russischen Historiker, in Mazeppa den Kämpfer für daselbe Ideal entdeckt, um dessen Willen man jetzt Millionenheere Westeuropas nach Osten warf. Mit angstvollen Vorahnungen von der wachsenden moskowitzischen Macht erfüllt, die weder Leibniz noch dem großen Friedrich fremd waren, erblickten sie in dem aufgebundenen Reiter einen Prometheus, der — die gewaltige Aufgabe des 20. Jahrhunderts vorgehend — das Steigen der russischen Macht allein brechen wollte. Nicht der Frevel an dem Hausfrieden eines polnischen Grafen, sondern an der Zukunft Rußlands als einer Weltmacht, den sich Mazeppa erlaubte, erweckte für ihn die Sympathien der Dichter. Und nicht die Strafe, die einen kühnen Ehebrecher erreichte — geschmackloses Thema „ergreifender“ Kinodramen! — ließ sie zur Feder greifen, sondern das tragische Schicksal eines Helden, der mit dem dumpf unabweisbaren Siegeszug der Mojra, der emporsteigenden Macht Rußlands, sein Schwert zu kreuzen wagte.

Gewiß nicht alle Autoren fassen auf solche Weise die Figur Mazeppas auf. Byron ist diese Auffassung fast ganz fremd. Er, der sein Gedicht unter dem blauen Himmel Italiens schrieb, wo er die ganze Tragik einer Liebe zu einer einem anderen angetrauten Frau erlebte, sah in Mazeppa nur einen Leidensgenossen. Der große Brite nennt die Geliebte Mazeppas Theresia, und genau so hieß Signora Guiccioli, geborene Gräfin Gamba, die das Herz des

Dichters in Italien entflammte. Die schönen Szenerien — die Wälder, die Bäche und Steppen der Ukraine, die Byron vorbeiziehen läßt, die schicksalschwere Schlacht und der heissenhafte Schwedenkönig, all das ist nur das Milieu, ein bunter Teppich, auf welchem Scheherazade sitzt und ein Märchen aus Tausend und einer Nacht — das ewig neue Märchen von dem betrogenen Ehemann und seinem glücklichen Nebenbuhler — erzählt. Aber auch Byron war der tiefe Inhalt von Mazeppas Leben, das, historisch betrachtet, an diesem „dread Poltawa's day“ beendet wurde, nicht verschlossen, und fast wie eine dunkle Prophezeiung der heutigen Tage klingen die nachstehenden Worte, in denen der Dichter sagt, daß das Kriegsglück nur vorübergehend in das Zarenlager übergang —

... Bis einst ein schredensreicher Tag,  
Ein Jahr der ewiglichen Schmach,  
In fürchterlichen Blutgerichten  
Viel stolzer Namen sollt' vernichten  
Zu größtem Schiffbruch, tieferem Falle —  
Ein Grab für einen — Schlag für alle.

Für Hugo ist Mazeppa das Sinnbild eines kämpfenden Geistes, der alle ihm angelegten Fesseln zerreißt und rasend vorwärtsjagt. Nicht umsonst hat er als Motto für sein Gedicht das Byronsche *Away! Away!* gewählt. Bezeichnenderweise findet man Hugos Mazeppa in dem Buche „*Les orientales*“, das den Freiheitskampf Griechenlands feiert.

Noch deutlicher tritt die Gestalt des historischen Mazeppa bei A. Puschkin auf. Der Russe verstand ihn gut, und deshalb haßte er ihn auch mit ganzer Kraft seines leidenschaftlichen Talentes. Für ihn (in seinem Poem „*Poltawa*“) war der ukrainische Hetman der Mann, welcher die Stützen des heiligen Rußlands umwerfen wollte: eine hinterlistige Natur, ein Blutschänder und Intrigant, bei dem Puschkin, hätte er 50 Jahre später gelebt, sicher die Züge eines „verbrecherischen Typus“ nach Lombroso entdeckt hätte. Für ihn ist es ein Dämon in menschlicher Gestalt, der Ormuzd, der gegen den Ariman-Peter seine frevelhafte Hand erhoben hatte. Aber sogar Puschkin konnte dem Leser die wahre Größe seines Helden nicht verdecken, welchen er zwar als eine böse, aber doch eine Kraft darstellt, als einen Mann, der nicht zögerte, seine 70 Jahre, seine Liebe und die Gnade des Zaren (Peter hat für ihn sogar den Titel eines Fürsten des Heiligen Römischen Reiches erlangt) auf dem Altar seines unglücklichen Vaterlandes — der Ukraine — zu opfern. Mit wahrer Poesie beschreibt Puschkin das allgemeine Murren in der Ukraine, leise und doch gefährlich, wie der herannahende Sturm bei dem Gerücht von dem Vordringen Karls, den Haß gegen die Moskowiter, der nur eines Funkens bedurfte, um in hellen Flammen emporzulodern, die tiefe Liebe Motrenas zu ihrem Pagen — Mazeppa. Freilich unterläßt der russische Dichter nicht, die Hinrichtung zweier ukrainischen Obersten — Jokra und Kotschubej — zu schildern, die den geplanten Verrat ihres Hetmans dem Zaren aufdeckten, und die als Verleumder von ihm ihrem Gegner ausgeliefert wurden. Aber was bedeutete das Blut dieser Renegaten ihrer Nation im Vergleich zu jenem Blutbade, das Peter in der Hetmanschen Residenz — Baturin — einige Jahre später anrichtete? Mit einem gespalteten Gefühl der Genugtuung, daß das entstehende Rußland die Schlacht bei Poltawa gewonnen hat, und der Angst, daß es doch anders hätte werden können, endet Puschkin.

Bei Gottschall verdrängt der Hetman vollkommen den Pagen. Er ist eine Herrschernatur im Stile Wallensteins (offenbar stand der Dichter unter dem Einfluß dieses Schillerschen Helden). Mazeppa ist nach ihm „ein Mann

Von Kopf zu Fuß von eisensestem Willen  
Und einem Streben, das dem Höchsten gilt!  
... Das Ziel, nach dem sein Leben drängt, das Ende  
Des stolzen Wachstums seiner Größe und Macht,  
Der goldne Kronenreif der Ukraine!“

Der Zar wollte den Rebbellengeist, der in den Steppen wohnte, tilgen und das ukrainische Volk, ein „flüchtiges Gewölk“, zusammenballen, „daß es im Strahle seiner Sonne glüht“! Wie den Met, den ihm Mazeppa reicht, will er der Ukraine Freiheit bis zur Hefe trinken. Diese Einigungspläne Peters, der die Ukraine mit seinem Reiche verschmelzen wollte, schredten Mazeppa ab. Er will nicht in seinem Vaterlande „nur Sporen an den großen Reiterstiefeln, mit denen Rußland bis zum Nordpol springt“ sehen. „Den freien Söhnen dieser weiten Steppen, vor denen Türken und Tataren flohen, wie Tauben vor dem Habicht“, passen die zentralistischen Absichten des moskowitzischen Zaren nicht, und der greise Hetman rollt die Fahne der Rebellen auf! Der deutsche Dichter hat die historische Rolle Mazeppas vollkommen richtig eingeschätzt und begriffen, und es klingen beinahe wie Klage und Vorwurf den späteren Generationen die Worte, die Gottschall dem sterbenden Mazeppa in den Mund legt, daß niemand da ist, der „den Traum des Lebens ihm von seiner Stirne küßt“!

Schwebte vielleicht dieser blendende Traum auch dem genialen Liszt vor, als er seine symphonische Dichtung „Mazeppa“ schuf? Jede Auslegung eines Kunstwerkes ist freilich bedingt, und das Verständnis eines Musikstückes zumindest persönlich, aber wenn auch Liszts symphonische Dichtung in unserer Phantasie zuerst das Bild eines stampfendes Rosses hervorruft, das durch Wälder und Felder dahinrast — so bringt meiner Meinung nach auch etwas anderes hindurch. Die Töne sind zu ernst und nicht diejenigen, die in ungarischen Melodien gewöhnlich die persönlichen Erlebnisse des einzelnen wiedergeben. Die Schatten der eigenen Vergangenheit, die solche Melodien erwecken, stellen sich nicht vor unsere Augen, und die Erinnerungen der eigenen Erlebnisse erfüllen nicht das Herz des Zuhörers mit Schmerz bei den Tönen des Lisztschen „Mazeppas“. Nein! In den Gedanken erscheint ein anderes Bild, welches ich, ich weiß nicht wo, gesehen habe: Ein weites Feld, der blaue Himmel der Ukraine, Pappeln, zerbrochene Lafetten, Pferdeklabaver, hier und da weggeworfene Gewehre — und im wilden Ritt jagen durch den krummen Steppenweg zwei Reiter, ein Jüngling und ein Greis, der Schwedenkönig und Mazeppa. Meines Erachtens hat der große Meister den Hetman verstanden . . .

Wer von allen diesen Verherrlichern Mazeppas hat diesen eigenartigen Mann am besten verstanden? Was war eigentlich dieser interessante Charakterkopf Europas des achtzehnten Jahrhunderts? Ein leichtsinniger „Chevalier“ im Stile d'Artagnans von Alexander Dumas? Ein Freiheitskämpfer? Oder eine verkörperte Undankbarkeit mit der Seele eines Machiavelli? Ich glaube alles zusammen. Mazeppa war nicht eine so einfache Natur, um mit einem Worte charakterisiert werden zu können, und es scheint, daß jeder von den großen Dichtern, die ihn besangen, bloß einige Züge seiner mächtigen psychischen Gestalt erkannt hat. Gewiß war er auch ein Frevler — wie ihn Byron darstellt —, für welchen keine Heiligkeit dieser Welt so hoch stand, daß er sie nicht herunterzureißen versuchte, wenn es sein mußte. Gewiß war er auch jener unruhige Geist, wie bei Hugo. Lebte und wirkte er doch in einer, um mit Auguste Comte zu sprechen, „kritischen Epoche“, als der bestehende Status quo in Osteuropa hin und her schwankte, indem er einem anderen, Kommenden den Platz räumen mußte. Freilich war er auch, wie ihn uns Gottschall darstellt — ein Freiheitskämpfer. Dieser fließend lateinisch sprechende Hetman, der in seiner Residenz Satorin einen Souverän spielte, verachtete das rohe und plumpe Moskau und wollte alles eher als an dieses für jeden damaligen Ukrainer barbarische Reich gebunden sein. Sein Land, welches bereits im 17. Jahrhundert Gelehrte und Buchdrucker nach dem fernen Moskau schickte, keine Leibeigenschaft kannte und von den glorreichen Traditionen eines glücklich überstandenen Befreiungskrieges gegen Polen beseelt war, war von den Reformen Peters I. wenig entzückt, zumal sie in erster Linie zur Zentralisation der Staatsgewalt führten. In der Opposition dagegen fanden sich Mazeppa und sein Volk zueinander. Es wäre töricht, dem Unternehmen Mazeppas irgendwelche persönliche Gründe zuzuschreiben. Er, ein siebenzigjähriger Greis, ohne Frau und Kinder — welche persönlichen Motive

konnten ihn zu seinem Verrate verleiten? Wenn ein am Grabe stehender Mensch durch persönliche Motive zu irgend etwas sich verleiten läßt, so geschieht es nicht ut, sondern höchstens quia, z. B. wegen der Rachelust. Aber dieser mit Gnaden und Achtungsbeweisen seines Herrschers beinahe überschüttete Regent der Ukraine — wofür persönlich sollte er sich an Peter rächen? Im Gegenteil, sein persönlicher Nutzen hätte ihn eher auf die Seite Peters führen sollen, bei seinen Plänen der Vernichtung der ukrainischen Selbständigkeit! Daß Mazeppa einen anderen, gefährlicheren Weg wählte, beweist, daß nicht er selbst, sondern sein Land und dessen Wohl für ihn das Höchste war. Deshalb hat auch der greise Hetman weder sich selbst noch die Nachwelt betrogen, als er seine Anhänger unmittelbar vor seinem Anschluß an Karl versicherte: „Angesichts des allmächtigen Gottes schwöre ich, daß ich so vorgehen will, weder wegen meines Privatnutzens, noch um höherer Ehren willen, noch zur Bereicherung oder aus irgendwelchen anderen eigennützigen Wünschen, sondern wegen euch aller, wegen eurer Frauen und Kinder, wegen des gemeinsamen Wohles unseres armen Vaterlandes, meiner Mutter Ukraine, und wegen der Bewahrung und Erweiterung der Freiheiten des saporogischen Heeres, damit ihr weder von der mostowitschen, noch von der schwedischen Seite zugrunde gerichtet werdet.“

Trotzdem hatte auch teilweise Puschkin recht: das Spiel, das Mazeppa mit Peter ein ganzes Jahr (von Oktober 1708 bis Oktober 1709) spielte, indem er ihm vorpiegelte, sein treuester Diener zu sein, gleichzeitig aber alle militärischen Vorbereitungen zum Empfange Karls traf, so daß von seinem Verrat der Zar fast am Tage seines Abertrittes zu Karl erfuhr, — hätte der gelehrigste Schüler Machiavellis nicht besser machen können!

So verschieden auch alle diese Dichter Mazeppa schildern, so ist doch einer seiner Charakterzüge ihnen allen gleich aufgefallen, nämlich seine ungeheure Willenskraft, die Willenskraft einer geborenen Herrschernatur, die über alle Hindernisse hinweg zur Verwirklichung ihrer Ziele schreitet, wie der Byronische Page durch Wälder, Flüsse und Berge. Leute, die solche Willenskraft besitzen, die man wie Mondsuchtige zu ihren Taten brängt, wurden immer vom Volke mit irgendeiner mystischen Ehrfurcht umgeben, als Botschafter und Träger einer unbekanntem, höheren Gewalt.

Alle Dichter haben auch Mazeppa als von einer höheren Gewalt erfaßt dargestellt, als würde er von einer dunklen Kraft, die in ihm wohnte, zu seinem Handeln getrieben. Mazeppa tat, was er tat, weil er anders gar nicht konnte — „was wir sind, wir sind es, weil wir müssen“, denn „in der Tiefe unserer Seele wohnt ein dunkles Müssen“ (Gottschall). War vielleicht dies „Müssen“ Mazeppas eine unklare Vorstellung von der Ewigkeit jener Idee, für welche er sein Leben hingegeben hatte: der Idee eines historisch notwendigen Kampfes zwischen Westen und Osten, dessen bloß eine — wohl blutige — Episode die Schlacht bei Poltawa war? Ahnte Mazeppa vielleicht, daß er ein Spielzeug in der Hand der Weltgeschichte war, die durch ihn den späteren Generationen ihren Weg zeigen wollte?

Mazeppa fiel, und sein Wagnis ward vergessen. „Hätt' er gesiegt, es war ein Königsflug, gefeiert von der Welt, — so aber sind's nur Pagenstreiche, über die man lacht“ (Gottschall). Und darüber lachte man wirklich! Nicht aber die Künstler und Dichter, die mit ihrer Intuition fühlten, daß die Sache ihres Helden mit seinem Sturze noch nicht abgetan ist. Und sie hatten recht! Es scheint, daß wir wieder in jener großen Zeit leben, der Zeit der Vergeltung, welche Byron voraussagt. In der Zeit, da die wichtigen Fragen des achtzehnten Jahrhunderts — das Verdrängen Rußlands vom Baltischen und Schwarzen Meer —, die Mazeppa mit seinem königlichen Verbündeten lösen wollte, wieder aufgerollt sind.


In den weiten, mit dem Blut der Kämpfer für die Freiheit ihres Landes getränkten Steppen der Ukraine, in denen einst das Echo der Poltawaschlacht ertönte, rollte wieder dumpf der Kanonendonner.

Seht der Geist Mazeppas wieder um?

Omytro Donzow



## Frenssens Kriegsroman

s ist das Große und damit folgerichtig auch das Furchtbare dieses Krieges, daß sich ihm keiner körperlich, geschweige denn geistig und seelisch, entziehen kann. Wer es kann, stellt sich damit nur das Zeugnis innerer Unlebenbigkeit aus. Wilhelm Raabe hat einmal (31. Dezember 1884) in der bitteren Antwort auf einen offenbar verbitterten Brief Wilhelm Jensen geschrieben: „Wenn mir etwas in meinem Autorenleben eine Genugtuung gewähren könnte, so wäre es dieses, daß ich damals (1870) unter all dem Augenblickspathos gelassen habe den ‚Dräumling‘ schreiben können“. Im jetzigen Kriege hätte sich Raabe nicht so einzulapeln vermocht; er hätte es sicher auch nicht gewollt, trotzdem ihn manche Ereignisse in seiner bitteren Meinung über den Wert der Deutschen als Nation hätten bestärken können. Das ungeheure Erlebnis des Deutschtums als Volkstum hätte ihn nicht ruhen lassen. Jedenfalls ist es heute ein Zeichen von Blutleere für den Künstler, wenn er nicht versucht, irgendwie in das ungeheure Werden, in das chaotische Säen der Zeit gestaltend mitinzugreifen. Einen solchen Ewigleitsdübel, der sich gar nicht an die Zeit verpflichtet fühlte, bringt nur ein im Grunde geist- und gefühlloses Ästhetentum auf.

Hinzu kommt der Einfluß der äußeren Literaturverhältnisse. Vor allem kann sich der Romanchriftsteller der Erkenntnis nicht verschließen, daß seine Werke zu einer gewissen Kurzlebigkeit verurteilt sind. Auch dort, wo das Abbild der Welt nur Hintergrund ist für die Entwicklung eines mehr durch Dauerhaftigkeit des Problems ausgezeichneten Menschenschicksals, bewirkt doch diese Zeitgebundenheit des Hintergrundes zum mindesten eine Erhöhung der Wirkung, so lange auch dieser Hintergrund für die Mitlebenden wichtig ist. Ich erkläre mir daraus die rasche Schaffensweise auch jener erzählenden Schriftsteller, die vor dem Verdacht des Ausnutzenwollens einer günstigen äußeren „Kombination“ von vornherein gesichert sind. Es ist nicht das Haschen nach den besseren Erfolgsmöglichkeiten des Tages, sondern der innere Zwang, in dessen Entwicklung einzugreifen, der sie antreibt. Das Maß dieser „Aktualität“ wird bei jeder künstlerischen Persönlichkeit ein anderes sein. Zwei Grundrichtungen aber bleiben zu unterscheiden. Bei der einen liegt die schöpferische Urzelle in der Idee des Zeitgeschehens. Der Dichter wird von ihr erfaßt, sucht sie zu veranschaulichen, und die einzelnen Menschen und deren Schicksale sind ihm nur Darstellungsmittel. Die kürzlich hier besprochenen Romane: Frelfa's „Gottes Wiederkehr“ und Clara Viebig's „Töchter der Heluba“ sind dafür Beispiele. Die andere Gruppe behält ihr Schwergewicht in der Menschenendarstellung. Hier wird es darauf ankommen, zu zeigen, wie eigenartige Menschen sich gegenüber dem in ihr Leben gewaltsam hereinkommenden Erlebnis des Krieges verhalten. Peter Dörfflers gleich im ersten Kriegsjahre erschienener Roman „Der Krieg im schwäbischen Himmelreich“ war dafür geradezu ein Schulbeispiel, Gustav Frenssens soeben erschienener Roman „Die Brüder“ (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung; geb. M. 6.50) ist ein Meisterwerk dieser Gattung.

Zawohl, ein Meisterwerk. Auch ich habe immer zunächst einen starken Widerstand zu überwinden, wenn ich Frenssen lese. Ich habe ihn bei diesem Buche stärker empfunden, als bei einem früheren. Ich werde in einfache Verhältnisse zu äußerlich sehr einfachen Menschen geführt; der Dichter betont ihre Verschllossenheit und Wortlargheit. Er aber macht sehr viele Worte, sagt alles sehr breit, und sagt es nie einfach. Da verehrt die kleine Bauerndirne ihren verständigen Bruder „heiß“; ein andermal hört sie „mit blanken Augen zu, das lange edle Gesicht voll schweren, süßen Ernstes und fast Feierlichkeit, so als wenn er ihr eine goldene Krone auf die Dede legte“. So fast auf jeder Seite. Aber sei es, daß der Dichter selbst im weiteren Verlauf „natürlicher“ wird, sei es, daß er uns in seinen Stil hineinzwingt, jedenfalls ist nach einem halben Hundert Seiten wenigstens mein Widerstand gebrochen und ich schwimme beglückt und beglückt auf diesem ruhig fließenden Strome einer sicheren, nie gebremsten Er-



zählungskunst. Das Fremdartige in ihr wird mir zum Reiz und stimmt für ein Gefühl zu der Stammesart der dargestellten Menschen, die in ihrer friesischen Steilheit meinem Allemannentum auch zunächst sehr fernstehen, bis ich ihnen nach längerem Zusammensein vertrauensvoll die deutsche Bruderhand schütteln möchte. Nun wird mir des Dichters Stil zum Genuß. Seine gehäufte Bildhaftigkeit bereitet mir die Freude gesteigerter Anschauung. Er läßt einmal einen jungen Menschen, der für ein geschichtliches Ereignis einen gar nicht schulmäßigen Vergleich wählt, sich alsp rechtfertigen: „Der Mann, der dieses Geschichtsbuch geschrieben hat, hat dieses nicht gesagt, weil er keine Kraft und keine ordentlichen Ausdrücke im Leibe hat. Wenn ich eifrig werde, kommen mir immer solche Worte, und die sind gut. Man sieht die Dinge dann ordentlich. Wenn andere Menschen solche Worte nicht haben . . . ich habe sie; und will und kann sie nicht aufgeben. Ich kann mir doch die Zunge nicht abbeißen?“ (S. 100.)

Nein, das soll Frenssen wahrlich nicht tun. Denn wie schön ist es, wenn er für die beim Kriegausbruch von allenthalben nach Hause Stürmenden die Sorge, nur ja rechtzeitig bei ihrem Truppenteil zu sein, in folgende Worte kleidet: „Sie hatten alle das Gefühl . . . sahen alle irgendwo im Geist . . . auf dem Hof einer Kaserne . . . eine Lücke in einer langen Reihe, wo gerade sie stehen sollten. Sie sahen eine blauschwarze Linie in dem Kasernenhof stehen und sahen einen Offizier sich fragend umsehen, und sahen sich und viele andere hinlaufen, um sich in die Reihe zu stellen, daß sie voll würde.“ (S. 160.) Oder wenn ein junger Mensch voll reicher Pläne sich in die Zerstörung durch den Krieg findet. Er sitzt mit seiner Freundin oben im Glodenturm vor einer Glode: „Er schwieg eine ganze Weile, während sie schluchzte. Dann sagte er unsicher, wie ein Mensch, der sich im Dunklen vorwärtastet: Daß Gott mir hilft, wie er dem alten Meister geholfen hat bei seinem Glodenguß, das glaube ich gewiß. . . Er wird schon helfen, daß der Guß fertig wird, wie er ihn beschloßen hat. Aber das kann ich durchaus nicht wissen: Hilft er mir so, daß er mich leben läßt, oder daß er mich fallen läßt . . . und mich anderswo verwendet . . . Denn er hat ja Arbeit genug.“ (S. 261.) Und noch ein drittes Bild, weil diese Stellen ja auch eine Vorstellung des ganzen Stils vermitteln: „Er erging sich in unzähligen großen Gedanken, die wie Vögel im Nebel, die man nicht sieht . . . aber man hört sie ziehen . . . vor ihm vorüberfliegen.“ (S. 263.)

Allmählich findet man es ganz in der Ordnung, daß Tun und Denken einfacher Menschen „gefeiert“ werde. Gewiß liegt der besondere Wert dieses Lebens im Vermeiden aller feierlichen Geste, jedes großen Wortes. Aber warum soll der Künstler, dem die Schönheit dieses schlichten Tuns voll aufgegangen ist, nicht selber darob zum ergriffenen Pathos gelangen? Man hat bei Frenssen das Gefühl, als ob er immer wieder ergriffen werde durch diese Schönheit und Größe im äußerlich so schmuddlosen Handeln des Volkes. Und wenn er schildert, wie die Matrosen auf dem Wachscliff bei der erschütternden Begegnung zweier Brüder es einzurichten wissen, daß die beiden miteinander allein sind, so wirkt die breite Ausmalung dieser einfachen Szene als das verdiente hohe Lied auf ein seeisches Feingefühl in rauhester Form.

Frenssens Buch ist eigentlich eine Familiengeschichte. Die Otts sind Hofbauern in der Marsch. Flensburg liegt in der Nähe, die Nordsee ist nur eine Stunde fern. Im jungen Geschlecht dieses kinderreichen Hauses haben sich die Anlagen des wortklaren, schwer bedächtigen Vaters und der phantasievollen frisch zugreifenden Mutter verschoben gemischt. Aber eins hat sich in allen eher noch verstärkt. Ein fremder Mensch, der als Knecht auf den Hof gekommen ist, wird durch diese eine Eigenschaft zu einem dummen Streich getrieben, nur weil es ihn geradezu zwingt, diese eigentümlich auf sich selbst beruhende Familie einmal etwas durcheinanderzuirbeiten. „Ihr wart euch immer selbst genug, und ich merkte wohl, daß dies Benehmen nicht allein Scheuheit, sondern auch eine Art Hochmut war. Ihr wart doch eigentlich alle überzeugt, daß die Otts die vornehmsten Menschen wären und weder Rat, noch Hilfe, noch Umgang nötig hätten.“ (S. 465.) Und Harm, der geruhigste unter den Söhnen, der sich über alles Tun und Lassen genau Rechenschaft gibt, kommt auch zur Erkenntnis, daß, wenn all das schwere Erleben

ihm und den Seinigen etwas einbringen soll: „so muß es das sein, daß wir den Menschen zugehauer, demütiger, zutraulicher, gütiger werden“. (S. 476.) Bis es dahin kommt, schlägt diesen Menschen gerade ihre Schiegeheit, ihre innere Steilheit — das Wort ist sehr bezeichnend — zu schwerem Leid aus. Der oben genannte Knecht, der von seinem früheren Wanderleben her sich auf Bauhrednerkünste versteht, hat durch einen Pfiff die Gemüter der Hofbewohner verstimmt, weil die Ursache sich nicht feststellen läßt. Am meisten wird die etwas phantastisch veranlagte Tochter gepackt, der Schreck macht sie krank, und der ihr in Liebe zugehauene Knecht flieht von dannen. Nun gerät das Mädchen, in dessen jungem Gemüte auch die Liebe zum Knecht Wurzel geschlagen hat, in religiöse Überspanntheit. Der Vater verdächtigt seinen besonders stolzen Sohn Eggert des Pfeifens; der jagt ergrimmt in die Welt hinaus und die daheim sind nun völlig übereinander. In ihrem stolzen Wesen verböhren sich alle. Der vernünftige Harm, der jugendliche Träumer Reimers, und der still versonnene Klaus, vermögen allenfalls sich selber durchzuhelfen. Der Vater gerät in einen gefährlichen Seelenzustand. Da kommt der Krieg. Harm, der nach seinem nach Amerika geflohenen Bruder Eggert gesucht hat, kann die persönliche Begegnung mit diesem nicht mehr abwarten und eilt in die Heimat. Er kommt als erster auf einen der kleinen Fischdampfer, die den aufreißenden, weil eintönigen Wachtsdienst in der Nordsee zu versehen haben. Ganz meisterlich ist die Schilderung des Kleinlebens in dieser engen Welt, die doch immer mit einzelnen Fäden an die größten Ereignisse gebunden ist. Für ihn persönlich ist das Wichtigste das Zusammentreffen mit seinem Bruder Eggert, der auf einem neutralen Schiff die Heimreise gewagt hat. Sie kommen dann beide auf das Großtampfschiff Below. Der junge Reimers ist natürlich als begeisterter Freiwilliger losgezogen, aber auch den an seinem Hause wie eine Raze hängenden Landstürmer Klaus holt die Not des Vaterlandes aus seinem Winkel heraus. Wie die innere Entwicklung der Brüder in der Linie zur Befreiung vom unbewußten Hochmute, zur Selbstdemütigung aus Liebe zu den andern mit den großen Kriegsereignissen verbunden ist, verdient höchstes Lob. Die Schilderung der Schlacht am Stagerat ist innerlich gepackt, als das berühmte Schlachtgemälde „Gravelotte“ im „Jörn Uhl“. Auch das Leben auf dem U-Boote kommt anschaulich heraus. Reimers stirbt den jungen Heldentod; der stolze Eggert kommt als Einarmiger heim. Der für gewöhnlich beinahe feige Klaus gewinnt das Ehrenzeichen, weil ihm das Ausharren einer einmal übernommenen Pflicht als Selbstverständlichkeit im Blute liegt. Der alte Vater erringt durch Demütigung nicht nur die Liebe des entfremdeten Sohnes, sondern den Frieden mit sich selbst. Das sind ans Tiefste greifende Stellen in dem Buche, das auch sonst noch eine lange Reihe eigenartiger Menschen an uns vorüberziehen läßt. Der Pastor Boylen, den von Zeit zu Zeit die Krankheit der Trunksucht heimsucht, und die äußerlich besonders steile, dabei an innerem Humor reiche Jungfer Hölle Suhl, sind unvergeßlich.

Soll ich nun noch einige Vorbehalte geltend machen? Ach nein, wir wollen doch einem Künstler nicht Widerstand leisten, sondern uns freudig dankbar hingeben. Ich stimme Frenssen zu: „Der Künstler ist der Menschen Freude und Notwendigkeit; der Kritiker nur ihre bittere Notwendigkeit.“ Ich fühle nicht den Beruf, der paar Tropfen Bitterkeit in einem reichgefüllten Freudenbecher knurrend zu gedenken. Freuen wir uns des Buches!

Karl Stord





## Der Krieg

**W**ir haben den Frieden mit Rußland, und die Bedeutung dieser Tatsache soll in nichts gemindert werden. Aber der papierene Vertrag von Brest-Litowsk gibt uns noch keine Bürgschaft, daß unser Friedenswille in die Tat umgesetzt und nicht in sein Gegenteil verkehrt wird. Das haben uns nicht nur die Verhandlungen mit Trozki-Braunstein und Genossen bewiesen, das beweist uns auch das Verhalten der Bolschewiki-Regierung nach dem Abschluß des Vertrages. Mit Recht weist darum Paul D. Bernoulli in der „Süddeutschen Zeitung“ darauf hin, daß wir es auch bei künftigen Friedensschlüssen mit Partnern zu tun haben werden, die selbst nach vertraglich festgesetzten Friedensbedingungen diese nicht erfüllen wollen: wer erinnere sich nicht der Durchbrechung der Algericasakte durch Frankreich in Marokko, in Friedenszeiten?

„Dieses lehrt uns, daß wir zur Durchführung unserer Friedensnotwendigkeiten tatsächlich reale Garantien, d. i. Machtmittel in der Hand behalten müssen, wollen und sollen wir nicht überall übertölpelt werden. Rein Tor wird bei uns darüber im unklaren sein, daß nach erfolgter militärischer Niederlage unserer Gegner in Ermangelung des errungenen Vernichtungssieges jene bemüht sein werden, uns am Verhandlungstisch und im kommenden Frieden hereinzulegen.“

Dann gute Nacht, gutmütiger Zipselhauben-Michel! Darüber besteht jedenfalls in allen Teilen des deutschen Volkes die vielgepriesene Einmütigkeit der Auffassung, daß die Ententediplomaten den unstrigen bei weitem überlegen sind. Wir glauben, hierüber bestehen keine Zweifel, und wir haben nicht weiter nötig, Beispiele hierfür anzuführen. Denn Bismarck ist ja tot — und sein Geist lebt allerdings nur in einer, heutzutage selbst vom Ministertisch aus geschmähten, Minderheit überzeugungskräftig und betätigungsbereit fort.

Armes Deutschland! —

Wir aber wissen, daß wir ohnmächtig sein werden, sobald wir unsere überlegenen Machtmittel aus der Hand geben, bevor die internationale

Friedensmaschine eine gute Zeit lang zu unserer Zufriedenheit wieder regelrecht arbeitet. Und diejenigen, welche diese Tatsächlichkeit zu betonen nicht müde wurden, die ‚Alldeutschen‘, dürfen im Reichsparlament ungestraft und ohne Ordnungsruf mit dem Ausdruck ‚Maulhelden‘ beschimpft werden! Geradezu klassisch ist überdies, wie sich Mehrheitsabgeordnete zugunsten nationaler Minderheiten in außerdeutschen Staaten (Polen, Rußland usw.) ins Zeug legen; indessen wird von ihnen im eigenen Vaterland die auf dem Boden der vaterländischen Geschichte fußende nationale ‚Minderheit‘ befehdet und ihr das Recht der Meinungsäußerungen und Überzeugungstreue abgesprochen. Ja man scheut sich nicht, einem Bund, der sich zusammengeschlossen hat, um für das Vaterland Partei zu ergreifen und außer dem keinen Zweck und kein Ziel kennt, solange der Krieg tobt —, Zersplitterungssucht der nationalen Geschlossenheit vorzuwerfen, während man nach dem Vorbild mit anderen demokratischen Zielen eine Art Gegenreformation betreibt und eine Liga gründet als ‚Bund für Freiheit und Vaterland‘.

Dieser neue Bund erhält die Sanktion der ‚Mehrheit‘, somit der Regierung, denn beides ist jetzt eins: wer hörte schon je von Befehdung dieses Bundes? Aber die Vaterlandspartei wird als eine Rotte von Annexionisten, wilden Eroberern, Kriegsverlängerern und Kriegsgewinnern hingestellt, — die allerdings den Krieg gewinnen wollen und nicht für ein totes Rennen, für ein Hornberger Schießen, für einen verdammtten Pessimismus Blut und Gut hinschlachten und verschachern lassen wollen.

So sieht die vielgerühmte Toleranz der Mehrheitsapostel, so die Betätigung des Burgfriedens und die gepredigte Einmütigkeit aus.

Rein Papst, kein Wilson und kein Kanzler braucht dem deutschen Volke erst noch auseinanderzusetzen, daß wir an die Stelle der Gewalt und der Macht die Herrschaft des Rechtes und der Sitte gesetzt sehen wollen. Gerade das wollen wir ja, und wir fordern vor allem Gerechtigkeit hinsichtlich der Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes. Da wir es aber mit Völkerschaften zu tun haben, die uns überfallen, geknebelt und bereits im vierten Jahr in diesen dreimal verfluchten Krieg hineingepreßt haben — da haben wir, weiß Gott, kein Verlangen danach, uns selbst ohnmächtig zu machen. Wohin ein machtloses Volk kommt, in welchem der Geist der Revolution blüht, dieses Musterbeispiel erleben wir jetzt an dem von den Herren Volkskommissaren regierten großrussischen Volke: ohnmächtig ist es dem Einfall fremder Völker preisgegeben. Und diesen Zustand sehnt der Abgeordnete Herr Cohn für unser teures Vaterland herbei, ungestraft! Die Genossen solcher Gesinnung bezeichnete der Kanzler Michaelis mit dem rechten Namen — aber dies gefiel der Mehrheit nicht, und der aufrechte deutsche Mann wurde mundtot gemacht und mußte gehen. — — —

Wir sollen zu allem schweigen und auf das Dogma der Mehrheit schwören??? — — —

Millionenfaches Menschenleben und Lebensglück hat unserm Volk der Krieg vernichtet, unwiderbringlich. Namenloses Leid hat er gehäuft. Gesundheit verstümmelt und auf Lebensdauer geschwächt. Am Mark unseres Volkes hat der Krieg gezehrt durch Unterernährung, Erbitterung, Opfer. Opfer um Opfer haben

wir gebracht an Blut und Gut. Doch sieghaft blieb uns der Geist, der Entbehrungen nicht achtend, und siegend blieb unser Schwert, wo immer es schlug. Es ging ja für die Ehre, für den Ruhm und die Größe des Vaterlandes. Was kann es Leuchtenderes geben im Leben?

Will man uns das alles nehmen? Für was sollen wir dann noch weiter Opfer bringen?

Wer darf heute noch von Ruhm sprechen? — er wird zum Chauvinisten gestempelt.

Was gilt der Mehrheit das Wachsen und die Größe des Vaterlandes? Seit dem großen Kurfürsten hat jeder Hohenzoller sein Reich vergrößert, zur Macht und zur Ehre deutschen Namens, zur Furcht und zum Schrecken der Feinde. Waren die Hohenzoller alle nicht Preußens und schließlich Deutschlands Stolz und Freude? Haben die Hohenzollern durch Tatkraft und Energie, durch Mut und Gottvertrauen nicht aus des alten deutschen Reiches ‚Streusandbüchse‘, der Mark Brandenburg, im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiges Preußen geschaffen, um das sich das große Deutsche Reich herumkristallisierte, welches dem ganzen Erdball Widerstand leistet? Und das, was früher Stolz und Freude und Lohn für Opfer und Taten brachte, soll heute Unrecht und Sünde sein? Es sei denn eine Entschädigung im weiten wilden Afrika?

Sind wir jetzt reif fürs Narrenhaus? — Unsere Feinde können nicht anders denken; rechnen sie und hoffen doch darauf, daß ihrer immer noch mehr werden, die hineingehören — leider immer mehr mit größerer Berechtigung. ‚Die Neigung, sich für fremde Nationen und nationale Bestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt.‘ Dies sagte allerdings nur Bismarck, der ja überlebt ist. — ! —

Oder geht es etwa nicht auf Kosten des eigenen Vaterlandes, das deutsche Blut, das für Polen geflossen ist? Wo bleibt der Dank?

Seht es etwa nicht auf Kosten des eigenen Vaterlandes, wenn wir fremden Völkerschaften, deren Freiheit mit deutschem Blut erlämpft und mit deutschen Milliarden bezahlt wurde, Selbstbestimmung der Staatszugehörigkeit einräumen, uns selbst dafür aber am Leben verstümmeln und verkrüppeln, an Hab und Gut verelenden lassen? . . .

O sancta simplicitas!

Und die Bedingungen? Unserem Volk wurden inzwischen neue Menschenopfer an Volkskraft und Vermögen zugemutet. Opfer für den Ruhm, die Größe und die Ehre des Deutschen Reiches?

‚Was heißt Ehre? Kann Ehre ein Bein gesund machen?‘ so sagt Shatepeare's Falstaff, und wir Deutschen? — —

Der deutsche Soldat kennt noch die alte Ehre.

Im Westen schützt uns die waffenstarrende Eisenmauer von deutschen Menschenleibern und speienden Feuerschländen, gewärtig des Befehls, sprungbereit wie ein Löwe. Neue Opfer, ohne Zahl, sind wir zu geben bereit, am eigenen

Leib und am Leben und Vermögen. Für was? Für die Selbständigkeit Belgiens, für die Nachbarstaaten oder für unsere Verbündeten?

Jeder Tropfen Blut und jeder Pfennig, der nach 3½ Kriegsjahren jetzt noch vom deutschen Volk verlangt wird, wäre ein Verbrechen, wenn es für nichtdeutsche Ziele und Zwecke gilt. Eine bloße Verteidigung läßt sich jetzt mit weit geringerem Einsatz an Menschen und Mitteln erreichen. . .“

Die sogenannte nationale Minderheit, schließt der Verfasser mit berechtigtem Ingrimm, ist kein Tier, mit dem ein Kind Schindluder spielen kann, das es bespußen, ihm die Glieder austupfen, das es stoßen, quälen und schließlich zertreten kann. Unser Ende ist noch nicht da, wird niemals da sein.

Nein, die Vaterlands-Partei, und das heißt: alles, was aufrecht deutsch steht und geht, ist — diesen Kummer muß sie ihren Gegnern schon bereiten — nichte weniger als tot. Von Rechts wegen, so äußert sich der tapfere, durch keine Rücksichten (selbst die allerheiligsten der Partei!) bestechliche Warner und Mahner D. Traub in der „Täglichen Rundschau“, müßte sie das nach den manchen Reichstagsreden längst sein, — mausetot! „Aber wir leben und wollen leben, nicht aus Eigensinn oder Selbstgerechtigkeit, sondern aus Liebe zum deutschen Vaterland. Man hat uns im Reichstag behandelt wie die unanständigste Gesellschaft: man hat uns beinahe auf dieselbe Linie gestellt, wie die Hezer der verräterischen Streiktage, und jeder, der politisch nicht ganz mit Blindheit geschlagen ist, sieht das Rezept, nach welchem planmäßig gearbeitet wurde: der unangenehme Eindruck des Streiks sollte weggewischt werden; denn der Reichstagsblock darf nicht in die Brüche gehen. Also suche man die Sache abzulenken. Darum: Los auf die Vaterlands-Partei! Das ist das beste Opium, um zu vergessen. vor welchen Abgrund der Streit das Deutsche Reich und seine Verbündeten geführt hat. Gottlob, daß Millionen Deutscher da sind, die es trotzdem nicht vergessen. Damals wurden viele hellsehend und sind es geblieben. Das merkt ein jeder: auf dieser Seite der Streitbefürworter hält man nicht unbedingt zum deutschen Vaterland!

Wir richten eine klare Frage an die Führer der Mehrheitsparteien und an ihren Führer, Herrn v. Payer: „Glauben Sie an den Sieg der deutschen Waffen, oder glauben Sie nicht daran?“ Hier entscheidet sich alles. Das Getöse der Verleumdungen von geldlicher Abhängigkeit, von schwerindustriellen Einflüssen, von alldeutschen Phantasien ist ja alles äußerlich. Es ist nur zugestuft, um Leute bange zu machen, die nicht tiefer sehen. Nein, hier liegt die Hauptentscheidung: „Hat die Führung der Mehrheitsparteien etwas getan, um den Siegeswillen Hindenburgs zu stärken?“ Darauf möchte ich eine Antwort „ohne Hörner und Zähne“. Ich ging zur Vaterlands-Partei, weil ich mit wachsendem Schrecken merkte: Sozialdemokratie, Freisinn und Zentrum glauben jetzt in ihren Führern nicht mehr an den Sieg, gehen nicht mit Hindenburg und tun sogar unter der Hand alles, um dem deutschen Volk diesen Siegeswillen als Torheit auszureden. Das Wort: „Ein Narr, wer noch an einen deutschen Sieg glaubt“, bleibt die gemeinsame Losung dieser führenden Taktiker des Reichstagsblocks. Die Vaterlands-Partei ist in meinen Augen nichts als der Grund

von Deutschen, die entschlossen sind, zu siegen und die Früchte des Sieges für das Vaterland einzuheimsen. Es wäre überheblich von mir, diese Meinung überhaupt auszusprechen, wenn sie die Meinung von mir, dem einzelnen wäre. Aber ich bin in Deutschland weit genug herumgekommen, um zu sagen: Diese Lösung eines deutschen entschlossenen Siegesbunds hat die Herzen der Deutschen aus allen Parteien der Vaterlands-Partei zugeführt. Das größte Rätsel bleibt mir, warum gerade die Fortschrittliche Volkspartei es ist, welche trotz ihrer amtlichen Beschlüsse die Vaterlands-Partei mit ausgesuchtem Haß verfolgt. In den amtlichen Beschlüssen der Fortschrittlichen Volkspartei ist nämlich die Teilnahme an der Vaterlands-Partei nicht verboten; denn in Bremen und in der Pfalz stehen fortschrittliche große Gruppen auf dem Boden der Vaterlands-Partei, von Einzelpersonen in den verschiedenen Landesteilen zu schweigen. Trotzdem wird gerade von der Volkspartei der Kampf gegen uns am leidenschaftlichsten geführt. Prof. Göh in Leipzig hat unserer Erinnerung nach in der ‚Hilfe‘ einmal ausgesprochen, daß das deutsche Volk aus der Hand Erzbergers keinen Frieden wünsche. Aber jetzt verdächtigt er mit den gleichen Vorwürfen von schwerindustrieller Korruption und Zeitungsankauf die Vaterlands-Partei und schüchtert Gutgläubige ein, die den logischen Schluß nicht ziehen, daß das ‚Berliner Tageblatt‘ und ‚Frankfurter Zeitung‘ doch ebenso vom Gelde leben und hier Geld zu jeder Gründung willkommen ist, wenn es eine Zeitung ihres Geistes betrifft. Es tut weh, einen hochgeschätzten Akademiker solche Polemik treiben zu sehen. Nein und nochmals Nein! Wir lassen uns nicht verbittern. Aber wir arbeiten in der Vaterlands-Partei, weil wir den Willen zum Sieg stärken, weil wir dem Volk sein Vertrauen auf die U-Boote nicht untergraben, weil wir Hindenburg glauben, weil uns die ewigen Nörgeleien am Hauptquartier leid sind und weil wir wissen, daß Deutschland nicht mit Mißtrauen, sondern allein mit Glauben an seine Aufgabe siegen wird.

Das ‚preußische Verfahren‘ im Osten hat sich glänzend gerechtfertigt: Truppen marschieren zu lassen als Antwort auf Trozkis elendes Geschwätz. Die Reichstagsmehrheit hätte das nicht getan. Kaiser, Kanzler und Hauptquartier haben es getan. Ihnen hat das deutsche Volk den Frieden im Osten zu verdanken. Herr Erzberger hat zwar nachträglich erklärt, daß die jetzigen Friedensbedingungen im Osten durchaus im Rahmen der Reichstagserklärung vom 19. Juli liegen. Wir wollen uns nicht über dieses dialektische Meisterstück freuen; wir freuen uns ganz sachlich. Denn auch die bösen Alldeutschen wollten nicht weiter, als Moltke einst gewollt, nämlich bis zum Peipussee gelangen. In einem Punkt wird aber auch Herr Erzberger nicht widersprechen: Getan hat er nichts dazu, um diese Friedensbedingungen herbeizuführen, vorzubereiten, um sie dem deutschen Volk als die segensreichen Marksteine seiner Zukunft verständlich und begehrlieh zu machen.

Das ‚preußische Verfahren‘ im Innern hat sich glänzend bewährt. Wäre die Regierung in den Streiktagen nicht fest und sichergestellt und hätte die Verhandlungen abgelehnt, dann wäre auch München und Wien nicht so sicher in die Zukunft hineingegangen. Die ‚Freisinnige Zeitung‘ hat damals auch klare

und eindrucksvolle Töne gefunden, und man merkte etwas von der Solidarität derer, denen das Vaterland über alles geht. Das war kein vorübergehender Eindruck, wie jetzt die Reichstagsverhandlungen glauben machen wollen. Das war eine geschichtliche Erfahrung. Wir halten sie fest, hoffen und arbeiten, daß die Regierung in einem Streitwiederholungsfall ebenso wenig mit sich spaßen läßt im Interesse des ganzen deutschen Volks.

Unsre Interesse liegt nicht beim Reichstagsblock, sondern beim Sieg des deutschen Vaterlands, besonders England gegenüber. Wir wissen, daß Millionen ebenso denken trotz dieser Reichstagsverhandlungen. Wir sprechen niemand die Vaterlandsliebe ab, der nicht in unsern Reihen kämpft. Aber wir verbitten uns mit deutschem Ernst, daß man uns unsere Vaterlandsliebe in den Staub herabzieht.“

Man braucht ja nur die Tatsachen reden zu lassen. Schon die eine, nicht aus der Welt zu schwächende genügt: als unsere Vertreter in Brest-Litowsk nach den „Grundsätzen“ und Weisungen der angeblichen Reichstagsmehrheit verhandelten, war der Erfolg ein Weltstandal und ein Weltgelächter, Schlimmeres noch: Herausbeschwörung ernstester Gefahren für das Reich, schwere innere Erschütterungen und Opferung deutschen Blutes an alle seelischen und körperlichen Martern und Todesarten. Als dann unter dem eisernen Zwange der Tatsachen die unheilvollen Wege jenes angeblichen Mehrheitswillens verlassen werden mußten, als nach den einfachen, in den Dingen selbst gegebenen Richtlinien der ††† „Alldeutschen“, „Überannexionisten“, „schwarzindustriellen Vaterlandsparteiler“ und wie die Rosenamen sonst lauten, gehandelt werden mußte, da wurde die im Sumpf festgefahrene Karre mit eins wieder in sicheres Gleis und schnelle Bewegung gebracht, und der Friede wurde von der bewaffneten Hand gemacht, nicht von den einen Frieden erwinseln Wollenden.

Wie wurde man doch — es ist noch gar nicht so lange her — als armer Trottel mitteilidig belächelt oder als gemeingefährlicher Apostel einer „wüsten Eroberungspolitik“ angepöbel, wenn man dieselbe Meinung vertrat, die schließlich keine andere war, als die des großen Moltke: daß unsere natürliche und gegebene strategische Grenze am Peipussee gezogen sei. Nun ist diese Grenze längst erreicht worden, und es ist unser freier Entschluß und die Unterwerfung des großrussischen Kriegswillens unter unseren Siegesfriedenswillen, wenn unsere Truppen nicht in Petersburg einmarschiert sind. Jetzt haben wir das herrliche Gelöbniß unseres Kaisers, daß den baltischen Deutschen für alle Zeiten ihr Deutschtum gesichert werden soll!

Im vorigen Hefte konnten die Ausführungen des Abgeordneten Dr. Stresemann über das baltische Deutschtum in seiner großen Reichstagsrede vom 20. Februar nur kurz herangezogen werden. Sie stehen aber auf einer Höhe der Auffassung und dringen mit so viel Verständnis in den Kern der Frage ein, daß den Lesern eine Wiedergabe im Wortlaute sicher willkommen sein wird. Nicht nur um baltische Vergangenheit und Gegenwart handelt es sich, sondern mehr noch um baltische Zukunft. Der Redner schilderte zunächst die trostlosen Zustände im damals noch unerlösten Livland und Estland: wie dort jeder die „Freiheit“ hatte, einen deutschen Gutsbesitzer niederzuschießen oder niederzuschlagen wie einen



tollen Hund, ohne Bestrafung dafür zu finden, es sei denn, daß ihm vielleicht noch eine Belohnung dafür zugesichert werde. Dann — unter wiederholter stürmischer Zustimmung:

„In manchen Kreisen der deutschen Öffentlichkeit ist bezweifelt worden, ob die Dinge derartig lägen. Man hat es so hingestellt, als wenn irgendwie eine offiziöse Stimmungsmache eingesezt hätte. Ich habe zu meinem Bedauern im ‚Vorwärts‘ gelesen, daß man auch sagte, diese estländischen und livländischen Gutsbesitzer hätten sich überhaupt nur aus Angst vor der Aufteilung ihres Landes Deutschland zugewendet. Nun, wenn es wirklich so wäre, so gilt für die deutschen Grundbesitzer dieser Provinzen jedenfalls das selbe, was der Herr Kollege Groeber bezüglich der deutschen Bauern im Cholmer Gouvernement gesagt hat, d. h. wir hätten durchaus ein Interesse daran, zu verhindern, daß da, wo bisher deutscher Grundbesitz in deutschen Händen war, alles durch eine Regierung, deren Zeitdauer nur sehr beschränkt erscheint, in ein Chaos und in die größte Verwirrung gestürzt wird.

Aber es handelt sich nicht in erster Linie um den materiellen Schaden, der dem einzelnen hier zugesügt wird. Ich darf bezüglich dieser materiellen Frage daran erinnern, daß lange, ehe die Revolutionäre in Rußland ans Ruder kamen, noch unter der zaristischen Zeit die Gutsbesitzer in Rurland sich bereit erklärten, für den Fall der Lostrennung von Rußland ein Drittel ihres Landes an Deutschland abzutreten, um dadurch die Möglichkeit einer deutschen Kolonisation zu schaffen. Es drängt sich uns die Frage auf, ob wir Tatsachen zusehen können, wie diejenigen Deutschen in den baltischen Ländern, die allen Verfolgungen, aller Not und allen Schwierigkeiten zum Trotz durch sieben Jahrhunderte hindurch an der deutschen Sprache und deutschen Kultur festgehalten haben, weil sie Deutsche sind, hingemordet, hingeschlachtet werden. Ich muß sagen, wir wären kein Volk von Ansehen und Ehre, wenn wir das ruhig mit ansehen würden, ohne hier einzugreifen. Es wäre nicht zu verstehen, wenn wir, die für die Freiheit uns volkstremder Nationen eingetreten sind, nicht unser Herz in erster Linie schlagen ließen für die Balten, die mit uns eines Blutes sind. Es klingt so oft von der äußersten Linken uns entgegen, wenn man ein Wort für die deutschen Balten spricht: Diese 7 oder 9 % der Bevölkerung des Baltikums! Gewiß, die Balten sind keine Mehrheit im Lande, sie sind eine Minderheit. Um so höher muß man es schätzen, daß sie trotz dieser Minderheit gewußt haben, sich ihr Deutschtum derartig zu erhalten, derartig auch kulturell und geistig die Führenden zu bleiben, wie sie es getan haben. In anderen Ländern, über dem großen Wasser, wo Hunderttausende und Millionen von Deutschen saßen, die in der Lage waren, sich durchzusetzen, wie sind da die späteren Generationen amerikanisiert, wie haben sie ihre ehelichen deutschen Namen preisgegeben, wie haben sie sehen müssen, wie wir dort die Kulturdünger für andere Nationen gewesen sind. Wie war dort in Chicago, Milwaukee, Cincinnati und anderwärts ein so starker deutscher Einschlag, daß sie eine deutsche Stadt hätten bleiben können, wenn der Enkel geblieben wäre, was einst der Großvater war! Hier in den Offsecprovinzen waren die Balten viel mehr bedrängt als je ein Deutsch-Amerikanischer in den Vereinigten Staaten war,

und durch alle Schwierigkeiten zaristischer Verfolgung hindurch haben sie ihre deutschen Schulen, ihre deutschen Zeitungen, ihre deutsche Bildung sich erhalten. Wenn Sie heute nach Riga, nach Mitau, wenn Sie in das dortige Land kommen, dann tritt Ihnen ein Deutschtum entgegen, so rein, so unverfälscht und so ideal, daß man manchmal wünschen möchte, es wäre im Reichsdeutschland in derselben Weise zu finden. So muß die Stimmung in Deutschland gewesen sein, als noch ein einheitliches Deutschland erstrebt und erträumt wurde. Denn der Deutsche empfindet vor allem das als Ideal, was er mit seinem Herzen ersehnt. Wenn das Ersehnte dann Tatsache wird, wenn das Graue des Alltags allmählich über das Ersehnte kommt und Jahr und Jahrzehnte vergehen, kommt über ihn das Vergessen über das Alltäglichgewordene. Dort ist noch die große Sehnsucht nach der Vereinigung mit Deutschland, dort haben die Balten in ihrem livländischen Kalender mit vollem Recht -- von ihrer eigenen Grundstimmung ausgehend -- das Goethesche Wort sich zum Motto genommen: ‚Pfeiler, Säulen kann man brechen, aber nicht ein freies Herz.‘ Mit diesem freien, sich zu Deutschland bekennenden Herzen haben sie sich dort gegen Rußland durchgesetzt; kommen sie in größter Lebensgefahr über die russischen Linien herüber, haben sie heute, wo über das Geschick von Estland und Livland noch nichts bestimmt ist, sich in ihrer Ritterschaft für den Anschluß an Deutschland erklärt, wohlwissend, daß sie ihren Kopf verwirkt haben, wenn das nicht durchgehen würde. Starke Persönlichkeiten treten uns dort entgegen, die nicht die Hast und Unruhe des Erwerbsinnes so ideallos gemacht hat, wie wir dies manchmal in Deutschland finden, sondern die in dem Streben nach Allgemeinbildung, in dem Streben nach Schaffung von Persönlichkeitswerten uns als Deutsche aus alter guter Zeit erscheinen. Und wie die Ritter, so das Bürgertum in den Städten. Niemals ist mir mehr die Stimmung der Meisterfinger aus dem alten Nürnberg zum Ausdruck gekommen als in der Stunde, da ich die Gildenstube von Riga sah, als ich sah, wie dort auch unter russischem Druck bis zum letzten das deutsche Leben sich entfaltet hat. Und wenn wir nach Dorpat gelangen, wo eine geistige Hochschule liegt, von der unendlich viel zur Befruchtung deutschen Wesens ausgegangen ist, wenn wir neben Rußland auch Livland und Estland besetzt haben, dann hoffe ich, daß auch der Tag kommen wird,

,Wo diese alte deutsche Erde  
im Schutze des großen Reiches liegt.‘

Das bedeutet nicht die Annexion dieser Gebiete, aber es bedeutet ein freies Baltikum in enger Anlehnung an Deutschland unter unserem militärischen, politischen, geistigen und kulturellen Schutze. Ich glaube, es wäre eines der schönsten Ziele dieses Weltkrieges, wenn wir dieses Stück treuen Deutschtums so bewahren, so einig mit uns verschmelzen können, wie es von ihnen selbst gewünscht wird. . .“





## Nur Mangel an Regie?

Die sonderbare, höchst sonderbare „Regie“, mit der die Rede des ersten Lords der englischen Admiralität, Sir Eric Geddes, in Reichsdeutschland verbreitet wurde, wird in der „Deutschen Zeitung“ wie folgt unter die Lupe genommen:

Die Englischen Minister kämpfen rednerisch einen Zweifrontenkrieg. Nach innen in der Verteidigung durch geheuchelte Sicherheit, durch Versprechungen, durch tröstende Aufmachung der Sachlage. Zum Reichsfenster hinaus, auf uns zu, im Angriff. Was sie ihren Leuten zu deren Beruhigung erzählen, muß zugleich dazu dienen, uns auseinander zu reden. Die Uhr steht auf fünf Minuten vor Mitternacht. Der stärkste Zauber muß herhalten! Die Taktik an sich ist richtig und gut. Und die Helfer im feindlichen Lager sind auf dem Posten. Man muß ihnen bis zum letzten Augenblick in die Hände reden. Und vor allen Dingen nicht mit der Wimper zucken dabei; vielleicht wirkt es trotz alledem noch. So wie der Glücksritter nicht mit der Wimper zuckt, wenn er den letzten Louis aus der Tasche holt. Er setzt ihn mit kalter Gelassenheit, läßt sich besonders dann nichts anmerken, wenn dieser Louis nicht nur der letzte, sondern noch obendrein falsch ist.

Derart hat Geddes im Unterhaus die fatale Geschichte von den deutschen Verlusten an Unterseebooten zum besten gegeben. Er hat schon früher auf diese Verluste hingewiesen, indessen verbot ihm bisher das militärische Interesse, näher zu verraten, wie groß sie sind. Anscheinend hat dieses Interesse nunmehr hinter dem Gebot der

Stunde, das die Anwendung der stärksten Beschwörung erfordert, zurücktreten müssen. So hat er sich denn offenbart: von fünf Unterseebooten, die Seebrücke verlassen, kehren immer nur vier wieder zurück.

Die Enthüllung ist gleich fatal für ihn, wie für uns. Für ihn, wie das Echo zeigt, weil offenbar kein Mensch im Vereinigten Königreich Sir Eric sein Märchen glaubt. Man erkennt, daß die Münze, die er auf den Tisch wirft, nicht loscher ist. Für uns, weil es bei uns Leute genug gibt, die derlei mit Wonne aufgreifen und es minierend weiter tragen. Wie sie neulich die Räuber-geschichte von den 200000 Amerikanern — oder war es nicht gleich eine halbe Million? — an der Front in Frankreich mit Wollust aufgegrieffen und für ihre Zwecke weiter getragen haben.

Nun muß man sich über den Mangel an Regie wundern, mit der die Rede Sir Erics in Deutschland verbreitet worden ist. Fort und fort wird die Presse, insbesondere die Berliner Presse, und zwar mit gutem Grunde ersucht, die Reden feindlicher Staatsmänner nicht ohne kritische Beleuchtung ins Land hinauszulassen. Es geschieht dies aus der klaren Erkenntnis heraus, daß solche Reden in erster Linie auf Wirkung im deutschen Publikum berechnet sind. Man kennt eben unsere Schwächen. Die Presse trägt dem gern und sachgemäß Rechnung, soweit sie einen glücklichen Ausgang des Kriegs will. Auch soweit sie ihn offen oder heimlich nicht will, kann sie sich der Aufforderung nicht entziehen; allzu sehr bloßstellen möchte man sich schließlich auch bei ihr nicht. So sagt auch sie zu der gegneri-

schen Rede, was dazu gesagt werden muß. Sie sagt es vielleicht mit süßsaurer Miene und ohne Begeisterung, aber sie sagt es.

Wenn sie es nicht zu sagen braucht, ist es ihr natürlich lieber. Und auch die vaterländisch gesinnte Presse kann die kritische Ergänzung der gegnerischen Rundgebung nicht liefern, wenn ihr die Zeit dazu nicht gelassen wird. So war es aber diesmal bei der Seddes-Rede. Das amtliche Telegraphenbureau hat sie in Berlin am Donnerstag etwa um 2 Uhr nachmittags ausgegeben. Unmittelbar vor Abschluß der Abendblätter also; von irgend einer Möglichkeit, ein paar Worte dazu zu sagen, war nicht mehr die Rede. Sir Eric hat in Berlin besseren Erfolg gehabt, als in England; seine U-Boot-Geschichte ist hier nicht durch niederträchtige Bemerkungen der Zeitungen um ihre Wirkung gebracht worden, wie dort. Ihre Echtheit konnte nicht erst geprüft werden.

Eine bedauerliche Nachlässigkeit, ein sträflicher Mangel an Umsicht, — wenn nicht etwa etwas ganz anderes! Denn man kann auch an anderes denken. Die Sache liegt nämlich so. Die Leute, die, gleichviel ob aus innerpolitischen Gründen, aus dem Bedürfnis, das ihnen drohende Strafgericht für frühere Sünden zu hintertreiben, aus alljüdischen Bestrebungen oder ganz unmittelbar als aus unsichtbaren Quellen gespeiste Agenten Englands, einen dem uns aufgedrängten Risiko und unseren Opfern entsprechenden Ausgang des Krieges und mit ihm jede Stärkung des verhassten „herrschenden Regimes“ unter allen Umständen hintertreiben wollen — sie alle haben durch die schließliche Gestaltung der Dinge im Osten soeben einen schweren Schlag erlitten! Für sie gilt es jetzt zu retten, was zu retten ist. Was deshalb, koste es, was es wolle, verhindert werden muß, ist ein ähnlicher Ausgang des Krieges im Westen, wie er im Osten bereits eingetreten ist.

So bald als möglich müssen auf der Grundlage deutschen Verzichts Friedensunterhandlungen mit den Westmächten in Gang gebracht werden. Vor allen Dingen: kein neuer deutscher Sieg! So spielen allerlei Einflüsse gegen die Ausführung der Absichten

für unsere weitere Kriegsführung im Westen, die, mit Recht oder Unrecht, unserer Obersten Heeresleitung nachgesagt werden. Es sind Leute genug an diesen Treiberelen beteiligt, die sich dort, wo sie es für wünschenswert halten, Eingang und Schärfe zu schaffen wissen, — vielleicht sich auch beides nicht erst zu schaffen brauchen.

Und dann gilt es, die endliche Abstellung dieses niederträchtigen U-Boot-Krieges durchzusetzen, der ebenso alle Pläne derselben Kreise aufzuheben macht!

Das Vertrauen der Nation in seine Durchführbarkeit und seinen Erfolg muß fallen! Sie wissen es und — Sir Eric weiß es auch! Beiden ist durch den Zeitpunkt der Veröffentlichung der Seddes-Rede wieder einmal stark in die Hände gearbeitet worden. Ist ein auf Wirkung gegen uns berechnetes Reuter-Telegramm so wichtig, daß es unbedingt nach Schema F. des Wolffbureau behandelt werden muß? Kam seine Veröffentlichung zwei Stunden später nicht noch zurecht? Eine sonderbare Regie!

## Der Reichsschädling in Litauen

Er muß doch in alles seine Finger hineinstecken! Mit Stolz hat er sich sogar dazu bekannt, daß er den reichsschädlichen Beschluß des litauischen Landestates herbeigeführt habe, in dem dieser, im Gegensatz zu seiner früheren Entschließung, sich gegen ein engeres Verhältnis zum Deutschen Reich erklärte! „Herr Erzberger,“ schreibt die „T. R.“, „ist bekanntlich entgegen den deutschen Interessen für völlige Unabhängigkeit der Litauer; sie, bis zu 86 v. H. Analphabeten, dem Einfluß des Polentums schon durch den starken Grundbesitz der Polen in Litauen ausgeliefert, sollen nicht unter deutschen Einfluß kommen, sondern sollen tun und lassen können, was sie wollen, sollen sich zu Polen oder Rußland schlagen können, wodurch wir Rutland verlieren und im Osten einen starken polnischen Block erhalten könnten. Es würden also Zustände an unseren Ostgrenzen Platz greifen, die schlimmer wären, als die vor dem Kriege; unsere Grenzen

wären weniger denn je gesichert. Alles das liegt so klar zutage, daß nur Unverstand oder politische Einseitigkeit es nicht sehen will. Bei Herrn Erzberger wird uns das nicht wundern können, und ebensowenig wird es überraschen, daß sein Organ, die „Germania“, wild aufbegehrt angesichts der Nachricht, daß der Kanzler anscheinend nicht auf dem Boden der Erzbergerschen litauischen Politik stehe. So ruft sie nach dem Reichstage und sagt, sie, das Organ des allmächtigen Herrn Erzberger, halte es „für ausgeschlossen“, daß „nun der Kurs geändert sei“, d. h. der Regierung wird anheimgegeben, zu erklären, daß sie den Wünschen Erzbergers entsprechend an ihrem Programm festhalte, nämlich der „loyalen Durchführung“ des Selbstbestimmungsrechtes der Randvölker. „Der Reichstag, der sich in seiner Friedenspolitik mit der Reichsregierung bisher in so vollkommener und erfreulicher Übereinstimmung gefunden hat, wird sicherlich danach fragen müssen, was nun im Osten werden soll. Um die Antwort der Regierung ist uns nicht bange. Sie wird die Übereinstimmung mit dem Parlament weder preisgeben können noch wollen, am allerwenigsten um der Gesäfte der Annerionisten willen.“

Hier wird also deutlich zwischen den Zeilen der Regierung gedroht und es wird ihr nochmals versichert, daß sie sich nicht des „Rückhalts der Volksmehrheit“ berauben solle, also der Zustimmung der Herren Erzberger und Scheidemann. Um die Erzbergerschen Bestrebungen noch von der anderen Seite zu unterstützen, versuchen seine Kreise bekanntlich, sächsisch-württembergische Prinzentandbaturen zu unterstützen, in der Richtung: ein unabhängiges Litauen mit einem deutschen Prinzen an der Spitze zu schaffen, so daß die deutschen Interessen ähnlich gewahrt erscheinen — wie einst in Bukarest. Im Reichstage wird hoffentlich in diese Bestrebungen gründlich hineingeleuchtet werden. Die litauische Frage ist der Kernpunkt der ganzen Ostfrage. Werden hier dieselben Fehler gemacht, wie am 5. November 1916 in den polnischen Fragen, dann geben wir alle Trümpfe aus der Hand, die wir seit

dem russischen Friedensschluß besitzen und sorgen für eine neue Erstarkung Rußlands und für Verwirklichung etwaiger Revanchepäne der jeweiligen Petersburger Regierung.

## „Ohne Schuld“

Fort mit der kindlichen Meinung, als habe die englische Eintreisungspolitik den Weltkrieg hervorgerufen, als sei Deutschland ohne Ursache das Opfer einer finsternen Weltverschwörung geworden! Bei einer mehr sachlichen Betrachtungsweise habe sich das scheinbar Willkürliche der Katastrophe mehr und mehr als unvermeidliches Ergebnis langsam gewordener Mißverhältnisse in der Verteilung der Weltkräfte und einer unnatürlichen, im wesentlichen aber ohne „Schuld“ entstandenen Überspannung eben dieser Kräfte erwiesen. In den Ereignissen liege eine fällige, wenn auch kaum beweisbare Notwendigkeit.

Mit derartigen Ausführungen sucht der Arbeiter Scheffler in der freisinnigen „Vossischen Zeitung“ darzulegen, daß der Weltkrieg eine unabweisliche Notwendigkeit war, nicht verhütet werden konnte und von keiner Seite verschuldet wurde. Der freisinnige deutsche Michel lebt wieder auf und wird in England als Vertreter des guten alten Volkes der Denker und Träumer freudig begrüßt werden.

Bismarck besorgte die Möglichkeit eines Koalitionskrieges gegen Deutschland, wußte ihn aber zu verhindern und würde ihn ohne Zweifel verhütet haben, wäre er bei Leben und am Ruder geblieben. Kein Staatsmann, sagte er, hat das Recht, einen Krieg zu beginnen, nur weil er ihn nach seinem Ermessen in gegebener Frist für unvermeidlich erachtet. Er hielt jeden Krieg, auch den siegreichen, für ein Unglück. Er erfaß das Bedürfnis des Volkes nach Frieden und war sich seiner Verantwortlichkeit bewußt. Die englische Eintreisungspolitik hatte Bündnisse geschaffen, die im Kriegsfall ganz Europa in Mitleidenchaft ziehen mußten. Militärisch, politisch und wirtschaftlich waren die Folgen eines großen Krieges unberechenbar. Von der Klugheit der verantwortlichen Politiker durfte

man daher die Erhaltung des Friedens erhoffen. Eine ehrsüchtige und gewissenlose Hofdamen in Petersburg veranlaßte den Ausbruch des Krieges. Verschuldet haben ihn indessen die leitenden Kreise in England mit ihren Vertretern in Petersburg und Paris und mit Hilfe einer gehässigen oder läuslichen Presse. Der Krieg im August 1914 war keine unbedingte Notwendigkeit und hätte vielleicht noch weit hinausgeschoben werden können.

Handelte es sich aber, wie der freisinnige Aesthetiker behauptet, bei dem großen Kriege nicht um Willkür, sondern erfüllte sich nur ein Gesetz der Geschichte, dann läßt sich das freisinnige Verlangen nach Schiedsgerichten und Weltfrieden nicht begreifen. Denn das neue freisinnige Gesetz der Geschichte würde darüber unbedürftig hinweggehen und alle Weltfriedensabmachungen umstürzen. Was ist nun freisinnige Wahrheit? P. D.

## Wenn der andere aber nicht will —!

In der „Deutschen Politik“ ereifert sich ein Feldgrauer gegen die Vaterlandspartei. 100 Milliarden Kriegsschädigung ist ihm zuviel für das arme England, dessen Staatsmänner glatt erklärt haben, daß ihnen 100 Milliarden nicht zuviel wären, um es völlig zu ruinieren.

Dem Verfasser ist der Krieg mit seinem Norden und Blutvergießen zuviel wie uns allen. Er will Schluß gemacht sehen, er will den Krieg los sein. „Verehrter Herr,“ wird ihm im „Größeren Deutschland“ geantwortet, „wenn Sie Typhus haben und wochenlang im Fieber lagen, so begreife ich Ihre Angebuld vollkommen, wenn Sie rufen: ‚Jetzt Schluß mit dem Typhus, ich mache nicht mehr mit, ich will ihn los sein.‘ Ja lieber Freund, der Typhus läßt Sie aber nicht los und der Typhus macht keinen Schluß. Also können Sie den Kampf auch nicht aufgeben, sondern Sie müssen kämpfen und gesund werden wollen, sonst werden Sie es nicht. Das verbissene England läßt nicht locker, läßt nur locker, wenn wir Flandern aufgeben und die englischen Be-

dingungen erfüllen, also uns zu seinen Sklaven machen; dann ist England zufrieden, dann können Sie auch Frieden haben.“

## Ein Ehrenkreuz für Frontkämpfer

Als wir zum großen Kampf zogen, war uns allen das Eiserne Kreuz in der Erinnerung an andere gewaltige Zeiten deutscher Vergangenheit ein heiliges Zeichen. Wir betrachteten jeden der alten und neuen Kreuzträger mit heiliger Ehrfurcht. Freilich — das ist im Laufe der Kriegsjahre anders geworden. Es hat für uns leider — verloren. Und keine Beschönigungen und Verteilungen werden erreichen, daß uns das Kreuz von Eisen wieder das Zeichen heiliger Achtung und Verehrung werde.

Es ist zu spät, zu verbessern, was chunat versehen ist. Aber es ist nicht zu spät, ein neues Kreuz zu schaffen, ähnlich dem, was an unsrer Väter Großtaten erinnert. Ein ähnliches schlichtes Kreuz, ohne Unterschied, für Offizier und Mann. Eines, das nicht verlichen wird nach Gunst und sonstigem Verdienst, sondern allein nach einer für jeden nachweisbaren Tatsache: ein Kämpferkreuz, ein Ehrenkreuz für Frontkämpfer. Das nicht der erlangen kann, der in der Etappe war. Nicht der, der hinter der Front war, und wenn er noch so große Verdienste hätte. Sondern nur eben für die, die „drin“ waren. Und ohne Unterschied für Rang und Stand. Auch nicht als „besondere“ Auszeichnung. Sondern nur einfach als Feststellung für eine Tatsache, eben die, daß er im Furchtbarsten, in Grauen und Schrecken, in Not und Tod mit gestanden gegen den Feind. Und keinem vorenthalten, sondern eben verlichen an alle, die diese Tatsache einschließt. Da sei kein Unterschied. Denn das müssen wir sagen, jeder der im Kugelregen des Weltkrieges ausgehalten, verdient eine solche besondere Auszeichnung.

Es wird ja auch eine Feldzugsmünze wieder ausgegeben werden an alle, die den Feldzug mitgemacht, gleichviel, wo sie gestanden.

Warum sollte nicht ein einfaches schlichtes Kreuz die noch einmal kennzeichnen, die das

an der Stelle taten, die so manches, die so viele Opfer forderte. Aus Kanonnenmetall etwa erobertes Geschütze am schwarzweißroten Band würde ein solch einfaches Zeichen zugleich ein Stolz werden.

Dies stolze Zeichen dürfte einzig und allein das von seinem Träger sagen: „Ich habe in des Vaterlandes größter Not den Feind abgewehrt mit meiner Kraft und meinem Blut, habe mein Vaterland gedeckt mit meinem Fleisch und Bein, habe gestanden in Not und Tod und Grausen und Gefahr und tat so meine heilige Pflicht!“

Das würde viele, viele ausführen, die voll Trauer und Bitternis sehen, daß der, der in der Front steht, der dem Feinde die Brust bieten mußte, auch nicht den einen Vorzug genoß, daß ihm eine Auszeichnung einzig und allein vorbehalten blieb.

Darum für alle Frontkämpfer ein Ehrenkreuz, das ihnen auch äußerlich die Ehre gibt, die ihnen gebührt, und stolz würde jeder wohl darauf sein, weil es nichts ländete, als das eine, schlichte: Wir waren dabei!

Und die Tatsache nimmt keiner. Sie ist und bleibt unser Heiligum, weil sie uns sagt, daß wir darum auch vor uns selber bestehen können. Aber warum sollte sie ein solches Ehrenkreuz nicht haben?

Und zudem würde diese Klarstellung als eine Tat der Gerechtigkeit auch eine Verjöhnung sein. . . Ist die für die, die das Schwerste trugen, etwa nicht notwendig?

W. R.

## Osterreichische Zensur

Wle in allen kriegsführenden Ländern, so entwickelt auch in Osterreich die Presszensur eine äußerst umfangreiche und eingreifende Tätigkeit. Das bekunden in den österreichischen Zeitungen und Zeitschriften die zahlreichen leeren Stellen, die das Walten der Zensur zum Ausdruck bringen. Trotz dieser sonst so scharfen Zensur durfte die sozialdemokratische Wiener „Arbeiterzeitung“ in einem Berliner Briefe von der deutschen Vaterlandspartei schreiben, an ihrer Spitze stehe „der berüchtigte (!) Großadmiral

Tirpitz, einer der Haupturheber und Hauptschuldigen des Weltkrieges“ . . . „eine neue Gemeinheit dieser strupellosen Bande“ usw. Hatte man in Wien schon vergessen, was man den Unterseebooten des Herrn von Tirpitz zu danken hat?

\*

## Auch ein Erfolg

Zwei Notizen, die die Kunde durch die ganze Tagespresse machten:

1) Schmachvolle Behandlung verwundeter Kriegsgefangener durch die Engländer.

Aus Mitteilungen der im November 1917 zur Internierung in der Schweiz von England nach Frankreich verbrachten deutschen Kriegsgefangenen wird ersichtlich, in welcher schamloser Weise sich die Engländer auch noch bei diesem Liebeswerk gegen das Völkerrecht vergehen. Der Transport der schwerkranken Gefangenen, die sich zum Teil nur auf Krücken fortbewegen konnten, erfolgte in einem Viehdampfer. Über zweiunddreißig Stunden setzten die Engländer die invaliden Gefangenen einem Transport unter unwürdigen Verhältnissen aus. Weil diese Maßnahmen eine Roheit und Niedertracht bekunden, die wir unseren Kriegern gegenüber nicht dulden, hat die deutsche Regierung bei der englischen Regierung sofort energischen Protest eingelegt.

2) Der Kronprinz bei den englischen Austauschgefangenen

Nach einem Bericht der „Times“ stattete der Kronprinz vor ihrer Abreise in die Heimaten in Aachen untergebrachten englischen schwerverwundeten Austauschgefangenen einen Besuch ab. Ein Augenzeuge schildert den Besuch folgendermaßen: „Sämtliche Gefangene, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, waren in Rote-Kreuz-Baracken untergebracht und harrten ihrer Abfahrt, als plötzlich jemand rief: ‚Der Kronprinz ist hier!‘ Natürlich war man allseits überrascht. Jeder Zweifel wurde aber alsbald durch das Erscheinen des Kronprinzen selbst, der sich in Begleitung von drei höheren Offizieren befand, widerlegt. Der Kronprinz schien sich bewußt zu sein, daß sein Besuch unter ganz besonderen Umständen

stattfind, die den Fluß der Unterhaltung etwas erschwerten. Sein Benehmen war indes in jeder Beziehung taktvoll. Allem Anschein nach fand der Kronprinz es indes leichter, sich mit den Unteroffizieren und Mannschaften zu unterhalten, als mit den Offizieren, die, mit einer Ausnahme, sämtlich der Fliegertruppe angehörten.“

Also immerhin ein Erfolg. Das Blatt des Lord Northcliffe, zuvor Mister Harmsworth, ursprünglich Herrn Stern, geruht dem Kronprinzen des Deutschen Reiches huldvollst zu bescheinigen, daß er sich so weit ganz taktvoll benommen habe. Wenn wir nun nur nicht gleich zu stolz werden. St.

## Es wirkt

Unter der Spitzmarke: „Kein Verkauf des Dampfers Brandenburg“ wurde schon im Herbst vorigen Jahres aus Berlin gemeldet: „Die von einigen Blättern verbreitete Nachricht, daß der Dampfer ‚Brandenburg‘ des Norddeutschen Lloyd an die norwegische Amerikalinie verkauft worden sei, ist unrichtig. Wohl hat die norwegische Amerikalinie für den Dampfer ein Angebot gemacht, das jedoch vom Norddeutschen Lloyd nicht angenommen worden ist. Nach den bisher von der Reichsleitung befolgten Grundsätzen ist auch nicht zu erwarten, daß die zu dem Verkaufe erforderliche Genehmigung erteilt werden würde.“ Könnte es wohl ein besseres Zeugnis für die Erfolge des U-Boot-Krieges geben, als daß man schon damals vom „neutralen“ Norwegen Angebote auf deutsche Schiffe machte? Wo der Vater dieses Gedankens zu suchen ist, wissen wir ja. Die Schiffstaunot mußte doch schon gewaltig groß gewesen sein, daß man einen so aussichtslosen, wenn nicht geradezu verzweifelten Versuch unternahm. Und heute —?

Nebenbei ein Streiflicht, wie man im Auslande den deutschen Michel noch immer bewertet! Wir sollen unsere schönen Schiffe hergeben, damit England nicht unserem U-Boot-Krieg unterliegt!

Echol.

## Die beiden Deutschland

Zwei Deutschland findet die „Deutsche Zeitung“ innerhalb der Reichsgrenzen. „So unfasslich das scheint, vor allem in einem Weltkrieg scheint. Dieser Zwiespalt ist aber Tatsache, und Tatsachen muß man klar erkennen, nicht um sich schwächlich drein zu finden, nein, um sie kräftig anzupacken. Tatsache ist: zwei Deutschland gibt es innerhalb der Reichsgrenzen.

Das eine, völkische, wurzelt in der großen, alten Vergangenheit, in deutscher Geschichte und Kultur, es steht auf Macht, es will Sicherheit, es erkennt die deutschen Notwendigkeiten: Auf uns ruht die Last Europas. (Friedrich der Große.) Es erstrebt ‚das Maß von Freiheit, das mit der Sicherheit des Ganzen irgend vereinbar‘. (Bismarck.) Es weiß, daß wir das Errungene stets wieder zu verteidigen haben. (Moltke.) Ihm gilt tatsächlich Deutschland, das so ganz eigenartige Land und Volk, über alles.

Das andere Deutschland hängt an seinem Volkstum nicht. Es denkt und fühlt überwiegend nicht und wohnt's zu tun. Die harte große Vergangenheit ist ihm ‚Bedrückung‘, die große reiche Kultur ‚Rückständigkeit‘. Macht? Nein. Veröhnung. Sicherheit? Nein: Verbrüderung; Pflicht, Hingabe an die Allgemeinheit? Nein: Freiheit, ‚Demokratie‘, wie jene demokratischen Musterländer und friedlichen ‚Demokratien‘, die uns seit 1914 mit allen Mitteln bekämpfen. Nicht Deutschland, nein, Partei und Klasse über alles.

Man hat sie ihr Land und Volk, die eigene Klasse ausgenommen, hassen gelehrt. Der Haß macht sie blind gegen die deutschen Notwendigkeiten. Die Hochgebildeten unter ihnen leben in einer Nebelwelt undeutscher Schlagworte, sind Weltbürger, während das eigene Haus brennt.

Das völkische Deutschland denkt senkrecht in festumrissenen, wurzelhaften, völkischen Eigenarten, die, erdtüchtig-geschichtlich gegeben, die Völker voneinander trennen, ihren Wert, ihre Kultur bedingen und sie einander unabhängig machen.



Das unvölkische Deutschland denkt wagemutig, es durchbricht die völkischen Trennungen für eine Schicht, das Proletariat, schafft einen weltumspannenden Ring, der alle völkische Eigenart in Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verwischt, das völkisch Wurzelhafte ent-wurzelt.

Auf dies unvölkische Deutschland rechnet der Feind.

Der Kampf geht darum: bleibt Deutschland eine völkische Wirklichkeit? Oder wird es ein örtlicher Begriff, ein Raum Mitteleuropas, dessen großes, hochbegabtes Volk in der roten Internationale unterging?

## Der schwebende österreichische Staatsgedanke

„Wer ist denn noch, außer den Deutschen, beim alten österreichischen Staatsgedanken?“ fragt Emil Ludwig in der „Voss. Zig.“ (Nr. 643). „Sind es die Tschechen, deren Trennungsmomente nur durch ihre Offenheit stärker auffallen als die der andern Slawen? Sind es die Ungarn, die nur eben noch den Kaiser zum Könige wollen? Sind es die Polen, die, ebenso verständlich wie ihre preussischen Brüder, nach der Vereinigung mit den nun befreiten russischen streben? Oder die Südslawen, deren Traum von einem eigenen Staate, durch den Krieg belebt, zwischen einer kroatischen, einer slowenischen, einer antiserbischen Lösung schwankt und nur darum vorläufig minder gefährlich scheint? Oder die Ruthenen, die einer Angliederung ihres östlichen Galiziens in die Gemeinschaft ihrer polnischen Todfeinde mit vollem Rechte widerstreben und, nach Kultur und Religion dem Osten zugeneigt, sich den Millionen ihrer russischen Brüder anzugliedern suchen, die, ebenfalls befreit, die große Ukrainische Republik gebildet haben?“

Die Deutschen in Österreich, aber auch die im Reich hätten allen Grund, sich diese Frage mit ihren naturnotwendigen, nicht zu umgehenden Folgefragen sehr, sehr ernsthaft zu überlegen.

Er.

## Keine Märtyrer schaffen!

In einer Prima zu Königsberg i. Pr. wird das Thema gestellt: Warum bin ich stolz, ein Deutscher zu sein? Darauf erheben sich zwei junge Leute nichtgermanischer Rasse und weigern sich, den Aufsatz zu schreiben, weil sie sich „nach den jüngsten Vorkommnissen nicht als Deutsche fühlten“. Die vorgesezte Behörde, das Provinzialschuldkollegium zu Königsberg, das in der Sache angerufen wird, sieht jedoch vom Einschreiten ab, da es „keine Märtyrer schaffen wolle“. Diese Nicht-Deutschen dürfen also die deutsche Schule ruhig weiter in Anspruch nehmen. Die Märtyrer aber sind nun die deutschen Lehrer, die solchen Gesellen ihre Zeit und Arbeitskraft zu opfern gezwungen werden.

E. R.

## Kerngesunde Heiratskandidaten

Zwei Heiratsanzeigen aus einer Nummer der „Frankfurter Zeitung“:

„Atad. geb. Rfm., Sohn eines Maschinenfabrikanten, 26 J. alt, ev., vermögend, kerngesund und lebenslustig, möchte bald ein ebenfalls vermögendes, interessantes, lustiges Mädel heiraten, um ein geschmackvolles Eheleben schon in der Jugend zu erleben und einen psychischen Ausgleich zu haben. . .“

„Vermögender, solider Inhaber altangesehener bedeutender Weingroßhandlung in schöner rhein. Badestadt, Eigentümer herrschaftl. Besitzung, sowie großer Weingüter, 35, evang., kerngesund, sucht passende, lebensfrische, gut bürgerl. Haushälter. erzogene Lebenegefährtin aus der Weingegend mit nachweisbar größerem Vermögen. . .“

Wenn man in der Kriegszeit das beste Teil seiner Gesundheit gelassen hat und von diesen kerngesunden Heiratskandidaten liest, dann bedauert man es doch sehr, daß solche Herren ihre kernige Gesundheit an die Markttafel schreiben können, ohne dem feldgrauen Wams Tribut geleistet zu haben, wie alle andern sowohl kerngesunden als auch weniger kerngesunden deutschen Männer.

Das lebenslustige Söhnchen des vielleicht Granaten machenden Maschinenfabrikanten,

das „schon in der Jugend seinen psychischen Ausgleich mit einem interessanten Mädel“ haben will, ist offenbar unabkömmlich. Und eigentlich müßte man daselbe von dem 35jährigen kerngesunden Weingutsbesitzer annehmen.

Daß es, und wohl namentlich am reich besetzten Tisch des Lebens, noch immer Leute gibt, die in ihrem Benehmen auf das Empfinden des Heeres derjenigen nicht gebührend Rücksicht zu nehmen wissen, die im Kriege gelitten und geblutet haben!

Ein Spaß, wenn das Bezirkskommando den beiden kerngesunden Heiratskandidaten ein Angebot machte! G.

## Woher kommt's?

Wollenthalben macht man jetzt die Wahrnehmung, daß sich die Berufsgruppen zu einer Art von Konsumvereinen zusammenschließen. Und eigenartigerweise geschieht das nicht nur, um durch Masseneinkauf günstigere Preise zu erzielen, sondern es ist diesen Vereinigungen auch möglich, Waren zu erhalten, die sonst der allgemeinen Verbrauchsregelung unterstellt sind. So hat z. B. kürzlich ein Eisenbahnerverband auf den Kopf je fünf bis neun Pfund Speck, Schinken und Schmalz kartenförmig verteilen können, und zwar nicht etwa ein Verband in dem schlechter versorgten Westen oder in einer Großstadt, sondern in einem mittelgroßen ostdeutschen Provinzstädtchen. Woher kommen die Hunderte von Zentnern, deren Vorhandensein das voraussetzt? Ohne Mitwirkung legend-welcher amtlicher Stellen ist das doch nicht denkbar! Es gibt sogar Familien, die durch ihre Mitglieder an mehreren Konsumvereinen beteiligt sind und von verschiedenen Seiten zugleich in der angegebenen Weise bedient werden. Einspruch zu erheben ist auch dagegen, daß sich nun allwärts die städtischen Beamten, denen zum Teil die Lebensmittelversorgung selber unterstellt ist, zu solchen Vereinigungen zusammenschließen, soweit sie nicht rein wirtschaftliche Vorteile dabei im Auge haben, und daß die Stadtverwaltungen das ihnen vielfach zustehende Verfügungs-

recht dazu verwenden, ihren Angehörigen außergewöhnliche Bewilligungen zu gewähren. Das sollte schon um des Volkstriedens willen vermieden werden. E. R.

## Soziale Fürsorge

Die neue Bezugscheinregelung für Stoffe und Kleider bringt Bestimmungen, die wieder einmal den Glauben an die soziale Fürsorge des Staates zu erschüttern imstande sind. Keinerlei Unterscheidung besonderer Fälle, kein rücksichtvolles Eingehen auf Ausnahmen, sondern nur grob gezogene Richtlinien nach unbeugsamem Schema. Gewiß mag ein strenges und tatkräftiges Eingreifen nötig sein, denn es ist offenkundig, daß noch immer recht weitgehender Verbrauch an Kleidern und Kleiderstoffen stattgefunden hat, so daß man sich über die bisherige Weibherzigkeit schon hat wundern müssen. Aber dieser unangebrachten Weibherzigkeit entspricht nur rücksichtsloses Draufgehen; seit Einrichtung der Bezugscheinpflcht fehlt die vorsichtig maßvolle Mittellinie. Zu große Strenge soll den neuen Bestimmungen auch gar nicht einmal vorgeworfen werden, aber, was schlimmer ist, Unwirtschaftlichkeit und soziale Rücksichtslosigkeit. Es wird neuerdings verlangt, daß für jedes zugebilligte Kleidungsstück das entsprechende, nicht mehr gebrauchsfähige abgeliefert wird, um durch die Reichsbekleidungsstelle anderswie verarbeitet zu werden. Ist es ganz und gar verwendungsunfähig, so ist die eidesstattliche Versicherung vorgesehen, daß das Stück unbrauchbar bzw. nicht mehr vorhanden ist. Wie einschneidend diese Bestimmungen für die minderbemittelten Familien, und zwar für die mit Kindern, sind, hat man wohl nicht erkannt. Denn sonst hätte man sich doch wohl gehütet, die ganze sogenannte Familien- oder Hauschneiderei zu unterbinden. Selbst das sogenannte „Nachtragen“ der Kinder ist nur noch durch „Schlebung“ möglich, d. h. dadurch, daß man deren Alter verschweigt oder falsch angibt. Von Rechts wegen ist eine Familie gezwungen, jeden Mantel, den ein Kind ausgewachsen hat, abzuliefern, um einen neuen dafür einzukaufen,

ohne Rücksicht darauf, ob er vielleicht auf ein jüngeres Kind übertragen werden könnte. Und die Neuverarbeitung getragener Stücke ist gänzlich unterbunden. Wer aber weiß, bis zu welchem Maße bei den minderbemittelten Familien gerade in dieser Zeit die Sparsamkeit ging, wird begreifen, welche Belastung bei den geradezu unerschwinglichen Kleider- und Stoffpreisen dadurch hervorgerufen wird. Und was gewinnt der Staat auf diese Weise für sich? Nichts, sondern er verliert noch dazu Arbeitskraft. Wenn besser ausnutzen kann er die getragenen Sachen auch nicht; außerdem ist er aber gezwungen, die Leistung der Verarbeitung auf sich zu nehmen, die sonst von der Familie übernommen wird. Und irgendwelche Bureauschwierigkeiten liegen doch wahrlich nicht vor, um eine größere Rücksichtnahme zu verbieten. Es brauchte nur eine Umtauschbuchung erlaubt zu werden; das abzuleifernde Stück verbleibt der Familie, wird aber in der dafür beabsichtigten Art der Verwertung angerechnet. Die kleine damit verbundene Mühe der Buchung muß man sich schon gefallen lassen. E. R.

\*

## Ein paar Stichproben

Welch ein Schlag von Männern heute die Geschichte des deutschen Volkes mehr oder minder maß- und richtunggebend beeinflusst, davon gibt Prof. Hans Haefke in der „Deutschen Tageszeitung“ ein paar Stichproben:

„Es sei nur an die Rede Scheidemanns erinnert, mit der er am 28. Juni 1913 im Reichstage die in zwölfster Stunde eingebrachte Militärvorlage bekämpfte! Nur einige Perlen! Wir glauben nicht nur nicht, sondern wir wissen, daß Frankreich gar nicht daran denkt, uns an die Kehle zu springen.“ Ohne Anlaß, ohne Not, wie Herr Erzberger festgestellt hat, hat man diese Vorlage der Welt ins Gesicht geschleudert.“ Wir brauchen also Herrn Erzberger nicht noch selbst zu zitieren.

In Wirklichkeit spielen die Führer der Demokratie und ihre Trabanten als Staats-

männer einen um so komischeren Zwiesel, als sie ihre Phantasierelen mit einem Selbstbewußtsein vortragen, das im geraden Gegensatz steht zu ihrer bodenlosen Unwissenheit.

So spendete Herr Theodor Wolff in der „bedeutendsten Zeitung Deutschlands“ kürzlich aus dem unermesslichen Schatz seiner historischen Kenntnisse die Weisheit, daß es dem deutschen Volke nicht zu verargen sei, wenn es für sich die demokratische Staatsform verlange, die die Athener schon vor 2400 Jahren gehabt hätten. Ganz abgesehen davon, daß das deutsche Volk sich kaum nach der Demokratie sehnt, weiß also Herr Theodor Wolff anscheinend nicht, daß die athenische Demokratie eine Herrschaft von vielleicht 50 000 Vollbürgern über mindestens 200 000 Rechtlose war. Herr Theodor Wolff weiß nicht, daß diese sogenannte Demokratie ihre größten Leistungen vollbrachte, als nach Thucydides „in Wirklichkeit die Herrschaft des ersten Mannes (des Aristokraten Perikles) bestand“. Herr Theodor Wolff weiß nicht, daß, als die Führung später auf die Masse der Vollbürger überging, es mit Athens Herrlichkeit schnell und ein für allemal ein Ende nahm . . .“

\*

## Ehrendoktor Mosse in der Ersten badischen Kammer

Man schreibt uns von besonderer Seite: Die Verleihung des juristischen Ehrendoktors an Herrn Mosse hat in der badischen Ersten Kammer ein Nachspiel gehabt. Als Grund der Verleihung der höchsten Würde, die eine deutsche Universität vergeben kann, war am 4. Dezember in den doch sicher von den berufenen Organen der Universität bedienten Heidelberger Zeitungen folgendes angegeben:

„Herr Rudolf Mosse hat . . . der juristischen Fakultät unserer Hochschule zum dankbaren Gedächtnis an Theodor Mommsen die Summe von 100 000 M (!) als Stipendienstiftung zur Verfügung gestellt, um Heidelberger Studenten den Winteraufenthalt in Berlin und Berliner Studierenden den

Sommeraufenthalt an südwestdeutschen Universitäten zu ermöglichen.“

Man weiß, welchen Sturm der Entrüstung diese feltstame Ehrung bei den Dozenten und Studenten an allen deutschen Hochschulen entfacht hat. Nun werden wir durch eine Erklärung des Vertreters der Universität Heidelberg in der Ersten Kammer überrascht, wonach jene „vielangefochtene Ehrenpromotion“ nicht nach der Stiftung Zug um Zug, sondern „aus einem inneren Anlaß zustande kam, der von der Stiftung, die eine halbe Million betrug, ausgelöst wurde“. Die ganze Bewegung wegen dieser Promotion habe lediglich antisemitische Tendenzen gehabt.

Herr Onden, der diese Orakelsprüche von sich gab, wird sich wohl etwas deutlicher ausdrücken müssen. Weiß doch ganz Heidelberg, daß die halbe Million nicht Zug um Zug, sondern zum größten Teil erst nach der Promotion spendiert wurde, und wer will sich wundern, wenn eine von dem Dekan Heinsheimer betriebene offenkundig semitische Ehrung an andern Universitäten antisemitische Gegenwirkungen auslöste?

## Herr van de Velde

der Kunstgewerbler, verdankt seinen Ruhm nächst sich selber den deutschen Kunstschriftstellern. Er war lange Professor und Staatsbeamter in Weimar, und er spricht vollkommen gut deutsch. Der Geburt nach sollte er Blame sein, aus Antwerpen, doch Namen können täuschen. Am 28. Januar d. J. hielt er in Zürich einen Vortrag über Ruskin und van de Velde als den Klügeren von beiden. Der Vortrag fand statt in der Reihe der Veranstaltungen des Gottfried-Keller-Hauses. Herr v. d. Velde trug den Zürichern in französischer Sprache vor.

Wir haben an dieser Begebenheit, da sie Ausländer unter sich betrifft, keine Kritik zu üben. Der tote Gottfried Keller vermag es ja auch nicht mehr. Aber für uns Deutsche bemerkenswert ist sie als der Fußtritt, der einer übertriebenen Afteterci mit ihrem

Unterton von Vaterlandslosigkeit zum nicht unverdienten Lohn wird.

F.

## Ein trefflicher Merkspruch

gegen die krampfhaften Versuche, dem deutschen Volke die Lateinschrift aufzureden, findet sich in Meister Rosegggers „Heimgärtner's Tagebuch“ (neue Folge, 1917, bei Staadmänn):

„Warum will man im deutschen Volke den Lateindruck einführen? — Weil man den deutschen Druck nicht überall lesen kann, antworten sie. — Nun, dann werden wir uns auch wohl die deutsche Sprache abgewöhnen müssen. Die kann man ja auch nicht überall verstehen. Und endlich werden wir auch die deutsche Wesenheit wegwerfen. Man kann sie ja nicht überall begreifen. Am wenigsten begreifen sie die, so uns die deutsche Schrift wegnehmen möchten. Nein, wir leben zuvörderst für uns selbst und lassen unserer Sprache, unserer Schrifttum nicht den deutschen Rock ausziehen. Wenn du heute den Rock gibst, der will morgen die Haut.“

## Vergleich

Von dem, was den staatlichen und sittlichen deutschen Niederbruch um und nach 1800 eigentlich verschuldet, von der Zeitgeistigkeit oder „Übergeistigkeit“ des endenden 18. Jahrhunderts, sagt Fichte, wie sie „gar flach, kränklich und armselig geworden, darbietend als ihr höchstes Gut eine gewisse Humanität, Liberalität und Popularität, flehend, daß man nur gut sein möge und dann auch alles gut sein lasse, überall empfehlend die goldene Mittelstraße, d. h. die Verschmelzung aller Gegensätze zu einem dumpfen Chaos; Feind jedes Ernstes, jeder Konsequenz, jedes Enthusiasmus, jedes großen Gedankens und Entschlusses und überhaupt jedweder Erscheinung, welche über die lange und breite Oberfläche um ein wenig hervorragte, ganz besonders aber verliedt in den ewigen Frieden.“

F.

1720  
OF 10  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Heinrich Seyne

Beläge zum Stürmet

Frühling



Deutscher Bismarck



XX. Jahrg.

Zweites Aprilheft 1918

Heft 14

# Die Mütter auf dem Schlachtfeld

## Von Franz Lüdtko

**D**a liegen die großen, guten Jungen; trüb und trüber wird ihr Auge, heißer der Atem, matter die Stimme — — aber mit dem letzten blühen Kraft des Mundes oder des Herzens rufen sie: Mutter!

Und die Mütter kommen! Sie müssen doch bei ihren großen, guten Jungen sein! Die Mütter kommen, alle, alle; die, die noch im Lichte gehen, und die, die ihren Söhnen schon vorangeschritten sind . . . Sie kommen alle.

Haben sie doch einst in Stunden des Schmerzes ihr Kind aus dem rätselvollen Dunkel eines Urgeheimnisses hineingeführt in die taufrische Helle des Lebens, und Liebe hieß der Weg, den sie gegangen. Jetzt wallen sie wieder den Weg der Liebe; aber nun gilt's, das Kind zurückzuleiten, aus den Räumen des Lichts in die Kammern des Dunkels und der Rätsel: und wieder ist's der Schmerz, der den Pfad der Mütter heiligt. Und jede Mutter heißt Maria . . .

Die großen, guten, tapferen Jungen sind, da's nun ans Sterben muß, von neuem wie die Kindlein geworden, gläubige, dankbare Kinder, die sehnfüchtig nach ihrer Mutter verlangen. Wie war's doch früher? Wenn's ins Finstere ging, in die Rästel der Nacht und des Schlafes? Mutter, riefen sie da — und die Mütter kamen. Und falteten den Kindern die Hände, beteten mit ihnen, küßten ihre Stirn und sangen sie zur Ruhe.

Wiegenlieder . . . alte, selige Wiegenlieder . . .

Der Türmer XX, 14

4

Und heut, auf dem Schlachtfeld?

Die Mütter sind gekommen, mit Schritten des Schmerzes, auf Wegen der Liebe, und geleiten ihre Kindlein ins Dunkle, in die Rätsel der Nacht . . . beten mit ihnen . . . küssen ihre Stirnen . . . und über das Schlachtfeld hallt, endlos, endlos, das Lied der Mütter, die ihre großen, guten Jungen in den Schlummer fingen . . .



## Lebensfette · Von Karl Frank

Hinter Tod und Untergang  
Grünt ein neues Leben,  
Wie verschwifert im Gesang  
Höhn und Tiefen schweben.

Aber allem Dunkel harret  
Schon ein Stern der Stunde,  
Wo die blinde Gegenwart  
Aufhorcht seiner Kunde.

Durch den frosterstarrten Baum  
Geht ein ahnend Streden,  
Und im letzten Winterflaum  
Hört die Erde wie im Traum  
Klingen schon den Schritt des jungen Reden,  
Der die Tore siegend sprengt  
Und des Lebens Banner  
Zubehnd in den Lüften schwenkt.





# Die Wiedererhebung unserer Diplomatie

Von Prof. Dr. Ed. Hend

„Es taget vor dem Walbe,  
Stand uf, Rätterlin.  
Die Hasen laufen halbe,  
Stand uf, Rätterlin!  
Pullicholdbroho —  
Du bist mir, so bin ich bin.“

**E**s kommt jetzt beständig anders, nachdem die hochdiplomatischen Schriften der Bethmannschen Politik die Periode der „merklichen“ Weltveränderungen für ex erklärten, „und weil mein Fäßlein trübe läuft, geht auch die Welt gleich auf die Reige“. Aus der ungeheuren Entladung aller natürlichen und chemisch zugemischten Triebkräfte, die als gärende Segensätze angesammelt waren, beginnt es zur Klärung und Auseinandersetzung zu kommen. Noch ist Unendliches dafür zu tun, mehr noch, als in den Dingen, in den Köpfen. Aber doch schon jeder Sehende erkannte, wie jetzt die Weltgeschichte mit der eignen Hand die Dinge neuschöpferisch ordnet, — wie sie aus dem Chaos, das die Politiker vollends erst zuwege brachten, den Schlamm der Lüge, die Wasser des Quacksches und die auftauchenden Vesten des werdenden scheidet.

„In jedem Punkte hat sie es gut für uns Deutsche, als die Rechtlichen, geführt. Daß auch diesmal, Ende 1917, England oder seine Entente nicht die Geistesgegenwart hatten, so lange die dem Herrn Trostly glatt von uns zugestandene Wartekrist von Brest-Litowsk lief, den neuen Pariser Frieden und Wiener Kongreß aus dem söundsfo vielten präsentierten Angebot zu gewinnen. Sodann, daß die erste Verhandlung in Brest noch wieder unfertig ausging, wie anfangs 1814, die von Chatillon, so daß auch von diesen Gegnern ein neuer Sneysenau aufatmend sagen konnte: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet, als das ganze Heer der Diplomaten.“

Es war unbeschreiblich gut, daß unsere Diplomaten in Brest — und zwar bei öffentlicher Zuschauerkorona so, daß wir sie mal in natura sehn konnten und nicht bloß das seifige Berliner Tageblatt an die Kammertür bestellt ward — vorderhand eine Fuchsmensur schlugen. Segen die mauernenden Advokaten von Rußland, denen die männliche ehrliche Absicht fehlte, ihren Klienten zu vertreten und nichts anderes. Man stelle sich vor, die Herren Zivildiplomaten ohne militär-gesunde Sonne wären mit dieser noch immer Bethmännischen Zugeständnisfreudigkeit, von der die gefährliche Wartekrist und die für sie persönlich gleich unvorsichtige Welt-Öffentlichkeit zwei durch die Stärke unserer Position keineswegs erforderliche Proben waren, mit dieser „gegenseitigen freundschaftlichen Herzlichkeit“, von der die anfänglichen Berichte schwögen, mit dieser Schießladung von ungeschickten Kenntnissen zur ernsthaften Pro-patria-Suite mit den in Streichern und Halenquarten alt-zingepaukten Gegnern zum Weltkongreß losgeautelt, nach Berlin, Kopenhagen oder am Ende noch Stockholm. Von den Kenntnissen waren zweifellos

neueste Geographie seit Hindenburg schwach, Formalien und Schimmelreiten gut; meinten sie doch ums Haar, sie seien da, um zuvörderst die Integrität Rußlands herzustellen, da man nur so mit ihm korrekt verhandeln könne. Daß man die auftauchenden Ukrainer zuerst anstarrte wie die Hirten von Bethlehem die unbekannteren drei Könige von Morgenland, kann doch kaum eine fromme Verstellung gewesen sein. Denn Moral und Betragen waren in allem tabellos.

„Welt-Kongreß!“ So hatten durch Jahre die Denker und Dichter erwartet, die Vereinspaßifisten geflennt, Beth- und Scheidemann die Hebel ihrer Internationale, der goldenen und roten, in schweizerischen und Stockholmer Konferenzen vorprobiert. Wie der Selbstvernichtung Schlußstein hing der allgemeine Kongreß über uns, wie schier nicht abzuwenden. Eine Warnung Radoslawows gegen „Kongreß“, die er amtlich im Sobranjeauschuß tat, ward mittels wolfftelegraphischer Verstandes- und Grenzsperrre aus der reichsdeutschen Presse vielbezeichnend ferngehalten. Jedes weiterblickende Familienblatt verschah sich seit 1915 mit seinem Festbeitrag „Friedenskongresse“. (So konnte man wenigstens feste dagegen schreiben.) Wozu hat der Deutsche in der Schule Geschichte „gehabt“, wenn er nicht gleich an die großen Kongresse dachte? Waren sie nicht vor allem der „Präzedenzfall“, der den Diplomaten ziert und woraus ihm der Verstand wird? Wo zwar das bescheidenste Nachdenken mit Hilfe der Präzedenzfälle hätte sagen müssen, wie das für uns ausgehen werde.

Für alles, was sie uns Gutes im Sinn trägt, bediente sich unserer Segner die Weltgeschichte. Dafür daß Rumänien losschlug, daß Italien gegen Österreich selbstlos weiterkämpft, sollten sie einen Abguß aus der Siegesallee zum Nationalgeschenk erhalten. Und die Oberjacobiner des Sowjet-Konvents verdienten ihn nicht minder. Schon für die „Öffentlichkeit“ jener Verhandlung. Hätten sie die Humanität und die Völkerbefreiung, für die sich der ganze Welt-, Rede- und Kriegsbrand eintrachtswoll ereifert, lechlich in Livland, Estland, Finnland nicht so auf die Spitze getrieben, daß von den beglückten Völkern bald nichts außer ihrer Selbstbestimmung lebend blieb, so wären auch diese Vertreter von „Rußland“, das gar nicht ihr Vaterland ist, wohl noch zum Weltkongreß gekommen. Ihre zwei Partituren lagen fertig: in Moll der demokratisierte Weltkongreß, wo dann die heilige Staatszerfickungs-Allianz feierlich besiegelt werde, in Dur der revolutionäre Weltkonvent. Der Weltkrieg, worin die arischen Nationen sich matt kämpfen, war die nie wiederkehrende Hochkonjunktur, zu diesem Finale zu gelangen.

Ich habe im Türmer schon viel früher auf das Verhältnis: *Trotsky contra Lenin* gedeutet. Seit Beginn der russischen Revolution ist der Vorgang der gleiche, ward schon recht sichtbar unter Kerensky. Der Russe meint, er mache sein Spiel, und die fremden Ribike nehmen die Karten vom Tisch und stecken sie in ihre Hand. Abri gens schon innerhalb der letzten zarischen Regierung spielte der von den ewig gleichen Legenden umhüllte Kampf der Mardochai und Haman, und mit den Unterliegenden fällt noch ihr guter Name mit. Der Abscheu gegen die Antisemiten soll die Welt erfüllen. Nur niemals bekommt sie die Nennungen, die nach der andern Seite kompromittierend oder allzu deutlich sind. Höllisch passen da die telegraphischen Agenturen auf, so wie die Wolffsche nun schon länger

von dem Brüsseler Präsidenten des Appellationshofs notgedrungen berichten muß, mit dem sich die deutsche Amtsmacht zu befassen hatte, und all ihre namenlosen Umschreibungen der Persönlichkeit sparen könnte, wenn der so vlamenfeindlich fühlende Herr nicht Levy hieße. — Mit dem Sturz des Zarentums rückten die jüdischen Rechtsanwälte in die wichtigen Ämter und Präsidien ein, und in den weiter sich abwandelnden Phasen breitete sich die selbsttätige Vermehrung stammverwandter Lenker aus. Selbst die Nordd. Allg. Zeitung (26. 2. 18) erzählt davon, daß die Komiteevorsitzenden in Livland, die die Ermordungen bestimmten, „alles junge Menschen von 21 und 22 Jahren, fast ausnahmslos Juden“ waren.

So ringen die zwei Seelen der Revolution um die Bolschewiki-Herrschaft, unter dem Anschein der Einheit, den sie beide aufrecht halten müssen, und verlappt im Tohuwabohu von Widerfinn und Undeutlichkeit, das überall durch die beteiligte Macht erst bewirkt wird. Die Großrussen jeglicher Parteistellung hassen vollklich den Njemez, er ist ihnen etwas Ähnliches wie der Jude, und unser unvermeidliches reichsdeutsches Heroldsausblasen kapitalistisch-wirtschaftlicher Ziele bestätigt sie darin. Andersherum aber auch, um endlich zu sich selbst zu kommen, mußten sie mit Deutschland kurzweg Frieden wünschen. Die Trokty usw. hassen uns noch mehr, aber nicht als volksnationale Russen; ihnen ist das russische Bolschewikium die Maschine, um die ganze Welt für ihre Ziele platt zu walzen. Nach dem russischen Muster mit Hilfe des „Volkes“ wollen sie und ihre mehr oder minder verschwiegene Freunde in den übrigen Ländern die geschichtlichen Gewalten ausheben. Mit der Ungeduld und Voreiligkeit, die einmal ihre Eigenschaft ist, meinten sie jüngst, Europa sei schon zum Generalstreik nebst den davon erhofften Folgen reif. Es ist die für sie tragische Rehrseite davon, daß sie so überreichlich von jeder Art äußerem Erfolg verwöhnt sind. Die Arbeit in und mit der Oberflächlichkeit ist ihr Lebensboden, aber auch immer das, wodurch sie schließlich doch nicht an das Ganze kommen. Ihre Frucht bäume wachsen üppig heran, aber darunter hört die Tagesgeschichte auf, die sie als fleißige Regenwürmer gelodert und mit ihrem Großstadttnüll und Intellektualismus und wie diese Kunstmittel heißen, so trefflich durchdüngt haben; die geilen Wurzeln geraten in taube gewachsene Lagerungen, die sie nicht mehr annehmen. Und einige sind immer, die auch so klug sind und noch etwas klüger. Sie können abwarten, weil die Uneigennützigkeit die nicht so zappeligen Nerven hat, weil sie ihr „Mäl tönnen“ kann, was zu Pomuchelstopps Jammer Häuning nie konnte und was auch in der Advokatenpraxis nicht geschult wird. So scheint das unvordringliche Durchhalten des reklamelosen Lenin aufzufassen zu sein.

Zu was die Verhandlungen von Brest-Litowsk waren, haben nun Rosenfeld-Ramenjew (in Kopenhagen) und Trokty selber zum besten gegeben und am weidlichsten der in der Schweiz berühmte „russische Kurier“ und Abgesandte Holzmann, auch einer natürlich, aus Warschau. Sie legten bloß, wie sie sich bei der schönen mittelmächtlichen Geduld auf die derweil gesponnenen Fäden verließen: die Bündelschnur in Dur, das zweisträhnige Geflecht in Moll, Hoffnung auf die Ententeländer und auf Wien und unseren Reichstag. Vom Deutschen Reichstag gehen begreifliche auswärtige Vorstellungen um, die denn doch sich irren. Zimmer-

hin fährt Scheidemann fort, die „Zertrümmerung Rußlands“ nicht gutzuheißen. Also das unschädliche Zerbröckeln des Kolosses, der in seiner Kompaktheit und in seinem notwendigen Bedürfnis, ans westliche Meer zu rücken, uns einmal begraben mußte, nach den Baltcn und Finnländern die Deutschen und Nordgermanen. Bis dahin natürlich will der Grundsatzmann nicht denken. Diese politische Art zu denken kennt weder Entwicklung, noch Gewordenheit, sie ist zeitlos, wie sie absolut und ewig tot ist. Belgien ist Belgien, und Rußland ist Rußland.

Rein Sterblicher weiß, ob ohne den militärischen Mit-Bevollmächtigten zur Brester Verhandlung — der im Reichstag entschuldigt werden mußte — die Diplomaten nicht heute noch, Dezember, Januar, Februar, (März) nach Konferenzenbrauch mit ihren „Russen“ saßen. Daß General Hoffmann diese Verhandlung mit klarem Wort bezeichnete, war der Hieb in das Fadentnäuel, der nicht kommen durfte. Jetzt war's von höchster Spannung, aufzupassen. Richtig, in Wien die Arbeiterzeitung, besser zu nennen die Arbeiter-Bearbeitungs-Zeitung, hatte schon den Hieb mit Adler-Auge aufgefangen. Der deutsche General hat mit dem Säbel gerasselt! Wenn das Wort nicht zieht, auch mitten im Kriege, was soll dann ziehn? Richtig, sie wagten in Berlin gar nicht mehr die Augen aufzuschlagen. Tagelang mit dem alten Unbehagen sah man die Zeitung wieder kommen, ob sie noch nicht Hoffmanns Kaltstellung brächte? — Schon aber wieder kam der weitere Verlauf durch den Gegner. Der um Schutz bittende Ruf der estnisch-livländischen verfassungsberechtigten Ritterschaft war schon wochenalt, war von Berlin aus nicht verlautbart worden, — Baltcn! Ritter, Junker! Das konnte bei der „Mehrheit“ peinlich werden, „Schutz“ konnte Geschrei verkappter Annexion erregen. Nun, die roten Horden mordeten Nichtdeutsche, Letten, Esten, Finnländer genug, Vernunft und Empörung ertrugen's nicht mehr und am 18. Februar verzündete der Waffenstillstands-Zwirnsfaden. Ein bündiger Griff ans Schwert, an den — Säbel, und wir genasführten werbenden „Verständiger“ hatten das Jawort des Friedens.

Bereit sein ist alles! bleibt immer das Wort der großen Wirklichkeit. Wo aber die Politik unmännlich, dultig, feig, mundredig wurde, gilt nun: Geschrei ist alles! Im Cholmer Bezirk wohnen viel mehr Ukrainer als Polen, aber sowie nur das Polentum ein unberechtigtes Geschrei erhebt, dreht sich die Haltung und Selbstachtung derer in Wien, die den Vertrag geschlossen, wie eine Windfahne um. Ohne all den verlogenen Widersinn, welchen England dem Weltkrieg zum begleitenden Weltgefasel gab, hätte auch Bethmanns Regierung, von sich allein aus, solche selbstverneinende Kriegspolitik gar nicht fertig bringen können. So aber hatte sie in jenem gegen uns erregten Geschrei die Richtlinien, was sie versäumte und unterließ, was sie vorzeitig als Deutschland fernliegend erklärte, was sie zur vermeinten Genugtuung des Auslands auf die deutsche Tagesordnung setzte. Während weltgeschichtliche Tragödien andauernd an fremden Völkern den Unsegen und die Frevel ihrer Eintagsregierungen vor die Augen aller Zeitgenossen stellten, stieg sie so tief herunter, die Werte totzuschweigen und mit eigener Hand zu zerschneiden, die vielleicht nicht immer in der Person des Monarchen, wohl aber in der höheren Verantwortlichkeit der vererbenden Krone und Dynastie und der sie umgebenden herzhafte treuen Diener liegen. Zur gleichen Zeit, da diese sich auf das Helleuchtendste und Er-

greifendste erwiesen, mästete die Regierung den Vorwärts und das Berliner Tageblatt.

Die kritische Mitarbeit unserer Publizisten an den Aufgaben der Staatskunst würde mehr ausrichten, sie stieße bis zu den Ämtern durch, bildeten auch die deutschen Schriftsteller und Schriftleiter eine Einheitsfront, wie so erfolgstart nicht nur in unserem Lande, sondern in der ganzen Weltverzweigung die der Gegenseite tun. Aber auf gut germanisch ist jeder — ein paar Ausnahmen — der Neidling des andern, am nächsten desjenigen, der das Gleichgerichtete wie er zu sagen hat. Es bleibt tonlos, ist fruchtlose Predigt in der Wüste, daß der selbständige nationale Publizist die Dinge, wie sie sind und wie sie sein sollten, in zahlreichen Einzelpersonen deutlicher als gar so oft der Amtsmann sieht. Denn jener hat allerdings leichter, sie durch die Luftlinie zu sehn; da stehn sie im klaren und richtigen Umriß wie ein halbfernese Gebirge. Der Amtsmann bießert ach in dieses Tales Gründen mitten im Gebirg herum. Dante am Anfang der Comedia — er nannte sie aus anderen Gründen so — gibt eine Beschreibung davon. Er erwähnt die vielen Bäume, den Wolf, (einen zwar nur, die nebenamtliche Meinungspolitik telegraphischer Agenturen war noch nicht erfunden); „vor jenem mußte tief mein Mut sich neigen in Furcht bekommen“, und so ist er voller Anspielungen. Obendrein aber trägt unser Diplomat als Schutzbrille noch das Alttenbündel, was Dante nicht tat und die italienischen Politiker von 1914 bekanntlich auch sich schenkten. Mitunter haben zwar gewissenhafte deutsche Staatsmänner durch den Alttenboden hindurch auch wieder herausgesehn und das, was schriftlich dazwischen enthalten war, im rechten Augenblick herauszuziehen gewußt, daß es mit Donnererschlagwirkungen traf, holdlüsterne Anträge Napoleons III. u. ä. mehr. Aber durch Bethmann ward seliger, ins Unrecht sich selbst zu sehn, statt rechtzeitig andere, und seit man die Röntgenstrahlen erfunden hat, ist das Durch-die-Altten-Hindurchsehn auch zugrunde gegangen, wie alle freien Künste, wenn sie der Wissenschaft verfallen.

Die Wissenschaft und die Bureauratie sind engste Schwestern. Sie sind Anter und Pendel der Diplomatie. Das war in dem Weltmannstum einstmaliger Diplomaten die Krönung: „den Teufel im Leibe zu haben“, die in Klugheit und Mut der Bewegungsfreiheit bewurzelte Vollbringungs-lust. Heute geht der Diplomat dieser Art über Bord, vielmehr er kommt gar nicht dazu, es zu werden, und in einem Gesellschaftskreise, wo eigenes, gar noch nationales Herzblut sich höchstens betätigen kann, wenn man mit diesem Herzfehler a. D. geworden ist, da lebt man sich leicht ein in die schönen Tage von Aranjuez. Alles, was man tun und wollen konnte, lag umgirtelt in Berliner „Direktiven“. Manche von ihnen zur Jagowzeit hat den bescheidenen Humor in den Gesandtschaften auswärts erheitert. — Die nationale Triebkraft unserer Politik war tot. Schon vor 1914 trat an höheren Stellen das ablehnende Bedürfnis jutage, sie mit dem Begriff des Alldeutschen durcheinanderzubringen. Deutschland sei bestimmt zur kosmopolitischen „Kultur“. Die Gleichsetzung national-alldeutscher vor der öffentlichen Meinung vollendeten dann deren bevorzugte Generalpächter, als ihr im August 1914 unnötig beeiltes „großes Am-lernen“ vorüber war und sie nun den großen Zug durchs rote Meer auf die andere Seite machten. — Aber auch alle noch sonst politisch-diplomatisch bezweckte Tätig-

keit war erloschen, die Vorbeugendes auf aktivem Wege gegen die Eintreibung hätte zustande bringen können, müssen. Erfas für Politik blieben die Oberdirektiven der mehr oder minder internationalen Finanzmächte, die in Deutschlands beständig beteuerten „alleinigen wirtschaftlichen Zielen“ des Pudels Kern darstellten. Aus diesem geliebten Gerede geht uns die unglückselige Neigung nach, Deutschlands händlerische und wirtschaftliche Absichten, statt sie in englisch-tatsächlicher Weise ruhig zu verfolgen, in alle Weltrichtungen, ehe es noch irgend so weit ist, auszututen. Nachdem man von deutscher und Weltkultur bis zum Erbrechen geredet, erwidert man den Finnländern, die ihre Anlehnung an die deutsche Bildung betonen, mit der Betonung der „wirtschaftlichen Hoffnungen“ Deutschlands. Daß Bulgarien unser Verbündeter ist — unser allerwichtigster, notwendigster, der Türangelpfeifen, woran der ganze Berlin-Bagdad-Kram befestigt ist und vor allem der große buntfarbige Zwischen-Windfang am guten Haken hängt —, das ward kürzlich noch wieder vergeßlich verbummelt über dem reicheren Rumänien; Radoslawow mußte zum soundso vielten Mal nach Deutschland fahren, mit seinen guten Trümpfen im Handkoffer, die er ja nicht für Kartenhäuserbau und als Fidi-bus für feurige Pazifistenreden vergeudet hat. So las man's mit der Dobrudscha auf einmal wieder anders, und Deutschland macht sich Bulgariens Sache zu eigen. Wenn es auch nicht so freudig klang, wie man in der Friedens-Vorfreude von den zu gewinnenden „künftigen Freunden“ gesprochen. —

Von „gottgewollten Abhängigkeiten“ sprach 1910, das Wort Bismards ungenau anbringend, der Staatsmann, den so oft zu nennen immer von selber peinlich wird. Keiner wie er vermehrte die vom guten Gott der Deutschen nicht gewollten. Zu dem goldenen Pol der Internationale setzte er in das amtlich bisher noch nicht anerkannte Ergänzungsverhältnis den roten Pol und vervollständigte so die Axe für das, was aus der seiner Weltpolitik noch werden konnte. Es war die schöne Zeit des Stockholmer Vor-Kongresses, der sich in der Schweiz begegnenden „feindlichen“ Finanzleute, wo über elsass-lothringische Teilabtretungen Palaver gehalten wurden, die vom telegraphischen Wolff als „Entgegentommen einflugreicher Kreise“ empfohlen wurden, es war die Maienblüte der Bedeutung Scheidemanns. Bis eines Tages der persönlichste Vertrauensmann, Erzberger, sich auf die unbegrenzten Möglichkeiten besann, politischer zu sein, als Beth- und Scheidemann zusammen, und die Verfertigung mit dem einen ganz, dem andern halb nach unten ging.

Bethmann war aber selber der Großpapa der Mehrheitsresolution. Unermüdblich hat er an solcher Geistesverfassung gearbeitet, hat er, nachdem Deutschland im August 1914 mit Jubel sich von den Parteien befreit gefühlt hatte und ihre Stedenticker abgeworfen, die Parteien wieder aufgebaut, und dieser Bau gelang dem Mann der Kartenhäuser. Den ganzen Überwitz der Friedens-Werbspolitik samt der Resolution, in der sie sich überschlug, konnte man in der bestdrastischen Widerlegung beobachten durch das Beispiel — der deutsche Zeitungsleser wurde z. T. daran verhindert —, wie Bulgarien möglichst deutlich und oft durch den leitenden Minister seine nicht so schüchtern zussassenden Kriegsziele öffentlich kundtat, mit dem doppelten Erfolg: daß nirgends gegen sie geschrien

und geheßt ward, weil man es als zwecklos einseh, und daß früh zur rechten Zeit die Sobranje sie mit freudigem Dank für diese Staatskunst und das Heer begrüßte.

Vom Juli 1917, zuerst noch wenig merklich, nahm nun doch die Weltgeschichte die uns und das künftige Deutschland angehenden Entwicklungen selber in die Hand. Die seit Kriegsbeginn namentlich von München ausgegangenen Aufklärungen und Deutungen über die Ukraine, die russischen Fremdvölker, über die osteuropäische Zukunft sind heute keine „alldeutsche Hirnverbranntheit“ mehr. Nachdem in der Bethmann-Riezlerschens „Weltpolitik“ vom Frühjahr 1914 — die mit hoffärtigem Mangel an Scham noch im Herbst 1916 im unveränderten Geschwafel des Exces neuaufgelegt wurde, mit aller Selbstblamierung drin! — das „ewige Rußland“ als diplomatische Gewißheit aufgestellt und aus der „Geschlossenheit seiner Rasse“ (?) mitbewiesen worden war.

Aus diesen Schwefelwolkenkudusshelmen lehrte wie Elias im feurigen Wagen dieses Februars zur Erde nun doch eine Diplomatie des Tatsächlichen zurück. Sie steht oft noch wie ein Neuling im Gelände, Neuorientierung über die Geschehnisse 1914—1917 bis in die Rängelein hinunter ist unerläßlich. Und vieles wird ihr sonst nicht leicht gemacht. Am nächsten verbündelt ist sie mit einer Politik, die aus Nationalitätengründen — weil niemand da war, 1914 den Augenblick der starken Staatsidee an der Stirnlode zu fassen — wieder beim Metternich redivivus anlangte, nur in recht verschossener Couleur. Und in der deutschen Heimatfront hinter ihr drohen die Politiker der inneren Entente. Bei alledem ist es eine Freude zu sehen, wie sie geht, wo die fühlbare Hand der lebendigen Geschichte sie einfach am Kragen mitführt, auch im Lernen mit Siebenmeilenstiefeln weiterkommt. Noch kürzlich verlaublichste ganz im alten Bethmannstil, welche „Bedingungen“ Rumänien uns (!) wohl machen würde, von unserer Seite finde es das freundlichste Entgegenkommen, nur wirtschaftliche usw. usw. Auch dieses Blättlein wandte sich, sieht der vielgeprüfte Leser seiner Zeitung mit Vergnügen, und andere Zeichen und Wunder gesellen sich hinzu. Fröhlich will man da in Kauf nehmen, wenn das, was man heute erkennt und voraussieht, schon wieder auf überwundenen Strecken liegt, bevor es über Grenzzaun, Zensuren und was der Gräben und Hürden mehr sind, endlich in den Druck gelangt.

Nach Jahren und Jahren der kaltnassen Nebel klären sich wieder die Wirklichkeiten, sinken die Dünste um sie hernieder, die von Bethmanns druckendem pythischem Dreifußstuhl aufstiegen, glänzt auf den Siegeshöhn ein hoffnungsfrohes Morgenlicht. Ex oriente lux! Daß es nun seine klare Lichtbahn nach Westen ziehe! Nach allen den „Angeboten“ hören wir von Hertling wieder „Sicherung“! Das muß dann und wird dann auch die sein, durch die wir dem Vetter John, was ich im Doppelsinn sehr ernstlich meine, „näher“ kommen. Es führt kein anderer Weg zu seiner Achtung. Und wenn wir doch immer so viel verschenten wollten, so bringen wir Dünkirchen seiner alten Heimat zu und schenken's den Vlamen zur Morgengabe wieder! Wie Riga von Livland zu Kurland kam. Und Calais ist auch noch da. Es kommt jetzt beiderseits die Zeit der diplomatischen beweglichen Konstellationen, wo es die hübschen indirekten Billardbälle zu versuchen gibt. Man studiere darüber nur das anschauungsreiche Lehrbuch, be-

titelt „Geschichte der Diplomatie in Koalitionskriegen“, worin wir bisher gar zu einseitig die Rolle der siegreich Vertrauensvollen und zum Schaden dann auch noch von der Gemeinsamkeit der übrigen Verpöbten und Ausgelachten spielten. Also, mit Italien mache der innige Vierbünd seinen Frieden nur — zuletzt, der stärkt uns nicht so sehr.

28. 2. 18.



## Der Mutter Einkehr zu sich selbst

### Von Ina Seidel

Der Liebe, die da betteln ging,  
An Berg und Baum und Strom sich hing,  
Die wundernd stand im Glanz und Licht  
Von fremdem Menschenangeficht, —  
Der Liebe, die nicht Ruhe fand,  
Sich arm und leer gab Herz und Hand, —  
Der Liebe wurde Ziel und Glück, —  
Glück, — Glück!  
Sie strömt von Segen übervoll  
Ins Herz zurück, dem sie entquoll,  
Ins eigne Herz zurück.

Sie ist nun ledig aller Flucht,  
Sich Blüte selbst und selbst die Frucht.  
Sie ist nun alle Sehnsucht los,  
Kreist mir vom Herzen durch den Schoß.  
Die Welt, die ich durchdrang mit Blut,  
Wiegt ruhig sich in meinem Blut.  
So vieler Herzen Süßigkeit,  
Daraus ich Wonne trank und Leid,  
So Stern und Baum, Tier und Kerkstall,  
Die Liebe lehrte heim vom All,  
So milder Mond, so wilder Wind:  
Ihr wurdet eins in meinem Kind. —





# Des Echenels letzte Fahrt

Eine Geschichte aus der Meereswelt

Von Eva Marie Stosch



Wie ein gleißendes Lichtband, in sich bewegt und zitternd, läuft der Abendsonnenstrahl über das weite, große, uferlose Meer. Vom fernen West rinnt er her, wo der goldrote Sonnenball dem Horizont entgegensinkt.

Und der Himmel wölbt sich blaufahl bis auf jene gelben, rosigen und violetten Wolkenstreifen tief im West. Und der weite, gewaltige Atlantik liegt wogend blaugrau. Alles dunkelt der Nacht entgegen — — alles verdämmert — — —

Die Unendlichkeit des Meeres, und die erhabene Einsamkeit des Meeres sind groß. Durch diese große, erhabene Meeres einsamkeit schwimmt der Fisch Echenels. Er gleitet dahin, unentwegt durch das bläulich dunkelklare Kristall. Denn er folgt dem großen Menschenfisch.

Als er dem großen Menschenfisch zum erstenmal begegnete, da wußte er, und fühlte er, daß dieser sein Glück wär'.

Und muß es nicht so sein? — — Das ist ein seltsames und geheimnisvolles Tier. Das ist riesengroß, und schlank, und wasserfarben. Zur Tiefe sinkt es hinab und kann am Grunde liegen. Dann wieder streicht es wie ein Schiff der Menschen droben zwischen den Wogenlämmen hin.

Es ist ein Schiff der Menschen! Aber weil es so eigen ist, und so stark, und durch die Flut dahinschießt, und untertaucht wie ein gigantischer Fischleib, da wird es dem kleinen Echenels zur lebendigen Kreatur. Zum großen Menschenfisch!

Der kleine Echenels kennt die Schiffe der Menschen wohl. Er ist ihnen oftmals gefolgt — — er, den sie den „Schiffshalter“ nennen. Er hat an ihnen sich festgehaftet, und mit ihnen die Welt durchstreift von Nord nach Süd, von Ost nach West.

Jetzt aber ist er ledig und frei.

Durch das dunkelklare Kristall gleiten sie beide dahin. Weit voraus der große Menschenfisch, grauschwärzlich, lang gestreckt. Hinterdrein — — sehnsüchtig und begierig — — der kleine, bräunliche Schuppenträger Echenels.

Das gleißende Lichtband auf dem Wasser ist verblaßt. Der Sonnenball sank tiefer, und wurde glutroter, und dann ist er ertrunken. Nun ist nur noch ein lechtes Rotgelb und Violett über dem fernen Westhorizont — — aber auch das verschwindet. Das Dunkelfahl der Sommernacht legt sich über Himmel und Meer — — die ersten Sterne blinken — — der Mond steigt auf.

Wie aber das Licht des Mondes milchhell und machtvoll wird, gewahrt der Echenels wieder etwas Neues und Seltsames. Da wirbelt etwas über ihm im Wasser, ganz hoch droben, wo das Mondlicht die Flut durchhellte. Es wirbelt und dreht sich — — und senkt sich und steigt wieder auf — — und ist türmchenförmig, aber doch nur klein, und sehr zart und fein.

Da hält der Fisch im Schwimmen ein, und steigt auch höher, denn das feine, zarte, wirbelnde Ding zieht ihn ganz merkwürdig an. Nun ist er nahebei und staunt mit großen, runden Augen, und spricht: „Grüß' dich — — wer bist du, wunderbares Wesen?“

Vor ihm dreht sich das Geschöpfchen. Das Mondlicht fließt, wie durch das Kristall der Flut, so durch den feinen, durchschimmernden Leib, der wie ein Fruchtkuchen aus matt rosigem Glas ist.

„Grüß' dich wieder. Ich bin nur Beroö, die Melonenqualle, die Tänzerin.“

„Du tanzest bezaubernd — — ich muß dir zuschauen. Du bist ganz durchsichtig, und bewegstest du dich nicht im Wasser, ich glaube, man könnte dich nicht sehen.“

„Nein, man könnte mich nicht sehn, und das ist mein Schutz vor Gefahren und Verfolgsein.“ — — Dann wirbelt sie ganz dicht an ihn heran, und um ihn herum. „Wer bist denn du? — Du bist ein tomischer Geselle von einem Fisch. Auf dem Kopfe, gleich hinter der Nase, hast du eine platte Scheibe, einen länglichen, flachen Schild. Was tust du damit?“

„Damit sauge ich mich fest an meinen Gefährten, mit denen ich sonst zu wandern pflege.“

„So bist du jetzt allein?“

„Ich bin allein — — ja freilich — — aber nur, um einem neuen Genossen mich anzuschließen, der mein Glück sein wird. Darum kann ich auch nicht lange dir zuschauen, schöne Tänzerin.“

„Ach — — bleibe noch. Du bist ein drolliger Kumpan, aber du gefällst mir. Ich glaube sogar“ — — sie schwenkt sich vor ihm, und sinkt, und steigt, und beim Steigen in mondlichthelleres Wasser erglänzt sie selbst immer lichter — — „ich glaube sogar — — ich hab' dich lieb — —“

Der große Menschenfisch streift weit voraus. Jetzt ist er zur Oberfläche aufgetaucht. Am Druck der Wassermassen, die sein riesenhafter, harter Leib verdrängt, an diesem Druck, der durch Flut und Wellenschlag geht, fühlt Ephencks sein Verbleiben. Und er will sich fortwenden von der kleinen Melonenqualle, dem anderen nach — —

„Bleibe, bleibe“, flüstert sie, ganz nahe bei ihm. „Siehst du nicht, wie ich leuchte und schimmere im Mondenschein — — bin ich nicht schön? Aber noch viel schöner kann ich sein. Wenn es dunkel ist. Denn dann habe ich mein eigenes Glänzen. Ein funkendes Tanzkleid aus lauter Glanz.“

„Ja — — du bist schön.“

„Bleibe — — bleibe — — ich hab' dich lieb.“ — — —

Was rauscht das Meer auf, dort drüben, wo der große Menschenfisch an der Oberfläche schwimmt? Man spürt weithin das schnell erregte Drängen der Wassermassen. Wieder taucht das große Tier.

Es taucht ein gutes Stück hinab, und gleitet dann ebenmäßig dahin, dort, wo kaum noch das Licht des Mondes einzudringen vermag. Dort, wo die Wasser ruhiger sind, weil kein Wellenschlag hinabwühlt. Nun ist es näher gekommen dem Ephencks und der Beroö — — sie hören sein lautes, stöhnendes Atemrauschen. — — Nun senkt er sich wieder tiefer — — —

„Ich muß hinunter, hinunter,“ gurgelt Ehenels hastvoll, „daß ich sehe, wo es bleibt — —“

„Und ich folge dir“, flüstert die kleine Tänzerin.

So steigen auch sie hinab, immer dem langen, riesenhaften Schattenleibe nach, der unter ihnen sinkt. Um sie her wird es dunkler und dunkler — — nun sehen sie das schattenhafte Ungetüm nicht mehr, denn alles ist schwarz. Sie hören es nur.

„Sald stecke ich mein eigenes Licht an“, raunt die kleine Beroö dem Fische zu. „Wenn ich mich erholt habe von des weißen Mondes Bestrahlen. Das hatte mich doch angegriffen — — ach! — — Aber jetzt — — jetzt geht es — —“

Wie schwaches kleines Lichtzittern in all der großen Finsternis ist es neben dem Ehenels. Und seine runden, staunenden Augen erkennen die matten Umrisse der Beroö, erkennen ein Gleiten von Lichtfünkchen längs den feinen Rippen ihres schlanken Leibes. Und allmählich wird heller der zarte Schein.

Nun gibt es von unten her einen schweren, dumpfen Ton, und ein Knirschen. Aber der dumpfe Ton ist bald vorbei, und zugleich verstummte das seltsam stöhnende Rasseln des Riesentiers. Nacht und Todeschweigen und eine große Wasserstille ist umher.

„Dein Freund liegt am Grunde“, sagt leise die kleine Melonenqualle. Und dann steigen auch sie beide völlig hinab.

Nichts würde der Fisch erkennen können, wäre nicht das lichte Wesen da. Das schwebt vor ihm hin wie eine Leuchte in schwarzer Nacht. Es hat einen Schein um sich, und in seiner nächsten Nähe sieht er ein winziges Stück des Meeresbodens. In kleinem Kreise streicht er umher und fühlt zuweilen Tangbüsche, und einmal bemerkt er die schwachen Umrisse eines Seesterns. Er stößt sich an eines Seeigels spitzen Stacheln, und ein anderer Fisch schnellt hart an ihm vorbei. Doch streift er ruhlos weiter, den großen Menschenfisch zu suchen. Der aber ist in der Finsternis und Stille wie entschwunden.

„Ich muß warten, bis er sich wieder regt“, sagt er endlich betrübt zur Beroö, die immer nahe bei ihm ist.

„Tue das.“

Und die Minuten gehen lautlos hin, und es werden ihrer viele.

„Weißt du, mein Freund, sonst bleibe ich droben, bis es Tag wird“, plaudert die kleine Tänzerin, die Zeit zu kürzen. „Dann erst komme ich hier herab. Am schönsten kann ich oben meinen Reigen schwingen, denn dort ist alles frei und leicht um mich her. — — Aber — — wirst du mich nicht lieben können? — — Was willst du mit dem großen Menschenfisch; er stöhnt und rasselt und ist nicht schön. Ich aber werde dir meine zierlichsten Tänze tanzen, in meinem eigenen Lichtgewande. Das wird noch schöner, noch viel schöner sein, als du vorhin es sahst; aber der Mond darf nicht scheinen. Und noch viel gleichender als jetzt wird im Drehen und Schwingen mein Licht mich umfunkeln.“

„Ich glaube es dir“, sagt der Ehenels.

„Kannst du mich nicht lieben?“

„Ich habe dich gern und bewundere deine Schönheit und deine Kunst. Aber lieben kann ich nur das Große und das Starke. Meine Lust ist das weite

Schweifen, und ich liebe jene, die mich mit sich fortzutragen vermögen. Kannst du das, kleine Beroë? — — Nein, du kannst es nicht, aber verstehe, daß meine Liebe und meine Wanderlust eins sind. Nur eine Wanderliebe kenne ich.“

Da sagt die kleine Tanzsee nichts mehr, und es ist, als werde ihr Lichtchen schwächer. Sie merken es beide nicht, daß dicht neben ihnen aus Tangdickicht der Vorderleib eines gewaltigen Scherenträgers sich reckt. Das ist des Meeres Philosoph, der Hummer.

Ehenels hebt noch einmal an: „Siehe, kleine Beroë, solch eine Wanderliebe für mich, und solch ein Großer und Starker ist der Menschenfisch. Und darum muß ich mit ihm ziehen — — er nur wäre mein Glück. Man fühlt es immer, kleine Beroë, wenn einem das Glück begegnet.“

„Ja — — man fühlt es“, flüstert sie ganz traurig.

„Ja — — man fühlt es“, sagt jetzt neben ihnen auch der Philosoph. Da schauen sie erstaunt zu ihm hin, von dem sie in Beroës Lichthauch einen dunklen Schattenriß erkennen. Er aber fährt tiefsinnig fort: „So ist es, glaubet es mir: wer seinem Glück begegnet, und es versäumt — — dem verkehrt es sich in Unglück und in Tod.“

Sie schweigen beide auf diese Worte. Und all die vielen Lichtfünfchen an dem schlanken Leibe der Tänzerin erzittern und erbeben. Sie schweigen lange. — —

Dann ist plötzlich in der Meeresnacht ein heftiger Ton. Ein Rattern und ein Rasseln.

Da zuckt Ehenels hoch. „Das ist der Menschenfisch! Er will weiterziehen — — er will emporsteigen — — und ich muß ihm folgen.“

„Bleibe — — bleibe — —“ fleht die kleine Melonenqualle. Aber der Fisch gleitet davon, dem dumpfen, rasselnden Tone nach. Dem Wasserbewegen nach, das wieder anhebt. Da folgt sie ihm.

„Willst du durchaus hinauf, so komme ich mit dir. Meinen Tanz mußt du noch sehen, meinen allerschönsten, im eigenen Licht. Vielleicht daß du den Menschenfisch vergißt und bei mir bleibst.“

Ein großer, fremder Fisch schiebt an ihnen vorbei. Sie können ihn nicht sehen, sie spüren nur, wie er das Wasser mit seinem Schwanz schlägt.

Er hat die Worte der Beroë vernommen und ruft ihr zu: „Steige du nicht hinauf. Denn droben hat das große, weiße Licht des Himmels sich versteckt; das Meer wogt und tost — — es ist Sturm geworden.“

„Ach — — laß mich!“

„Ich warne dich. Du weißt, daß die Sturmwoogen dich zerschellen.“

Aber sie antwortet nicht mehr.

Mit seinem dumpfen Rattern, das aus des Leibes Tiefe kommt, steigt der große Menschenfisch empor. Und ihm folgt der Ehenels. Und dem Ehenels folgt die kleine Beroë.

Schwarz wölbt der Nachthimmel sich über dem Ozean. Der Mond ist fort. Es mögen finstere Wolken jagen — — man kann sie nicht erkennen. Zuweilen blüht ein Stern.

Das Meer ist aufgewühlt. Es rollen die großen Wellen schwer daher. Sie über schlagen sich mit lautem Gebrüll, und in der lichtlosen Luft ist ein Saufen und ein Pfeifen.

In all der Finsternis und all dem Stürmen tanzt die kleine Beroë. Sie tanzt, nach des Orkanes grausem Tanzlied, so schön, so wunderschön wie nie. Von den Wassern läßt sie sich hochtragen und wieder niederwerfen. Fast ist es kein eigenes Reigenschwingen mehr. Fast ist es ein Tanzen mit dem Tod.

Sie denkt nicht, was es sei. Sie denkt nur, daß es sicher schön ist. Und daß die zarten Rippen ihres Leibes funkeln und sprühen vor lauter Licht. Daß ein flatterndes Lichtkleid sie unwallt. Und daß ihr zierlicher Leib sich hebt und senkt, sich dreht und wendet — — und ganz die Augen dessen blenden muß, der zuschaut.

Der Ehenels schaut ihr zu. Und seine runden Augen starren sie an — — wahrlich — — sie können nicht los! Auch er wird hochgehoben und hin und her geschleudert von der Wogengewalt. Aber immer wendet er die Augen ihr zu — — er muß — —

So schön, so feenschön ist der Lichtschleiertanz der Beroë im Sturm.  
Indessen entgleitet der große Menschenfisch.

Und es kommt eine besonders große, wilde, donnernbe Woge. Die erfaßt die kleine Tänzerin und wirft sie ganz hoch empor — — so hoch wie bisher noch nimmer. Dazu brüllt das Meer im Höllenaktord.

Da vergehen dem Ehenels fast die Sinne, und seine Augen quellen hervor in einem Schrecken und Entsetzen.

Und dann — — dann sieht er die Wassermassen wieder niederstürzen, und in ihr springen und treiben tausend Lichtfünkchen — — tausend einzelne, winzig kleine Feuerperlen — —

Das ist die Tänzerin Beroë, deren zarter Leib zerrissen ward.

Es ist ein grauer Morgen, der dieser Sturmnacht folgt. Die Sonne steigt gar nicht auf, sie ist verhüllt. Rein roter Strahl ist im Osten des düster verhangenen Himmels.

Der Sturm hat ausgetost. Aber immer noch rollt das Meer in langen, schweren Wogen, gewaltig und aufgewühlt. In nicht zu großer Tiefe schwimmt der Ehenels dahin. Um ihn her ist das Kristall der Fluten dunkelgrün und kalt, weil kein roter, warmer Sonnenstrahl es durchglüht.

Etter sehen seine runden Augen in all das kalte Duster — — und sehen eigentlich nichts. Er denkt, daß die kleine Tanzfee hat sterben müssen, nur weil sie ihn geliebt. Und daß er selbst darüber sein eigenes Glück und seine eigene Liebe verlor. Denn den großen Menschenfisch, so malt ihm die Hoffnungslosigkeit, den wird er nun niemals wiederfinden.

Niemals — — und was wird weiter geschehen? — — Er hört die Worte des Meeresphilosophen vom versäumten Glück, das sich in Unglück verkehrt und in Tod.

Aber das Glück, das einer halten will, kann sich nicht auch das in Tod verkehren? — — Auch das — — arme kleine Beroë — — auch das.

Weiter gleitet der Ehenels dahin. Er hat kein Ziel — — nur eine große, große Leere ist in ihm, und um ihn her.

Da zieht ein stattliches Schiff seine Bahn durch den Ozean. Von Osten kommt es, von Englands Küste. Ganz nahe am Ehenels streicht es hin. Und da er die Einsamkeit nicht mehr ertragen kann, so heftet er sich an dieses Schiffes Kiel.

Er tut es ohne Lieb' und Freude. Und seufzt tief auf dabel, und fühlt: „Es wird meine letzte Fahrt sein.“

Stunden hernach. Und immer noch ist alles wie vordem, ist grau und sonnenlos und trübe — — Himmel und Meer.

„Ich werde den großen Menschenfisch nie wiedersehen“, denkt Ehenels, der unten am Schiffskiel haftet und so die Flut durchquert.

Dann aber sieht er ihn dennoch! Unter der Wasseroberfläche, im dunkelgrünen Dämmer kommt er herangeeglitten. Lang und schattenhaft. Schon will Ehenels, im Entzücken, sich loslassen von seinem Ort — — zu jenem schwimmen —

Da löst sich etwas, schattengleich und schmal, wie ein neuer kleiner Menschenfisch von dem großen ab — — es schießt daher und schlägt in die Schiffswand ein. Ein Krachen wie Donnerschlag — — ein Schäumen und Sprühen — — ein Menschenschreien oben auf Deck — —

Dann neigt sich der gigantische, todgetroffene Schiffskiel — — und versinkt.

Der Ehenels sinkt nicht mit zum Grunde. Ihn hat der Bote des großen Menschenfisches in ein Nichts zerrissen.

Zerrissen — — wie die kleine Beroë, die auch am Glücke starb.



## Frühlingstag · Von Helene Brauer

Es liegen lustige Heiligensteine  
Über jedem giebligen Haus,  
Die Schornsteine sehn wie wunderbar kleine  
Stiltbergnügte Heilige aus.

Der Himmel ist hoch und amethysten  
Über den Häusern aufgetan,  
Die Fenster sind blank, als ob sie wüßten:  
Nun geht das große Freuen an!

Die ganze Nacht durch fauchten die Ragen  
Auf allen Dächern und gaben nicht Ruh' — —  
Nun gehn die Schelmenwinde und schwachen  
Den Mädchen Frühlingsgeheimnisse zu . . .



# Aus dem Briefe eines Kanoniers an seine Frau

Im Felde . . . 1918.

**S** ist jetzt wieder die Zeit, wo Sehnsucht und Heimweh in verstärktem Maße das Herz erfüllen. — Wenn ich hier in den Garten sehe und das Auge sich nicht satt trinken kann an der Blütenpracht und dem in verschiedenen Tönungen leuchtenden Grün, auf dem die Tauperlen sich abheben wie Diamanten, dann schlägt die Freude an dem Schönen allemal in Trauer um, weil ich alles dies nicht in der lieben Heimat mit Dir und unserem kleinen Buben genießen kann und mit Dir Zwiesprache halten über Gottes herrliche Schöpfung und unseren Buben unterweisen und lehren, um seine Seele zu weiten und empfänglich zu machen für all das Gute, das uns von Gott kommt. Aber noch immer wird Geduld von uns verlangt; noch immer heißt es ausharren bis zum Ende. —

Ob uns nun wohl diese lange Zeit der Entbehrungen, des Kammers und der Schmerzen doch Segen bringt? Ob die Qualen dieses Krieges die Geburtswehen einer neuen besseren Zeit sind? — Ein großer und auch guter Zweck muß doch dieser Leidenszeit zugrunde liegen, und je mehr sich die Mammonsucht und die Gemeinheit hervordrängt, je mehr sie sich anstrengt, die Herrschaft zu behaupten, desto klarer wird es mir, daß uns dieser Krieg zur Erkenntnis der Schmach dieser Mammonsknechtschaft dienen soll, damit wir uns aufraffen und die Sklaventetten sprengen, um endlich freie Menschen zu werden. Außer unserer Verantwortlichkeit gegenüber dem Staate nur abhängig von Gott und den Naturkräften, von denen Er unser Dasein abhängig gemacht hat, insonderheit von Allmutter Erde. Auf ihr müssen wir unser Haus bauen; in sie müssen wir säen und pflanzen, um Nahrung zu erhalten.

Frei können wir allerdings nur durch strenge Selbstzucht werden; dadurch, daß wir unser Ich mit seinen Wünschen fest in unsere Gewalt bringen. So werden wir innerlich frei. Diese innerliche Freiheit bewirkt aber auch, daß wir die gottgewollten Abhängigkeiten: die Abhängigkeit von der Erde und einem geordneten Gemeinschaftswesen, die Verantwortlichkeit gegenüber dem Staate und unsere sittliche Pflicht zur Arbeit nicht als Unfreiheiten empfinden. Die Abhängigkeit von einzelnen bestimmten Mitmenschen insonderheit, wenn diese sie in unwürdiger Weise ausnutzen, wie das oft geschieht, müssen wir aber als Unfreiheiten empfinden; daher wollen und müssen wir einen Rückhalt haben, um frei wählen zu können, wenn wir unsere Arbeit dienstbar machen wollen. Geld könnte uns wohl einen solchen Rückhalt bieten; sein Wert ist aber bedingt. Das zeigt uns der Krieg. Geld kann man nicht essen; außerdem kann es gestohlen werden. Wir brauchen als Rückhalt ein eigenes Stück Erde, das uns Platz bietet für ein Haus und einen Garten, auf dem wir das nötigste Gemüse, vielleicht auch etwas Obst bauen und etwas Kleinvieh halten können. Welchen großen volkswirtschaftlichen Wert eine große Menge solcher Heimstätten darstellen würde, brauche ich Dir nach diesem wohl nicht weiter auseinanderzusetzen.

Das müßte der Segen des Krieges sein, daß er uns dieses Glück, ja dieses einfache Menschenrecht brächte. Das müßte der Dank des deutschen Volkes an seine Krieger sein, daß es denen, die den Bestand des deutschen Landes unter Einsatz ihres Lebens verteidigen und den Angehörigen derer, die ihr Leben dafür gelassen haben, ein Recht auf einen Teil dieses Landes, groß genug für eine vor äußerster Not schützende Heimstatt gebe. Möchte doch jeder gute Deutsche die zwingende Notwendigkeit eines Gesetzes, das uns dies gewährt, erkennen und seine ganze Kraft zur Verwirklichung desselben einsetzen! —

Rücksicht auf Kapitalsinteressen müssen zurückgestellt werden hinter das allgemeine Recht eines jeden Menschen auf Verhältnisse, die ihm die notwendigsten Lebensbedingungen gewährleisten. Das sind eben eine Wohnung, die er sein Eigen nennen kann, die ihm gestattet, eine Familie zu gründen, und die ihm keiner der Kinder wegen streitig machen kann; die im Gegenteil den Kindern eine Stätte des körperlichen und sittlichen Gedeihens bietet, ihnen ein wirkliches Vaterhaus ist. Ferner ein Garten, der uns wenigstens das nötigste Gemüse und etwas Obst trägt und Platz für Kleinviehhaltung bietet. Wenn er auch nicht die Bedürfnisse voll deckt, so bietet er doch eine große Stütze und wird einem guten Menschen eine Quelle echter Freude sein.

Es ist mir einfach unverständlich, daß man an den in Frage kommenden Stellen den tiefen Ernst dieser großen Frage nicht erkennen will und auf Anfragen, die das Kriegerheimstättengesetz betreffen, so lau mit einigen schönen Worten, die das Interesse bekunden sollen, antwortet, aber gleich mit der Bremse kommt und vor übertriebenen Hoffnungen warnt. —

Sind Hoffnungen auf Ur-Menschenrechte nach diesen unaussprechlichen Leiden und Anstrengungen des ganzen Volkes, nach diesen unsterblichen Taten unzähliger Männer aus dem Volke, von denen die meisten bisher dieser Rechte noch nicht teilhaftig waren, noch übertrieben zu nennen? Leben wir nicht in einem christlichen Staate, in dem die uralten, aber ewig zeitgemäßen Gottesgesetze in der besten Auslegung des Stifters der christlichen Religion vor allen anderen befolgt werden müßten? —

Wenn man mit glühender Liebe an seinem Vaterlande hängt, ist es ungemein schmerzlich, daß man fast bei niemand den Glauben findet, daß wir in absehbarer Zeit zu den geschilderten rechtlichen Zuständen kommen. Trotz allem Optimismus kann man sich einer gewissen Verbitterung nicht erwehren, wenn man mit den Kameraden von der Kriegerheimstättenbestrebung spricht und fast ausnahmslos mit bitteren Antworten abgespeißt wird. Keiner will so recht an einen wirklich sozialen Geist unserer Regierung und Volksvertretung glauben. —

Ich glaube sicher, die Leistungen unserer Truppen würden, wenn das überhaupt im Bereiche des Menschenmöglichen liegt, übertroffen werden, wenn das Kriegerheimstättengesetz dem Entwurfe des Hauptausschusses, dem nun schon über 3300 Organisationen angehören, entsprechend verwirklicht würde und damit jedem Krieger oder jeder Kriegerwitwe ein Rechtsanspruch auf einen Teil seines Vaterlandes zuteil würde, den er persönlich zu verteidigen hätte. Es ist der sehnlichste Wunsch der meisten Deutschen. Daß er erfüllt würde! Das wäre der Segen dieses grauenvollen Krieges.







## An die Herren Lloyd George, Painlevé und Wilson

(Zur elsass-lothringischen Frage)

„England wird an der Seite seines Bundesgenossen Frankreich kämpfen, bis dessen unterdrückte Kinder von dem fremden Joch befreit sind.“ Lloyd George, Liverpool, 12. Okt. 1917.

„Samstag war ich in London, als Kühmann sagte, daß niemals ein Boll deutschen Bodens abgetreten werden würde. Dies war die Fehdeansage in der elsass-lothringischen Frage. Lloyd George gab zum erstenmal eine förmliche Erklärung ab und antwortete Kühmann mit einer andern edelmütigen Fehdeansage, indem er erklärte: England würde an der Seite Frankreichs stehen, bis Frankreich Elsass-Lothringen besanxoniert haben werde. Am nächsten Tage gaben die Vereinigten Staaten die gleiche Erklärung ab.“ Painlevé, Kammerrede, 20. Okt. 1917.

**E**s ist vermutlich ein liebenswürdiger Zug der menschlichen Natur, dieses wohlfeile Mitleid und Zeitungsgejammer um das gefallene und unglückliche Frankreich; mir aber scheint es, auf das von Frankreich an seine deutschen Bezwingler abzutretende Elsass-Lothringen bezogen, ein sehr müßiges, gefährliches und irgeleitetes Gefühl zu sein, und von englischer Seite bezeugt es eine sehr tiefe Unkenntnis der geschichtlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern und der Art und Weise, wie die Franzosen Deutschland viele Jahrhunderte hindurch behandelten. Für die Deutschen ist es in dieser Krise nicht eine Frage der „Großmut, des heroischen Mitgeföhls und der Verzeihung einem gefallenem Feinde gegenüber“, sondern es handelt sich um gründliche Voraussicht und praktische Überlegung dessen, was dieser gefallene Feind aller Wahrscheinlichkeit nach tun wird, wenn er einmal wieder auf den Beinen steht.

Was diesen Punkt anbelangt, so steht im Gedächtnisse der Deutschen, und zwar in fürchterlich lehrreicher Weise, die Erfahrung von vier Jahrhunderten geschrieben; davon ist jetzt in der Erinnerung Englands, wenn es jemals dort verzeichnet war, wenig oder gar keine Spur mehr vorhanden . . . Keine Nation hatte jemals einen so bösen Nachbarn, wie ihn Deutschland während der letzten vierhundert Jahre an Frankreich gehabt hat: bis auf jede mögliche Weise, unverschämt, raubgierig, unersättlich, unversöhnlich, fortwährend zum Angriff bereit.

Nun aber gibt es in der ganzen Geschichte keinen unverschämten, ungerechten Nachbarn, der jemals so vollständig, plötzlich und schmachvoll zerschmettert wurde wie jetzt Frankreich von Deutschland. Nach vierhundertjähriger schlechter Behandlung von seiten dieses Nachbarn, dem das Glück im allgemeinen günstig war, hat Deutschland endlich die große Genugtuung, seinen Feind so prächtig am Boden zu sehen, und die Deutschen wären nach meiner

ehrlichen Überzeugung eine törichte Nation, wenn sie jetzt, wo sie die Gelegenheit dazu haben, nicht daran dächten, zwischen sich und einem solchen Nachbarn einen festen Grenzwall aufzurichten.

Es gibt kein Naturgesetz, von dem ich wüßte, keinen Ratschluß des Himmels, der Frankreich allein von allen irdischen Wesen der Verpflichtung enthebe, einen Teil des geraubten Gutes zurückzugeben, wenn der Besitzer, dem es entrisen wurde, gelegentlich wieder die Hand darauf legt. Niemand, Frankreich natürlich für den Augenblick ausgenommen, vermag an ein solches Naturgesetz zu glauben. Weder Elsaß noch Lothringen wurden in einer so göttlichen Weise gewonnen, um das wahrscheinlich zu machen. Richelieus Verschlagenheit und das großartige Langschwert Ludwigs XIV., das sind die einzigen Titel Frankreichs auf diese deutschen Gegenden. Richelieu schraubte sie los (und durch einen glücklichen Zufall war da ein gewisser Turenne, ein General, der mit ihnen abgetrennt wurde. Denn Turenne, glaube ich, war nach Abstammung und Charakter vor allem ein Deutscher . . .). Louis le Grand mit seinem Turenne, dem ersten General der neueren Zeit, führte das Werk zu Ende, nur daß Turenne das planmäßige Niederbrennen der Pfalz, vom Heißenberg Schloß abwärts, in einen rauchgeschwärzten Trümmerhaufen, nicht genügend besorgte, weshalb es Ludwig einem andern zu übertragen hatte. Erpresserische Gesetzesdeutung, ja wir können billig von äußerst lähnen Advolatenkniffen sprechen, spielte dabei eine große Rolle. Des großen Ludwigs „Chambres de Réunion“, die Mezer Kammer und die Kammer von Breisach, standen einst in äußerst üblem Rufe, und es wurden gegen sie viele Klagen laut, hier in England wie auch überall jenseits des Rheins. Ludwig der Großartige, von seiner Erhabenheit abgesehen, spöttisch-höflich, gab keine Antwort. Auf seinen Münzen nannte er sich sogar „Exoelus super omnes gentes Dominus“, doch waren es zweifellos Advolatenkniffe der schlimmsten Sorte, deren er sich bei der Erwerbung des Elsaß bediente. Ja, was Straßburg anbelangt, wurde es nicht einmal durch Advolatenkniffe, noch viel weniger durch das Langschwert gewonnen: da arbeitete der große Herrscher mit der Brechstange des Einbrechers. Straßburg wurde mitten im tiefsten Frieden besetzt; der Magistrat, durch Geld bestochen, verriet es an Ludwig, dessen Truppen er eines Nachts in die Stadt einließ. Noch Mezer, das jungfräuliche, noch irgendein anderes der drei Bistümer kam durch Waffengewalt an Frankreich, sondern eher kraft eines schwindelhaften Pfandgeschäftes. König Heinrich II., an den sich diese Städte, die protestantisch waren, in ihrer äußersten Not wandten, erwarb sie im Jahre 1552 sozusagen als Pfänder. Mit fliegenden Fahnen, unter Trommelwirbel zog Heinrich ein, „nur um die deutsche Freiheit zu verteidigen, so wahr mir Gott helfe“; doch tat er nichts für den Protestantismus oder die deutsche Freiheit (die sich bei dieser Gelegenheit schnell selber zu helfen wußte), und als unverfälschter, ungerechter Pfandleiher weigerte er sich, die Städte zurückzugeben; hatte er doch alte Rechte darauf, die für ihn ganz und gar unzweifelhaft waren, und konnte sie deshalb nicht zurückgeben. Auch seitdem wollte er nie, dem Drucke wie der Überredung unzugänglich. Der große Karl V., unter dem die Protestanten mündig wurden, versuchte mit allen Kräften, bis er körperlich zusammenbrach, ihn zur Herausgabe zu zwingen, doch er konnte nicht. Der jetzige Hohenzollerntönig, im Vergleich ein bescheidener und friedliebender Mann, hat's gelohnt und durchgesetzt. Mir scheint es ganz und gar gerecht, vernünftig und weise, daß Deutschland aus seinem unvergleichlichen Feldzuge diese Länder wieder mit heimbringt, daß es seinen eigenen alten Wasgau („Vosges“), den Hunsrück, die drei Bistümer und andere strategische Plätze stark befestigt und sich so in Zukunft vor französischen Besuchen sichert.

Die Franzosen klagen schrecklich über den drohenden „Verlust an Prestige“, und jämmerliche Zuschauer rufen allen Ernstes: „Entehrt nicht Frankreich, laßt die Ehre des armen Frankreich unberührt!“ Gereicht es aber Frankreich zur Ehre, wenn es für die Scheiben zu zahlen sich weigert, die es absichtlich in seines Nachbarn Fenster zer schlagen hat? Der Angriff auf

die Fenster, das war seine Schmach. Ein Hohn auf jedes Volk war sein letzter Überfall auf Deutschland, nicht minder schimpflich war die Art, wie er von Frankreich durchgeführt wurde. Frankreichs Ehre kann nur durch Frankreichs tiefe Reue erlauft werden und durch seinen festen Vorsatz, solches nie wieder zu tun, ja für alle Zukunft das gerade Gegenteil zu tun. Auf diese Weise mag Frankreichs Ehre mählich wieder in der Fülle ihres alten Glanzes erstrahlen . . .

Vor hundert Jahren war in England der lebhafteste Wunsch und für eine Weile auch das wirkliche Bestreben und die Hoffnung, Elsaß-Lothringen von Frankreich loszubekommen. Lord Carteret, späterhin Lord Granville genannt (kein Vorfahr, in irgendwelchem Sinne, seines jetzigen ehrenwerten Namensträgers), der, wenn wir den einzigen Lord Chatham ausnehmen, nach der Meinung vieler der geschickteste Staatssekretär des Auswärtigen ist, den wir jemals hatten, und vor allem der einzige Staatssekretär, der Deutsch sprach und sich überhaupt in deutschen Dingen auskannte, hatte sich gerade dieses Ziel gesteckt, und seine Ausichten, es zu verwirklichen, waren prächtig, hätte ihn nicht unser armer, guter Herzog von Newcastle plötzlich durch kleinliche Kniffe daran gehindert und ihn sogar aus seinem Amte hinausgeekelt in grämlichen Verdruß . . . Daß nun Bismarck und mit ihm Deutschland bei dieser günstigen Gelegenheit dieselbe Forderung erheben, ist für mich keine Überraschung. Nach einer solchen Herausforderung und nach einem solchen Siege erscheint der Entschluß wirklich vernünftig, gerecht und sogar bescheiden. Betrachten wir alles, was seit dem denkwürdigen Zusammenbruche bei Sedan geschehen ist, so zeugt es vorteilhaft von der Weisheit und der Mäßigung des Grafen Bismarck, wenn er fest dabei bleibt, wenn er nicht mehr verlangt, entschlossen, nicht weniger anzunehmen, und in aller Gemütsruhe mit den passendsten Mitteln auf sein Ziel lossteuert . . .

Beträchtliches Mißverständnis herrscht noch in England über Herrn von Bismarck. Die meisten englischen Zeitungen scheinen mir Bismarck noch nicht richtig erkannt zu haben, sie sind erst auf dem Wege dazu. Wenn der verrückte Bismarck und sein ebensolcher König vor zehn Jahren überall mit Stafford und Karl I. in bezug auf unser Langes Parlament . . . verglichen wurden, so ist dieses stehende Bild nun von der Erde verschwunden, man hört nirgends mehr ein Wort davon. Dänemark, diese pathetische Niobe, die ihrer Kinder gewaltsam beraubt wurde (es waren gestohlene Kinder, und sie wurden von der Niobe Dänemark herzlich schlecht erzogen), ist auch fast vergessen und wird es völlig werden, sobald man die Verhältnisse ordentlich kennt. Bismarck, soweit ich ihn verstehe, ist kein Mann von „napoleonischen“ Ideen, seine Ideen sind denen Napoleons ganz und gar überlegen; er zeigt keine unbezwingliche „Ländergier“, noch ist er von „gemeinem Ehrgeiz“ besessen usw.; nein, er verfolgt Ziele, die weit darüber hinausgehen, und scheint mir in der Tat mit großem Geschicke, mit beharrlichen, gewaltigen und erfolgreichen Mitteln nach einem Zweck zu streben, der den Deutschen und allen anderen Völkern zum Segen gereicht. Daß endlich dieses edle, geduldige, tiefe, fromme und tüchtige Deutschland zu einer Nation zusammengeschweift und an Stelle des prahlerischen, aufgeblasenen, gebärdereichen, streitsüchtigen, unruhigen und überempfindlichen Frankreich zur Königin des Festlandes werde, erscheint mir als das hoffnungsvollste Ereignis, das ich miterlebt habe.

E. Carlyle

Was sagt Herr Lloyd George zu dieser Erklärung seines berühmten Landsmannes? Sie steht in der „Times“ unter dem 18. November 1870, wo er sie auf englisch nachlesen mag. Besonders lehrreich dürfte sie für Wilson sein, der seines Zeichens früher Professor der Geschichte war und jetzt so blutige Reden gegen uns hält. Von Painlevé verpfeche ich mir wenig: als Mathematiker wird er Carlyle kaum kennen und als Franzose hat er keinen historischen Sinn.

Dr. J. B. Ambach aus Biedertal im Elsaß als Übersetzer



## Der Einfluß der Seemacht im Großen Kriege

**N**ur nicht glaubt, daß nach diesem Kriege das Tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen und es keine Kriege mehr geben werde, muß unausweichlich den Schluß ziehen, daß eben dieser Krieg Maßstab und Richtung für spätere Seerüstungen zu geben habe. Er hat bis jetzt gezeigt und zeigt jeden Tag: 1. daß das Deutsche Reich eine Seemacht braucht, um sein Leben im Frieden sichern, im Kriege verteidigen zu können; 2. daß das Rückgrat und die Seele der deutschen Seemacht nach wie vor, ja in steigendem Grade, eine starke, strategisch bewegungsfreie Hochseeflotte bleibt, mit dem Hochseelinienenschiff als Keimzelle. Die Bedeutung und die Zukunft des Unterseebootes wird damit nicht beeinträchtigt, aber die Hochseeflotte trägt die Wirkungsmöglichkeit des Unterseebootes und damit auch dessen Einfluß, als eines Faktors der Seemacht im Seekriege, auf den Weltkrieg und die künftige Gestaltung der Weltverhältnisse.

Zu diesen Schlüssen kommt Graf E. Reventlow in seinem neuesten, nahezu 300 Seiten starken Buche: „Der Einfluß der Seemacht im Großen Kriege“ (Berlin 1918, E. S. Mittler & Sohn), worin er, obwohl militärisch und politisch alles noch im Fluß ist, und ungeachtet des Ausblicks auf mannigfache spätere Ergänzungen und Richtigstellungen, doch auf der Überzeugung ruht, daß die großen Grundzüge einer solchen Untersuchung nach den bisherigen Ereignissen der Kriegführung zur See bereits festliegen und durch keine noch kommenden Ereignisse oder Aufschlüsse einer späteren Geschichte abgeändert werden können. Aus den Taten oder Tatenlosigkeit der Flotten, aus ihren Erfolgen und Mißerfolgen sowie aus ihren Fernwirkungen leitet der Verfasser das Beweismaterial für die Beantwortung von Lebensfragen des Deutschen Reiches ab: Wie muß das Deutsche Reich nach dem Kriege über die Notwendigkeit der Seemacht für seine Zukunft denken? Ist die Orientierung der auswärtigen Politik Deutschlands in Zukunft von den Seemachtfragen trennbar oder nicht? Ist die belgische Küste vom Standpunkt der Seemacht und ihrer Verwendung dem Deutschen Reich notwendig oder nicht? Die Benutzung des ungeheuren Erfahrungsstoffes dieses Krieges, sagt der Verfasser, ist eine Pflicht, die sich nicht nur dem Marinefachmann aufdrängt, sondern jedem politisch Wirksamen, der mittelbar oder unmittelbar Einfluß auf Abstimmungen des Deutschen Reichstages besitzt oder erlangen kann. Dazu gehört ebensogut wie der Abgeordnete auch der Professor der Volkswirtschaft und der Mann der Presse. Das Buch faßt nun den reichen Stoff in übersichtlicher Durcharbeitung zusammen und will auf diese Weise dem Seeoffizier neue Anregungen, dem Politiker aber und dem interessierten Nichtfachmann einen Leitfaden für die Abschätzung der Wirkung unserer Seemacht und für die Beurteilung ihrer Zukunftsbedürfnisse geben.



## Das Deutschtum in der deutschen Hauptstadt

(Berliner Theaterwinter)

**M**an fragt sich immer wieder: Wie konnte das geschehen? Wie war es möglich, daß eine große Berliner Bühne sich dazu hergab? Aus welchen Sphären kam denn Direktoren der Entschluß und woher nahmen sie den Mut zur Ausföhrung? Was veranlaßte sie, so rücksichtslos mit den Gesetzen des Berliner Theaterlebens zu brechen? Wußten die Herren Meinhard und Bernauer nicht, was sie taten, als sie im Theater an der Königgräzer Straße ein deutsches Stück von einem jungen deutschen Talent zur Ausföhrung brachten? Noch dazu ein deutsches Stück, das nicht nur in unsern Landesgrenzen

entstand, sondern auch die Eigenart unseres nationalen Wesens zeigt? Daß ein junger deutscher Schriftsteller für eine anständige, noble Arbeit in der deutschen Hauptstadt eine große Bühne findet, ist ein so unerhörter Vorgang, daß er auf normale Weise überhaupt nicht erklärt werden kann. Wenn man nicht annehmen will, daß die böbliche Direktion einer vorübergehenden Schwäche erlag, muß man schon an ein Wunder oder (was näher liegt) an irgendwelche heimlichen Schutzmächte glauben. Wir sind in Berlin längst so weit, daß zehn ausländische Stücke, seien sie auch so mißgestaltet wie Kamele, leichter das Nadelöhr der direktorialen Kritik passieren, als daß auch nur ein Deutscher ins Himmelreich der Premiere gelange. Und die Herren Meinhard und Bernauer haben schwerlich den Ehrgeiz, diesen Zustand ändern zu wollen. —

Wie dem nun aber auch sei: Wilhelm Stüdken soll uns mit seiner „Straße nach Steinaych“ nicht weniger willkommen sein, weil er in Berlin mehr Glück fand, als sonst Schriftstellern deutschen Stammes zu begegnen pfllegt. Ein Hauch von Talent und unberührter Frische liegt mit sympathischem Schimmer über seinen drei Akten. Wie umfassend die Klaviatur seiner Begabung sein mag, kann gegenwärtig niemand sagen. Mit voller Sicherheit aber darf man annehmen, daß er ein Jugendverlebens selbständig gestaltet hat. Um die reizvolle Nichte eines Geheimrats bemühen sich ein energischer Fabrikleiter, ein jugendlich träumender Assessor und ein reicher Gede, der ihr Steinaych als künftigen Herrensitz anbieten kann. Die schlangenkluge Dame wird zunächst von den Jünglingsträumen des Assessors angezogen, gibt ihn dann aber preis und ruft zwischen ihm und dem Fabrikleiter ein Duell hervor. Am letzten Ende läßt sie beide laufen und wählt mit praktischem Sinn den reichen Geden, der sie auf betränkter Straße nach Steinaych führt.

In der gläubigen Reinheit der jung erwachenden Liebe erblicke ich den eigentlichen Abel der Arbeit. Eine „ernsthafte Komödie“ hat Stüdken nach dem Untertitel schreiben wollen, aber die Tragik hat die Führung behalten. Die verletzte Empfindung spricht so stark, daß weder er noch wir zu einem Lächeln kommen. Sein Verstand sagt: „Es ist im Grunde eine Posse, daß wertvolle Mannsleute sich von diesem weiblichen Nichts tödlich verwunden lassen sollen.“ In dem Stück aber klopft sein Herz, und der Verstand schweigt. Man spürt mehr die Wunde als die Posse. —

Wenn man von Wilhelm Stüdken zu Herrn Essig übergeht, verläßt man das Märchenland, in dem junge deutsche Schriftsteller gespielt werden, um wieder in den Alltag des Berliner Theaterlebens zurückzukehren. Wer ist Herr Essig? Das wissen Sie natürlich nicht, und wir anderen wußten es bis vor kurzem auch nicht. Keine künstlerische Leistung war mit dem Namen verbunden. Dann aber setzte plötzlich die theaterliberale Presse aller Schattierungen mit einer planmäßigen Kellame ein. In immer neuen Notizen wurde die staunende Welt unterrichtet, daß besagter Herr Essig Dramen geschrieben habe. Die Zensur wurde angegriffen, weil sie für diese Dramen das rechte Verständnis vermissen ließ. Mit hundert Stimmen sprachen die Zeitungen den Namen „Essig“ und verwandelten einen völlig unbekanntem Menschen in eine aktuelle Berühmtheit. Daß nunmehr auch die Bühnenleiter eingriffen, versteht sich von selber. Das Königl. Schauspielhaus, das in bezug auf die literarischen Stichworte des Kurfürstendamms in diesem Fall merkwürdig hellhörig war, legte vor. Herr Altmann im Kleinen Theater folgte, und im Lessingtheater bemühte sich Herr Barnowski, ein drittes Stück von der Zensur freizukriegen. In einer Zeit, die den deutschen Dramatiker systematisch aushungert, vermochte Herr Essig als der erkorene Liebling der Börsenpresse in einem einzigen Winter drei große Berliner Bühnen für seine Arbeiten zu gewinnen. Und was kam schließlich dabei heraus? Im Königl. Schauspielhaus, wo der „Held vom Wald“ gespielt wurde, langweilte sich das Publikum halb tot, und im Kleinen Theater führte die aufreizende Talentlosigkeit des „Ruhhandels“ zu einem wilden Theaterstandal. Herr Barnowski aber wurde plötzlich ein stiller Mann und versandte nicht mehr die kleinen Notizen,

durch die die Bühnen das Publikum über ihre tragischen Kämpfe mit der Zensur auf dem laufenden zu halten pflegen. Die Episode Essig war ausgespielt, nachdem sie in klassischer Weise entschleierte hatte, mit welcher Unverfrorenheit man selbst die talentösesten Kreaturen in den Vordergrund zu drängen wagt. —

Wer demgegenüber das Schicksal des Deutschtums in der deutschen Hauptstadt kennen lernen will, mag sich an Emil Gödt halten. Jahre hindurch mußte für ihn in der nationalen Presse geworden werden, bevor Max Reinhardt sich herbeiliess, draußen im dunkeln Osten am schlechtesten Theatertag der Woche eine Arbeit von ihm zu spielen. Wir sehen im „Edelwild“ durchaus keine Offenbarung eines dramatischen Genies. Wir haben es ganz im Gegenteil in der Tagespresse scharf kritisiert. Vergleicht man es aber mit Herrn Essig oder mit dem giftigen Zeug, das fortgesetzt in den Kammerspielen das Licht der Welt erblüht, wirkt es wie Sphärenmusik. Im fünften Akt schlägt sogar eine starke künstlerische Flamme durch und entläßt das Publikum mit einem nicht alltäglichen Eindruck. Wie zweifelnd man sich auch zum Dramatiker Emil Gödt stellen mag: er überleuchtet weit die traurigen Schmarren des Auslands und des Kurfürstendamms, für die immer wieder die ersten Bühnen bereitstehen, und darum stimmte es wehmütig, daß man ihn, den Deutschen, im dunkeln Osten und am schlechtesten Theatertag der Woche auffuchen mußte. —

In den dunkeln Osten mußte diesmal auch der Berliner Bürgermeister Georg Reite hinauswandern. Auch er wurde von Max Reinhardt in das „Volltheater am Bülowplatz“ verbannt, wo Emil Gödt gespielt wurde. Man war einen Augenblick erstaunt. Warum im Grunde? Der gute Bürgermeister ist im Sinne des Kurfürstendamms doch so zahm und wohlgezogen. Er hat so gar nichts von männlichem Widerstand und ungebrochener Kraft. Und trotzdem nach dem Osten hinaus?

Ja, die Sache hat diesmal einen Haken. Der nationale Aufschwung zu Anfang des Krieges war so jäh, daß er auch eine wohlgeordnete Bürgermeistereeele in Wallung brachte, und so geschah es Herrn Reite, daß er unter dem Namen „Blutopfer“ ein vaterländisches Drama schrieb. Damals, zu Anfang des Krieges, war auch Herr Max Reinhardt patriotisch ergriffen und hielt es für zweckmäßig, das Stück für die Kammerspiele zu erwerben. Seitdem sind aber vier blutige Kriegsjahre ins Land gegangen und die Vaterlandsliebe ist in der Börsenpresse von einer jähen Wühlarbeit für einen deutschen Hungerfrieden abgelöst worden. Mußte das unbesonnen patriotische Stück des Herrn Bürgermeisters also auf Grund vertraglicher Verpflichtungen gespielt werden, konnte es nur im dunkeln Osten geschehen, wo das sozialdemokratisch verheßte Arbeiterpublikum schon für die rechte Aufnahme sorgen würde. Ästhetisch brauchte man sich darüber nun freilich nicht zu grämen. Wie meistens bei Herrn Reite handelt es sich um eine anständig gewollte, aber schwache und dilettantenhafte Arbeit. Zum Los des Deutschtums in der deutschen Hauptstadt liefert die Angelegenheit aber einen sehr bezeichnenden Pinselstrich. —

Wird die dramatische Gesellschaft, die sich unter dem Namen „Das junge Deutschland“ aufgetan hat, an diesem Los etwas ändern? Wir glauben es nicht. In den Spalten des „Berliner Tageblatts“ ist sie mit einer Begeisterung begrüßt worden, die darauf schließen läßt, daß sie von nationaler Rückständigkeit in der glücklichsten Weise frei ist. Nachdem sie in ihrer ersten Aufführung eine Arbeit geboten hatte, der man jugendlich-poetische Ergriffenheit nachrühmen konnte, betrat sie mit ihrer zweiten bereits die Wege einer Schauerdramatik, der auch ihre Anhänger keine nationalen Impulse nachrühmen werden. Ein Herr Reinhard Goering sperrte in der „Seeschlacht“ sechs Matrosen in den Panzerturm und ließ sie dort unter Wahnsinnsanfällen die vernichtende Granate erwarten. Was bei dieser Gelegenheit geredet wurde, war von der traurigsten Talentlosigkeit. Die Nerven des Publikums sollten lediglich durch die fieberhafte Erwartung der explodierenden Granate zum Beben gebracht werden.

Erich Schlaikjer



## Frant Wedekind

**A**m 9. März ist Frant Wedekind an den Folgen einer Operation gestorben. Der Bericht-erfasser des „Berliner Tageblatts“ telegraphiert: „Die letzten Stunden am Vormittag war er ohne Bewußtsein. Vorher hatte er einige Gedanken über Religion geäußert. Er sang dann halblaut die Weisen seiner alten verwegenen Lieder vor sich hin, aber der Unterton dieser Melodien vibrierte von erschütterndem Leid.“

Das Ende war also zwiespältig und für den Zuschauer vieldeutig, wie das vorangehende Leben. Gedanken über Religion und frivole Lieder, Redheit und inneres Weh, liegen unvermittelt nebeneinander und wollen kein Ganzes bilden. In den Dramen des letzten Jahrzehnts hat Wedekind immer wieder behauptet, eine solch einheitliche Natur zu sein, die nur von der Welt mißverstanden würde. Er betonte sich dabei als Moralisten, dem die Kunst eigentlich nur ein Mittel für erzieherische Zwecke sei. Wenn er dann, wie in der „Theodizee“ „Die Zensur“ bekundet: „Die Wiedervereinigung von Heiligkeit und Schönheit als göttliches Idol gläubiger Andacht, das ist das Ziel, dem ich mein Leben opfere, dem ich seit frühester Kindheit zustrebe“ — so mag man sich im ersten Augenblick als das Opfer eines mephistophellisch mit einem spielenden Ironikers vorkommen. Aber ich glaube, er hat das doch ehrlich so gemeint und meine, die Gestalt Suribans in diesem sogenannten Drama decke sich mit Wedekind auch insofern, als es ihm niemals gelang, das Dasein naiv zu leben, als er die ihm wohl eingeborene Zwiespältigkeit nicht zu überwinden trachtete, sondern als Mittel einer eigentümlich wollüstigen und selbstquälerischen geistigen Selbstbespiegelung ausnutzte. Dieses vollkommene Fehlen künstlerischer und menschlicher Naivität bringt ihn zuletzt immer auch um die künstlerischen Wirkungen; denn selbst jene Gestalten, die wie Lulu rein animalisch-triebhaft leben und handeln und deshalb im Weltprogramm Wedekinds die „unschuldige Schönheit“ vertreten, werden von ihm zur Verkündung seiner Theorien mißbraucht. Durch jeden so gesprochenen Satz aber zerstört sich in uns der Glaube an das rein Eriebharste in der Sprecherin, damit auch an ihre Unschuld. Der Schulmeister Wedekind bringt immer wieder den Dichter um. Der Schöpfer kommt eben naturgemäß in seinen Geschöpfen von sich selber nicht los. „Darin bewährt sich“, sagt Suriban-Wedekind in dem oben erwähnten Stück, „der untilgbare Fluch, den ich in dieses Erdenbaisein mitbekommen habe! Was ich mit dem tiefsten Ernst meiner Überzeugung ausspreche, halten die Menschen für Lästerung. Soll ich mich nun deshalb in Widerspruch mit meiner Überzeugung setzen? Soll ich mit klarstem Bewußtsein unecht, unaufrichtig, unwahr werden, damit die Menschen an meine Aufrichtigkeit glauben?“ Und dann gleich noch einmal: „Was hilft alle Liebe zum Guten, wenn sich das Gute nicht lieben lassen will?“

Es liegt in einem solchen Satze doch eigentlich eine furchtbare menschliche Verzweiflung. Und doch ist das Schlimmste im Falle Wedekind erst, daß man auch bei einem solchen seelischen Notschrei lählfähig bleibt, vielleicht aus Furcht, zum Narren gehalten zu werden. Oder ist sogar das noch nicht das Schlimmste? Sondern offenbart es sich erst in den folgenden Sätzen: „Ich jammerte nie über die schimpflichen Lebenslagen, in die mich das allgemeine Mißverständnis geraten ließ; ich nutzte vielmehr die schimpflichen Lebenslagen nur wieder dazu aus, um die ewigen Gesetze klarzulegen, die sich in ihnen offenbarten. Aber auch darin erschien ich wieder als Spötter.“ Und es ist geradezu unheimlich, wenn Wedekind sich dann von seinem Widerpart antworten läßt: „Das haben Sie Ihrem doppelzüngigen Beruf zu danken! Wer traut einem Menschen, der aller Welt gegen Eintrittsgeld auftritt, was er zu Hause mit sich selbst auslämpfen sollte.“

Ich habe einmal eine unvergeßliche, mich tief erschütternde Stunde mit Wedekind erlebt. Wir hatten beide, ohne uns vorher zu bemerken, einer Probe in der Hellerauer Rhythmischschule beigewohnt. Es war sehr spät geworden, und der inzwischen auch schon verstorbene

Dr. Wolf Dohrn packte uns beide mit schmunzelnder Schadenfreude in seinen Kraftwagen, der uns nach Dresden fahren sollte. Halbwegs versagte der Wagen, und wir mußten die Stunde zu Fuß nach Dresden gehen. Bei diesem Wandern durch die schwarze Mitternacht brach es plötzlich aus Wedekind heraus. Was er gesehen habe, sei eine Offenbarung, sei die Einheit von Schönheit und Reinheit, und er berief sich auf Plato, daß gut und schön dieselben Begriffe seien und daß der Rhythmus, der die im menschlichen Körper liegende Schönheitssehnsucht durch die geordnete Schönheitsbewegung dieses Körpers auszulösen vermöge, so auch der Erzieher zum Guten und Moralischen sei. Ich kannte damals die nicht auf die Bühne gelangten späteren Bekenntnisdramen Wedekinds noch nicht und war durch diese Aussprache nicht nur verblüfft, sondern stand ihr, wie ich offen gestehen will, auch etwas mißtrauisch gegenüber. Aber es ist mir später doch klar geworden, daß sich in diesem Manne die Tragik des Bajazzo in einer ganz eigentümlichen Form abgespielt hat.

Ich denke an sein Drama „Musik“, das mit Musik nichts anderes zu tun hat, als daß einige der auftretenden Menschen sich mit Musik beschäftigen. Da aber Wedekind beobachtet zu haben glaubt, daß für manche Musikschülerinnen die Musik ein Mittel zur Erotik ist und er alle Lebenserscheinungen nur mit Erotik in Verbindung zu sehen weiß, wird dieses Geschlechtliche für ihn zum Inhalt der Musik und er betitelt diese Liebesgeschichte zwischen Musikschülerinnen und Musiklehrer als „Musik“. Aus einer gleichen Einseitigkeit heraus könnte man den persönlichen Fall Wedekind mit „moderne Literatur“ überschreiben. Denn was ihn unfähig macht, diese persönlichen Dinge „mit sich selbst zu Hause allein abzumachen“, was ihn veranlaßt, sie „gegen Eintrittsgeld aller Welt aufzutischen“, ist sein Losgelöstsein aus dem Volkstum, aus dem sozialen Gesamtempfinden, sein einseitiges Eingestelltsein aufs Literarische, statt aufs Menschliche. Darin aber ist er in der Tat ein besonders scharf geprägter Fall unseres allgemeinen Literaturjammers, darin beruht andererseits seine unleugbar starke Wirkung auf das Publikum der Literaturzentren, während die Gesamtheit des Volkes mit seinen Werken als Kunst nichts anzufangen weiß. Auch diese innere Lebensentfremdung hat Wedekind klar gefühlt. In der „Büchse der Pandora“ sagt er: „Das ist der Fluch, der auf unserer jungen Literatur lastet, daß wir viel zu literarisch sind. Wir kennen keine anderen Fragen und Probleme, als solche, die unter Schriftstellern und Gelehrten auftauchen. Unser Gesichtskreis reicht über die Grenzen unserer Kunstinteressen nicht hinaus. Um wieder auf die Fährte einer großen, gewaltigen Kunst zu gelangen, müßten wir uns möglichst viel unter Menschen bewegen, die nie in ihrem Leben ein Buch gelesen haben, denen die einfachsten animalischen Instinkte bei ihren Handlungen maßgebend sind.“ Wedekind merkt nicht, daß auch diese Anschauung wieder rein literarisch, ja literatenhaft ist. Da, was er unter „animalisch“ versteht, ein ganz enger Ausschnitt aus dem Gesamt menschlichen ist, muß er, wenn er alle Lebenserscheinungen unter diesem einseitigen Gesichtswinkel ansieht, nicht nur das Leben selber fälschen, sondern sich auch selbst um die Natürlichkeit in der Beobachtung des Lebens und damit um das kostbarste Gut des Künstlers, die Freiheit, betrügen.

Das gilt auch für das erfolgreichste Werk Wedekinds, für die Kindertragödie „Frühlingserwachen“. Es spricht kein einziger von diesen Knaben wie ein Fünfzehnjähriger, sie sind alle Dozenten ihrer Empfindungen, und wenn sie auf der einen Seite ihre Hilflosigkeit und Verwirrtheit über die unklaren Gefühle bekunden, so entwickeln sie auf der nächsten Erziehungsgrundsätze für die Zukunft, die erst als Folge der klaren Erkenntnis der Übelstände in der Geschlechtsziehung, deren Opfer sie selbst sind, eintreten können. Und wie kann ein Dichter, dem es um sein Volk ernst ist, der ein tragisches Stück Leben vor uns ausrollen will, einem eine derartige Reihe von Lehrerkatzen zumuten. Bereits in dem Namen „Bierzeitung“. Das heißt doch seine eigene Schöpfung morden. In einem solchen Verhalten offenbart sich nicht nur ein künstlerischer, sondern auch ein geistiger Mangel. Ob nicht überhaupt das stete Vordrängen von Anschauungen und Lehrmeinungen, von „Gedanken“, letzterdings ein Zeichen dafür ist, daß der Verfasser an alledem im Grunde arm ist? Ein Künstler von wirklich starker Weltan-



schauung, von einer die Welt umfassenden Gedankenkraft, erfüllt seine Geschöpfe derartig mit der Kraft seines Geistes und der Blut seines Herzens, daß all ihr Tun und Reden ganz natürlicher Ausfluß dieses sie erfüllenden Gehalts ist. Sie haben es dann nicht nötig, immer ihre Lehrmeinung vorzutragen. Und wenn wir nun diese so anspruchsvoll auftretenden Gedanken prüfen, wie klein und dürftig ist doch im Grunde diese Welt, wie wenig geistige Arbeit und tiefschürfende Denkkraft setzt sie voraus. Am merkwürdigsten berührt bei einem, der den Moralisten so stark betont, die Masse der Widersprüche. Was Wunder, daß bei dieser Fülle von Widersprüchen viele Leute in Wedekind nur einen pfeffigen Spetulanten auf die niedrigen Instinkte sehen. Wedekind selbst nennt sich ja immer wieder „das Opfer einer ganz falschen Anschauung über ihn, als welche sei, daß er, der die Heiligkeit des Fleisches lehre, als ein Lehrer der Unsittlichkeit gelte. Er steht zwischen neun Huren, die Musen des göttlich-rechten Lebens seien, als Apollo und muß zur Leier klagen, daß man ihn nicht für Apoll, sondern für Priapus hält. Nun wird Wedekind zugeben, daß sich das Publikum weniger für seine Moralität, als für den Vaginismus seiner Frauengestalten interessiert“. (Franz Bley über Wedekind, Sternheim und das Theater. S. 37.) Ich habe absichtlich hier einen Kritiker zu Worte kommen lassen, der sicher nicht der Überempfindlichkeit in sexuellen Dingen verdächtig ist. Denn damit sollte man uns doch wenigstens verschonen, den Theatererfolg Wedekinds auf irgendeine andere Ursache zurückzuführen, als auf diese Befriedigung einer erotisch eingestellten Phantasie. Der erotische Dunst, der seit 25 Jahren auf den Literaturzentren Deutschlands eine schwüle Gewitterluft angesammelt hat, hat wie Treibhausluft das Gedeihen dieser Pflanzen begünstigt. Andererseits ist gerade Wedekind einer der Hauptschuldigen an dieser erotischen Durchseuchung, die nichts mit frischer kräftiger Sinnlichkeit zu tun hat. Auch künstlerisch nicht. Es gibt nur wenige Dichter, deren Werke so schwer hintereinander zu lesen sind, die so bald langweilig werden, wie Wedekind. Es gibt kaum einen namhaften Dichter, dessen Sprache so ganz ohne Reiz, so in jedem Sinne unkünstlerisch ist, wie die Wedekinds. Nimmt man dazu, daß er, nach eigenem Geständnis übrigens, ein lehrhafter Moralpauker ist, so kann man für die merkwürdige Tatsache, daß auch die Berufskritik diese schweren Einwände gegen das Künstlertum Wedekinds nicht geltend gemacht hat, eigentlich nur die eine Erklärung finden, daß sie sich durch den brünstigen Vorstellungsgehalt der Welt des Dichters hat benebeln lassen.

Bei Wedekind selbst muß man jedenfalls von einer derartigen Erotomanie sprechen. Alle Erscheinungen der Welt führen bei ihm zum Geschlechtlichen. Es ist eigentlich die einzige Beziehung, die er anerkennt, und es ist nicht zu verwundern, daß ihm das Wort zugeschrieben wurde, der sozialistische Zukunftsstaat müsse die Wiedervereinigung von Kirche und Freudenhaus bringen. Wedekind lehnt in der „Zensur“ entrüstet die Urheberchaft dieses Wortes ab; aber liegt es denn wirklich seiner Lehre fern?

Ich glaube, Wedekind war von seiner Vergangenheit her belastet. Es stimmt ganz zu seinem Nebensichselberstehen, wenn er auf seine Abstammung so großen Wert legt. Sein Vater war der erste aus einer alten ostfriesischen Beamtenfamilie, der nicht heimisch seßhaft war. Wedekind selbst erzählt: „Er war Arzt und war als solcher zehn Jahre lang im Dienste des Sultans in der Türkei gereist. 1847 kam er nach Deutschland zurück und saß 1848 als Kondeputierter (Ersatzmann) im Frankfurter Parlament. Im folgenden Jahre ging er nach San Franzisko und lebte dort 15 Jahre. Mit 46 Jahren heiratete er eine junge Schauspielerin vom Deutschen Theater in San Franzisko, die genau halb so alt war wie er selber. Diese Tatsache scheint mir nicht ohne Bedeutung. Der Vater meiner Mutter war ein Selfmademan. Er hatte als ungarischer Kaufesfallenhändler angefangen und gründete Ende der zwanziger Jahre eine chemische Fabrik in Ludwigsburg bei Stuttgart. Im Verein mit Ludwig Pfau organisierte er eine politische Verschwörung, und beide wurden auf der Festung Asperg eingesperrt. Dort erfind mein Großvater die Phosphorstreichhölzer. Nach seiner Freilassung errichtete er eine chemische Fabrik in Zürich und starb 1857 im Irrenhaus in Ludwigsburg in vollkommener

Geistesumnachtung.“ Das Abenteuerliche, das ihm so im Blute lag, ist in Frank Webeckinds Lebensgang genügend zur Geltung gekommen.

Am 24. Juli 1864 in Hannover geboren, verlebte er seine Jugendjahre auf Schloß Lenzburg bei Aargau in der Schweiz. Sein Studium in München brach er vorzeitig ab, wurde 1886 Vorsteher des Reklamebüros der Maggi-Gesellschaft, zog dann mit dem Zirkus Herzog herum, lebte auf Reisen mit dem Feuerwerker Rubinoff und war dann längere Zeit in Paris. Auch dort geriet er in nicht gerade solide Kreise. Jedenfalls soll der Marquis von Keith das Abbild eines auch ihn begnennenden abenteuerlichen Dänen sein. 1890 setzte er sich in München fest und wurde dort Mitglied des bekannten Kabarets der „Elf Scharfrichter“. „Frühlingserwachen“ hat ihn dann berühmt gemacht.

Man sieht, es ist schon in besonderm Sinne aufzufassen, wenn er von sich sagt: „Ich habe mein halbes Leben lang ohne Kunst gelebt. Ohne Religion könnte ich nicht eine Minute leben.“ Diese Religion entbehrt jedenfalls der Reinheit, der inneren Anschauung und der wirklich umfassenden Liebe. Daß ihm die Kunst nicht unbedingte Lebensnotwendigkeit war, ergibt sich bereits aus seiner Lehrhaftigkeit, der er seine Kunstwerke dienstbar machte.

Karl Stord



Ein ganzer Irrtum kann glücklich machen, eine halbe Wahrheit nicht.

\*

Am Ziele angelangt, erschläft die Kraft. Deshalb muß unsere Lebenskunst dafür sorgen, daß wir stets Ziele vor uns haben.

\*

Liebenswürdigkeit ist keine Tugend, sondern höchstens eine Fähigkeit.

\*

Halbe Entschlüsse bringen meist ganzes Versagen.

\*

Ein zartes Gemüt ist wie der Mond: es muß von einer Sonne beschienen werden, um zu leuchten.

\*

Die meisten Menschen, die einem andern Gutes tun, erfüllen damit nicht dessen Wünsche, sondern ihre eigenen.

\*

Unsere Seele muß gespannt sein, um zu klingen.

\*

Gemeinsames Unglück verbindet, gemeinsames Unrecht trennt.





## Der Krieg

**B**ur Stunde, da diese Blätter sich aneinanderreihen, tobt der Entscheidungslampf im Westen. Gott hat durch seine ertlesenen Werkzeuge den Anfang zu einem herrlichen Siege unserer unvergleichlichen Truppen geführt, und wir sind alle des starken, zuversichtlichen Glaubens voll, daß der Ausgang das so überwältigend begonnene, wenn auch furchtbare Werk krönen, uns und all den anderen blutenden Völkern endlich die Pforten zum ersehnten Frieden aufstoßen wird. Dennoch wäre es vermessen, an dieser Stelle den letzten Entscheidungen des göttlichen Waltens vorzugreifen. Unsere heißen Herzen schlagen mit den Kämpfern im Westen, nicht einen Augenblick können wir ihrer vergessen, — praktische politische Aufgaben werden uns hinter der Front zunächst dort gestellt, wo die Entscheidung nach menschlichem Ermessen bereits gefallen ist, im Osten.

Die Regierung, meint Georg Kleinow in den „Grenzboten“, habe inzwischen wohl wieder zahlreiche Warnungen aus den Kreisen, die vor dem Kriege in irgendwelchen wirtschaftlichen oder ideellen Beziehungen zu Rußland standen, zu hören bekommen, doch ja nicht zu früh dauernde Verhältnisse im Osten zu schaffen, die einer späteren Verständigung im Wege stehen könnten. „Die heute noch so denken, können es sich nicht vorstellen, daß Rußland nun einfach beiseite geschoben sein und nicht doch wieder einen Machtfaktor darstellen sollte, nach dem Deutschlands Politik sich einzurichten haben werde. Bei den wirtschaftlich interessierten, ebenso wie bei einer gewissen Richtung von Kontinentalpolitikern, spielen die alten Vorstellungen sogar eine so große Rolle, daß man bei ihnen dem Wunsche begegnet, Rußland möchte sich so schnell als möglich wieder unter einem Zaren sammeln, zu Kraft und Ansehen gelangen, damit es uns, nun durch Schaden klug geworden, wieder wirtschaftlichen und politischen Rückhalt in den Welt- und Kontinentalgeschäften gewähren könnte; um diesen Preis wären sie sogar bereit, alle Rußland abgenommenen Gebiete wieder herauszugeben. Dabei ist ihr Blick starr auf Moskau und Petersburg gerichtet, wo nach ihrer Meinung auch fernerhin Rußlands Macht liegen werde.“

Auch Kleinow bekennt sich zu dem Glauben, daß Rußlands Geschick durch den bisherigen Zusammenbruch nicht endgültig besiegelt sei: „Die Völker Rußlands werden sich in irgendeiner Form wieder zu Macht und Ansehen zusammenschließen, und Rußlands angeblicher Zerfall wird sich uns, wenn es seine innere Krise erst überstanden hat, als eine Befreiung starker, bisher gefesselter Kräfte enthüllen, die, auf ein gemeinsames Ziel geeint, Anspruch auf Beachtung und Berücksichtigung in der Weltpolitik heischen werden. Wir selbst, unsere Kaufleute und Ingenieure werden ihnen dabei helfen, und unsere Truppen sind schon an der Arbeit, die dem Wiederaufbau von ganz Rußland dient, indem sie die Ukraine von den Banden der Maximalisten säubern und einer national bedingten Staatsgewalt helfen Wurzel zu schlagen; durch Besetzung des Nordwestgebietes und des Baltikums zwingen wir ferner die Moskowiter, sich auf ihre eigenen Angelegenheiten zu konzentrieren, was sehr erheblich zur Konsolidierung beitragen dürfte.

Eine solche Auffassung von der Zukunft Rußlands hat indessen nicht zur Konsequenz, daß unsere Regierung die Hände in den Schoß legt und die Entwicklung der besetzten Gebiete deren Bewohnern selbst überläßt. Der Gedankengang, der zu dieser Forderung führt, hatte Berechtigung, solange Rußland nicht militärisch zu Boden geworfen war und solange sich nicht alle die Gebiete in unseren Händen befanden, deren wir zur militärpolitischen Sicherung gegen den Osten bedurften. 1916 einen Polenstaat zum Leben erwecken, ohne ihn fest an unserer Seite zu wissen, hieß einen Preis für zweifelhafte diplomatische Werte zahlen, der diesen nicht entsprach! Die Eroberung Polens bot uns rein militärische Vorteile, die zur politischen Umprägung wohl zugunsten der Polen, nicht aber für uns ausreichten. 1918, nach dem Sonderfrieden mit der Ukraine und dem Frieden mit den Maximalisten, liegen die Dinge wesentlich anders: wir haben damit erst die Freiheit gewonnen, sehr weittragende Entschlüsse wegen der besetzten Gebiete zu fassen und können nun Verhältnisse schaffen, die geeignet sind, die künftige Entwicklung eines neuen Rußland und unserer Beziehungen zu ihm tief zu beeinflussen. Das ist der springende Punkt! Wollte die Regierung angesichts des nunmehr vorhandenen Tatsachenmaterials die Hände in den Schoß legen, so schüfe sie durch ihre Untätigkeit nur Raum für die Gefahr, daß wir die Führung im Osten, die unsere Armeen erstritten haben, wieder verlieren und selbst ins Schlepptau des politischen Willens eines künftigen Rußlands gerieten.

Die neue Lage im Osten wird durch folgende Tatsachen gekennzeichnet: In Nordrußland sprechen alle Anzeichen dafür, daß die Maximalisten, sobald sie aus der Ukraine verjagt sind, einer neuen Regierung Platz machen werden, von der wir noch nicht mit Bestimmtheit annehmen können, daß sie in den Friedensvertrag eintritt; wir müssen sogar darauf gefaßt sein, daß sie mit Hilfe oder unter dem Druck Japans in einem bestimmten Augenblick uns in irgendeiner Form feindlich gegenübertritt. Demgegenüber steht die Tatsache, daß zwei wichtige Teile des alten Rußland, nämlich Finnland und die Ukraine, nicht nur Frieden mit uns geschlossen haben, sondern auch, wenn auch in Beschränkung auf den Osten, unsere Bundesgenossen geworden sind; ihre Interessen laufen mit den unsrigen eine, wie es scheint, weite Strecke zusammen. Von ihm und nicht von den Staats-

zielen des alten Rußland haben wir auszugehen bei der Beurteilung, ob unsere Maßnahmen in Polen und Dänaland der Wiederaufnahme guter Beziehungen zu den Russen entgegenstehen werden oder nicht. Das alte Rußland besteht im Augenblick nicht mehr; die Hüter der alten Ideale, die zum Kriege führten, sind militärisch und politisch ohnmächtig. Durch die Gestaltung der Verhältnisse in den besetzten Gebieten sind wir befähigt, die Wiedergeburt des alten Rußland zu verhindern oder doch zu erschweren. Alle Faktoren daselbst drängen sich uns förmlich auf, dem neuen Rußland auch neue politische Bahnen zu weisen. Das von uns besetzte Gebiet eignet sich in militärgeographischer, wirtschaftlicher und ethnographischer Beziehung zur Schaffung von politischen Einheiten bis zum Staat einschließlich, die sich wirtschaftlich und militärisch sowohl leicht gegen ein angreifend auftretendes Rußland verteidigen ließen, wie auch eine Verbindung zu dem neuorientierten Rußland herstellen könnten. Die Bevölkerung dieser Gebiete steht überdies in ihrer überwiegenden Mehrheit der gegenwärtigen Regierung Nordrußlands durchaus ablehnend gegenüber.

Esten, Letten, Litauer wollen von den Maximalisten nichts wissen, — nur beim jüdischen und polnischen Proletariat machen sich stärkere Sympathien für sie bemerkbar. Es ist zwar damit noch nicht gesagt, daß diese Nationalitäten sich nun besonders zu den Deutschen hingezogen fühlten. . . Aber darum geht es ihnen im Augenblick gar nicht, sondern darum, wer ihnen ihren Besitz sicherzustellen und eine gewisse Garantie für friedliche Entwicklung zu geben vermag. Weil zufällig Deutschland und nicht Rußland die Macht dazu hat, darum stehen sie auch auf unserer Seite. Für uns bedeutet solche Stimmung vorläufig nur eine politische Chance im Kampf gegen das alte Rußland und die Entente, die ausgenutzt werden kann und muß zum wohl erwogenen Aufbau im Osten und damit zur Gestaltung unserer späteren Beziehungen zum neuen Rußland.

Das neue Rußland, das aus dem bebenden Leibe der alten ‚Matuschka Rossija‘ gewaltfam ans Licht strebt, dessen Geburtsstunde die ganze Welt mit Grauen und Staunen entgegenfieht, wie wird es aussehen? welche Kraft wird es darstellen? welche Ziele wird es verfolgen?

Die russische Revolution hat bisher, abgesehen von den inneren Umwälzungen und von dem Einfluß auf die Lage der Mittelmächte, an positiven Ergebnissen nur eines für die große Politik gehabt: sie hat den Schwerpunkt des Russentums, der nach der Auseinandersetzung zwischen den Rikwer und Moskauer Teilfürsten vor Jahrhunderten nach Norden gerückt war und dort künstlich, besonders nach der Öffnung des Petersburger Fensters nach Europa und zuletzt durch die auf Frankreichs Milliarden gestützte Wirtschaftspolitik festgehalten wurde, zurückfallen lassen an seinen natürlichen Platz im Süden. Wird die Ukraina diese überragende Stellung sich erhalten können und unter welchen Voraussetzungen? Damit nähern wir uns dem Kern unserer ganzen Ostpolitik, der Frage, unter welchen Umständen die Wiedervereinigung Rußlands vorauszu sehen ist. . .

Aus den Zuständen in Nordrußland folgern zu wollen, daß die Maximalistenherrschaft das Volk unfähig machen werde, Jahrzehnte hindurch große Politik zu treiben, hieße die Russen unterschätzen. Auch Nordrußland hat Schätze, mit

denen es ohne weiteres wieder in enge Handelsverbindung zur Ukraina als willkommener Kunde treten könnte: Gold, Platin, Edelsteine, Kupfer, Holz, Fische und — menschliche Arbeitskräfte! Es sind wahre Völkerwanderungen, die sich um die Zeit der Ackerbestellung und der Ernte aus Nord- nach Südrußland wälzen, um dort in wenigen Wochen den Lebensunterhalt für den ganzen Winter zu verdienen. Zu Pfingsten aber beten Hunderttausende von Pilgern aus allen Teilen Rußlands und Sibiriens in der Lawra zu Rjewe um Befreiung von körperlichen Gebrechen. Gelänge es selbst die großwirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Gebieten durch Zölle, Tarife, Enteignungen und sonstige, dem sozialistischen Almanach entnommenen Maßnahmen zu unterbinden, sofern solches überhaupt im Interesse der Ukraina selbst läge, diese in den Bedürfnissen der breiten Massen wurzelnden Beziehungen sind kaum zu unterbinden. Wehe dem dritten, der es etwa versuchen wollte, eine Trennung herbeizuführen. Beide Teile würden sich geeint gegen ihn wenden!

Die Scheidung zwischen Moskau und Rjewe kann nur eine vorübergehende sein. Sie ist also keine jener Tatsachen, mit der im Schachspiel der Großen Politik als etwas Unersehentlichem zu rechnen ist. Um so bedeutsamer wird für uns schon in der nächsten Zukunft die Entscheidung sein, wer von den beiden Beteiligten die Kraft haben wird, bei der Wiedervereinigung die Führung zu übernehmen. Ist es Moskau, und können dessen wirtschaftliche Bedürfnisse sich den Vortritt erlämpfen, so wird der ganze politische Druck, den das alte Rußland auf die Ostsee, auf das Baltikum, Finnland und die nordischen Staaten ausübte, neu und mit verstärkter Kraft aufleben und uns in der Ostmark und an der Weichsel ebenso bedrohen, wie Schweden in seinen nördlichsten Bezirken. Ist es aber die Ukraina, so wird Neurußlands Bestreben nach Vorderasien, Persien, Zentralasien gerichtet sein, als unser wirtschaftlicher Wettbewerber und Verbündeter, nicht als nationaler Feind. Im ersteren Falle würde sich sehr bald eine Verständigung des neuen Rußland mit England und Amerika mit friedlicher Durchbringung des Baltikums im Gefolge erzielen lassen; im zweiten wird Rußland eine ernste Drohung gegen Indien sein und mit uns das gleiche Interesse an freien Ausgängen aus dem Mittelmeer zu den Weltmeeren haben. Ein von der Ukraina geführtes Rußland ist weltwirtschaftlich in erster Linie Levantestaat, wenn Nordrußland führt, würde es in erster Linie ein Ostseestaat werden.

Ist sich die Regierung über diese Alternative klar, so wird sie wissen, daß alle ihre Maßnahmen im Dünaland mit einer Wirtschaftspolitik in der Ukraina in Einklang gebracht sein müssen, die diese befähigen würde, die weltpolitische Führung des geeinten Rußland zu übernehmen. Gelingt dies nicht, so wird der Kampf ums Baltikum von neuem entbrennen und wir werden uns bald einer ähnlichen Koalition von Mächten gegenübersehen, wie am Anfange des Weltkrieges. Auf die ungünstigsten Möglichkeiten aber muß die Politik gerüstet sein. Darum werden die von uns an die Vereinigung des Baltikums zu einem großen Staatswesen geknüpften Hoffnungen um so eher in Erfüllung gehen, je gefestigter dieser Staat innerlich ausgebaut und je größere Vorteile er allen seinen Bewohnern zu bieten vermag, Vorteile, für die es sich lohnte, im

äußersten Falle auch das Schwert zu ziehen, sei es gegen die Moskowiter, sei es gegen die Polen, oder eine von England vorgeschobene Macht.“

Abweichend urteilt Paul Rohrbach über die Entscheidung im Osten. Eben dem Einwande, es sei doch leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß die jetzt getrennten Teile des gewesenen Rußland, mindestens Großrußland und die Ukraine, sich wieder zusammenfinden, daß die Russen sich wieder erholen und dann auf Tod und Leben um die Wiedererlangung der ihnen entnommenen Gebiete, vor allen der Ostseeküste, kämpfen würden, — hält er entgegen: „Wie sehr verkennt doch diese Meinung das wirkliche Rußentum und den neuen Stand der Dinge in Osteuropa! Es hat viele Legenden über Rußland gegeben, die in aller Welt, am meisten in Deutschland geglaubt wurden. Die eine Legende war die von der inneren Geschlossenheit Rußlands. Eine zweite war die von der vermeintlichen Sarentreue und Kirchentreue des russischen Bauern. Eine dritte war die von dem angeblich nicht vorhandenen tiefen Interessengegensatz zwischen Rußland und Deutschland. Eine vierte war und ist noch heute die von den unerschöpflichen natürlichen Reichtümern Rußlands. Sie hängt zusammen mit der Vorstellung, Rußland, ja selbst Großrußland, bleibe auch nach der jetzt erlittenen Niederlage ein Gebiet, das stark und entwicklungsfähig sei und bald wieder zu Kräften kommen werde. Wer das glaubt, der kennt nicht Rußland. Rußland im ganzen genommen war schon vor dem Weltkriege eher ein armes als ein reiches Land, das heißt: auf den gewaltigen Flächenraum und die große Einwohnerzahl des Reiches verteilt, ergaben seine Naturschätze nur einen mäßigen Wert. Dabei ist entscheidend, daß sie keineswegs über den ganzen Boden des einstigen Reichs gleichmäßig verteilt liegen, sondern sich nach Süden hin, auf dem Gebiet der Ukraine, zusammendrängen. Die Ukraine ist allerdings ein reiches Land. Sie hat das meiste von dem fruchtbaren Lössboden, der sogenannten Schwarzen Erde, sie hat die meisten und besten Kohlen, die besten Eisenerze, sie hat Mangan und Phosphorit, sie hat fast das ganze russische Zucker- und Tabakland, große Ströme und Häfen am Meere. Auch Polen hat Naturschätze, Kohle und Eisen, Wald, Ackerland, und dazu eine dichte Bevölkerung. Litauen und das baltische Gebiet sind walddreich und größtenteils fruchtbar, sie sind reich an Flachsbaugebieten und können landwirtschaftlich noch glänzend entwickelt werden. Auch steht die Bevölkerung, namentlich was die baltischen Deutschen, die Letten und die Esten angeht, kulturell hoch. Finnland ist von alters her ein ganz westeuropäisches Kulturgebiet mit unerschöpflichen Holzvorräten, reichen Wasserkräften, wahrscheinlich auch reich an Eisenerzen, schönen Häfen, und einem Volk, das nach seiner Durchschnittsbildung mit an die Spitze der europäischen Nationen gehört.“

Was aber hat denn Großrußland? Ein Volk, das für jede organisatorische Kulturleistung unfähig ist, das seine bisherige Machtpolitik nur mit Hilfe einer fremden Dynastie und fremder Hilfskräfte in der Verwaltung, im Verkehr, im Geschäft, in der Wissenschaft, in der Industrie und auf jedem anderen Gebiet hat betreiben können. Wenn Großrußland die Deutschen, die Polen und die Juden los ist, dann ist es überhaupt zu nichts mehr fähig. An der Schwarzen Erde hat Großrußland mit Sibirien nur den geringeren Anteil. Seine Ackerfläche liegt zum

größten Teil auf eiszeitlichem Schuttboden und könnte nur durch eine hochentwickelte und kostspielige landwirtschaftliche Technik ergiebig gemacht werden. Großrußland hat zu dem bisherigen russischen Getreideexport so gut wie nichts beigetragen, namentlich nicht mehr, seitdem in seinen Industriegebieten die Volksdichte und der Brotbedarf zunahmen. Es wird auch in Zukunft kein Getreide zu exportieren haben. Großrußland hat wenige, kleine und mangelhafte Kohlenvorkommen. Es hat Eisenerzlager nur im Ural, aber die leiden darunter, daß es in der Nähe keine Kohle zum Verhütten gibt. Die Goldlager im Ural sind in der Erschöpfung begriffen, das Platin und die Halbedelsteine spielen volkswirtschaftlich keine Rolle. Sibirien (falls es bei Großrußland bleibt) hat im Süden ziemlich große Strecken guten Ackerlandes, auch schwarze Erde. Die einst so berühmten Bergwerke des Altaigebirges sind stark ausgebeutet; die Goldseifen in der Nähe des Balkal im oberen Lenagebiet geben noch Erträge, liefern aber doch keinen erheblichen Prozentsatz der Weltausbeute, können auch wegen der Kälte nur einige Monate im Jahr bearbeitet werden, und außerdem wird Japan sie vielleicht für sich nehmen. Wald gibt es im europäischen Rußland und in Sibirien massenhaft. In Sibirien ist er fast unverwertbar, wegen der Schwierigkeiten des Holztransportes, und auch in Nordrußland ist es aus klimatischen und aus anderen Gründen nicht leicht, das gefällte Holz auf den Markt zu bringen. Immerhin stellen die nordrussischen Wälder einen bedeutenden Wert dar.

Nimmt man alles zusammen, so zeigt sich, daß der zukünftige russische Reststaat Großrußland ein wirtschaftlich schwaches Gebilde sein wird. Die Werte, die beim Ausbruch der Revolution vorhanden waren, sind heute radikal verwüstet und die vorhandenen Überbleibsel werden weiter verwüstet werden, wenn der russische Bürgerkrieg fort dauert. Er ist noch lange nicht zu Ende, sondern steht in Großrußland erst im Beginn. An Exportwerten wird das Hauptaktivum, mit dem das frühere Gesamtrußland auf dem Weltmarkte auftreten konnte, die Getreideausfuhr, fast ganz ausfallen. Vielleicht, daß Sibirien noch etwas Getreide wird liefern können, aber viel wird es nicht sein. Die Butter- und Eierausfuhr wird bleiben. Von der Holzausfuhr wird in Wegfall kommen, was bisher die litauischen, polnischen und baltischen Wälder lieferten; ebenso steht es mit der Flachsausfuhr, die bisher größtenteils auf das baltische Gebiet entfiel. Auch die großrussische Industrie wird zurückgehen. Im Petersburger Bezirk kann sie sich mit Hilfe englischer Kohle halten, im Moslauer Bezirk wird sie von ukrainischer Kohle abhängig sein. Die Vorstellung, daß Großrußland zukünftig mit Gewalt werde gegen die Ukraine vorgehen können, um sich die dortigen 'Ergänzungen' seines Wirtschaftslebens wiederzuholen, ist darum irrig, weil dazu die großrussischen Kräfte nicht entfernt ausreichen werden. Großrußland wird zwar ein bedeutendes Gebiet umfassen und mit Sibirien 100 Millionen zählen (ob der Kaukasus und Turkestan bei ihm bleiben, ist zweifelhaft), aber es wird ein wirtschaftlich, politisch und militärisch schwacher Staat sein, mit entsprechend schwachem Auslandskredit und unerheblicher Rüstungskraft, eine ganz und gar ungefährliche Größe. Wer da meint, daß von dort noch große Anstrengungen würden ausgehen können, um die verlorene Stellung, die Ostseeküste, die



Ukraine, Finnland usw. wieder zu unterwerfen, verkennt ganz und gar, daß mit der Abtrennung dieser Randgebiete die großrussischen Kräfte wieder auf ihr eigenes bescheidenes Maß angewiesen sind. Dazu kommt, daß in Großrußland die Auseinandersetzung zwischen den ‚rechtgläubigen‘ Agrarsozialisten unter Tschernow und dem privatbesitzlichen Bauerntum bevorsteht. Mit diesem letzten werden sich vermutlich auch alle anderen Kräfte verbinden, denen daran gelegen ist, sich selbst und das Land soweit wie möglich noch aus dem erlittenen wirtschaftlichen und politischen Schiffbruch wieder hinauszuretten. Tschernow und seine Leute sind Anhänger der alten primitiven Mir-Wirtschaft, bei der das Ackerland Eigentum der Gemeinde ist, entsprechend bewirtschaftet und immer nach einigen Jahren neu umgeteilt wird. In dies System wollen sie auch den neuen großen Landfonds hineinziehen, der aus den Ländereien des gewaltsam enteigneten Großgrundbesitzes, aus den Staats- und den Kirchengütern besteht oder vielmehr bestehen soll, denn in Wirklichkeit ist dieser Landfonds gar nicht mehr zur Verfügung der Regierungsgewalt, sondern die Bauern haben sich längst seiner bemächtigt. Sie haben ihn unter sich verteilt und stehen mit Mehrladern und Maschinengewehren bereit, ihn zu verteidigen. Vor allen Dingen sind das diejenigen Bauern, die durch die Stolypinsche Landreform bereits Eigenbesitz haben oder sich entschlossen haben, unter dem Einfluß der gegenwärtigen Verhältnisse zum Eigenbesitz überzugehen. Die Strömung dahin scheint durch den Krieg in Rußland verstärkt zu sein. Militär-gewehre sind in Rußland jetzt zu Hunderttausenden herrenlos und ohne weiteres zu erhalten; Maschinengewehre mit Patronen konnte man zuletzt von den Maschinengewehr-Abteilungen zu 3 Rubel das Stück kaufen. Feldgeschütze mit Munition kosteten 25 Rubel. Die Bauern auf dem flachen Land sind also zum größten Teil schwer bewaffnet und viele von ihnen sind gediente Leute. Die Eigenbesitzer denken nicht daran, ihren Landraub herauszugeben, und mit ihnen können sich die einstigen Kadetten, Oktobristen und Rechten verbünden unter der gemeinsamen Parole: Wiederherstellung des Privatbesitzes! Gegenwärtig sind alle früheren bürgerlichen Parteien mit untergeschlüpft unter der Bezeichnung ‚Sozialrevolutionäre‘. Diese bilden jetzt die Rechte; was sich nicht mindestens Sozialrevolutionäre nennt, hat heute überhaupt keinen Anspruch, dem Totgeschlagenwerden zu entgehen. Man kann sich denken, welche Aussichten aus alledem sich für Großrußland ergeben. . .

Für alle Zukunft bildet die Schwäche des Großrussentums die stärkste Garantie des osteuropäischen Friedens. Es ist ein Irrtum, als ob wir fortan mit den Schwierigkeiten der Aufgabe belastet wären, die neuen osteuropäischen Staaten auf dem Boden des einstigen Rußland gegen großrussische Wiederherstellungsgelüste zu verteidigen. Die Zeit, wo von Rußland die europäische Gefahr ausging, ist vorüber. Die Kraft Deutschlands hat ihr ein Ende gemacht; fortan wird Deutschland nach Osten hin rückenfrei dastehen. Das ist ein weltgeschichtliches Ereignis und eine Wandlung in den tiefsten Grundlagen unseres nationalen Daseins von einer Größe, die man sich staunend und dankbar immer von neuem vor Augen halten muß, und die man gerade darum, weil sie so unsagbar groß ist, so langsam begreift. Alle auf dem bisher russischen Boden entstandenen Staaten sind lebensfähig. Die Ukraine ist es,

Finnland ist es, Litauen ist es, das baltische Gebiet, falls es so organisiert wird, ist es auch. Auch Polen ist es oder kann es werden, wenn ihm die richtigen Grenzen gezogen werden. All diese Gebilde werden aufrecht dastehen, werden von Großrußland nichts, gar nichts mehr zu befürchten haben, und sie werden durch ihre Lage und durch ihren wirtschaftlichen Eigencharakter darauf hingewiesen sein, nahe und freundschaftliche Beziehungen zu dem mitteleuropäischen Wirtschafts- und Kulturgebiet zu pflegen.“

So kann, so muß es werden, aber nur dann, wenn unsere Politik es versteht, das flüssige Metall, als welches „Rußland“ Eindrücken von unserer Seite jetzt noch zugänglich ist, in eine Form zu lenken, die den Interessen der entscheidend Beteiligten Rechnung trägt. Die entscheidend Beteiligten sind aber das Baltikum im geographischen, wirtschaftlichen und militärischen Sinne und die Ukraine. Und da bin ich insoweit der Meinung Kleinows: „Jetzt heißt die Frage nicht: was machen wir mit den Nationalitäten der besetzten Gebiete, sondern: wie fassen wir die Gebiete wirtschaftlich zusammen, um sie zu leistungsfähigen Trägern einer Brücke unserer Interessen nach dem Osten zu machen? Das gilt sowohl im wirtschaftlichen, wie im politischen Sinne. . . Wollen wir den Russen gewinnen, ihm, wenn nicht Vertrauen, so doch Achtung einflößen, so dürfen wir uns bei der Neuordnung der Ostmark nicht träumerhaft um Kleinigkeiten kümmern. Alles, selbst Orgien der Rache, würde der Russe verstehen, nur nicht kleinliche Engherzigkeit. Das würde ihn anwidern. Und wir müssen die Russen gewinnen, wollen wir auch nach dem Weltkriege Überseepolitik und Weltpolitik treiben.

Der Weg zum Herzen der Russen führt nicht durch Nachgiebigkeit. Daß Deutschland das fünfundvierzigmal größere Rußland zertümmerte, das imponiert. Verscherzen wir diese Stimmung nicht, um so weniger, als sie vielleicht noch im Unterbewußtsein ruht. . .

Wir können Rußland auf wirtschaftlichen Wegen gewinnen durch die Art, wie wir die neue Ostmark einrichten. Nicht vom Recht der Nationalitäten ausgehend, sondern von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus sollten die Gebiete von der Ostsee bis zum Pripet organisiert werden. Fangen wir erst einmal an, die estnische, lettische, litauische, weißrussische, jüdische und polnische Frage in diesen Gebieten lösen zu wollen, so verfallen wir der Zersplitterung und ertrinken im Kleinkampf durchaus nicht etwa heroisch, sondern absolut lächerlich. (Das ist so wahr, wie das Einmaleins; das ganze „Selbstbestimmungsrecht“ kleiner Minderheiten ist eine englisch-amerikanische Leimrute nur für deutsche Sumpel. V. L.) Auch die Nationalitätenfragen müssen sich über die Wirtschaft lösen lassen und zwar nicht durch uns, sondern durch die zunächst beteiligten Nationalitäten selbst. Ein großzügiger Wirtschaftsplan könnte alle die kleinen Völkerschaften am Baltikum mit der Welt verbinden, und dazu bedürfen sie einer Weltsprache. Russisch oder deutsch, eine dieser Sprachen wird der Bewohner der Ostmark auch in Zukunft sprechen müssen. Wenn auch vor der Hand noch das Russische überwiegt, so wachsen in diesem edlen Wettstreit die Chancen der deutschen Sprache in dem Maße, in dem wir den Handelsverkehr, seine Wege und großen Organe, wie Banken und Presse, be-

herrschen und — wie wir es fertig bringen, den großpolnischen Gedanken aus dem Baltikum fern zu halten. Seine Träger sind der polnische Großgrundbesitz in Litauen in erster Linie und in zweiter die polnischen Angestellten in Städten und Dörfern und auf Gütern des deutschen Baltikums.

Große politische Aufgaben lassen sich nicht nach einer einfachen Formel lösen; es sind immer nebeneinanderlaufende und ineinandergreifende Berechnungen aufzustellen. Die Polen sind mit ihrem politischen Ehrgeiz ein störendes Element zwischen den Deutschen und Russen; da sie sich trotz dreijährigen Mühens im Kriege von unserer Seite nicht bereit erklären können, ohne Vorbehalt auf den Besitz deutscher Provinzen zu verzichten, so muß ihrem Ehrgeiz auf andre Weise der Nährboden entzogen werden.

Aus diesen beiden Aufgaben: Verständigung mit dem Russentum und Überwindung des großpolnischen Gedankens, ergibt sich der Grundriß zu den Fundamenten der neuen Ostmark. Zunächst im Norden: Zusammenfassung der Gebiete ohne Rücksicht auf die Nationalitäten zu einer wichtigen Wirtschaftseinheit, in der der tüchtigsten und kultiviertesten, dabei auch kapitalträchtigsten Nationalität ohne weiteres die führende Rolle zufiele. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die Achse dieser Einheit nur der Dünastrom, bis herauf nach Polock, das sind etwa 400 Kilometer, das Herz aber Riga, an der See und doch mitten im Lande gelegen, sein kann. Riga zugleich Haupthafen für Rußland, die regulierte Düna, seine bedeutendste Schlagader im Weltverkehr. Beide zusammen auch das finanzielle Rückgrat des neuen Staates. Ihn bilde man aus Estland, Livland, Teilen des Gouvernements Witebsk, Kurland und Litauen, ohne eine historische Anknüpfung als Königreich in Realunion mit dem Deutschen Reiche.

Süßlich davon folge als preußische Provinz Südpreußen, der nicht zur Ukraine gehörige Teil des Gouvernements Grodno, Lomsha und Plock, begrenzt im Süden durch Bug und Weichsel. Dies Gebiet sei deutsches Kolonisationsland, ebenso wie westliche Teile des Gouvernements Warschau, Kalisch und Petrikau. Das Siedelungsland wäre in erster Linie den Donationsgütern, dann dem Großgrundbesitz zu entnehmen. Etwa auszusiedelnde Bevölkerung wäre nach Weißrußland zu leiten, wo genügend Großgrundbesitz zur Besiedlung durch Bauern vorhanden ist, und die geringe Bevölkerungsdichte auch sonst noch Hunderttausenden Raum bietet. Ob es zweckmäßig wäre, dies Gebiet an Rußland zurückzugeben, mag späterer Erörterung vorbehalten bleiben. Der Rest von Polen könnte zu einem vollständig selbständigen Staate gemacht werden, schon aus dem einen Gesichtspunkte, weil auch ein unselbständiges Gebilde niemals aufhören würde, in der ganzen Welt gegen Deutschland zu intrigieren.

Ich meine, die hier vorgetragene Skizze einer Neuordnung unserer Verhältnisse im Osten kommt dem, was wir uns nur wünschen können zu erreichen, am nächsten. Sie verteilt die Last des Baues auf viele Pfeiler zu entsprechenden Teilen. Der schwächste Punkt ist die polnische Ecke. Dort wird wegen des unsichern Baugrundes die Gefahr des Zusammensturzes bestehen bleiben, solange die

deutsche Reichsregierung sich zu durchgreifenden Maßnahmen nicht zu entschließen vermag. Zu solchen Maßnahmen gehört das Recht der Ausfiedlung polnischer Bevölkerungsteile aus den uns besonders gefährdenden Kreisen von Russisch-Polen.

Finden wir jetzt im Anschluß an den Krieg nicht den Mut, diejenigen Positionen auf dem gewonnenen Schlachtfelde zu beziehen, die jedes Anrennen gegen unsere Gesamtstellung von vornherein aussichtslos machen würden, so müssen wir darauf gefaßt sein, daß der Kampf um den Boden auf preußischem Gebiet fortab in für uns nachteiligen Stellungen geführt werden muß.“

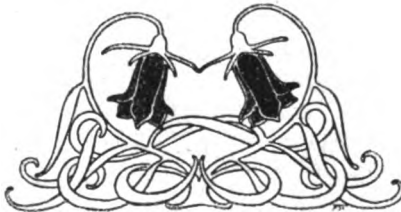
Nicht alles, was ich hier wiedergebe, möchte ich wörtlich und ohne weiteres unterschreiben. Wenn ich dennoch diese Ansichten Kleinows zum Teil sogar durch Sperrdruck hervorhebe, so geschieht das, weil ich sie besonderer Erwägung wert erachte, und weil sie grundsätzlich meinem eigenen Urteile in einer mich fast überraschenden Weise begegnen. Denn auch ich glaube nicht an eine endgültige Ohnmacht Rußlands, glaube vielmehr an ein Rußland, bei dem sich die Ukraine und das sogenannte Großrußland in der einen oder anderen Form wieder die Hand reichen werden. Gewinnt in diesem Rußland das Moskwitertum aufs neue die Oberhand, dann haben wir das alte Rußland auf unsere Kosten zertümmert. Unsere Politik drängt sich also die Aufgabe auf, die Ukraine in ihre nicht nur geschichtlich, sondern auch politisch und wirtschaftlich begründete Führerschaft wieder einzusetzen und so lange zu unterstützen, als sie unserer Hilfe bedarf. All unser Bemühen in dieser Richtung wäre aber wiederum vergeblich, wenn wir in den Streitfragen zwischen Polen und Ukrainern nicht ganz sachlich, aber ebenso entschlossen, selbst auf die Gefahr, österreichisch-polnische Sentimentalitäten unsanft zu berühren, die Ukrainer als das Volk behandelten, das ohne Vorbehalt mit uns Frieden geschlossen und für seine Befreiung selbst gelämpft hat, statt sie als Geschenk von uns entgegenzunehmen und dann auch nur mit Vorbehalt von Ansprüchen auf — deutsches Gebiet! Das dürfen unsere Staatsmänner auch nicht vergessen (wenn sie es gewußt haben oder wissen), daß die russische Politik schon vor 1905 (also vor dem russisch-japanischen Kriege) wesentlich von Polen beeinflusst war. Gute Russen getrübeten sich noch angesichts des gegenwärtigen Zusammenbruchs: „Wenn schon wir Russen nicht fähig sein sollten, das große Slawenreich aufzurichten, dann werden die Polen die Führung übernehmen.“ In der Tat: ohne Deutsche, Polen und Juden war ja das alte große Rußland nicht denkbar . . .

Es ist in unserem politisch auf einen Formelkram zurechtgeschusterten Kleindeutschland unendlich schwer, vom Schusterleisten abweichende Ansichten zu äußern, ohne befürchten zu müssen, politisch nicht „ernst“ genommen zu werden. Nur die Meinung des „Professors“ imponiert, will sagen: das von irgend einer politischen, wissenschaftlichen oder sonstigen Zunft Anerkannte. Innerhalb der Zünfte können die Meinungen so weit auseinandergehen, wie sie wollen; sie werden dann zwar von der anderen Zunft belämpft, leidenschaftlich belämpft, aber immerhin „ernst“ genommen. Dennoch erdreiste ich mich, zu bekennen: ich glaube nicht, daß irgend eine unserer politischen Zünfte auf der ganzen Linie recht behalten wird. Nicht

einmal die mit am nächsten stehenden, so innig ich das wünschte. Sie könnten, würden recht behalten, wenn unsere politische Führung auf der Höhe unserer militärischen Stände, von Anfang des Krieges an gestanden hätte. Eine politische Führung wie die Bismarcks, die aber nicht denkbar war ohne das Genie des Herzogs Kaiser Wilhelms I. (dem darum der Name des Großen geführt, weil er Größere zu finden und neben sich, wenn's darauf ankam, sogar über sich zu dulden vermochte), würde aus dem Erze solcher militärischer Erfolge einen Frieden schmieden, wenn nicht schon geschmiedet haben — dauernder als Erz.

Nachdem aber unsere Regierung sich unter die Vormundschaft einer — in welchem ahnungslosen Friedensjahre gewählt? — „Mehrheit“ gestellt hat, wird unser Friede, damit das Wohl und Wehe unseres Volkes auf absehbare Zeiten mehr oder weniger von den persönlichen Fähigkeiten, Neigungen, Vorstellungen eines Herrn von Rühlmann, Erzberger, Scheidemann usw. bestimmt werden. Da Herr Haase wegen blutiger Abfuhr der „Unabhängigen“ im Wahlkreise Niederrhein vorläufig entschuldigt ist, kommt er für diesen — „Zahlabend“ (übrigens einmal ein gutes Wort Scheidemanns im Reichstage) zunächst nicht in Betracht. Aber Erzberger wird die Sache schon machen. Wir wollen uns doch nichts vor-tauschen: gegen Erzberger ist auch Scheidemann nur ein Waisenknecht.

Furchtbar ist die Vorstellung, lähmend könnte sie wirken: daß alle gigantischen Taten und Opfer im Sande verlaufen könnten, wenn wir uns nicht an die eine Zuversicht klammern, daß der Deutsche Kaiser sich als den letzten und höchsten Entschluß für die Friedensbedingungen vorbehalten hat: die Männer sollen als die Vertrauten und Willensvollstrecker ihres Kaisers die Bedingungen bestimmen, die den Frieden durch das geistgetragene Schwert errungen haben.





## Der Lichnowsky-Standal

wächst sich von Tag zu Tag immer ungeheuerlicher aus und hat schon heute so empörende, so gemeingefährliche Tatsachen ans Licht gefördert, daß man dreist behaupten darf: wenn hier von der Regierung nicht mit eiserner Faust durchgegriffen wird, dann wird es um ihr Ansehen windig bestellt sein und wird man die Leute, die noch Vertrauen zu ihr haben, mit der Laterne suchen müssen. Es soll ja nun, so wird „verlautbart“, ein Verfahren gegen den internationalen Fürsten und englischen Doktor von Oxford (warum nicht auch Heidelberg?) bevorstehen. Wir wollen also vorläufig noch abwarten, aber nicht vergessen!

Zur Verbreitung der Denkschrift im neutralen Auslande erfährt die „Deutsche Tageszeitung“ u. a.: Der Armerungsoldat Dr. Breitscheid trieb als Heeresangehöriger bereits im Herbst 1917 mit der Schreibmaschinen-Abschrift der Denkschrift eine lebhaft propagandistische im Sinne der üblichen, jedes Nationalgefühl zerwühlenden Politik der unabhängigen Sozialdemokraten; auch ließ er die Schrift jedermann usw.

In der „Rölnischen Volkszeitung“, dem Zentrumsblatte, das sich der Erzbergererei zu erwehren sucht, weist ein Mitarbeiter auf den Zusammenhang der Lichnowsky'schen Denkschrift und der Erzberger'schen Friedensentschließung hin:

Im vorigen Sommer schon war das Schriftstück verbreitet! Frage: Auch schon vor der Zeit vom 6. bis 19. Juli 1917? Wer ein gutes Gedächtnis hat, erinnert sich heute mancher Wendungen in Reden und Zeitungsartikeln, welche damals in die

Öffentlichkeit kamen und mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß den Urhebern die Denkschrift bereits bekannt war — und noch mehr: daß sie von Geist und Inhalt dieser Denkschrift beeinflusst waren. Wenn diese Beobachtung zutrifft, läme der Denkschrift auch ein Anteil, und vielleicht kein kleiner, zu an der Stimmung, an der ganzen Gefühl- und Gemütsatmosphäre, welche zu dem Reichstagsbeschlusse vom 19. Juli 1917 geführt hat. Auch dieser Punkt wäre doch wirklich der Mühe wert, aufgeklärt zu werden. Nachdem die Denkschrift bekannt geworden ist, soll man auch alles Licht schaffen für alle Umstände und Nebenumstände, welche mitgewirkt haben. Da müssen alle Rück-sichten schweigen.

## Ein deutscher Botschafter — Englands glücklicher Stern!

Ende 1914 veröffentlichte der britisch gesinnte Ire Bernhard Shaw einen schon durch seine Überschrift bezeichnenden Aufsatz „Der letzte Sprung des alten Löwen“. Darin schildert (nach einer zusammenfassenden Wiedergabe im „Deutschen Kurier“) Shaw an Hand des französischen Selbstbuches die diplomatische Vorbereitung der von England gesuchten Auseinandersetzung mit Deutschland, die es mit seinem alten Instinkt herbeizuführen trachtet, bevor der neue Rivale zu stark geworden ist; spiegelt die besorgte Enttäuschung Englands über Deutschlands Zurückweichen gelegentlich der französischen Marokko-Herausforderung, beleuchtet seine wachsende Befürchtung, daß Deutschland dem von

England erstrebten gewalttamen Entscheidungskampf überhaupt ausweichen wolle. „Da bringt ein glücklicher Stern, der dem Löwen fast immer gelehrt hat, den Fürsten Lichnowsky als deutschen Botschafter nach London“ und schafft damit nach Shaws Zeugnis die Voraussetzungen, um Englands zielbewußte Pläne doch noch rechtzeitig durchzusetzen, indem man „Deutschland einreden könnte, daß der Löwe plötzlich von Liebe zu ihm entbrannt ist, daß er unter die Pazifisten gegangen ist und nicht kämpfen will“. Mit boshaft behäbigem Humor entwickelt Shaw, wie der deutsche Botschafter in London, „ein scharmanter Mann mit einer sehr scharmanten Frau“, unter geschickter Behandlung Greys „täglich fester wurde in seiner Überzeugung, daß das Löwenherz sich von Grund auf gewandelt hat, und daß der Löwe allgemach wirklich und richtig freundlich wurde. Grey hielt Lichnowsky vielleicht für einen Toren, war aber deshalb nicht weniger nett zu ihm.“ Ihm zur Seite tritt Asquith, „der unter spiegelglatter, leuchtender Oberfläche uralte englische Tiefgründigkeit verbirgt, und in dem etwas von des Löwen Verschlagenheit stecken könnte, ohne die spiegelglatte Oberfläche zu trüben“. Und ihrer Verschleierungs- und Täuschungspolitik gelangt es, Deutschlands beim Markthandel erwachten Argwohn wieder einzuschläfern. „Endlich, endlich überzeugten sie Deutschland“ von Großbritanniens so gut gespielter Harmlosigkeit. Unterdes aber „lauert der Löwe zum Sprung. Fast noch ehe er ganz fertig ist, läßt der Teufel von günstigem Geschick den Erzherzog von Mörderhand fallen, und Österreich sieht Serbien endlich in seiner Hand. Österreich stürzt sich auf Serbien, Rußland auf Österreich, Deutschland auf Frankreich; und nun endlich stürzt sich auch der Löwe mit mächtigem Gebrüll auf seine Beute und gräbt im Nu seine Fänge und Pranken in den Leib seines Rivalen. Nicht für alle Pazifisten und Sozialisten der Welt läßt er den jetzt wieder los, bis er selbst entweder tot am Boden liegt oder aber wieder auf seinem Pledestal von Waterloo.“

\*

## Eine zeitgemäße Erinnerung

frisch die „Deutsche Zeitung“ auf:

Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky und die des gleichgearteten „Pazifisten“ Lammasch an Kaiser Karl wecken die Erinnerungen an einen Bund, in dem sich im November 1914 wahlverwandte Geister zusammenfanden, um im Sinne besagter Denkschriften zu wirken. Der Bund nannte sich „Neues Vaterland“. Sein Vorsitzender war Rittmeister a. D. Kurt von Lepper-Lasli. Kurz gefaßt lautete das Programm dieses Bundes: „Verständigungsfriede“. Nach seinen Satzungen beabsichtigte der Bund „die direkte und indirekte Förderung aller Bestrebungen, die geeignet sind, die Politik und Diplomatie der europäischen Staaten mit dem Gedanken des friedlichen Wettbewerbs und des überstaatlichen Zusammenschlusses zu erfüllen, um eine politische und wirtschaftliche Verständigung zwischen den Kulturvölkern herbeizuführen“. Der neue Bund verfügt über Schwesterorganisationen in ganz Europa, selbst in England.

Aus der Reihe der Mitarbeiter, Gesinnungsgenossen, Söhner und Freunde heben wir nur die folgenden Namen heraus: Lammasch, Botschafter a. D. Graf Anton von Monts, Gesandter a. D. Wlrl. Geheimrat Graf von Leyden, Geheimrat Arnhold-Dresden, Hans Velbrück, Kurt Eisner, Helmut von Gerlach, Quibde.

Selbstverständlich bildete einen Hauptpunkt der Bestrebungen dieses Bundes die Bekämpfung der Alldeutschen. Die Berliner Geschäftsstelle hatte sich zur Sonderaufgabe den Vertrieb von Leitartikeln des Berliner Tageblatts gemacht, die von Freunden des Bundes wie dem Grafen von Monts und dem Fürsten Lichnowsky verfaßt waren.

Selbst der Bethmannschen Regierung scheinen die internationalen Machenschaften des Bundes „Neues Vaterland“ bedenklüh oder gefährlich vorgekommen zu sein. Jedenfalls wurde die Berliner Geschäftsstelle in der Tauentzienstraße eines Tages geschlossen und ihre jüdische Vorsteherin verhaftet.

Im großen wiedererstandenen ist das „Neue Vaterland“ in Gestalt der Reichstagsmehrheit von Erzberger bis Scheidemann, die auch ihr Schlagwort „Verständigungstriebe“ dem genannten Bunde entlehnt und wieder in Betrieb gesetzt hat.

### „Als Macht zu Macht!“

Der Pole Dr. Seyda hatte im Preussischen Abgeordnetenhaus eine Rede mit den Worten geschlossen: „Wir werden den mit der Ukraine abgeschlossenen Friedensvertrag niemals als Recht anerkennen!“ Die großpolnischen Wünsche, wie sie im Verein mit der austro-polnischen Lösung der Frage solange keusch im Busen verborgen gewesen waren, erblickten damit amtlich das Licht der Welt. Die Polen, schreiben die „Alldeutschen Blätter“, träumen von einem Großpolen, das Galizien und das Cholmgebiet umfaßt, das möglichst weit nach Osten reicht, zu dem Litauen ebenso gehört wie Posen und Westpreußen. Ein solcher Traum könnte Wirklichkeit werden, wenn das polnische Volk im Laufe der Geschichte einiger Jahrhunderte etliche Schlachten bei Tannenberg gegen Rußland, gegen Österreich und gegen das Deutsche Reich gewonnen hätte. Aber so? Die Herren Polen verlieren den Boden unter den Füßen und schweben in einer seltsamen Welt der Vorstellung! Dr. Seydas Rede öffnete nun manchen denn doch die Augen; der Mann war zu sehr aus der Rolle gefallen. Und nun geschah etwas ganz Merkwürdiges.

Drei edle Polen kommen unter Führung des Grafen Ronnier nach Berlin und verhandeln über die polnische Frage nicht etwa mit der Regierung, nein, mit den Vertretern des Hauptauschusses des Reichstages, der verfassungsgemäß zu Verhandlungen mit Vertretern einer auswärtigen Macht — das ist das noch nicht ganz geborene „Königreich“ Polen — gar nicht befugt ist. Die Heimleuchtung im Preussischen Abgeordnetenhaus hat den Herren Polen Angst gemacht, und sie verlegen sich aufs Verhandeln. Edel und großmütig, wie Polen nun einmal sind, er-

klären sie sich bereit, die bisherige polnisch-preussische Grenze anzuerkennen. Man höre und staune! Die Herren in Warschau erkennen die preussische Grenze an. Das ist nett von den Leuten, wirklich nett. Aus Dankbarkeit sollten wir ihnen das Cholmgebiet und Land im Osten bewilligen. Die ernste, bitter ernste Seite dieser Angelegenheit liegt in der einseitigen Verschlebung der verfassungsmäßigen Grundlagen des Deutschen Reichs. Die von uns befreiten Polen wenden sich nicht an die deutsche Regierung, nicht einmal an den Reichstag, sondern an die Reichstagsmehrheit, in Wahrheit an einige Führer der Parteien, die zufällig die Mehrheit besitzen, und verhandeln als Macht zu Macht.

So wie es für uns keine ‚selbst-lothringische Frage‘ gibt, so auch keine ‚polnische Frage‘ in bezug auf unsere östlichen Grenzen, die keinerlei ‚Anerkennung‘ von außen her bedürfen, die vielmehr wir, die Sieger, völlig frei nach unseren Belangen und ohne irgend jemand dafür ‚Entgelt‘ schuldig zu sein, zu gestalten nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben. Sich dieser Pflicht zu erinnern, sich endlich einmal zu entsinnen, daß doch auch das deutsche Volk ein ‚Selbstbestimmungsrecht‘ habe, in das der großmütige polnische Vorschlag der ‚Anerkennung‘ der bisherigen Grenze aufs gröblichste eingreife, wäre übrigens Aufgabe der Herren Erzberger, Scheidemann, Raumann usw. gewesen, als ihnen die Polen ihre gnädige Geneigtheit zu Verhandlungen kundgaben.

### Belgiens künftige Bündnisse

Nach wie vor machen die Engländer kein Hehl, wie sie sich später das Verhältnis von Belgien denken. Gewöhnt an den Erfolg einer pharisaischen Politik, sind sie durch diesen auch verwöhnt worden, was sie gleichgültiger macht und oft aus der Rolle fallen läßt. So eifert sich, was Keuter vom 6. März zu verbreiten für richtig hält, der „Daily Chronicle“ über die lehrvortliegende Rede des Grafen Hertling auch noch bei der Deutung, daß sie die beabsichtigte Herstellung



der belgischen Neutralität enthalte. Wie, man „will Belgien verhindern, seine gegenwärtigen Bündnisbeziehungen weiter zu pflegen?“ „Das schuldige Deutschland will seinem Opfer neuerdings vorschreiben, es dürfe keine Schutzbündnisse abschließen!“

Gut also, zwischen uns sei Wahrheit! England hat seine weitgehenden militärischen Pläne als belgischer Schutzherr längst früher verlauten lassen; hier aber wird die Wiederkehr jener „Neutralitäts“-Auffassung offen ausgeplaudert, wie sie vor 1914 für England bestand und ihm gegen Deutschland dienen sollte. Es ist nicht anders, als wie es der Klarblickende, noch mehr Klarfühlende E. M. Arndt, unser treuester Volksmann, sah. Um diesen Schlüsselpunkt der europäischen Schicksale wird von Deutschland und England „in ewigen Zeiten gestritten werden müssen“, solange nicht eines der beiden das anerkannt erstrittene Ergebnis sichert. Aber die Volksweisen und Friedensanbahner jehziger Tage wollen stets erneut erst durch Blut und Eisen widerlegt — oft auch dann noch nicht belehrt — werden. ed. h.

## „Die Mehrheit dieses Hauses“

konnte in gewissen Fragen gar nicht schärfer, dabei sachlicher gekennzeichnet werden, als durch den einen Satz des Abgeordneten Dr. Strefemann in der Reichstags Sitzung vom 19. März:

„Den Grafen Ronnier und den Prinzen Radziwill zwar erkennt die Mehrheit dieses Hauses als Vertreter des polnischen Volkes an; baltische Barone aber sollen unter keinen Umständen als Vertreter des Baltentums gelten.“

Ist es der verehrlichen „Mehrheit“ denn gar nicht möglich, nur so viel Selbstüberwindung aufzubringen, daß sie sich nicht immer wieder durch das naive Bekenntnis ihrer Unwissenheit bloßstellt? Wenn sie nur eine Ahnung hätte, wieviel mehr Letzten und Fsten im Verhältnis hinter den „baltischen Baronen“ stehen, als polnisches Landvolf hinter ihren polnischen „Baronen“, dann würde dieser „Mehrheit“ wohl ein Schimmer

aufgehen, wie unberufen sie sich jedem Renner der tatsächlichen Zustände darstellt.

Es gibt wohl kaum ein Land, wo solche sklavische Unterwürfigkeit des armen Volkes vor seinen Magnaten herrscht, wie gerade in Polen. Das wird schon jeder Feldgraue, der dort nur hineingerochen und etwas Blick hat, bezeugen können.

Vielleicht der größte Fehler unserer preussischen Polenpolitik war ja der, daß wir die polnischen Magnaten auf Kosten des einfachen polnischen Volkes verhätschelten, das von uns Gerechtigkeit und Schutz gegen seine „Erbherren“ erwartete. Der polnische Landarbeiter war oft froh, wenn er von seinem polnischen Herrn loskam und bei einem deutschen Besitzer antommen konnte. Ließ auch bei dem manches zu wünschen übrig, so fühlte er sich doch vor der ärgsten Willkür geborgen. — Jetzt ist es wahrscheinlich zu spät!

Damit will ich durchaus nicht den polnischen Adel als solchen angreifen — ich selbst habe prächtige Menschen unter ihnen gekannt. Aber im allgemeinen lagen die Verhältnisse doch nun einmal so. Darum hat man sich früher nicht gekümmert, und daran trägt natürlich auch die heutige „Mehrheit“ keine Schuld. Um so vorsichtiger sollte sie mit der Verausgabung ihrer ungetrübten, aber apodiktischen Weisümer umgehen.

Liest man dann noch die Ergüsse gewisser Zeitungen und Redner über die baltischen Provinzen, Litauen, Weißrußland usw., dann wundert sich der Laie und staunt der Fachmann. Ist er romantisch veranlagt, glaubt er sich in ein Märchenland versetzt; geht ihm diese Gabe ab, feiert sein Humor Orgien. War doch sogar in einem führenden Berliner Blatte von einem „kurischen Volke“ als Bevölkerung Kurlands die Rede!

Der Reichstag könnte nichts Besseres tun, als den anerkannt verfassungsgemäßen Vertretern dieser Länder die Entscheidung zu überlassen, wo sie der Schutz drückt und was sie brauchen. Denn leider bilden die Mitglieder des Reichstages, die, wie der Abgeordnete Strefemann den Kern der Sache (wie vor allem die Unteilbarkeit Baltentums und die Notwendigkeit enger An-

gliederung Litauens) erfaßt haben, nicht die „Mehrheit dieses Hauses“. Er.

\*

## Jedem das Seine

**W**uch Rußland, dessen Mitschuld an Weltkrieges nur allzu gern über der Englands vergessen wird. Man lese („Kreuzzeitung“ Nr. 149):

Zm Oktober 1909 entwickelte der Fürst Swjätopoll Mirski in der Petersburger Wjedomosti, dem von der Regierung subventionierten Blatte des Fürsten Uchtomski, einen Plan zur Zerkümmernng Deutschlands. Der Artikel beginnt mit der Erklärung, Rußland brauche einen Krieg „zur Erhellung der sittlichen Atmosphäre“. Jetzt fehle es an Mut und Ruhe zur Arbeit, weil die Lage unsicher sei. Es fehle aber auch an Geld zu Agrarreformen. Deutschlands Zerkümmernng „ist für uns notwendig, sowohl materiell, wie als sittliche Forderung, und dabei wird uns Frankreich helfen“. Betreffs Englands ist der Fürst allerdings nicht ohne Sorge, kennzeichnet dabei aber das Wesen der englischen Politik ganz zutreffend. . . . Fürst Swjätopoll Mirski rechnete deshalb nach dem Siege über Deutschland mit einem Kriege mit England und Japan. Aber davor dürfe man nicht zurückschrecken. Denn „ein Sieg über Deutschland ohne bedeutenden praktischen Gewinn, der nichts als unbezahlte Schulden einbringt, hat für uns keinen Wert. Nur die völlige Zerkümmernng der deutschen Macht wird es uns möglich machen, die Hunderte von Millionen zum Nutzen des Landes zu verwenden, die alljährlich für unsere Verteidigung und Bewaffnung ausgegeben werden.“

\*

## Tirpiß

**D**ie freisinnige „Vossische Zeitung“ ist gerecht genug, folgenden Ausführungen des Geheimen Regierungsrates Flamm Raum zu geben:

„Der bisherige Staatssekretär des Reichsmarineamts, v. Tirpiß, hat bei all seinen Bauten, all seinen Maßnahmen, all seinen

Entscheidungen stets den Gedanken verfolgt, daß sie gegen England gerichtet sein müßten und daß neben der Hochseeflotte nur ein Fern-U-Boot in Betracht kommen könne, und es muß ebenso klar ausgesprochen werden, daß zwar die Entwicklung einer derartigen Waffe äußerst schwierig war, daß aber, als der Krieg begann, keine Nation der Welt über derartig leistungsfähige Unterseeboote verfügte wie unsere Marine. Daß dann unter dem gewaltigen Druck des Krieges diese Waffe, sowohl der Schiffskörper wie die Maschinenanlage, außerordentlich vervollkommenet wurde, ist begreiflich, und deshalb stehen wir heute unmittelbar vor dem durchschlagenden Erfolg England gegenüber.

Wenn heute unsere Marine, sowohl durch die Hochseeflotte wie durch ihre unerreichten U-Boote, wesentlich zur Niederklämpfung unseres schlimmsten Feindes, Englands, beiträgt, so erscheint es nicht berechtigt, heute dem Mann Vorwürfe zu machen, dem wir überhaupt unsere Seemacht verdanken; wer die technischen Vorgänge kennt, wer weiß, daß es unsinnig gewesen wäre, gerade England gegenüber, auf Kosten der Linienschiffe und Kreuzer Unterseeboote zu bauen, die vor 1914 technisch nicht genügend ausgebildet waren und zu der beabsichtigten Waffe des Fernbootes entwickelt werden konnten, der wird sicherlich unsere Marine und ihre Leitung anerkennen und ihnen Dank entgegenbringen. Eines aber sollen wir niemals vergessen: Kein Mann ist in England so gehaßt und gefürchtet wie Tirpiß, und deshalb gerade ist er für uns der wertvollsten einer!“

\*

## Von Northcliffe zu Lammersch

**W**ie die Tagesblätter mitteilten, ist Lord Northcliffe zum Chef der englischen Propagandatätigkeit im feindlichen und neutralen Auslande ernannt worden. Nach allem, was bisher von dem edlen Lord bekannt geworden ist, darf man nicht zweifeln, daß er sich seiner Aufgabe eifrig annehmen und sie, soweit die Umstände gestatten, vortrefflich

lösen wird. Daß die Umstände aber für ihn günstig sind, dafür bietet fast jeder neue Tag Bestätigung. Insbesondere in Österreich sieht man eine Bewegung am Werke, die nicht anders arbeiten könnte, wenn sie Northcliffe selbst in die Wege geleitet hätte. Damit soll nicht gesagt sein, daß alles, was jetzt schon am Donaustrand an Verhekung geleistet wird, mit dem unverhüllten Bestreben, zwischen die beiden eng verbündeten Mittelmächte einen Keil zu schieben und damit die Geschäfte der Gegenseite zu besorgen, etwa auf mittelbare oder unmittelbare englische Anstiftung zurückgeht, jedenfalls aber läuft es parallel mit den englischen Bestrebungen. Im zweiten Märzhefte des Türmers wurde bereits ein beachtenswerter Brief des Nobelpreisträgers A. S. Fried an einen Wiener Großhändler und Großindustriellen (Kommerzialrat Julius Meisl) mitgeteilt, der einen Einblick in die Machenschaften unserer Pazifisten gestattete. Noch weit wirkungsvoller gestaltete sich das jüngste Auftreten des pazifistisch-keritalen Mitgliedbes des österreichischen Herrenhauses Dr. Heinrich Lammasch, einstigen Professors der Rechtsfakultät der Wiener Universität und L. L. Hofrates. In einer Rede, mit der er den gut deutschen Ausführungen des Geheimen Rates Dr. Pattai entgegentrat, behauptete der seinerzeitige Vertreter Österreichs bei den Haager Schiedsgerichtsberatungen, Österreich-Ungarn sei nicht verpflichtet, dem Deutschen Reiche weiterhin Bundeshilfe zu leisten, wenn das Reichsland Elsaß-Lothringen nicht diejenige Verfassung erhalte, die es nach Ansicht der Ententemächte haben müsse. Erregte schon diese ebensosehr der Logik wie der Loyalität entbehrende Rundgebung des Intimus Friedrich Wilhelm Foersters einen Sturm der Entrüstung in den deutschgesinnten Kreisen Österreichs, so war es vollends vernichtend für Lammasch, als der hochangesehene österreichische Historiker Heinrich Friedjung, zuerst in der Berliner „Vossischen Zeitung“, dann, als Antwort auf die von Lammasch unternommenen Ablehnungsversuche, in Wiener Blättern mit vollster Bestimmtheit gegen diesen die Beschuldigung aussprach, daß er eine

Denkschrift ausgearbeitet und an allerhöchster Stelle eingereicht habe, in der er den Rat erteilt, das Bündnis mit dem Deutschen Reiche, weil es ein Hindernis des dauernden Friedens sei, nach dem Kriege zu kündigen und dies jetzt schon, also während des Krieges, sowohl der Regierung des Deutschen Reiches wie den Regierungen der gegen die Mittelmächte verbündeten Staaten mitzuteilen. Besser konnte allerdings Herr Hofrat Lammasch Lord Northcliffe nicht in die Hände arbeiten. Daß dieser seinerseits auch nicht müßig ist, erhellt aus der Tatsache, daß seit einiger Zeit in Österreich die wildesten Gerüchte auftauchen, die handgreiflich made in England sind und alle den Zweck verfolgen, den weiteren Widerstand der Mittelmächte als aussichtslos erscheinen zu lassen. So wird z. B. erzählt, die Franzosen seien bereits in Bayern (!) eingefallen. Die Albernheit dieser Erfindung stimmt nur zu gut überein mit den bekannten geographischen Kenntnissen in den Ländern der Entente. Daß der Ausgangspunkt aller derartigen Satarennachrichten, wie das österreichische Kriegspressequartier amtlich feststellt, Prag ist, von wo aus offenkundig niemals abgerissene Fäden nach London und Paris laufen, ist nicht minder kennzeichnend für die politischen Verhältnisse Österreichs, wo Hochverrat fast schon nackt auf allen Gassen läuft. —id—

## Blutsbewußtsein

Durch die Blätter geht die Mitteilung, daß am 15. März der Reichsanzler die Vorstandsmitglieder der neugegründeten „Vereinigung jüdischer Organisationen Deutschlands zur Wahrung der Rechte der Juden des Ostens“ empfangen habe. Die Abordnung trug ihm die Wünsche der deutschen Juden wegen einer Regelung der rumänischen Judenfrage im Zusammenhang mit den Friedensverhandlungen in Bukarest vor. Die kaiserliche Regierung versicherte, daß sie an einer befriedigenden Regelung der Judenfrage Interesse nehme und sie bereits zum

Gegenstände von Besprechungen im Rahmen der Friedensverhandlungen gemacht habe.

Ich habe seither aufmerksam unsere ganze linksstehende Presse, auch die sogenannte jüdische, genau daraufhin verfolgt, ob sie nicht lebhaften Einspruch gegen dieses Vorgehen der „Vereinigung jüdischer Organisationen Deutschlands“ erheben würde. Da die Herrschaften ja immer von der Gleichberechtigung aller Deutschen sprechen, war ein solcher Einspruch unbedingt zu erwarten. Zunächst schon gegen diese „Vereinigung jüdischer Organisationen Deutschlands zur Wahrung der Rechte der Juden des Ostens“ an und für sich. Die in diesen jüdischen Organisationen stehenden Juden behaupten doch, deutsche Staatsbürger zu sein. Wie kommen sie dazu, sich um die Rechte der Staatsbürger eines anderen Staates zu kümmern? O. h. nur von ihrem sonst behaupteten Standpunkte aus, auf dem sie, wenn wir andern deutschen Staatsbürger nichtjüdischen Blutes uns zusammentun und um Wahrung der Rechte von deutschen Staatsbürgern in anderen Staaten bei unserer Regierung vorstellig werden, sofort Zeter und Mordio schreien. Dann heißt es, wir mischten uns in fremde Angelegenheiten ein, was auf keinen Fall geschehen dürfe. Herr Scheidemann höhnt z. B., die Deutschen in den baltischen Provinzen machten ja bloß 7½ % aus, und gar Herr Cohn, die leuchtende Vertretung Nordhausens, begeistert den verzweifelten Notschrei dieser deutschen Brüder als lügnerische Mache. Wo bleibt denn jetzt Herr Scheidemann, da ja die Juden in Rumänien nur 5 % der Bevölkerung ausmachen? Wo bleibt gar Herr Cohn, dessen oberster Grundsatz doch ist, daß jeder Staat seine Angelegenheiten für sich abzumachen habe? Und mit welchem Rechte verlangen die Juden als Juden, daß Deutschland sich für die Juden in Rumänien einsetze? Entweder sind die Juden in Deutschland Deutsche und die Juden in Rumänien Rumänen, — dann geht Deutschland die Frage nichts an. Reinesfalls können sie für ihre Rassegenossen von Deutschland mehr verlangen, als dieses für die deutschen Söhne außerhalb seiner Grenzen tut. Oder aber die

Juden in Deutschland bekennen, wie es hier eigentlich der Fall ist, daß sie ein fremder Teil in unserm Volkskörper sind, der sich eins fühlt mit den ihm blutsverwandten Teilen auch der uns feindlichen Völker. Dann ist es erst recht ein merkwürdiges Verlangen, daß Deutschland da eingreifen soll.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Von ihrem Standpunkte aus haben die Juden allemal recht, und ich bewundere sie, daß sie ihr Blut nicht verleugnen und für ihre Blutsverwandten mit aller Kraft einreten, wo diese auch sind. Eins aber darf ich dringend wünschen: daß auch wir Deutschen endlich ein derart starkes Blutbewußtsein betätigen, und ein anderes muß man von den Juden und ihrer Presse in Zukunft verlangen: daß sie nämlich jenen Deutschen, die über dieses Rassebewußtsein verfügen, nicht mehr in die Parade fahren, wenn sie es in einer ähnlich kräftigen Weise betätigen, wie es die Juden für ihresgleichen als ihr selbstverständliches Recht in Anspruch nehmen. R. St.

\*

## Glückliches Österreich!

Der Lärmer brachte (Heft 12, S. 698: „Eine sonderbare Rechnung“) kritische Mitteilungen über die Verteilung der aus Rumänien ausgeführten Getreidebestände zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich. Als Ergänzung hierzu stellt sich eine Kritik der Verteilung der aus der Ukraine auszuführenden Getreidemengen im „Berliner Korso“ dar: „Der Friedensschluß mit der Ukraine belebte in Deutschland etliche Hoffnungen, daß durch Zufuhren aus diesem gelobten Land sich unsere Ernährungsverhältnisse etwas bessern würden. Rundige wußten zwar hier von vornherein Bescheid und krächzten alte Rabenweisheit. Den naiveren Gemütern aber schwamm ein Fell nach dem anderen weg. Sie lasen zuerst in einer offiziellen Verlautbarung am 9. März: „Immer wieder muß darauf verwiesen werden, daß der Abtransport ganz außerordentlichen Schwierigkeiten begegnet, so daß sicher noch einige Monate vergehen werden, bevor die ersten Sendungen in Deutschland eintreffen können . . .“

Zu berücksichtigen ist ferner, daß die Ernährungsverhältnisse in Österreich bedingen, daß in erster Linie Sendungen dorthin gehen.' — Am 12. März lauteten die Mitteilungen schon klarer; die 'Rölnische Zeitung' war es, der aus Berlin (woher wohl?) gemeldet wurde: 'Die Art der Verteilung der aus der Ukraine zu erwartenden Getreidevorräte zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn ist nunmehr dahin festgesetzt, daß bis zum 31. Juli Deutschland und Österreich-Ungarn gleichviel erhalten, und zwar wird in der ersten Hälfte dieses Abschnitts (also April-Mai) Österreich doppelt so viel beziehen wie Deutschland, während danach bis zum 31. Juli die Verteilung umgekehrt erfolgt, so daß also dann Deutschland die doppelte Menge erhält.' — Voraussetzung für diese Verteilung ist natürlich, daß man vor Beginn der Abtransporte die verfügbare Gesamtexportmenge genau übersehen kann. Auf alle Fälle kann Österreich-Ungarn Ende Mai nach Empfang von zwei Dritteln des Exports der Ukraine sagen: 'Hat, hat!', während wir erst abwarten müssen, was Juni-Juli für Deutschland de facto übriggeblieben ist. Aber diese Halbierung der Exportmengen aus der Ukraine berührt an sich schon peinlich, da hier ein Siebzigmillionenvolk nur ebensoviel erhält wie ein Fünzigmillionenvolk, wobei man ja kaum behaupten kann, daß Österreich-Ungarn zur Erreichung des Ukraine-Friedens militärisch mehr geleistet hätte als Deutschland, so daß sich aus diesen Motiven eine Bevorzugung ableiten lassen könnte. Wie es mit den Getreideanleihen steht, die Österreich-Ungarn bei Deutschland im letzten Halbjahr gemacht hat, soll hier unerörtert bleiben; nicht unwesentlich aber ist es, daß Deutschland in Friedenszeiten erheblich auf die Einfuhr von Brotgetreide angewiesen war, während die verbündete Monarchie sich bekanntlich in diesen Erzeugnissen gerade eine Ausfuhr leisten konnte. Wenn es also die Ernährungsverhältnisse in Österreich bedingen, daß Sendungen in erster Linie dorthin gehen', wenn also dort im besser gestellten Lande größeres Bedürfnis herrscht, wie in dem schlechter gestellten, so ist diese Ver-

sache eben nur dadurch zu erklären, daß man sich in Österreich-Ungarn nicht annähernd so nach der Rede streckt wie in Deutschland und es sich erfolgreich leisten zu können glaubt, besser zu leben als bei uns. Mit dieser Anschauung stimmt ja auch die Tatsache überein, daß man in Deutschland wegen Hafermangels den Beginn der Kennzeit von Mitte März auf Mai hinauschiebt, während man in Österreich prompt wie in Friedenszeiten die Pferderennen in Prag am 31. März und in Wien am 14. April beginnen läßt! Nach der moralischen Sachseife, die uns die Offenherzigkeit des 'Fremdenblattes' in Sachen Bülow-Rühlmann Mitte Januar verfezte, wird jeder Verständige diese Deutschland zuge dachte Rolle des Hungerkünstlers nur angemessen finden."

Aus den Mitteilungen des Lärmers ging hervor, daß Österreich-Ungarn aus dem rumänischen Export 126000 Tonnen mehr anstatt in Anbetracht und im Verhältnis der kleineren Bevölkerungszahl 231000 Tonnen weniger erhalten hat, was also ein Plus von 357000 Tonnen zugunsten von Österreich-Ungarn ergibt. Was diese 357000 Tonnen für Deutschland bedeuten, mag, wie das „Kleine Journal“ treffend bemerkt, auch daraus hervorgehen, was der holländische Minister des Auseren am 18. März in der Kammer erklärte; er habe sich, so erklärte er, an Deutschland mit der Anfrage gewandt, ob Holland von Deutschland innerhalb zweier Monate 100000 Tonnen Getreide erhalten könne. Deutschland habe erklärt, dazu nicht in der Lage zu sein, weil die Bedürfnisse von Deutschlands Bundesgenossen zuerst gedeckt werden müßten. Deshalb habe Holland der Forderung der Entente willfahren müssen. Also ein gutes Viertel von dem, was Österreich-Ungarn aus Rumänien allein zuviel zugeteilt bekommen hat, hätte genügt, um die Vergewaltigung Hollands zu verhindern!! Was dies in militärischer Hinsicht, aber auch in seiner moralischen Wirkung in Holland für Deutschland bedeutet hätte, braucht nicht weiter ausgesprochen zu werden.

\*

## Ach, wie sparsam

ist unsere Königliche Oper! Nicht etwa bei den Tenorgehältern, in Kleidern und Ausstattung. Bei alledem könnte man in der Kriegszeit manche Einschränkung vertragen. Aber wer wird an diesen großen Posten knausern? Das schickt sich nicht für ein königliches Theater. Nein, bei den Kleinigkeiten fängt man an. — Die Königliche Oper hat allen Musikfreunden eine große Freude bereitet, indem sie Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“ in einer guten Aufführung herausbrachte. Nachdem das Befremden über die eigenartige Erscheinung überwunden war, festigte sich die Stellung des Werkes, und wir waren dabei, den Spielplan um ein edles Festwerk bereichert zu sehen. Da mit einem Male verschwindet die Legende vom Spielplan. Erst freue ich mich, daß der Erfolg nicht so rasch abgehakt werden soll. Aber es vergehen Wochen, und es setzt sich die Erklärung durch, das Werk sei abgesetzt, weil ein Nachkomme des Dichters Roquette Tantieme-Ansprüche erhebe. Da Liszt dreißig Jahre tot ist, sind für die Musik keine Ansprüche mehr zulässig; aber vom Dichter her, von einem deutschen Dichter her wären für jede Aufführung vielleicht zwei, drei vom Hundert abzugeben. Das vermag unser Berliner Königliches Opernhaus nicht. Ja, für des Franzosen Thomas „Mignon“ wird freudig bezahlt. Auch als bei Bizets „Carmen“ derselbe Fall eintrat, wie jetzt bei Liszt-Roquette, erhob sich kein Widerspruch. Aber ein deutscher Dichter?! Ja, das ist was ganz anderes.

R. St.

## „Berichtigung“

In Heft 10 brachten wir unter dem Titel „Auch ein ‚schwerindustrielles‘ Blatt“ aus dem „Basler Anzeiger“ eine Kritik der Verhandlungen von Prest-Litwofk von überlegen-scharfer Verurteilung der schwächlichen Haltung der Vierbundsdelegierten. Da die reichsdeutschen Blätter, die eine ähnliche Meinung vertraten, von gewisser Seite immer

als „von der Schwerindustrie gekauft“ verlästert werden, wiesen wir ironisch darauf hin, daß also offenbar auch das Schweizer Blatt „gekauft“ sei. Die Ironie war so greifbar, daß es der Anführungszeichen gar nicht bedurft hätte, um sie kenntlich zu machen. Aber diese „“ sind obendrein sorgfältig angebracht, denn — nebenbei bemerkt — wir glauben natürlich auch nicht daran, daß die „alldeutsche“ Presse gekauft ist, erst recht nicht, da es die Mosse-Presse alle Tage behauptet.

Aber — wie heißt's doch im „Faust“? — „Du mußt es dreimal sagen.“ Wir erhalten vom „Basler Anzeiger“ einen Brief, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß diese Äußerungen in ironischem Sinne gemeint waren, indem Sie damit andeuten wollen, daß andere dies von uns sagen könnten, wie dies da oder dort bei Entwicklung ähnlicher Gedankengänge in Deutschland geschehen sein mag. Trotzdem müssen wir Sie aber ersuchen, in Ihrer nächsten Nummer deutlich zu erklären, daß Sie eben so geschrieben hätten, weil Sie absolut sicher gewesen seien, daß der Basler Anzeiger ein in jeder Hinsicht unabhängiges Organ sei. Wir müssen diese Mitteilung verlangen, weil die Fassung Ihres Artikels zu Mißverständnissen immerhin Anlaß geben kann, sind wir doch auch tatsächlich aus Leserkreisen darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Nummer 10 des Türmers einen schweren Angriff gegen uns enthalte.“

Wir geben dem „Basler Anzeiger“ die gewünschte Versicherung gerne. Nur mit einer Einschränkung: „ein in jeder Hinsicht unabhängiges Organ“ ist der Basler Anzeiger nicht. Wir übrigens, wie diese „Berichtigung“ zeigt, auch nicht. Denn sie ist doch nur nötig, weil der „Basler Anzeiger“ und auf dem Umwege über ihn auch wir von der — Begriffsstutzigkeit einiger Leser so abhängig sind, daß wir den knappen Raum für eine „Berichtigung“ verbrauchen müssen, die keine ist noch sein kann, weil eben nichts zu „berichtigten“ war.

D. T.

- Verantwortlicher und Hauptredakteur: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Carl Stood  
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf • Berlin (Wannseebahn)  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

1  
60  
111



Nach dem Regen

Karl Strathmann

Beilage zum Türmer





XX. Jahrg.

Erstes Maiheft 1918.

Heft 15

## Englisch-deutsche Freundschaft?

von Otto Corbach

Die Stimmung der englischen Gefangenen, hieß es kürzlich in den amtlichen Heeresberichten, habe sich im Vergleich zu früheren Jahren auffallend geändert: „Ihre hochmütige Haltung ist verschwunden, eine bisher am Engländer ungewohnte Gedrücktheit und Unsicherheit tritt deutlich hervor. Die moralische Wirkung der Niederlage ist ungeheuer. Zusammen mit den schweren Verlusten an Blut und Material ist diese Erscheinung der größte Erfolg der siegreichen deutschen Offensive und folgenschwerer als jeder englische Geländeverlust.“ Wer mag die Richtigkeit dieser Auffassung in Zweifel ziehen? Und ein solcher Stimmungsumschwung vollzieht sich im gesamten Angelsachsenstum, auf den britischen Inseln, in allen überseeischen Besitzungen Großbritanniens, auch bei den Anglo-Amerikanern. Das moderne „ausgewählte Volk“, das sich kraft göttlicher Bestimmung zur Beherrschung der ganzen übrigen Welt berufen fühlte, ist entehrt, entwürdigt, entheiligt, und zwar durch den entscheidenden Sieg eines Gegners, den man als Feind der Menschheit, als die Verkörperung alles Schlechten seit Jahren in aller Welt zu brandmarken suchte.

Dabei handelt es sich erst um die Wirkung des Anfanges unserer großen Offensive; wie niederschmetternd muß erst ihr Endergebnis für das englische Selbstbewußtsein ausfallen! Nichts bliebe zu tun übrig, als daß die Diplomatie das Werk unserer großen Heerführer krönte, indem sie für die kommenden Friedens-

unterhandlungen die richtigen Folgerungen aus den kriegserischen Tatsachen zöge. Mit uns wären alle wachsenden, vorwärtsdrängenden Völker vom Alp der englischen Weltherrschaft erlöst.

Leider muß man befürchten, daß eine der Grundvoraussetzungen für ersprießliche Friedensverhandlungen mit England bei uns vorläufig noch nicht vorliegt, nämlich die, daß der Geist, der unser Auswärtiges Amt beseelt, ein wesentlich anderer wäre als der, der die deutsche Außenpolitik vor dem Kriege beseelte. Die Art und Weise, wie der frühere Staatssekretär v. Jagow, offenbar nicht ohne Wissen und Billigung unserer gegenwärtigen verantwortlichen Staatslenker, die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky teils „widerlegt“, teils ergänzt, muß in dieser Beziehung argwöhnisch stimmen. Herr v. Jagow hat in seinen persönlichen Beziehungen zu England durch den Krieg nichts gelernt. Er steht ihm noch genau so vertrauensfelig gegenüber wie früher. Damals erstrebte er eine „freundliche Haltung Englands zum Dreibunde“ und noch heute ist er fest überzeugt, daß sich daraus ein „Friedensbloß von unangreifbarer Festigkeit“ ergeben haben würde, wenn — die Mörder des österreichischen Thronfolgers seine Reise nicht gestört hätten! „Die ruhige Entwicklung wurde durch die Mordtat von Serajewo durchkreuzt, und in der Schicksalsstunde des August 1914 zog die englische Regierung — statt den Frieden zu erhalten — es vor, sich dem Kriege gegen uns anzuschließen.“ Freilich, bis zu dem Augenblicke des Kriegsausbruches glaubte Herr v. Jagow trotz des blutigen Zwischenfalls an seine „ruhige Entwicklung“. Er schrieb an den damaligen deutschen Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, Petersburg werde nach einigem Gepolter zurückweichen, und er äußerte zum italienischen Botschafter Bollati, er glaube nicht, daß Rußland marschieren werde, sonst würde es keinen Argenten nach Berlin geschickt haben, der hier über Finanzfragen verhandeln sollte. Herr v. Jagow ist noch heute entzückt über die Möglichkeiten, die er aus seinen Annäherungsbestrebungen ableitete: „Die zunehmende Tredenta Italiens, seine Reibungen mit Österreich an der Adria, die russophilen und ebenfalls irredentistischen Bestrebungen Rumäniens hätten ihre Bedeutung verloren. Gegebenenfalls hätten die Dreibundverträge sich dann modifizieren lassen. Die Verbindung mit England würde auch gegen die Übergriffe Rußlands gesichert haben. Die Verpflichtungen, die unser Bündnis auferlegte, wären dadurch gemindert worden.“ Der Krieg überraschte den so träumenden Staatsmann wie den über seinen „Reisen“ sinnenden Archimedes in Syrakus der feindliche Krieger, der ihn bei der Einnahme seiner Vaterstadt erschlug. „Daß England für die angedeutete Politik der Annäherung nicht zu haben gewesen wäre“, meint Herr v. Jagow, sei eine These, die unsere einstigen Anglophoben mit mehr Lungen- als Beweiskraft immer wieder verkündeten. „Keine Politik ist so anpassungs- und wandlungsfähig wie die englische. Das Intrigenspiel König Eduards VII. war nicht von ewiger Geltung, und weiterblickende Staatsmänner als diejenigen, denen die Geschichte des Inselreiches 1914 anvertraut waren — man denke an die Pitts, Disraeli, Salisbury —, haben andere Anschauungen über die Orientierung Englands Deutschland wie Rußland gegenüber vertreten. Auch nach dem Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik blieb die Welt groß genug, um beiden Reichen und Völkern ihre

Betätigung neben- und miteinander zu gestatten. Vorhandene Reibungsflächen ließen sich durch Ausgleich zu beiderseitigem Vorteil glätten. Die Abmachungen über Bagdad und die Kolonien, die bei Kriegsausbruch vor dem Abschluß standen, sind Beweis dafür.“

War es für Herrn v. Jagow als verantwortlichem Leiter des deutschen Auswärtigen Amtes so völlig einerlei, daß sich beim Regierungsantritt König Eduards die weltpolitischen Machtverhältnisse seit den Tagen der Pitts, Disraeli, Salisbury gründlich gewandelt hatten? Er sieht in Englands weltpolitischer Neuorientierung nach dem Burenkriege nichts als ein „Intrigenspiel König Eduards“. Eine sonderbare Geschichtsauffassung für einen modernen Staatsmann!

Eine verlässliche englisch-deutsche Freundschaft hätte sich für eine Reihe von Jahren während des Burenkrieges und der Boxerunruhen begründen lassen. Damals ging der Versuch einer Annäherung von England aus. Das Opfer, das wir bringen sollten, erschien uns zu groß: Rußlands „Freundschaft“. Rußland hatte während des Burenkrieges den britischen Einfluß in Asien überall zurückgedrängt. Ein Verharren in der einst „glänzenden“ Isolation mußte England am Hindustan wie in Persien und vor allem in China unvermeidlich immer mehr Boden an Rußland verlieren lassen. Schon vor dem Kriege hatte Rußland seine Macht-sphäre immer weiter ausbreiten können. Vergebens suchte England in China eine kraftvolle Gegenbewegung gegen Rußlands Vordringen hervorzurufen. Im Kriege mit Japan offenbarte sich die einstweilen hoffnungslose Schwäche des Reiches der Mitte. Statt sich nun auf die Seite des aufstrebenden, mit ihm gleiche Ziele verfolgenden Japan zu stellen, ließ England die Rückgabe von Liautung zu und tat nichts, um das Sonnenaufgangsland gegen die Forderungen Rußlands, Deutschlands und Frankreichs zu unterstützen. Was Wunder, daß nach Ausbruch des Burenkrieges der ganze Norden Chinas russischer Willkür fast widerstandslos preisgegeben war! Wäre Deutschland damals bereit gewesen, die Rolle zu übernehmen, die England dann Japan übertrug, so wäre die Grundlage für eine Verständigung gegeben gewesen. Im Pekingabkommen, durch das England und Deutschland übereinkamen, den „Status quo“ in China aufrechtzuerhalten, schien Deutschland Neigung zu einer solchen Annäherung zu bekunden. Als jedoch die Londoner Regierung auf Grund dieses Abkommens gegen das Vorgehen Rußlands in der Mandchurei protestierte, erklärte Graf Bülow im Deutschen Reichstage, er wisse nicht, was Deutschland gleichgültiger sein könne als das Schicksal der Mandchurei. Damit war Deutschland als Freund für England erledigt; es zögerte nun nicht mehr, sich Japan zu nähern.

Eine gegen das Zarenreich gerichtete deutsch-englische Politik wäre sicher geeignet gewesen, den deutsch-britischen Wirtschaftsgegensatz, der schon damals die britische Handelswelt stark beunruhigte, zum mindesten erheblich abzuschwächen. Deutschland hätte sich, von England begünstigt, vorwiegend einer wirtschaftspolitischen Durchdringung Ost- und Südosteuropas widmen können; ein wohl unausbleiblicher, aber von einer wohlwollenden Neutralität Englands, vielleicht auch Frankreichs begünstigter Krieg gegen Rußland, an dem sich Japan ohne weiteres beteiligt haben würde, hätte Energien, die Deutschland im Frieden dem industriel-

len Wettbewerb gegen England widmete, gebunden, und nachher würde der Osten und Südosten dem deutschen Unternehmungsgeist zu vorteilhafte Gelegenheiten zur Betätigung geboten haben, als daß er die englischen Kreise auf überseeischen Märkten allzusehr zu stören brauchte.

Da es anders kam, bereitete sich England auf eine gewaltsame Auseinandersetzung mit Deutschland vor. Man verhehlte sich in London nicht, daß das Bündnis mit Japan nur von ziemlich beschränkter Dauer sein könne, ja man sah klar voraus, daß die gelbe Großmacht sich später zum Todfeinde gerade Englands entwickeln würde. Also mußte die Spanne Zeit, bis Japan in seiner Entwicklung noch weit genug zurück sein würde, um ihr feste Schranken ziehen zu können, mit allen Mitteln ausgenutzt werden, Deutschland unschädlich zu machen. Ein schonungsloser Verleumdungsfeldzug wurde gegen Deutschland ohne weiteres eröffnet. „Überall,“ berichtete hierüber Generalkonsul Richard Kiliani in einem im Frühjahr 1915 gehaltenen Vortrage, „namentlich in Übersee erklangen die uns heute so vertrauten Leitmotive von der aggressiven und brutalen deutschen Militärmacht, von deutscher Junkerherrschaft und mittelalterlicher Staatsauffassung, von Deutschland als dem Feind der Menschheitskultur im allgemeinen und der „Pax Britannica“ im besonderen, der die kleinen Staaten bedroht und auf Arglist, Krieg und Streit sinnt. Es klang so etwas durch wie ein Gegensatz zwischen Licht, Freiheit, Recht und Dunkel, Sklaverei und Willkür. Aus jedem Reisebericht eines holländischen Professors z. B. wurden die Sätze herausgeholt, die uns räuberische Absichten auf den niederländischen Inselbesitz andichteten, um dann wochenlang in Leitartikeln breitgetreten zu werden; die Proteste der deutschen Vertretung erschienen in irgendeiner schwer auffindbaren Zeitungssede. Wir waren so etwas wie internationale Strauchdiebe und Wegelagerer, die hinter jedem Busch dem friedlichen Kaufmann auf allen Handelsstraßen der Welt auflauerten; wir waren immer der Schurke im englischen Theaterstück. Wir waren die tollen Hunde, die die Nachbarn an die Kette legen und bewachen mußten. Namentlich der preußische Junker war der Schrecken der politischen Straßen Europas, der kleine Nationen, die ihm über den Weg kommen, blutend und zerquetscht wegschleudert. Wir bekämpften mit den unlautersten Mitteln der Hungerlöhne und billigen Sträflingsarbeit und der Staatssubventionierung von Trusts und Syndikaten das allein eines gesitteten Volkes würdige Spiel der Kräfte, das in der britischen Welt herrschte, und suchten überdies noch durch bestellungswidrige Lieferungen minderwertiger Waren und Falschdeklarationen Gewinne zu erzielen und Frachten zu schinden.“ Neben dieser Heze lief ein planmäßiger geheimer amtlicher Boykott einher. Wir wurden bei öffentlichen Lieferungen in englischen Kolonien, namentlich solchen der Kommunen, ausdrücklich ausgeschlossen, und auf der ganzen Welt gab es keinen Bahnbau, kein elektrisches Projekt und keine Staatsanleihe, vor dem die englische Politik nicht Hindernisse für uns aufgeworfen hätte.

Inzwischen konnte Japan, auf das Bündnis mit England gestützt, Rußland besiegen, schwächen und seinen Anspruch auf Vorherrschaft in Ostasien zunichte machen. Zwar siegten die Japaner mehr, als es ihren Bundesgenossen lieb sein konnte, aber da es England mit amerikanischer Hilfe gelang, die gelbe Großmacht

um die erhoffte Kriegsentschädigung zu bringen, geriet diese in eine so drückende Abhängigkeit vom Londoner Geldmarkt, daß die britische Weltmacht für absehbare Zeit vor ihr gesichert zu sein schien. Gleichwohl ließ Großbritannien durch die Erneuerung des britisch-japanischen Bündnisvertrages kurz vor Abschluß des Friedens von Portsmouth eine solche Ausdehnung des japanischen Machtspielraums zu, daß nur der feste Entschluß der englischen Staatsmänner, mit der „deutschen Gefahr“ fertig zu werden, bevor Japan sich aus seiner Schuldnechtschaft befreit haben könnte, das Wagnis erklären konnte, das für die englischen Lebensinteressen mit der Begünstigung japanischer Machtentfaltung verknüpft war. England überließ seine wichtigsten überseeischen Interessen dem Schutze Japans, suchte in seinen Kolonien japanische Interessen zu begünstigen, sicherte sich, nachdem es durch Einfügung einer besonderen Klausel in den Bündnisvertrag mit Japan den Fall eines japanisch-amerikanischen Krieges aus seinen Bündnispflichten ausgeschaltet hatte, heimlich die wohlwollende Neutralität Amerikas für die kommende Auseinandersetzung mit Deutschland und betrieb währenddessen nach Zusammenziehung fast sämtlicher Seestreitkräfte in europäischen Gewässern mit Hochdruck die Einkreisung des Deutschen Reiches. Für den früheren Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes handelte es sich dabei freilich um nichts als ein „Intrigenpiel König Eduards VII.“, das nach dessen Tode seinen Traum von einer in „ruhiger Entwicklung“ sich bildenden, England mit dem Dreibunde fest zusammenschließenden „Friedensblock von unangreifbarer Festigkeit“ nicht hätte zu stören brauchen, wenn die „Mordtat von Serajewo“ nicht geschehen wäre!!

■ Auch wenn das britische Weltreich dank unserer Siege durchaus morsch aus dem Kriege hervorgeht, liegt die Gefahr vor, daß es seinen Lenkern gelinge, es durch ein diensteifriges Deutschland nach Friedensschluß wieder festigen zu lassen. Alle Ergebnisse der Friedensschlüsse im Osten wären zu teuer erkauft, wenn wir, um des Einverständnisses der Westmächte willen, darauf verzichteten, den künftigen Frieden gegenüber den angelsächsischen Mächten zu einer Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln zu machen, es sei denn, die Machthaber in London und Washington bewiesen uns wirklich ein Entgegenkommen, an das sie vorläufig auch nicht im Traume zu denken scheinen. Zu einer erfolgreichen Geltendmachung deutscher Lebensinteressen gegenüber der britisch-amerikanischen Diplomatie gehören aber Staatsmänner anderen Schlages als die, die in den letzten Jahren vor dem Kriege, nachdem sie die gesamten gewaltigen weltpolitischen Machtverschiebungen seit Ausbruch des Burenkrieges verschlafen hatten, von einem deutsch-englischen Friedensblock träumten, während das türkische Albion auf der Lauer lag, über uns herzufallen, sobald wir uns erst in einen Krieg mit den gegen uns planmäßig verhetzten Nachbarn verwickelt haben würden.





# Gibraltar

## Von L. M. Schultheis

**G**ib“ nannte es der junge englische „Sub“, der zum erstenmal hinauskommandiert wurde — Gib, mit der Insolenz des Weltreichbesizers, dessen Epigonenhirn darauf ausging, das Unbegriffene oder Mißverständene handlich und mundgerecht zu machen und vor allem es des „Unsinns“, d. h. etwaiger Anklänge an Romantik zu entkleiden, die ihm anhaften mochten. Er begrub damit den alten Abenteuerer Tarik unter den Trümmern der arabischen Vokabeln, aber das wußte er nicht, scherte ihn auch keinen Strohalm oder kein darn. Eines Tages stand er, mit tabellosen Tennishosen und Reitbreeches in seinem Rit, auf dem Säumchen Sand, das den Fels berändert, so selbstverständlich und mit so gutem körperlichem und seelischem Gleichgewicht breitbeinig, wie das britische Reich auf andern hervorragenden Punkten des Univerfums. Er sah den Fels belebt von einer Handvoll Kottröde, Tommies, die ein Endchen jener dünnen roten Kordel bildeten, mit der die Welt zu einem englischen Paket verschnürt wurde; er war sich der maskierten Batterien, deren große Rachen die Meerenge beherrschten, so selbstverständlich bewußt, wie man etwa der eigenen Schwerkraft bewußt ist, und da, wo er seinen Rit auspachte, war England.

Eigentlich aber war er in Spanien. Eigentlich stand er auf dem politisch erstaunlichsten Fußbreit Gestein, das die Erde aufweist. Die paar Quadratmeter Land waren, wenn man so will, ein Epitome englischer Politit, ihrer Tendenz, Kühnheit, Weitsichtigkeit, ihrer Piraterie und Gewissenlosigkeit, ihrer Fähigkeit, Rechtsbegriffe zu verwirren, das notwendig gewordene Verbrechen gegen das Recht als Wohltat hinzustellen, mit fettgepolstertem Gewissen die Welt so zu sehen, wie sie sie zu sehen wünschte.

Darum hat sich kein junger Sub je gewundert über dieses Gibraltar, wenn er zum erstenmal den Löwenfels aus den Wassern tauchen sah. Die ungeheure Tatsache, daß eine lebendige Rippe aus dem spanischen Leib gerissen war, um einem fernen Inselvulk als Reule zu dienen, erschien ihm selbstverständlich. Ein einziges Mal habe ich es erlebt, daß ein Engländer der seltsamen Situation fünf Sekunden des Staunens widmete, aber der hatte deutsches Blut.

Die langgestreckte Gestalt der Halbinsel, die mit engem Hals am Festland hängt, ermöglicht es, sie fast ganz zu umsteuern. Sie zeigt dabei wechselnde, verwirrende Silhouetten; von einem Punkt jedoch hat sie die Gestalt eines ungeheuren liegenden Löwen. Das ruhevollere britische Wappentier hat die Meerenge unter den Pranken, mit ihr zugleich das ganze Mittelmeer. Denn von Zeit zu Zeit waren diese Pranken gefüllt mit Geschwadern eisengrauer Ungetüme, kanonenbestückt, machtdemonstrierend. Eines Morgens sind sie verschwunden, und der Fels liegt harmlos, unbedrohlich in der Sonne. Er sieht aus, als ob ein Kind ihn einnehmen könne, ein Kind, das von maskierten Batterien nichts weiß. Auf dem verlassenen Streifen Strand stieß ich eines Tages auf einen Mann in einer Art

Uniform, halb militärisch, halb seemannisch. Er schulterte ein Gewehr. Ich fragte ihn, was seine Beschäftigung sei, und er erwiderte in gebrochenem Englisch, er sei ein Küstenwächter in englischen Diensten — ein Spanier. Nachdenklich ging ich davon. Und weiß Gott, ich habe bis heute noch nicht aufgehört, nachzudenken über den Mann, der da zwischen Welle und Fels aufpaßte, daß sein Heimatboden in den Händen der Usurpatoren verblieb.

An der Westseite des Felsens liegt, in bedeutender Höhe, ein altes maurisches Kastell. Die englische Regierung benutzte es als Gefängnis, und der Eintritt war Fremden verboten. Der Aussicht halber und auch ein wenig der Romantik halber, die aus alten weißen Mauern winkte, kletterte ich eines Tages hinauf durch die glühend heiße Stadt mit ihren Treppengassen und -gäßchen auf spanische Manier. Droben wehte ein kühler Wind vom Meer herauf, und etliches Grün umgab mich. Aber der Schritt unter dem weiten Torbogen wurde gehemmt durch das Plakat: Verboten. Ein paar spanische Kinder balgten sich auf den Steinfliesen — die schlichtende Mutter erblickte mich und bat mich mit echt spanischer Höflichkeit, einzutreten und die Aussicht zu genießen.

Es war einer jener Blicke, die man nie vergißt. Ein Gärtchen mit einer Art Felsbalkon, der so an der Bergseite hing, wie der Mirador der Königin an der Alhambra, und auf seine Weise ebenso Wunderbares rahmte wie jener. Nämlich die lebendige, farbige Landkarte der Meerenge mit den beiden Kontinenten. Drüben Afrika, silbervergoldet, einen Steinwurf weit; unter mir der Abfall des Felsens und das platte Land, das zum spanischen Festland hinüberleitet. Eine Straße führte dahin, von zahlreichen winzigen Menschen belebt, vom englischen Gebiet fort auf den Streifen Neutralland, der es von Spanien scheidet. Westwärts über der Bucht tauchten die weißen Häuser von Algeciras auf, wo man einst konferierte über das Schicksal der Welt inmitten der Farbenorgien von Bougainvillia und Hibiskus im Hotel „Reina Cristina“. Dahinter dehnte sich Spanien ins Ungemessene, Verdämmernde.

Damals flogen meine Gedanken nordwärts mit dem nordwärts rollenden spanischen Land, und ich dachte an unseren eigenen Felsblock im Meer: Helgoland! Von dem war die englische Ferse genommen worden. Wie? Auf gütliche Art; durch ein Glück im Schlaf, durch ein augenblickliches Nachlassen der sonnambulanten Sicherheit, mit der England seinen Imperatorweg geht? Gleichviel! Heute hätten die Waffen erstreiten müssen, was die ahnungslosen Federn nicht erlangten. Denn die englische Ferse hätte im deutschen Angesicht geknirscht. Das konnte nicht sein!

Aber Spanien? Das unerlöste Spanien? Das den Nacken beugen mußte vor der fremden Zwingsburg, sooft seine Schiffe von Cadix nach Malaga fuhren? Wie ertrug es diese Schmach? War das einst stolzeste Land zu solcher Unempfindlichkeit herabgesunken, daß es seine Lage ebenso selbstverständlich fand wie der junge englische Sub?

Die erste Antwort auf diese Frage gab mir ein Spanier im Altazar zu Sevilla. Es war ein Fremdenführer, ein wortklarer Mann. Er ließ mich auf meine Art durch die hohen Säle streifen, die herrlichen Azulejos stumm bewun-

bern, im Garten unter den Dattelpalmen den sonnenheißen Buchsduft in mich einsaugen und an Spaniens große Taten und große Zeiten denken. Als ich ihm sagte, wie schön mir das alles erschiene, Granada mit seiner Alhambra und hier wieder Sevilla mit seinem Alkazar, seiner Giralda und dem Grab seines Kolumbus, wie seltsam die Luft noch erfüllt sei von den hohen Träumen der Toten, da riß er sich aus seiner Abgekehrtheit los und hob die Hand so hoch, als seine Statur erlaubte: „Damals war Spanien so, Señora — jetzt ist es so!“ und er ließ die Rechte mit tiefer Niedergeschlagenheit sinken.

Ich stand an dem kleinen Springbrunnen, in dem Maria da Padilla ihre wunder-same Schönheit zu spiegeln pflegte — erschüttert ob eines Völkerschicksals und mit dem Stoßgebet für mein eigenes emporblühendes Land: Herr Gott, soweit es an uns liegt, laß uns so wirken, daß sobald keiner aufstehen und die Hand erheben kann: Damals . . .!

An jenem Tag ist noch das Wort „Gibraltar“ gefallen, und da erfuhr ich, wie tief das Wort einschneidet in das Herz eines ritterlichen Volkes, ja daß man sagen möchte, wie die Königin Maria von England sagte von Calais, das sie verlor: Nehmt mir das Herz heraus und ihr werdet „Gibraltar“ darauf eingegraben finden.

Heute weht ein seltsamer Wind in Spanien, ein frischer Wind, ein Auf-erstehungswind, der neue Schosse am alten Baum hervorbringt. Es scheint, als ob zu altem Stolz neue Tatkraft sich gesellen wolle, und als ob man neue Ziele auf die alten Fahnen schreibe.

Eines dieser Ziele wird Gibraltar heißen.



## Frühlingsverse · Von Max Jungnickel

Der Himmel fängt schon leise an zu klingen.  
 Und hinter Kugelpfeifen will die Lerche singen.  
 Der Kirschbaum, der am Graben steht,  
 Uns weiß von Blüten überweht.  
 Im Unterstand, am Fenster grau,  
 Da hängt des Himmels schönstes Blau.  
 In meinem Traum, im Sternenlicht,  
 Beugt sich dein treues Angesicht.  
 Das bettelt süß und liebevoll,  
 Daß ich nach Hause kommen soll.





# Von der Frauenfrage, wie sie heute ist

## Von Marie Diers

**W**er vor 12—15 Jahren einige Kenntnis von der Frauenbewegung genommen hatte, muß heute staunen, was aus ihr geworden ist. Nicht in betreff dessen, was erreicht ist. Dieses lag im Lauf der angelegten Linie und war im ganzen durchaus zu erwarten, wenn auch natürlich Einzelzüge keiner Vorberechnung unterliegen.

Das Erstaunen setzt an einem andern Punkt ein.

Vor einem reichlichen Duzend Jahren war die ganze Frauenfrage noch ein ziemlich undurchdringliches Durcheinander. Sie ist eine Frage, die sich mit keiner andern vergleichen kann, da sie zu jeder Einzelperson eine unmittelbare Beziehung hat. In ihr ist ein jeder Sachverständiger — und niemand. Jeder betritt das Gebiet mit seinen persönlichen Erfahrungen, und am Ende haben diese Erfahrungen doch keinen Allgemeinwert. Weil sich die Frage nicht auf einem abgetrennten Gebiet, etwa dem der Arbeitsgelegenheit oder dergleichen halten kann, sondern stets auf die „Natur und Bestimmung des Weibes“ zurückgreifen muß, ist die Unlösbarkeit der Frauenfrage als solcher zur Tatsache geworden. Der Dualismus, die Zweiteilung, die das Leben der Frau durchschneidet und in den beiderseitigen Höhepunkten: hie Beruf — hie Mutterschaft! gipfelt, läßt keine Verschmelzung der Gegensätze und keine Lösung zu.

Es war nun in betreff der Kämpfe hüben und drüben natur- und ordnungsgemäß zu erwarten, daß die Frauenbewegung, aus der Not- und Brotfrage entspringend, dem geistigen Hunger Nahrung schaffend und die müßigen Kräfte einordnend — also als notwendige Kulturererscheinung, an eine Grenze kommen mußte, an der es hieß, sich mit der großen Gegenkraft zu verständigen, einzurichten mit den gegebenen Gesetzen der Natur. In möglichster Ordnung konnten sich dann die beiden Reiche, die der Dualismus in der Frau schaffen mußte, nebeneinander ausbreiten. Die Grenzplänkteleien würden freilich nie aufhören, Einzelfälle mußten immer strittig bleiben. Aber als Zeichen einer vorgeschrittenen und vornehmen Kultur war diese Verständigung, die Errichtung einer klaren Grenzscheide unerlässlich und stand für alle, die damals den Kampf beobachteten, zu erwarten. Ja, es hätte eine Beleidigung der klugen und tüchtigen Führerinnen der Frauenbewegung geschienen, wenn man an diesem Ausgang hätte zweifeln wollen.

In diesem sicheren Vertrauen auf Überlegenheit und Weisheit der Berufenen mag der Grund liegen, daß viele Frauen, deren Sinn sonst offen ist für das allgemeine Wohl und Wehe, im Lauf der Jahre, als die Wogen sich glätteten, die Frauenbewegung — vergaßen und nun, inmitten des Krieges, durch seltsam grelle Trompetenstöße aufgeschreckt, in eine unerwartete Gestalt der Dinge hineinsahen.

Die Frauenbewegung hat siegend das Land bezogen und ihre Banner überall aufgepflanzt. Sie gebietet im weiblichen Berufswesen, auch im Schulwesen, das schon stark in das Leben der Andersgläubigen hinübergreift, überwiegend

auch in der Wohlfahrtspflege. Und das Bemerkenswerteste ist: die Gegenstimmen sind verstummt, fast alle. Man nimmt sie und ihre Herrschaft jetzt in allen Kreisen als gegeben hin.

Dieser anscheinend schöne Zustand, der einem Friedensschlusse gleicht und uns erfreuen könnte, ist aber nicht auf einer klugen, gerechten und überlegenen Verständigung der beiden Gegenkräfte erfolgt, sondern durch einen Sieg des einen und ein Unterliegen und Zurückweichen des anderen Teils weit über seine natürlichen Grenzen hinaus.

Die Frauenrechtlerinnen sind (um in der Sprache der Gegenwart zu sprechen) als „Annerxionistinnen“ aufgetreten, die auf dem ihnen wegensfremden Gebiete Eroberungen machten und weitere planen, und die das „Selbstbestimmungsrecht“ ihrer Geschlechtsgenossinnen verletzen, soweit diese Frauen und Mütter sind. Denn sie sprechen in ihren Eingaben usw. stets im Namen aller deutschen Frauen, und eines ihrer Hauptorgane, „Die Frau“, führt den Untertitel „Monatschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit“.

Wir haben jetzt folgendes Bild:

Die Wege für die gelehrte Bildung der Mädchen sind nach allen Richtungen geebnet. Durch Oberlyzeen und Studienanstalten führen breite Pfade zur Univerſität. Was früher begabte Mädchen sich in Anzuckkursen und privater Arbeit, vielfach unter dem Hohn und Bohn von Verwandten und Freunden mühsam erringen mußten, kann jetzt ohne irgendwelche Erschwerung und mit Zustimmung und Bewunderung der Familie erreicht werden.

Während aber derart für die gelehrte und fachliche Ausbildung der Mädchen gesorgt wird, konnte die andere Seite, die hausfraulich-mütterliche soweit vergessen werden, daß vor etwa 2 Jahren der große Sturmhauf um das weibliche Dienstjahr entstand, der deutlicher als alles die Mängel in dieser einseitigen Ausbildung bloßlegte. Betroffen, über diesen Fehler ertappt zu sein, griffen auch hier die Führerinnen mit geschickten Händen zu und suchten durch tätige und leitende Beteiligung an der hauswirtschaftlichen Bildung den Mangel auszugleichen.

Das alles könnte auch noch erfreulich sein und wirkt auf die Harmlosen ohne Zweifel in dieser Richtung. Aber leider reißt sich hinter allen diesen guten und nützlichen, ja segensbringenden Bestrebungen ein gieriger Arm hervor, der höher und höher greift, dessen Finger jetzt schon unverhüllt nach dem lodenden Apfel weisen: Weibliches Stimmrecht.

Auch diese Tatsache könnte uns ruhig lassen, wie sie die Mehrzahl der Frauen heute noch unbesorgt läßt. Was kommt denn darauf an, ob die Frauen auch noch ihre Stimme abgeben? Dann hat man eben doppelt so viele als vorher. Außerdem ist es ja nur eine Sache der Gerechtigkeit, daß wenigstens die Steuerzahlenden Frauen auch mitbestimmen dürfen.

Dieser harmlosen Auffassung gegenüber ist es nötig, einige Feststellungen zu machen, die ihr wohl für alle nicht absichtlich Blinden die Harmlosigkeit nehmen müßten.

In staatlicher Hinsicht bedeutet die Erteilung des Frauenstimmrechts eine unmittelbare Gefahr für das Vaterland. Es würde zunächst die Sozialdemokratie

ihre Frauen, die sie fest am Zügel hält, sammeln und geschlossen vorgehen. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen würde sich (lebendes Beispiel: Finnland!) auf das Doppelte erhöhen, ein ganz schiefes Verhältnis geschaffen werden. — Andererseits: nehmen wir an, daß die Frauen aller Parteien soweit aufgeklärt würden, um sich an der Wahl zu beteiligen, so würde ihre Zahl die der Männer überwiegen, wir hätten also einen Frauenstaat.

Dieses Experiment können sich vielleicht kleine Staaten leisten, für eine Großmacht bedeutet es den Anfang zu einer Zersetzung der Staatsautorität und Schlagkraft, und unter allen Großmächten kann Deutschland am wenigsten mit dieser Zersetzungsgefahr spielen, denn es braucht wie kein anderes Land eine männliche Staatsform, straffe Einordnung des einzelnen im Ganzen. Das haben wir jetzt erlebt, das ist uns bestätigt genug und übergenug! Nur ein aufs Einzelkleine gerichteter Blick, nur ein hoffnungsloser Dilettantismus kann diese Grundbedingung eines großen gesunden Staatslebens so völlig übersehen, daß er um einzelner Sonderrechte und -freuden willen sich an ihr vergreifen will!

Dem Vaterlande tun wir einen schlechten Gefallen, wenn wir ihm das Frauenstimmrecht bescheren. Wir bringen es in die unmittelbare Gefahr, seine ohnehin schwer bedrohte Geschlossenheit ganz und endgültig zu verlieren. Aber wir führen es auch mittelbar einem schweren Schaden zu, indem wir durch Politisierung der Frauen die Familie zersetzen.

Jene, die uns das weibliche Stimmrecht erkämpfen wollen, denken sehr leicht darüber. Die Familie gilt ihnen nicht als ein kostbarer Bestandteil der Nation, als der Kern ihrer Gesundheit, Kraft und Kultur. Die Führerin der Stimmrechtsbewegung, Marie Strill, sagt in Beziehung darauf: „Die Frauenbewegung als solche kann eigentlich nur als eine radikale aufgefaßt werden, denn sie erstrebt eine Beseitigung der Wurzeln, eine Änderung der Grundlagen der heutigen Gesellschaftsordnung.“ Und Helene Lange, die erst Gemäßigte, der unsre Lehrerinnenschaft ihren Aufschwung — aber auch wohl ihre Familienentfremdung — verdankt, die sich jetzt ganz zu den Stimmrechtsforderungen bekennt, spricht von „dem großen kulturellen Werdegang, der die Funktionen der Familie mehr und mehr der Gemeinschaft überträgt“. „Bleibt darin“, fährt sie fort, „die Kulturarbeit der Frau auf die Familie beschränkt, so vermag sie nicht mehr den spezifischen weiblichen Einschlag von geistigen Werten der Kultur zuzuführen.“

Es läßt an Deutlichkeit nicht viel zu wünschen übrig, einen wie unwesentlichen Platz in der Bewegung die Frauenrechtlerinnen der Familie einräumen. Dieser Faktor spricht für ihre Erwägungen kaum mehr mit. Sie sehen der Auflösung ruhigen Herzens zu und helfen selber noch an der „Beseitigung der Wurzeln“. Ich habe daher nur noch darauf hinzuweisen, wie schon die Mischehen ein dunkler Punkt im Volksleben sind, wie nichts die Gemüter so erhitzt wie Religion und Politik, und wie es ein törichter Irrtum ist, zu glauben, eine Frau, die wählen darf, würde sich nur in der Wahlstunde damit beschäftigen. Gerade die Frauen, die an Radikalismus und persönlichem Ehrgeiz viel mehr leiden als die Männer, würden die Politik in ihrer häßlichsten Form, die Kleinspolitik, in ihre Familien schleppen, zu deren wachsendem Unheil.

Laßt uns diese Sache nicht mit einer vornehmen Handbewegung abtun, uns nicht durch die Ewigkumpfen, die kein Stimmrecht aufrütteln würde, durch die Glücklichen und Harmonischen, die mit ihren Männern eines Sinnes sein würden, den Blick verdunkeln lassen vor der heraufsteigenden Verwirrung. Unser deutsches Familienleben ist so etwas Unerseßliches, daß ein ganzes Füllhorn von „Rechten“ uns seinen Verlust nicht wettmachen würde — aber es ist nichts Unerseßlicheres. Das moderne Leben hat schon genugsam an ihm genagt, von mancher ehemals stolz-schönen Burg stehen nur noch die Trümmer. Wir dürfen es nicht unbedenklich und unbesonnen immer neuen Angriffen aussetzen. Wir müssen Mauern um seinen Bestand ziehen. Ja mehr: wir müssen arbeiten und denken und sorgen mit aller Kraft, daß wir es in seiner alten Reinheit und Stärke wieder aufbauen, neu gründen!

Unsre besten Söhne da draußen, die nicht mehr sind, unsre edelsten und kraftvollsten Männer, sie erblühten alle aus einem still umhögten Familienglück. In Pensionaten, Hotels und Anstalten wächst dies Geschlecht von Helden nicht heran. Den reinen, stolzen Idealismus, der unser Heldentum schafft, der wächst nicht auf dem dünnen Boden, aus dem die Wurzeln der Familie herausgezogen und zu Kleinholz zerhackt sind.

Das ist es — da stehen wir an dem Punkt, an dem die Frauenrechtlerinnen, die Unvermählten, die Familienfremden und Familienverächterinnen über ihre Grenzen hinübergegriffen haben. Da sie über Dinge reden, die sie nicht verstehen, dessen tiefster, heiligster und künstlerischer Kern ihnen fremd ist — oder fremd geworden in der Verarmung eines nur auf Linien und Zahlen gerichteten Lebens.

Gehen wir von der idealen Seite der Frage auf die praktische über, so steigt durch die Politisierung der Frau, durch die damit wachsende Erschließung höherer Berufe auch für die Masse, die Not der Mütter und Hausfrauen vor uns auf, die sich nach Hilfskräften umsieht und keine mehr findet. Und mehr: im dichten Anschluß daran steigt das Gespenst unsres Volkes, das uns seit 40 Jahren näher und näher rückt: der Geburten-Rückgang empor!

Deutschland hat die größte Säuglingssterblichkeit in Europa — und warum? Weil seine Frauen am stärksten in die Erwerbstätigkeit gerissen sind, am wenigsten ihre Kinder selber stillen. Noch halten wir durch die große, herrliche Arbeit, die auf dem Gebiet der Säuglingsfürsorge geleistet wird, unsere Zahl. Wenn wir sie nicht mehr halten, sind wir ein sterbendes Volk — dann gehen alle Güter, alle Ideale, die nur in Deutschland ihre Statt haben, mit uns unter.

Und diesen — Fragen gegenüber spielt ein kleiner aber sehr — sehr einflußreicher Teil unsrer Frauenschaft mit der Politisierung.

\* \* \*

Es sind hier immer wieder dieselben Schlagwörter, die man hört, denn Schlagwörter sind jetzt an der Mode.

„Die Frauen müssen das Stimmrecht haben, denn sie haben im Kriege so vortreffliche Arbeit geleistet.“

Die Antwort wäre: erstens: „Sie, die die meiste Arbeit leisteten, die Landfrauen, denken gar nicht an das Stimmrecht.“

Zweitens. „Diese gute Arbeit ist ja grade ohne Stimmrecht getan.“

Drittens. „Soll eine Belohnung für Selbstverständliches erteilt werden?“

Viertens. „Für wen ist die Arbeit getan? Doch nur für das eigenste Lebensinteresse. Das Vaterland sind wir.“

Ein andres, oft gebrauchtes Schlagwort. „Ein Knecht, ein ungebildeter ‚Portier‘ darf stimmen, die gebildete Frau muß zu Hause bleiben.“

Antwort. „Es ist anzunehmen, daß Hindenburg und Ludendorff wohl etwas mehr von Politik verstehen, als die klügste Frau. Auch sie dürfen nicht wählen, und nicht deshalb, weil sie etwa ‚politisch unmündig‘ sind, wie man jetzt immer klagend von der Frau sagt.“

Weiter: „Für die Rechte der Frauen müssen Frauen eintreten.“

Antwort. „Die Frauen, die am meisten Zeit und Geschick für das öffentliche Leben haben, sind grade nicht die mütterlich empfindenden Frauen, sondern wohl kluge, aber mehr männlich gerichtete und geschulte Elemente, die die Interessen der Mutter und Gattin oft weniger vertreten werden, als es einem Familienvater möglich ist.“

„Wir sind aber da, für den Fortschritt zu arbeiten!“

„Was ist Fortschritt? Im Namen des Fortschrittes arbeiteten auch die Leute, die in den alten Städten das köstliche Schnitzwerk an den Häusern beseitigten und die banale Glätte einer billigen Modernisierung einführten. Wenn lebensvolle und künstlerische Gliederung einer flachen Gleichmacherei wich, glaubte noch jeder Dilettant, einen ‚Fortschritt‘ zu erleben.“

„Wie will man den Frauen wegen Untreife das Stimmrecht verweigern, da doch auch die Männer bis in allerhand Spitzen hinauf uns nicht grade das Bild großer geistiger Überlegenheit und Sicherheit zeigen?“

„Wenn soviel Männer im Völkerrat schon untreif sind, wollen wir dann die Zahl der Untreifen noch verdoppeln? Diese ganze Fragestellung ist schief. Das Stimmrecht ist keine Tüte Bonbons, vor der die kleinen Mädchen schreien: die dummen, ungezogenen Jungens haben davon gekriegt, nun wollen wir auch! Sondern die Frage muß lauten: „Dient das weibliche Stimmrecht dem Vaterlande zur Erhaltung und Mehrung seiner Größe und Kraft? Und womit ließe sich das erweisen?“

Zum Schluß von uns aus eine Gegenfrage:

„Warum soll das weibliche Stimmrecht grade während des Krieges, da die Männer draußen stehen, errungen werden?“ Wir warten auf Antwort.

\* \* \*

Etwa ein Drittel unsrer weiblichen Bevölkerung steht im Erwerbsleben. Freilich ist grade in den Jahren vom 30. bis 50., der besten Kraft,  $\frac{3}{4}$  der weiblichen Bevölkerung verheiratet und dadurch zumeist der Erwerbstätigkeit entzogen. Aber rechnen wir mit diesem Drittel, in das die Dienstboten eingeschlossen sind. So ergeben sich zwei Folgerungen.

Es ist ein ganzes Drittel unsrer Frauenwelt! Grund genug, für diese Millionen Arbeits- und Ausbildungsgelegenheit, freie, sichere, beglückende Lebens-

bedingungen in Menge zu schaffen. Dank und Anerkennung einer Frauenbewegung, die dies in Kampf und Mühe schuf und ordnete!

Aber es ist andrerseits nur ein Drittel. Zweidrittel unsrer Frauenwelt stehen unter anderen, ganz anderen Lebensbedingungen. Die Gefahr rückt heran, daß sie vergewaltigt werden sollen durch die Gesetze, die der Minderheit zuliebe errichtet werden.

Laßt uns dafür sorgen, daß diese geschützt werden, die sich nicht selber schützen, die aber Deutschlands Blüte sind und seine beste Kraft, die Frauen und Mütter, an denen des Landes Gesundheit und Hoffnung hängt!



## Abend · Von Richard D. Koppin

Nun stille sein —  
 Und ganz für dich allein  
 Den Stimmen lauschen  
 Um dich her ...  
 Menschenleer  
 Dehnt sich die Halde —  
 Wipfelharfen tauschen  
 Herüber vom Walde,  
 Träumerschwer.

Gräser singen ein seidenes Lied —  
 Tief im Ried  
 Lockt eine Nachtigall —  
 Weich ...  
 Quellen tropfen  
 Immer gleich —  
 Klopfen  
 Mit silbernem Fall  
 Den schimmernden Teich.

Zerrende Lichter  
 Lanzen im Moor —  
 Dicht, immer dichter  
 Wagen  
 Lichtblasse Sterne  
 Leise tastend sich vor.  
 Aus Nebelferne  
 Tönt Turmuhrschlagen ...  
 Tag schloß sein Tor.



# Der Mann ohne Vaterland

Von Karl Hildebrand=Leipzig



Der Teufel hole die Vereinigten Staaten! Ich wollte, ich brauchte nie wieder etwas von ihnen zu hören!“ Diese Worte, von geballter, auf den Tisch schlagender Faust bekräftigt, sprach 1806 vor einem Militärgerichte der Leutnant Philipp Nolan, der sich von den lockenden Ausichten Burrs, des Vizepräsidenten unter Jefferson, hatte blenden lassen und an dessen Empörung und Abenteuer, ein südliches Königreich zu errichten, teilgenommen hatte. Er wurde mit seinem Chef gefangen genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Den Großen ließ man laufen; die kleinen Sündenböcke wurden verurteilt. Aus dem Gefühle ungerechter Behandlung heraus erfolgte der vorgemeldete wütende Ausbruch Nolans.

Die Offiziere des Militärgerichtes hatten den Befreiungskrieg mitgemacht und verurteilten das Niederreten der Idee, wofür sie ihr Leben eingesetzt hatten, auf eine besondere Art. „Der Leutnant ist des Landesverrates schuldig“; — so lautete das Urteil — „er soll nie wieder etwas von den Vereinigten Staaten hören.“ Nolan lachte. Er lachte auch, als er an Bord eines Kriegsschiffes als Gefangener gebracht wurde; er hielt das alles für eine kurze Possie, für eine Laune der Urtheilenden, seinem Wunsche sich anzupassen und zeigte großes Vergnügen an der Seereise. Aber das Lachen verging und das Vergnügen schwand, als er nach Ablauf der Kreuzerfahrt des ersten Schiffes auf ein zweites und drittes gesetzt wurde. Die dämmernde Gewißheit, daß es für ihn keine Heimkehr gäbe, hatte schon bei der zweiten Umladung einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Die Strafe, die anfangs so mild erschien, war die allerhärteste, trotzdem er unbeschränkten Verkehr mit den Offizieren an Bord hatte und trotzdem der Befehl geachtet wurde, mit Anstand seiner zu begegnen und ihn nie fühlen zu lassen, daß er ein Gefangener sei! 20 Umladungen auf Kreuzerfahrten, 20 schwere Enttäuschungen der immer wiederkehrenden Hoffnung hat er in den Jahren von 1807 bis 1863 über sich ergehen lassen. Das Vaterland, das er verleugnet hatte, sah er nie wieder, und in seiner Gegenwart ist in all den Jahren nie von dem Lande seiner Sehnsucht gesprochen worden, wie es das Urteil verlangte.

Ja, das Land seiner Sehnsucht! Denn sein Leben war ein Leben der Reue, ein Gutmachen und Vergessenmachen seiner Leichtfertigkeit. Während des Krieges mit England verdiente er sich in einem kurzen Kampfe mit einer englischen Fregatte einen Ehrensäbel und einen lobenden Bericht nach Washington. Es ist ein Rätsel geblieben, warum auch bei späteren Versuchen nach Erlösung des Heimatlosen nichts erfolgte. Bei einem Brande des Regierungsgebäudes in Washington waren die Akten des Prozesses mitverbrannt. War es dies? Glaubte man nicht an die Existenz eines solchen Mannes? War die Gegenorder verloren gegangen? Nolan starb, fast 80 Jahre alt, mit einem Gebete für sein Vaterland, das ihn über Gebühr gestraft hatte. In seiner zweiten Heimat, im Meere, liegt er begraben.

Das alles ist kein Märchen; und doch wieder ist es eins. Sogar ein deutsches könnte es sein! Die Nutzenwendung möge uns der reuevolle Heimatlose selbst geben. Bei einer besonderen Begebenheit hatte er Veranlassung und Gelegenheit, einem jungen Leutnant gegenüber seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und den Schmerz ausströmen zu lassen in seiner ganzen Gewalt, als sie unter der Flagge des Vaterlandes in einem Boote allein saßen. „Ach, das Vaterland, die Heimat, die alte Flagge da! Junge, denke an nichts, als ihnen zu dienen, und wenn dieser Dienst dich durch die Hölle jagte! Laß keinen Abend vorübergehen, an dem du nicht Gott bittest, die Flagge zu segnen, und was dir auch begegnet, wer dir auch schmeichelt und wer dich lockt, — sieh keine andre an! Hinter allen, mit denen du verkehrst, steht dein Vaterland und dem gehörst du an wie deiner eigenen Mutter. Schande und Schmach auf den, der seine Mutter verläßt, der andere Stimmen mehr achtet, als die Stimme seines Landes! Schande und Schmach auf den, dem nicht die Ehre seines Vaterlandes und seine Größe und Stärke seine eigene Ehre und seine Größe und sein Stolz ist! O Gott, wenn ein Mensch zu mir so in meiner Jugend gesprochen hätte!“



## Abgelöst in den Frühling!

### Vom Kriegsfreiwilligen Alfred Hein

Als wir im Frühlicht aus dem Graben kamen, war der Frühling da.  
Die durch das Trommelfeuer abgestorbenen Sinne  
Wurden des hellen Leuchtens in den Wolken inne,  
Und jeder still verlächelnd in das Blaue sah!

Da flogen Lieder durch den Marsch! Und froh,  
Als kämen wir aus Himmeln, nicht aus Höllen,  
Als wär'n wir über Blumen, nicht Geröllern,  
Schmutz, Leichen schußgehebt gehaftet, so

Prangten die Gesichter! Worte warfen  
Sich übermütig frisch von Mund zu Mund!  
Auf unsre Schätzchenbriefe warteten im Grund  
Schon Veilchen ... Und wie Friedensharfen

Der Wind in Knospenästen selig klang! — — —  
Und als das lust'ge Marschlied stummte,  
Ein kleiner Vogel hier, ein kleiner da schon summt — — —:  
O Ruhe, Frühling, Sehnsucht, Glücktausch, Sonnenaufgang!







## Die deutschen Kohlen- und Eisenerzlagerstätten als Machtfaktoren im Weltkriege

**D**er Krieg hat uns mit erschütternder Klarheit die geographischen Tatsachen vor Augen geführt, aus denen die in dem großen Geschehen um uns wohl unaufklärteste Lage erwuchs, daß das Landgebiet eines Siebzigmillionen-Volkes mit den von nicht viel weniger Millionen bewohnten Ländern seiner Verbündeten zu einer belagerten Festung werden konnte. Diese unsere Lage inmitten eines fest geschlossenen Ringes von starrenden Waffen, die jetzt bewußt gewordene Gefahr, daß der uns umbrandende Haß einer Welt von Feinden eine gleiche oder noch schlimmere Lage, in der auch die schmalen, uns jetzt noch verbliebenen Ausfallspalten versperrt werden könnten, in Zukunft abermals herbeiführen kann, legen unserer Staatsleitung für die Friedensverhandlungen eine ungeheure Verantwortung gegenüber der Zukunft unseres Vaterlandes, gegenüber unseren Kindern und Kindeskindern auf.

Der Verlauf des Krieges hat uns gezeigt, was unserem Lande als Ausgleich gegen die Gefahren seiner geographischen Lage nützt. In erster Linie und vor allem brauchen wir Grenzen, die so weit gezogen sind, daß das in ihnen wohnende Volk auch bei völliger Einschließung auf Jahre hinaus ein autarkisches Dasein findet. Dann aber benötigen wir, und dieses Erfordernis ist nicht minder wichtig, innerhalb unserer Landesgrenzen alle die Hilfsmittel, die notwendig sind, um einem Volksheer, das einer Welt in Waffen die eiserne Stirn bieten soll, die Rüstung zu schmieden. Denn wir wissen heute, daß nicht nur zu Riesenheeren zusammengeballte Menschenmassen den modernen Krieg entscheiden, sondern vor allem auch die in ihren Dienst gestellten Kampf- und Abwehrmittel einer vollendeten Rüstungstechnik. Deren erste Voraussetzung ist aber das Vorhandensein einer auf hoher Entwicklungsstufe stehenden Industrie, ganz besonders einer machtvollen Kohlen- und Eisenindustrie. Was die deutsche Volkswirtschaft auf diesem Gebiete in wenig mehr als vier Jahrzehnten geschaffen hat, ist weitesten Volksschichten durch den Krieg eindringlich vor Augen geführt worden. Weniger bekannt ist es dagegen, wie die Grundlagen beschaffen sind, auf denen sich die beiden Industriezweige aufbauen: im wesentlichen die deutschen Lagerstätten an Kohle und Eisenerz. Die vielfach anzutreffende Unkenntnis dieser Grundlagen ist in hohem Maße bedauerlich. Denn ohne eigene Bodenschätze wäre das Fortbestehen unserer Eisenindustrie in einem Kriege, wie wir ihn jetzt zu führen haben, nicht möglich, es wäre also auch die Verstärkung und Unterhaltung der eisernen Rüstung unserer Wehrmacht in dem notwendigen Ausmaß nicht durchzuführen, und wir würden damit der Gnade der Feinde ausgeliefert sein. Ausreichende Kohlen- und Eisenerzlagerstätten sind deshalb gerade für uns wegen der geo-

graphischen Lage unseres Vaterlandes die entscheidenden Machtfaktoren des Weltkrieges und etwaiger zukünftiger Kriege.

Betrachten wir die Verhältnisse etwas näher und wenden uns zunächst der Kohle zu. Die vier großen Steinkohlenegebiete Deutschlands, in Niederrheinland-Westfalen, an der Saar sowie in Ober- und Niederschlesien und einige weitere, weniger wichtige Bezirke brachten im letzten vollen Friedensjahre, dem Jahre 1913, eine Steinkohlenförderung von 192 Millionen Tonnen hervor. Dazu trat, in der Hauptsache aus dem rheinischen Braunkohlenbezirk und den mitteldeutschen Fördergebieten, eine Braunkohlenförderung in Höhe von 87 Millionen Tonnen, so daß Deutschland insgesamt über eine jährliche Kohलगewinnung von fast 280 Millionen Tonnen verfügte. Dieser gigantischen Förderung stand ein Verbrauch gegenüber, der zwar auch ins Riesenhafte ging, an die Höhe der Förderung aber bei weitem nicht heranreichte. Er betrug im Jahre 1913 rechnerisch 250 Millionen Tonnen, so daß uns ein Uberschuß der Förderung gegenüber dem Verbrauch in Höhe von annähernd 30 Millionen Tonnen verblieb. Wenn trotz dieser überaus günstigen Verhältnisse die Wasserwege der Nord- und Ostsee Jahr um Jahr riesige Schiffsloadungen englischer Steinkohle in unser Vaterland brachten, wenn gleichzeitig die österreichischen Schienenstränge und die Elbe zahllose Wagen- und Kahnloadungen böhmischer Braunkohle nach Deutschland führten und auch andere Länder uns jährlich Hunderttausende Tonnen Kohle lieferten, so war das in geographischen Verhältnissen begründet, die einestheils der deutschen Kohle weite und teure Bahnwege nach großen deutschen Verbrauchsgebieten auferlegten, andernteils der ausländischen Kohle in billigen und verhältnismäßig kurzen Wasserstraßen günstige Wettbewerbsmöglichkeiten boten. Im Wechsel gegen die eingeführten ausländischen Kohlenmengen gingen aber diese weit überwiegenden Ladungen deutscher Kohle ins Ausland, besonders das benachbarte, das den vornehmlich an den Reichsgrenzen gelagerten deutschen Steinkohlenbezirken geographisch als natürliches Absatzgebiet bestimmt erscheint. Einer Gesamtkohleneinfuhr von noch nicht ganz 19 Millionen Tonnen stand so eine Ausfuhr deutscher Kohle in Höhe von 47 Millionen Tonnen, also eine mehrfach größere Menge, gegenüber.

Den großen Förderzahlen des deutschen Kohlenbergbaues entspricht die Stärke der Quellen, aus denen er schöpft. Auf Grund genauer tatsächlicher Kenntnis von Mächtigkeit und Verbreitung der Flöze berechnen unsere Geologen den „sicheren“, nach den heutigen Verhältnissen abbaufähigen Kohlenvorrat in nicht unter 1500 Meter Tiefe und den bauwürdigen Vorrat, d. i. der in Flözen von einer bestimmten Mindestmächtigkeit, auf 82 Milliarden Tonnen, wozu noch Braunkohlenvorräte treten, die nach einer veralteten, wahrscheinlich sehr erheblich zu niedrigen Berechnung 10 bis 13 Milliarden Tonnen betragen sollen. Neben den als sicher bekannten abbaufähigen und -würdigen Vorräten birgt der deutsche Boden weitere ungeheure Steinkohlenschätze, die entweder unter der oben genannten Tiefengrenze liegen, oder von den Geologen als „wahrscheinlich“ und „möglich“ berechnet worden sind. Faßt man diese Mengen mit den als sicher bekannten zusammen, so kommt man allein für Steinkohle zu einer Vorratszahl von über 400 Milliarden Tonnen, aus denen unser Kohlenbedarf für Jahrhunderte gedeckt werden kann.

Hinsichtlich einer der wichtigsten Rohstoffverfügungsfragen, der Kohlenbedarfsdeckung, brauchte uns also die englische Kriegserklärung vom 4. August 1914, die den Ring um unser Vaterland weiter verengern sollte, nicht zu erschüttern. Hier standen wir auf eigenen festen Füßen. Wenn trotzdem in der späteren Kriegszeit auch bei uns über zeitweise recht empfindlichen Kohlenmangel geklagt werden mußte, so sind diese Verhältnisse, wie die vorhergehenden Ausführungen zeigen, nicht eine Frage unserer Kohlenlagerstätten oder der technischen Leistungsfähigkeit unseres Bergbaues, sondern lediglich eine Frage der Arbeiterzahl, nachdem das Heer auch auf den Arbeiterbestand der Kohlengruben in steigendem Maße zurückgegriffen hatte, zeitweise auch nur eine Transportfrage.

Ist das Bild, das uns die Verhältnisse der Kohlenversorgung Deutschlands jetzt und für eine weite Zukunft bieten, somit überaus befriedigend, so stellen sich die Verhältnisse der deutschen Eisenindustrie wesentlich anders dar. Zwar nicht ihre Leistungsfähigkeit ist es, die irgendwelche Bedenken erwecken müßte, denn Deutschland steht mit seiner Eisenindustrie an zweiter Stelle unter den Eisen erzeugenden Ländern, nachdem die englische Eisenerzeugung durch die deutsche schon kurz nach Beginn unseres Jahrhunderts überflügelt worden ist. Im letzten vollen Friedensjahre bezifferte sich die deutsche Roheisenerzeugung auf 19,3 Millionen und die Stahlerzeugung auf 18,9 Millionen Tonnen, von denen, in unverarbeiteter und verarbeiteter Form, Mengen im Werte von über 2 Milliarden Mark jährlich an das Ausland verkauft werden konnten. Dagegen ist es in der Versorgung unserer Eisenindustrie mit Rohstoffen, besonders dem wichtigsten Grundstoff, dem Eisenerz, nicht so bestellt, wie es ihre Wichtigkeit für die Volkswirtschaft und besonders ihre Bedeutung für die Kriegswirtschaft, wenn ausländische Bezugsquellen abgeschnitten sind, erfordern. Die Versorgungsverhältnisse des Jahres 1913 verdeutlichen uns diese betrübende Lage.

Legen wir unserer Betrachtung der Versorgung Deutschlands mit Eisenerz im letzten vollen Friedensjahre die Rechnung Eigenförderung plus Einfuhr minus Ausfuhr zugrunde, so kommen wir zu einer Versorgungszahl von rund 47,3 Millionen Tonnen, von denen nach Abzug der nicht sehr bedeutenden Ausfuhr 33,3 Millionen Tonnen aus dem Inlande und 14 Millionen aus dem Auslande stammten. Ist schon nach diesen Zahlen der Anteil des ausländischen Eisenerzes in die Augen springend, so erweist er sich als noch stärker, wenn man den verschieden hohen Eisengehalt des in- und ausländischen Erzes in Rechnung stellt, da das eingeführte Eisenerz weit reichhaltiger ist als das deutsche. Einem durchschnittlichen Eisengehalt des deutschen Eisenerzes von noch nicht ganz 34 % steht ein solcher des ausländischen von etwa 55 % gegenüber. Nach dem Eisengehalt war auf Grund dieser Zahlen das deutsche Erz im Jahre 1913 nach Abzug der Ausfuhr an unserer Versorgung mit 9,7 Millionen Tonnen, das ausländische mit 7,7 Millionen beteiligt, das heißt, daß unser Eisenerzbedarf des Jahres 1913 zu 44 % aus dem Auslande gedeckt wurde. Unsere Eisenindustrie kann sich also in normalen Zeiten nur zu wenig mehr als der Hälfte ihres Bedarfs auf die heimische Eisenerzförderung stützen.

Ein Glück ist es unter diesen Umständen für unsere Kriegswirtschaft, daß ein erheblicher Teil der ausländischen Erze aus einem Staate stammt, der zu den wenigen Ländern gehört, die uns im Kriege ihre Sympathie bewahrt haben und zu dem uns die Verbindung nicht abgeschnitten werden konnte, nämlich den schwedischen Erzlagerstätten, aus denen im Jahre 1913 unter Hinzurechnung der Einfuhr aus Norwegen 38 % unserer gesamten Eisenerzeinfuhr, auf den Eisengehalt bezogen, herrührten. Ein Glück war es ferner, daß unsere Heere in ihrem ungestümen Siegeslauf der ersten Kriegswochen wichtige Teile der reichen französischen Eisenerzbeden eroberten und unserer Eisenerzeugung dienstbar machten. Hätte auch in Schweden ein anderer Begriff der Neutralität Platz gegriffen, als er Gott sei Dank besteht, wäre uns das Kriegsglück in Frankreich weniger hold gewesen, so hätte es in der Versorgung unserer Eisenindustrie mit Erzen und damit unserer Heere mit Waffen und Munition verhängnisvoll ausgefallen. Denn unsere eigene Eisenerzförderung reicht, wie schon die vorstehenden Versorgungszahlen gezeigt haben, zur Deckung unseres Bedarfs bei weitem nicht aus.

Die Ursache der Unfähigkeit unserer Eisenerzförderung, den Bedarf zu decken, ist darin zu suchen, daß unsere Lagerstätten zwar absolut nicht unbedeutend, verhältnismäßig aber gänzlich ungenügend sind, den gewaltigen Anforderungen unserer Eisenindustrie zu entsprechen. Die neueren geologischen Berechnungen unsere Bodenschätze an Eisenerz, die ohne jede Voraussetzung unter den heute geltenden Bedingungen gewonnen werden könnten, einschließlich der luxemburgischen auf 2,8 Milliarden Tonnen, neben denen noch etwas über 1 Milliarde Tonnen vorhanden sind, deren Gewinnbarkeit „vom Eintritt weniger

und leicht erfüllbarer Voraussetzungen“ abhängt. Die außerdem noch vorhandenen Erzvorräte sind wahrscheinlich erheblich, aber zahlenmäßig nicht bekannt und erst unter den veränderten Wirtschaftsbedingungen einer fernen Zukunft verwertbar; sie müssen deshalb hier unberücksichtigt bleiben. Unsere Erdschätze an Eisenerz, mit deren Gewinnbarkeit heute gerechnet werden kann, betragen also annähernd 4 Milliarden Tonnen. Das ist, absolut betrachtet, eine imposante Zahl. Sie schrumpft aber schon sehr zusammen, wenn man berücksichtigt, daß von der Gesamtmenge 2,6 Milliarden Tonnen, also weit mehr als die Hälfte, auf das niedrighaltige lothringisch-luxemburgische Eisenerz, die Minette entfallen, für die nur mit einem durchschnittlichen Eisengehalt von etwa 30 % gerechnet werden kann. Noch bescheidener, im Hinblick auf die Zukunft sogar beängstigend bescheiden erscheinen die Vorräte, wenn man sie zu der Eisenerzmenge in Beziehung bringt, die wir ihnen jährlich entnehmen. Unsere Jahresförderung an Eisenerz betrug, wie weiter oben schon ausgeführt wurde, im Jahre 1913 rund 36 Millionen Tonnen. Unter Berücksichtigung der zu erwartenden starken Steigerung unserer Eisenerzförderung in der Nachkriegszeit und angenommen, daß unsere heute noch nicht berechneten Eisenerzvorräte für eine längere Reihe von Jahrzehnten noch nicht in Angriff genommen werden können, würden wir auf Grund der ganz rohen, hier aber genügenden Rechnung Eisenerzvorräte: Jahresförderung zu dem Ergebnis kommen, daß unsere heute bekannten und bauwürdigen Eisenerzvorräte nur noch für einen Zeitraum von etwa vier bis fünf Jahrzehnten reichen.

Wir haben eingangs unserer Ausführungen schon auf die zur Allerweltweisheit gewordene Tatsache hingewiesen, daß Feldherrngenie und Massenheere allein den modernen Krieg nicht mehr entscheiden und daß als mitentscheidender Machtfaktor des Krieges der Aufwand eines Riesenapparates mechanischer Kampf- und Abwehrmittel zu ihnen getreten ist, dessen Erstellung und Unterhaltung eine breite Kohlen- und Eisenerzgrundlage zur Voraussetzung hat. Die nach vorstehenden Ausführungen in wenigen Jahrzehnten zu erwartende Erschöpfung unserer Eisenerzlager eröffnet somit einen niederschmetternden Ausblick für die Sicherheit unserer vaterländischen Verteidigung in einer nahen Zukunft.

Erfreulicherweise bietet uns jedoch die Kriegslage die Möglichkeit, in den geschilderten Verhältnissen eine wesentliche Besserung herbeizuführen. Die Gebiete Frankreichs, die von der eisernen Faust unserer Heere umspannt sind, bergen reiche Eisenerzlager, besonders an der deutsch-lothringischen Grenze. Der besetzte Teil des Eisenerzbedens von Briey-Longwy umfaßt schätzungsweise einen Eisenerzreichtum von 2,3 Milliarden Tonnen, der dazu berufen erscheint, die Minettelager Deutsch-Lothringens zu einem für viele Jahrzehnte vergrößerten Reservoir zu gestalten. Für uns und unsere demnächstigen Friedensunterhändler erhebt sich deshalb die nicht zu umgehende Forderung: Hände auf die Taschen! Wir müssen einen Teil dessen behalten, was unsere Brüder gegen den Überfall des Erbfeindes mit Leben und Blut errungen haben. Die Sicherung der vaterländischen Verteidigung für eine weitere Zukunft fordert gebieterisch den Besitz des französischen Erzbedens von Briey und Longwy, der durch eine Grenzberichtigung von wenigen Quadratkilometern Umfang herbeizuführen ist.

R. Bierbrauer



## Die Fünfzigjährigen

**B**u einem amerikanischen Geschäftsmann kommt ein ausgewandelter Deutscher: „Herr, nehmen Sie mich in Arbeit! Ich bin zwar schon über fünfzig Jahre alt, kann aber noch mindestens ebensoviel wie ein Junger leisten.“ Der Amerikaner sieht erstaunt den Bittsteller an: „Ist das in Deutschland so Sitte, daß auf die Arbeit der Fünfzigjährigen verzichtet wird? Ich verlange eine bestimmte Arbeit und bezahle sie. Können ihr die Arbeit leisten, so geht mich euer Alter nichts an!“

In der Tat, meint der „Vorwärts“, es ist so, daß man in Deutschland dem mehr als Fünfzigjährigen, der Arbeit irgendwelcher Art sucht, nicht mehr viel Leistungskraft zutraut und ihn in neunzig von hundert Fällen abweist. Man prüft gar nicht erst, was er kann, man weist ihn ab, weil er „zu alt“ ist. Als der Weltkrieg sich in die Länge zog, schien das anders werden zu wollen. Mit einem Male erkannte man die Leistungsfähigkeit des Fünfzigjährigen, weil man ihn nötig brauchte. Je mehr jüngere Leute zu den Waffen gerufen wurden, und je mehr Lücken dadurch auf allen Arbeitsgebieten entstanden, desto lauter wurde der Ruf nach Erfas, der nur in den älteren Jahrgängen gefunden werden konnte.

Können die Fünfzigjährigen oder die noch älteren überhaupt Erhebliches leisten? Jener Amerikaner, frei von dem Vorurteil, das bei uns lange genug und sehr tief eingegriffen war, sagte sich: „Traue ich dir nichts mehr zu, dann darf ich auch mit nichts mehr zutrauen, sobald ich dein Alter erreicht habe.“ Der praktische Geschäftsmann weiß insbesondere zu schätzen, daß ältere Leute auf vielen Arbeitsgebieten erfahrener, zielsicherer, sorgfältiger und zuverlässiger sind als jüngere Menschen. Natürlich wird es Fünfzigjährige geben, die so gelebt haben oder so ausgenutzt sind, daß sie tatsächlich mit ihrer körperlichen und geistigen Kraft schon weit hinter dem Durchschnitt stehen. Die Mehrzahl der Fünfzigjährigen kann aber ohne jeden Zweifel auch sehr hohen Ansprüchen genügen.

Was haben die Fünfzigjährigen während des Weltkrieges geleistet? An Mannschaften wie an Offiziere wurden ohne Rücksicht auf das Alter die denkbar höchsten Anforderungen gestellt. Und dann blühte man auf die vielen Sehtausende von Älteren hinter der Front, die Ärzte, Krankenpfleger, Eisenbahner, Postbeamten, Industriearbeiter, Handwerker und alle die ungezählten anderen, die an dem Riesenapparat des vaterländischen Hilfswerkes mitarbeiteten, die zahlreichen mehr als fünfzig Jahre alten Frauen nicht ausgenommen. Ungebeures ist da im einzelnen und in der Gesamtheit geleistet worden. Viele, die Arbeit zu vergeben und bisher gedankenlos das Vorurteil gegen Befahrtheit mitgemacht hatten, waren ehrlich erstaunt, wie tapfer die ehemals „zu alten“ ihre Pflicht erfüllten. Vielleicht regte sich hier und da auch das Gewissen.

Wird man diese Arbeitsfähigkeit der Fünfzigjährigen auch in Zukunft anerkennen? Was an schönen Worten aufgebracht werden konnte, das haben wir bei uns im Weltkriege gehört. Nur zu leicht vergißt sich solche erhebende Sprache des Herzens und der — Not. In einem Staate, der diese Erfahrungen gesammelt hat, darf das sozial brutale „zu alt“ in der früheren Form keine Berechtigung mehr haben. Wer mit fünfzig und mehr Jahren fähig ist, Erhebliches zu leisten, muß Gelegenheit erhalten, sein Können zu beweisen. Vor allem müssen die Staats- und Gemeindebetriebe gründlich umlernen, nicht nur von sich aus, sondern auch mit ihrem Einfluß auf die großen Privatunternehmen. Sind die Fünfzigjährigen und noch Älteren zur Arbeit gut in Zeiten der Not, so soll man sie unter anderen Umständen nicht abschütteln und die noch Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen aus törichten Vorurteilen oder aus roher Gewinnsucht dem Elend preisgeben. Im anderen Falle muß folgerichtig das Recht auf Altersrente — auf 50 Jahre herabgesetzt werden.



## Erinnerungsstränge

**M**an wagt kaum von denen zu sprechen, die jetzt daheim sterben: ihr Schicksal, das sie erst im fruchtbarsten Herbst dahintrafft, scheint so gütig und milde im Vergleich zu dem der Unzähligen, die aus der Erntearbeit des Sommers gerissen werden oder gar im erst blühenden Frühling. Doch fühlen wir ja gerade jetzt, wie es des Schaffens aller bedarf zum Gelingen des großen Ganzen, und so legen wir dankbar einen Kranz der Erinnerung auf die Gräber jener, die irgendwie und irgendwo zur Bereicherung dieses Daseins mitgeholfen haben.

Mit Hanns von Zobeltitz ist einer der lebenswürdigsten Menschen gestorben, denen ich je begegnet bin. Und diese Lebenswürdigkeit zählt doppelt, denn er war Redakteur, ein Beruf, der auch die reichste Fülle eingeborener Muttermilch frieblicher Dentungsart in gärenden Drogen Gift zu wandeln imstande ist. 27 Jahre lang hat er die Redaktion des „Dahems“ geführt, wohl seit ihrer Begründung ist er in der der Velhagen & Klasing'schen Monatshefte tätig gewesen, dazu kam dann seine Mitwirkung bei den zahlreichen Monographien und anderen Unternehmungen des Verlags. Nur wenn sich mit riesiger Arbeitskraft der sichere Redaktionsinstinkt mit höchster Gewissenhaftigkeit eine doch leichte Hand vereiniget, vermag man, eine derartige Berufslast so lange zu tragen, ohne griesgrämiger Menschenhasser zu werden. Zobeltitz war der Redakteur-Kavalier, wenigstens bei uns in Deutschland ein sehr seltenes Gewächs, an dessen Gedeihen bei ihm der Landebelmann und der Offizier gleichen Anteil hatten. Die strenge Selbstucht des letzteren darf nicht unterschätzt werden, solange die Selbsterziehung immer die beste Vorbereitung für den Erzieherberuf an anderen — ein solcher aber ist der Redakteur — ist.

Aber Zobeltitz hat neben seiner riesigen Berufstätigkeit nicht nur die Zeit für ein reges gesellschaftliches Mitleben behalten, sondern sich auch Laune und Frische für sein ausgezeichnetes Erzählertalent bewahrt, dem eine treue Leserschaft über ein Viertelhundert Bände verdankt. Schon als Offizier hatte er unter dem Pseudonym Hanns von Spielberg, der durch Auslassung zweier Buchstaben aus dem Namen seines heimatlichen Gutes Spiegelberg gebildet war, seine ersten Erzählungen veröffentlicht. Das erste Buch führte den Titel „Gräfin Langeweile“, und es ist, als ob er auf der Spitze seines Regens das ausgespuckt habe, was er zeitlebens am meisten gehaßt und auch erfolgreich belämpft hat, eben die Langeweile. Bücher wie „Auf märktischer Erde“, „Marshall Vorwärts“ und aus der letzten Zeit „Sieg“ und „Prinzessin aus Java“ lassen es doch nicht zu, diese Seite seines Schaffens mit einer vornehmen Handbewegung abzutun. Jedenfalls sind Hunderte der mit höchsten Ansprüchen auftretenden Romane und Novellen, die in diesen 30 Jahren der Romanschriftstellerei Zobeltitz und der jeweils herrschenden Mode als literarische Rundgebungen ersten Ranges gepriesen worden sind, längst völlig im Meere der Vergessenheit versunken, während seine Bücher noch immer gern gelesen werden. Sie sind vorzügliche Unterhaltungswerte, ausgezeichnet durch gute Beobachtung, sichere Charakteristik, ausgesprochenes Erzählertalent und darüber hinaus durch eine vornehme, echt männliche und echt deutsche Gesinnung. Zobeltitz ist 65 Jahre alt geworden, der Tod des hochtragenden und kräftigen Mannes ist auch Nahestehenden unerwartet gekommen. Am jetzigen Kriege hat er, der als halbflügger Jüngling den Feldzug von 1870 mitgemacht hatte, leidenschaftlichen Anteil genommen. —

Fast um zehn Jahre älter ist Timm Kröger geworden, von seiner kerndeutschen Art abgesehen in allem ein Gegensatz des Jüngeren, eine stille, von der Welt sich abschließende Natur, langsam schaffend, das, was man als Gesellschaft bezeichnet, auch als Schriftsteller meidend; ihm kam es ganz auf die Darstellung der seelischen Entwicklung des Einzelmenschen an. Mit sich selber fertig werden ist das Hauptziel seiner fein ziselirten Novellen. Die enge

Heimat gibt den Hintergrund. Wir haben das Lebenswerk des Heimgegangenen, der auch dem Lürner ein lieber Mitarbeiter war, anlässlich des Erscheinens der Gesamtausgabe seiner Werke geschildert und können uns heute damit begnügen, eindringlich auf diese sechs gewichtigen bei Jansen in Hamburg erschienenen Bände zu verweisen. R. St.



## Jenseits von Schützengraben und Stachelbraut

**J**enseits von Schützengraben und Stachelbraut, die in den verfloffenen vier Jahren unserem inneren und äußeren Leben und Erleben den Stempel aufdrückten, blühten diese beiden vor mir liegenden Bücher auf — Karl Grubes „Bei deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens“ (Verlag Th. Weicher, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) und P. Bräunlichs „Kurländischer Frühling im Weltkrieg“ (Verlag der Täglichen Rundschau).

Wohl blühen sie jenseits der Schützengräben, ferne dem Ringen und Erleben dieser Tage, und doch — beide wurzeln sie tief in dem wundenverschorften und tränengedüngten deutschen Vaterlande. Beide stehen sie mahnend und wegweisend vor uns und, gebe es der Himmel, — auch in uns. Sagen uns beide, sei es für das gefährdete Deutschland Brasiliens, sei es für die geknechteten deutschen Brüder des Baltenslandes, eindringlich, daß die unermesslichen Blutopfer dieses gigantischen Ringens nicht für ein Scheidemännisches—Erzbergerisches enges und beengtes Deutschland gebracht wurden, sondern für ein sich aufreckendes, neidbefreites Deutschland, das deutschen Fleiß und Regsamkeit auch jenseits unserer Grenzpfähle zu schützen weiß. — Und nun zu den Büchern selbst. Verfolgen und erreichen sie auch beide das gleiche Ziel, so doch mit verschiedenen Mitteln, in künstlerisch ungleicher Wertigkeit. . . Karl Grube schildert in wohl etwas bilderarmer, doch herzerfreischend klarer Sprache seine Reise in Südbrasilien. Eine glückliche Beobachtungsgabe und der Umstand, die besten unserer deutschen Kolonisten in Südbrasilien kennen zu lernen und sich in tiefschürfenden Gesprächen bereichern zu dürfen, geben uns, die wir mit offenen Augen lesen wollen, beträchtliche Werte in die Hand. Schon im Vorwort steht sein Programm fest, nämlich die Beweisführung anzutreten, daß alle Auslandsdeutsche ein geistiges Band umschlingt und das, was deutsch ist, auch deutsch bleiben wird und muß, wenn wir daheim — und darin liegt die Mahnung beider Bücher — sie wurzelecht und wurzelgesund uns zu erhalten wissen. Mit offenem Herzen und offenen Augen hat Grube Brasilien bereist und sein Loblied klingt echt und glaubwürdig, das er auf die deutschen Siedlungen Südbrasilien anstimmt zum Unterschiede von den Bindestrich-Amerikanern, die nur zu oft „Dollarkita“ als „Yankee-Guano“ dienen, — wenn er Joinville und Blumenau als Oasen wahrer deutscher Kultur anspricht. Unermülich hat der Verfasser mit den Kolonisten Fühlung gesucht, deren Denken und Fühlen übereinstimmen mit dem, was Grubes Urwaldphilosoph, ein ehemaliger Leutnant aus dem Feldzuge von 70/71, sagt: „Den deutschen Rastengeist können wir bei uns nicht brauchen, denn hier ist jeder Germane Edelblut, der letzte Urwaldbauer wie der reiche Handelsherr in Porto-Alegre und Rio de Janeiro. Was deutsch ist in Brasilien, muß fest zusammenstehen. Wer sich von der allgemeinen Menschenverbrüderung schnell und gründlich kurieren lassen will, der studiere in Brasilien die Erfolge der Rassenmischung. Der Deutsche hält sich hier rassistischer und kommt vorwärts. Aber wir brauchen hier nicht nur derbe deutsche Fäuste, sondern auch wirklich feine deutsche Köpfe! Und daran fehlt es noch bedenklich. Namentlich das Großkapital sollte nicht so „bangbüchsig“ sein. Wenn Sie heimreisen, dann kündigen Sie bitte daheim den Forschenden an, daß hier ein reiches herrliches Land den Brautkuß der germanischen Kultur erwartet. Aus Brasilien muß und wird etwas werden, und ehe John Bull und Onkel Sam hier einhaken, sollte Michel seine Pioniere zu friedlichem Wettbewerb

senden. Wir brauchen Häute und Köpfe, guten Willen und gutes — Geld! Sagen Sie das bitte daheim . . .“ — Und an einer anderen Stelle heißt es von dem Wettbewerbe um die Führung auf handelspolitischem Gebiete: „England will die reichen Bodenschätze ausbeuten, das Großkapital ist schon mobil gemacht, und John Bull pumpt lächelnd den Negerbaskarden Millionen. Englisches Kapital und Yankeegold sichern sich heute die reichsten Minen. Deutsche Ingenieure entdeckten sie, John Bull und Bruder Jonathan kaufen sie. Trotzdem die Exportfirmen in den beiden Nordstaaten Para und Amazonas ebenso wie die an dem Rautschultransport beteiligten Dampfer fast durchweg deutscher Nationalität sind, geht fast die ganze Rautschulproduktion nach London. Auch hier wieder die alte Sache: der englische Zwischenhändler macht den Weltmarktpreis. Die smarten Yankees möchten namentlich deshalb Brasilien ‚kapern‘, um den lästigen Baumwollkonkurrenten unschädlich zu machen. Und noch etwas anderes. Die japanische Einwanderung nach Brasilien nimmt beständig zu. Zwischen Tokio und Rio de Janeiro werden eifrige Verhandlungen gepflogen, um den Bevölkerungsüberschuß aus dem Reiche der aufgehenden Sonne nach dem Lande des südlichen Kreuzes abzulenken. Ja, es soll sogar ein Übereinkommen bestehen, nach welchem beide Staaten die Hälfte der Überfahrtskosten für die Auswanderer bestreiten. Also, Michel, halte die Ohren steif und behaupte dich endlich einmal in diesem reichen Zukunftsland als zielbewußter Mitbewerber und nicht als Hans der Träumer, der überall zu spät kommt.“ — Immer wieder klingt es durch Grubes tapferes und gutes Buch: Unser Versagen, wenn es sich um die leidige Politik handelt. Der Deutsche hat es auch hier wieder nicht verstanden, sich politisch zur Geltung zu bringen, ganz im Gegensatz zu den Italienern und Polen. — Angst, irgendwen zu provozieren, falsche Bescheidenheit sind die Beweggründe. Ersteres mag wohl etwas für sich haben, die Lufobrasilier sind Fanatiker der Politik. Doch deren Stunden scheinen gezählt zu sein. Tuberkulose und Lues dezimieren dieses wenig bildungsfähige Mischblut. — Erfreuliches weiß Grube aus dem Staate Rio Grande do Sul zu berichten, wo Schweizer, Österreicher, Holländer und Skandinavier als germanisches Blut fest zusammenhalten, so daß selbst die Eingeborenen sich bequemen müssen, die deutsche Sprache zu erlernen. Ein treffendes Beispiel von dem Erfolge eines gestärkten deutschen Selbstbewußtseins. Im Gegensatz hierzu das klägliche Versagen der „Kompromiß- und Utilitätsmenschen“ in Joinville, wo es in dem bekannten Rechtsstreite des Deutschen Kullak bei einer deutschen Bevölkerung von 80 % geschehen konnte, daß der Pöbel Kullak zwang, die brasilische Flagge zu küssen! Und noch von einer weiteren Gefahr für das Deutschtum in Südbrazilien spricht der Verfasser: Die Jesuiten. — In Porto Alegre erscheint eine Zeitung „Deutsches Volksblatt“, die es sich angelegen sein läßt, wenn es die Interessen der reichsdeutschen Zentrumsparthei erheischen, deutsche und völkische Regungen zu verhöhnern. Wie der deutsche Kaiser, das Volk, die Protestanten und der Reichstag in diesem Blättchen angepöbelt werden, ist hier im Auslande bei seiner großen Verbreitung doppelt gefährlich und widerlich. Grube schließt sein Buch mit den beherzigenden Worten: Was Engländer und Yankees, Franzosen und Italiener schon lange tun, muß auch der Deutsche lernen: Rücksichtslose Unterstützung aller Germanen über See. —

Um dem Buche P. Bräunlichs, in dem nicht nur auf der Titelseite vom Frühling geschrieben steht, sondern aus dessen Seiten uns ein feiner, herber Frühlingsatem entgegenweht, gerecht zu werden, genügt es, das hier wiederzugeben, was ein hervorragender Baltensführer nach der Lektüre dem Verlage geschrieben hat: „Das Werk Bräunlichs verkündet ja etwas, aber es ist zart und sinnig und wirbt um Liebe für unser liebes, deutsches Land. Über Rurland und seinen deutschen Bewohnern liegt etwas Ursprüngliches, ja Urwüchsiges. Die einen freuen sich daran, die anderen nennen es Rückständigkeit. Manche verdrießt es, daß baltische Geschichte einen baltischen Typ erzeugte. Sie finden uns knorrig und wollen uns schnell behobeln, damit wir hübsch in Ihren Balkasten hineinpaffen. Andere meinen, daß man die zadigen Eichen in der Halbe, die so wachsen, wie die Stürme sie formen, nicht deshalb zu tabeln braucht, weil



sie anders wurden als all die Bäume, die sich in zu dichten Beständen mühsam zum Lichte durchreckten. Bräunlich habe ich lieb gewonnen, weil er still sinnend durchs Land gewandert ist und beobachtet hat, wie Kurland arbeitet, nicht wozu man es verarbeiten könnte. Das danke ich ihm, daß er hinbröte, was in unseren schlafenden Wäldern rauscht und raunt und nicht darauf aus war, zu berechnen, was für Möbel sich aus ihnen machen ließen in Berliner Tischlereien, an die wir übrigens gern liefern wollen, denn wir wollen nicht nur beobachtet, sondern auch gebraucht werden.“

Und wenn wir im Anschluß an diese Zeilen die Klage der Balten lesen:

„Wer ist in der Welt so arm wie wir,  
So rechtlos und verlassen?  
Das eigne Reich zertritt uns schier  
In seinem blindwütenden Hassen.  
Gott sel's geklagt, im Kriegesbrand  
Wir Balten haben kein Vaterland.“

Dann spüren wir die Größe ihres Herzeleides, die ihnen ihre innere Zerrissenheit, verursacht durch den Weltkrieg, gebracht hat: Deutsche Treue, die sie in ihrem dem Zaren geleisteten Treueid auf Rußlands Seite riß, lag mit ihrem tiefinnerlichsten und echtesten deutschen Empfinden, das sie, den Regungen des Herzens folgend, an die Seite ihrer Blutsbrüder drängte, im harten Widerstreit. Dann spüren wir auch, wie blutig sie die Dornenkrone der Achtung drückte: „Ein Balte hat nie Verrat geübt!“ — Und von dem Martyrium unter der Moskowiter Regierung künden jene Worte, die ein Baltensführer im Juli 1916 von der Kanzel von St. Marien zu Danzig sprach: „Man wollte uns unter Rußlands Macht anders machen, als wir sind und denken. Das haben wir nicht gelitten. Darum haben wir so viel gelitten. Wir sind ein evangelisches Volk und ein deutsches Volk. Man hat uns klein machen wollen, aber man hat uns nicht klein gekriegt. Man hat unsere Söhne ins Feld geschickt, um gegen unsere deutschen Brüder zu kämpfen. Und da riß das Band.“ — Frühlingsduft entströmt diesem Buche, und wie Frühlingsglocken klingen die Worte, die an die hohen Tage Wittembergs erinnern: Für seine lutherische Kirche hat sich der kurländische Adel seit alters große Opfer auferlegt. Kirche und Schule sind den Balten das Höchste und gaben ihm das Beste. Und auch der gemeinsame deutsche Glauben wird es sein, der einmal Balten und Letten zusammenführen wird. Schon heute sind die Letten kaum mehr als fremdsprachige Deutsche. Ihr gesondertes Sprachgebiet und das sich von andern abschließende Volkstum nach diesem Kriege sich zu bewahren, wird ihnen unmöglich sein.

Ein Baltensführer sprach angesichts des anhaltenden Geburtenrückganges von einem Aussterben der Letten. Gerade an dieser Stelle weist der Verfasser auf die große Gefahr hin, die uns vor Kriegsausbruch vom Osten drohte: „Schon standen 300000 Russen vor der Tür, das Erbe der Letten anzutreten. Bauern aus dem Innern des Reiches in dieser gewaltigen Zahl auf den kurländischen Kronsgütern anzusiedeln, hatte die russische Regierung beschlossen. Sie wären der Vortrupp einer riesenhaften Völkerwanderung gewesen.“ — Auch ein anderer Ausspruch eines Balten sollte uns zu denken geben: „Rehren die Russen nach Kurland zurück, dann ist unseres Bleibens dort nicht mehr. Mit oder ohne Schuße laufen wir dem letzten deutschen Landwehrmanne nach!“ — Doch darf es dahin kommen? — „Nein, Baltentreue und Baltenleid hat besseren Lohn verdient. In Livland und Estland, so gut wie in Kurland schreit durch den Kampf von Jahrhunderten geheiligte Erde nach endlicher, voller Befreiung vom Druke einer auf Vernichtung ausgehenden Fremdherrschaft.“ — Und der Weg? — Der Verfasser weist ihn uns: „Jene Länder deutscher Kultur müssen heraus aus dem russischen Reichsverbande. Die Sicherheit unseres Vaterlandes erfordert gebieterisch die Vorschübung seiner Grenzen bis zur alten Völkerscheide am Peipussee. Reinesfalls kann das Deutsche Reich

tatenlos zusehen, wie zwei Millionen Deutsche in Europa vor seinen Augen abgewürgt werden. Aus ihrer deutschen Heimat darf kein westliches Sibirien werden, wo Rußland Reentruppen heranzieht für den großen Rachezug gegen Deutschland.“

Kein Geringerer als Bismarck war es, der in seiner Ostmarkenpolitik die Bedeutung der Länder gen Sonnenaufgang neu entdeckte und damals viel Spott und Widerspruch weckte. Und heute geht wieder einmal Kreuzfahrerstimmung durch das deutsche Volk, doch ein friedliches Werk der Beglückung und Befreiung soll es werden!

„Nun Deutschland gilt's! Nun raff' dich auf!  
 Jetzt rette dein altes Land.  
 Läßt Asiens Horden du den Lauf,  
 Verlierst du den deutschen Strand.  
 Nun packe mit festem Griffe, was dein  
 Und was dir stammverwandt.  
 Nicht soll es mostowitisch sein —  
 Nein, deutsch — das Baltensland.“

O. Boettger-Seni



## Stilwandler und -Forderungen

**A** Carl O. Hartmann, der Verfasser einer ausgezeichneten „Geschichte der Baukunst“ und des weltverbreiteten kleinen Handbüchleins der „Stilkunde“ in der Göschenschen Sammlung, hat unter dem Titel „Stilwandler und -Forderungen in den angewandten Künsten“ (München, R. Oldenbourg; 2. A.) ein Büchlein herausgebracht, das weit über den reichen Inhalt an tatsächlichem Material hinaus wertvoll ist durch die klare Erkenntnis innerlich treibender Kunstkräfte. Die Tatsache, daß unserer Kunst der innere Zusammenhang mit unserm Volkstum verlorengegangen ist, hat sich zu Beginn des Krieges mit einer so elementaren Kraft der allgemeinen Erkenntnis aufgezwungen, daß man sie sich jetzt nicht nachträglich durch irgendwie interessierte Kreise sollte wegschwächen lassen. Nachdem die allgemeine Auflehnung ihr zunächst die Rede verschlagen oder bei den ganz Geschwinden ein rasches Umsatteln bewirkt hatte, hat sich unsere Kunstkritik inzwischen wieder erholt und plätschert nun, eigentlich noch anmaßender als zuvor, im alten Wasser weiter. Die meisten Deutschen haben ja jetzt Wichtigeres zu tun; sie sind von dem Kampf um Sein und Nichtsein ihres Volkstums so in Anspruch genommen, daß sie kaum für anderes mehr Zeit und Sinn haben. Das benutzen jene Kreise, die sich von „nationalistischen Wallungen unberührt zu halten“ verstehen, um sich in jenen Gebieten die endgültige Herrschaft anzueignen, die ihrer Natur nach dem Kriegserleben fernstehen. Wer nicht absichtlich blind und taub ist, kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß auf dem ganzen Gebiete der Kunst die wenn nicht anti-, so doch anationalen Kräfte zurzeit emfiger und anmaßender am Werke sind, als jemals zuvor; sie haben in den ersten Kriegsmonaten ihre Herrschaft wanken fühlen, sind dadurch gewarnt und nun dabei, ihre Stellungen mit allen Mitteln auszubauen, um den bevorstehenden Angriffen nach Friedensschluß gewachsen zu sein.

Es ist nun außerordentlich schwierig, sich der suggestiven Gewalt einer mit höchster Sicherheit und obendrein mit einer Art fanatischer Verzücktheit auftretenden Kunstschriststellerei zu entziehen. Neben dem Zuckerbrot für die Gläubigen, denen die Zugehörigkeit zur Gemeinde der Geschmacksvollen täglich gewährleistet wird, hat man auch die Peitsche zur Hand für die Widerwilligen, denen es von Ruchständigkeit, Kulturwidrigkeit und amüslichem Barbarentum nur

so um die Ohren schlägt. Meistens geben sie leider klein bei, wenigstens für die Öffentlichkeit, und die anmaßenden Herrschaften mit dem großen Worte sind bald allein unter sich.

Da kann nun ein Büchlein, wie das vorliegende, wahren Segen stiften. Ohne daß es der Verfasser darauf angelegt hat, gibt es eine vernichtende Kritik unserer üblichen Kunstschritstellerei während der letzten zwanzig Jahre. Vor allem das erste Kapitel „Stilwandelungen“ ist im Grunde eine Satire, über die man herzlich lachen könnte, wenn man diese Entwicklungszeit für wirklich abgeschlossen halten dürfte und nicht für die Zukunft die Fortdauer der gezeigten Zustände erwarten müßte. Daß der Verfasser sich fast ganz auf angewandte Kunst beschränkt, ändert nichts an der Allgemeingültigkeit seiner Ausführungen, und ein jeder wird unschwer die Erweiterung und Nutzenwendung auf das ganze Kunstgebiet ziehen können. Hartmann zeigt, wie die Umgestaltung unseres sozialen Lebens, die damit verbundene Fülle neuer Aufgaben für unsere Kunst den Boden bereitet hatte für die allgemeine Erkenntnis der Wahrheit des vom weitauschauenden Semper geprägten Forderung: „Die Lösung der modernen Aufgabe soll aus den Prämissen, wie sie die Gegenwart gibt, frei heraus entwickelt werden. Aber während Semper die Aufgabe lösen wollte, „mit Berücksichtigung jener traditionellen Formen, die sich Jahrtausende hindurch als unumstößlich wahre Ausdrücke und Typen gewisser räumlich und strukturell formeller Begriffe ausgebildet und bewährt haben“, betonte die neue Bewegung das Herausarbeiten aus den neuen Aufgaben im Grunde weniger bejahend für das Neue, als verneinend gegen das Alte. Der Widerspruch gegen die fernere Verwendung der historischen Stilformen, die Ablehnung jeglicher Verbindung mit der Überlieferung, sind eigentlich die einzigen Grundsätze, die immer durchhalten, während die bejahenden Forderungen sich eigentlich von Jahr zu Jahr ändern. Er ist aber ganz natürlich, daß aus einem vorwiegend verneinenden Standpunkt niemals ein neuer Stil aufgebaut werden kann. Denn alle Stilkraft ist einem solchen Grade Bejahung, daß alles Stilmäßige überhaupt erst Stilegeltung erlangt, wenn es sich zur allgemeinen Anerkennung durchgesetzt hat. Die Geschichte unserer angewandten Kunst von der Geburt des sogenannten Jugendstils in der Darmstädter Ausstellung um 1900 bis zum Kriegsausbruche, läßt sich wie eine Geschichte aus dem Irrenhause, erst recht, wenn man sie sich aus der gleichzeitigen Kunstkritik zusammenschreibt. Wie da dieselben Leute alle paar Jahre ein ganz anderes Gestaltungsprinzip als Offenbarung verkünden, alles andere, auch ihren eigenen zurückliegenden Glauben, verdammen und überhaupt ohne jeglichen Zusammenhang mit der Vergangenheit oder dem Volkstum der Gegenwart, womöglich mit dem Kampfrufe der „Freiheit“ lediglich ihre persönliche Meinung eines verstorbenen Kunsthochmutes gelten lassen wollen — das ist ein derartig lächerliches Bild, daß man ruhig diese ganze Gesellschaft und ihr Treiben sich selbst überlassen könnte, wenn es noch wahr wäre, daß Lächerlichkeit tötet. Da das aber nicht der Fall ist, da vielmehr in einer dienstwilligen Presse diese Gruppe von Kunstschritstellern dauernd an der wechselseitigen Beweiskrämerung, vor allem aber an der eigenen Verklärung tätig ist, wird eine rücksichtslose Aufklärung der Allgemeinheit höchstes Gebot.

In diesem Sinne bedaure ich die gelegentliche Zurückhaltung in dem vorliegenden Buche, so begreiflich sie ist, aber wenn der Verfasser sehr richtig betont, „daß der wichtigste Faktor für die Stileinheit in der durch die Abstammung und die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum bedingten geistigen und schöpferischen Veranlagung der Künstler liegt“, so ergibt sich doch ganz von selbst, daß der ungeheure Anteil der Juden an unserer Kunstschritstellerei eine gesunde Entwicklung zum Stile einfach unmöglich machen muß. Gerade wenn man sich nicht zu einem billigen Antisemitismus bekennt, muß man hier die größte Schwierigkeit für die zukünftige Entwicklung unseres ganzen Kunstlebens sehen. Hartmann hat sicher recht, wenn er behauptet, „daß die Erfolge des Künstlers und seine Fähigkeiten für die Mitarbeit an der Entwicklung des Zeitstils in der ästhetischen Interessengemeinschaft zu seiner Umwelt wurzeln und daß diese nur dann zu tieferer Wechselwirkung gelangen kann, wenn sie angeboren ist, also

auf die Gemeinsamkeit des engeren Volkstums sich gründet, aus welcher sowohl der Künstler wie auch sein Interessentenkreis hervorgegangen ist. Im Kunstleben einer Nation spielt also die Künstlerindividualität nur diejenige Rolle, die ihr durch das Wesen ihres Volkstums zugewiesen ist“. Auch folgende Sätze sind unwiderleglich wahr: „Es gibt keinen großen Geist, dessen Art nicht irgendwie durch seine Nationalität, seine Abstammung und den Boden, dem er entwachsen ist, bestimmt wäre. In der ganzen Entwicklungsgeschichte der Kunst sehen wir, wie bis in die neueste Zeit hinein die dauernden und epochemachenden Persönlichkeiten gerade daraus erwuchsen, daß sich in ihnen der Geist ihres Volkes und ihrer Zeit potenzierte. Soweit wir auch in der Vergangenheit Umschau halten . . ., zeigt sich uns, wie deren Erfolge darauf beruhten, daß sie das Wesen ihres Volkstums am trefflichsten aussprachen. Von dem Zeitpunkt an, mit welchem das Volk in ihren Schöpfungen sein Wesen, den Ausdruck seiner eigenen Gedanken erkannte, jauchzte es ihnen zu, eiferte ihnen nach, verbreitete und vervielfältigte ihre Werke und sah in diesen den Stil seiner Art und seiner Zeit.“

Machen wir uns diese Tatsachen recht klar, so müssen wir die geradezu verzweifelte Tragik erkennen, in die uns der ungeheure Anteil der Juden an der Kunstschriftstellerei, der Tages- und Zeitschriftenpresse, bringt. Denn der Jude kann dieses Verhältnis zum Volkstum und seiner inneren Überlieferung nicht haben; er ist, soweit er nicht sein eigenes Judentum verkündet, Gegner jedes Volkstums und aller Überlieferung, daher das ständige Gerede von der Internationalität der Kunst, daher die stete Betonung der Forderungen des neuen Geistes, der „Moderne“. Es ist eine Ungerechtigkeit, den Juden aus diesem Verhalten einen Vorwurf zu machen, denn wenn sie ehrlich sind, können sie zu keinem andern kommen, sobald sie sich von einem nationalen Judentum befreit haben. Mir sind diese national bewußten Juden, die Zionisten sowohl wie die Kreise um Martin Buber nicht nur sympathischer, sondern auch kulturell wertvoller, trotz ihrer zuweilen grotesken Selbstüberhebung, an der gemessen der von jener Seite so emsig bekämpfte Germanendünkel derer um Gobineau kindlich bescheiden ist. Aber hier steht wenigstens offen eine Volks- und Weltanschauung gegen die andere, während die anderen stets dabei sind, die Grundmauern und Stützen eines starken deutschen Volksbewußtseins in der Kunst zu unterwühlen und zu zernagen. Ich sehe kein anderes Gegenmittel, als die Bestärkung jedes einzelnen Deutschen in der ihm eingeborenen Fühlweise für Kunst und dem ihm natürlichen Verlangen nach einer seinem Volkstum entsprechenden Formgestaltung. Dafür kann dieses Büchlein Karl O. Hartmanns gute Dienste leisten, es ist dazu angetan, den deutschen Formwillen zu stärken, und wenn dieser wirklich zu einer Macht heranreift, muß er auch seine Erfüllung finden in einem deutschen Stil. R. St.



## Jesus aus Nazareth

Biblisches Oratorium für Soli, Kinderchor, Chor, Orchester und Orgel  
von Gerhard von Reußler

Deutsche Uraufführung am 2. und 3. März in Elberfeld

**R**eußlers „Jesus aus Nazareth“, der im Sommer 1917 unter Leitung des Komponisten durch den „Deutschen Singverein“ in Prag erstmalig aufgeführt wurde, beansprucht in der Entwicklungsgeschichte des Oratoriums eine besondere Bedeutung, sowohl was die Anlage und Fassung des Textbuches als auch die musikalische Behandlung des Stoffes anbetrifft. In „Jesus von Nazareth“ sehen wir einen hervorragenden, wohl-gelungenen Versuch, über die bisher gewohnte Art biblischer Oratorien hinauszugehen. Reußler

gibt nicht die Evangelienzerzählung durch einen Evangelisten in Form von Rezitativ und Arie wieder: er folgt dem modernen Zuge der Zeit und Kunst, indem er den Bericht über Jesu Leben und Wirken nur musikalisch durch das Orchester malt und ihn dadurch dem Verständnis nahezubringen sucht. Durch dieses neue Verfahren wird allerdings die Erzählung nicht ohne weiteres wie früher durch Anwendung musikalischer Kunstformen (Rezitativ, Arie usw.) verständlich, aber sie ist doch dem inneren Sinne nahegebracht. Sattvoll und feinsinnig hat Reußler den biblischen Jesus behandelt. Geburt und Auferstehung sind als Geheimnisse geschaut und werden von der gläubigen Gemeinde durch Choralgesang (Gelobet seist du Jesu Christ — Christ ist erstanden — Christ fuhr gen Himmel) gefeiert. Mit dieser Auffassung wird sich jeder einverstanden erklären können, handelt es sich doch um Dinge, die wohl nach der Bibel geschichtliche Tatsachen sind, aber trotzdem Geheimnisse des Glaubens bleiben. Ein mystischer Hauch liegt über Reußlers ganzem „Christus aus Nazareth“, was dem gesamten Kunstwerk nur zum Vorteil gereicht. In der Auswahl des Stoffes fehlt kein wesentliches Stück. In wenigen, trefflich gezeichneten Bildern tritt Jesus vor unser Auge, wie er bereinst auf Erden wandelte. Geschichte ist in die neutestamentliche Erzählung Weisagung und Psalm des Alten Testaments verwoben. Eine sinnige Zwischenhandlung leitet zum 2. Teile des eine dreistündige Aufführungsdauer beanspruchenden Stückes über. Die Stimmen des alten Bundes weist die Gemeinde zurück, die in das neue Jerusalem einziehen will. „Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue.“ Zuvor muß den Erlöser selber durch Leiden und Sterben zur Herrlichkeit eingehen, um die Gläubigen dann zur rechten Zeit nachzuholen. Reich an Feinheiten ist der 2. Teil: Einsetzung des heiligen Abendmahles, die Worte Jesu am Kreuze; der Triumphgesang „Christ ist erstanden“ am Schlusse des Stückes, womit das himmlische Königtum Christi herrlich zur Darstellung kommt. Nur ein Künstler, der persönlich in die großen Geheimnisse der christlichen Kirche eingedrungen ist, konnte ein literarisches Kunstwerk formen, welches, fußend auf Evangelium, Weisagung, Psalm und Choral, einen lebendigen, biblischen Gottes- und Menschensohn ergreifend vor das äußere und innere Auge stellt.

Im Mittelpunkte der musikalischen Behandlung steht der Chor, teils als Gemeinde Jesu, teils als realer Betrachter. Der evangelische Choral spielt wie in den Passionsmusiken und Kirchenkantaten des Thomaskantors eine führende Rolle; durch ihn werden Gefühl, Leidenschaft, Demut, Furcht, Schmerz, Anbetung überzeugend und nachhaltig zum Ausdruck gebracht; bald stellt er einen lyrischen Ruhepunkt, bald einen dramatischen Akzent dar. In letzterer Hinsicht ist am Schluß des 1. Teiles das alte Kampf- und Truglied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ von machtvoller, erhebender Wirkung.

Aus dem Munde eines Kinderchores vernehmen wir im Verlauf der Handlung die Kunde von Jesu Wundertaten mit der Bitte um seinen Schutz und Schirm.

„Lieber Herr Jesu, bleibe bei uns!  
 Seit daß du auf Erden weltest  
 Und die kranken Menschen heilest  
 Und gesegnet hast das Brot:  
 Das du mit den Sündern teilest —  
 Gibt es keine Hungersnot,  
 Keine Krankheit, keinen Tod; —  
 Lieber Herr Jesu, bleibe bei uns!“

Dieses gläubige Bekenntnis und diese rührende Kinderbitte verfaß der Künstler mit einer schlichten, vollstämmlichen Vertonung, die ganz besonders stimmungsvoll wirkt

Gegenüber dem Chor, dem die Hauptaufgabe zufällt, treten die beiden Solisten — Tenor und Alt —, namentlich der Alt, in den Hintergrund. Der Lieddichter läßt sie durchweg nur dann vor oder nach dem Chor auftreten, wenn es sich um eine dramatische Steigerung oder Wirkung

handelt. Aus der ihnen dadurch im Rahmen des Gesamtwerkes zugewiesenen Stellung erklärt es sich, daß wir im Gegensatz zum klassischen Oratorium eines Bach, Händel u. a. aus dem Munde der beiden Solisten in „Jesus aus Nazareth“ kein Rezitativ, keine Arie vernehmen. Die Tenorsoli charakterisieren Jesus in großzügigen Strichen als Menschen, wie er sich gab als Bußprediger in der Bergpredigt, als Kinderfreund, in der Abendmahlsfeier, den Seelenkämpfern in Gethsemane, dem Tode am Kreuze.

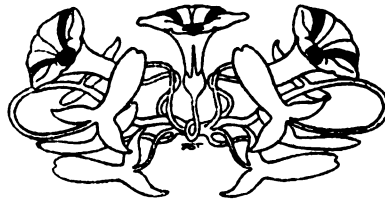
Die den Solo-Aktstimmen zugewiesenen wenigen Textstellen sind lyrisch-betrachtender Art.

Der erzählende Evangelist des alten Oratoriums fehlt. An seine Stelle tritt das Orchester-zwischenpiel. Verschiedene, im Textbuche kurz wiedergegebene Geschichten aus dem Leben Jesu — Jesu Taufe; Versuchung; das Bekenntnis der Jünger: „Du bist Gott, denn du bist die Liebe“ — Johannes Botschaft an Jesus, Einzug in Jerusalem, Gebetskampf in Gethsemane, Verurteilung — modern in sinfonischer Form durch Orchesterfäße illustriert, wobei das ausgezeichnete Bibelwort dem Hörer die Orchesterprache aufschleift und verständlich macht. Wir haben in „Jesus aus Nazareth“ also zum ersten Male eine Art geistliche Programmmusik im größeren, modernen Stile vor uns; in ihr findet tiefe Symbolik, Kleinmalerei (Jesu Zusammenbrechen unter der Kreuzeslast), Naturalismus (Tempelreinigung) neuartigen, beredten Ausdruck, worauf näher einzugehen leider der Raum verbietet. Von inniger Gefühlswärme ist die Orchestermusik zwischen Abendmahlsfeier und Gefangennahme. Andere Glanz- und Höhepunkte des herrlichen Werkes sind: Schluß des 1. Teiles (Ein' feste Burg!); das zarte, sinnige Kinderlied „Bleibe bei uns!“; die mystische Abendmahlsfeier; das in verklärte Farben und Klänge getauchte „Vater Unser“; die Worte am Kreuze; die Auferstehung und Himmelfahrt mit dem jubelnden: Christ ist erstanden! Christ fuhr gen Himmel!

Reußlers Tonprache ist gekennzeichnet durch großen Ernst, abgeklärte Tiefe und Verinnerlichung; sie nimmt ihren Ausgang von der universalen Kunst eines S. Bach, dessen Stil sie modernisiert. Meisterhaft instrumentiert, verdeckt das Orchester niemals die Singstimmen.

Dank einer vorzüglichen Aufführung durch einen gut geschulten Chor (Elberfelder Konzertgesellschaft unter Leitung von Professor Buchs-Düsseldorf in Vertretung des erkrankten Professors Dr. Hahn-Elberfeld) hatte das neue Oratorium einen von keiner Seite her bestrittenen, durchschlagenden Erfolg. Reußlers „Jesus aus Nazareth“ bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte des Oratoriums; er wird sich seinen Weg in die weitere Öffentlichkeit von selber bahnen.

H. Dehlerking





## Der Krieg

**E**lemenceau und Graf Czernin — jeder weiß, worum es sich handelt. Die Wiener Regierung hat die Behauptung Clemenceaus, Kaiser Karl habe in brieflichen Äußerungen „den gerechten Wünschen Frankreichs auf eine Rückerwerbung Elsaß-Lothringens zugestimmt“, weiterhin noch betont, sein Minister des Äußeren sei der selben Meinung, als „von Anfang bis zu Ende erlogen“ bezeichnet. Und in dem Telegramm Kaiser Karls an Kaiser Wilhelm heißt es: „Obwohl ich es . . . für überflüssig halte, auch nur ein Wort über die erlogene Behauptung Clemenceaus zu verlieren, liegt mir doch daran, Dich bei dieser Gelegenheit erneut der vollständigen Solidarität zu versichern, die zwischen Dir und mir, zwischen Deinem und meinen Reichen besteht. Keine Intrige, keine Versuche, von wem immer sie ausgehen mögen, werden unsere treue Waffenbrüderschaft gefährden.“

„Die Partie ist zu Ende gespielt“, erklärt die „Tägliche Rundschau“. „Gegenüber einer so entschiedenen Stellungnahme Wiens gibt es kein Markten mehr. Herr Clemenceau dachte eine Sprengbombe zu werfen, einen unwiderstehlichen Reil zwischen uns und unseren Verbündeten zu treiben. Die Sache aber endet mit einem Bündnisbekenntnis der entscheidenden Stellen der Habsburger Monarchie, wie wir es in so starker Betonung kaum jemals vernommen haben. Sowohl die Drahtung Kaiser Karls wie die Erklärung des Wiener Auswärtigen Amtes arbeiten den Bündnisgedanken und den Gedanken des Verbundenseins auf Gedeih und Verderb so entscheidend heraus, daß daneben selbst die Anprangerung Herrn Clemenceaus als des Weltlügenmeisters nur Nebensache wird. Diejenigen Kreise bei uns und in Österreich, die Lust hatten und etwa noch hätten, Fäden zwischen Wien und Paris über die Schweiz zu spinnen, werden sich sagen müssen, daß die Aussichten für einen Erfolg ihrer Mühen sich durch den Verlauf dieses Zwischenfalls nicht verbessert haben. Mag des Grafen Czernin Herr Revertera seinerzeit geflüstert haben, was er will, so wird es doch nach diesem Tag in Europa niemanden geben, der bezweifeln könnte, daß jetzt nur das gelten kann, was heute Kaiser Karl und das Wiener Auswärtige Amt laut vor aller Welt be-

kennen und verkünden. Dawider wiegt uns kein Wort eines Clemenceau, keine Geschichtsklitterung eines Painlevé. Es war eine falsche Spekulation von Clemenceau und seinen Schildhaltern, wenn sie annahmen, in den etwelchen einzelnen Unstimmigkeiten zwischen Berliner Stimmungen und Wiener Strebungen günstige Gelegenheit zu finden für einen solchen politischen Brunnenvergiftungsversuch größter Art. Man verkennt jenseits der Grenzen Mitteleuropas die Natur unserer Zusammengehörigkeit und unserer Meinungsverschiedenheiten. Man hat nun wohl drastisch genug erfahren, daß Meinungsverschiedenheiten mit unserem Verbündeten völlig, wie die in einer gesunden Familie, der Einmischung und Einwirkung mißwollender Dritter entzogen sind. Wo ein Dritter Miene macht, so wie Herr Clemenceau, vermutete Mißstimmungen auf seine unsaubere Weise ausnutzen zu wollen, da wird er stets von beiden Seiten aufs unzweideutigste sich aufgefordert fühlen, seine unsauberen Finger aus dem Spiel zu lassen. . . . Die Stimmen der österreichischen Mörser an unserer Westfront klingen uns wohl lautender als alle diplomatischen Erklärungen . . .“

Soweit, so gut — ist etwa die Meinung der „Deutschen Tageszeitung“, aber so ganz befriedigt ist sie durch die Wiener Erklärungen noch nicht: „Es bleibt ein Erdenrest, zu tragen peinlich.“ Also:

„Kaiser Karl und die Erklärung seiner Regierung heben beide zur Beleuchtung der Unwahrheit der französischen Behauptungen hervor, daß österreichisch-ungarische Truppen jetzt zusammen mit deutschen an der Westfront kämpfen. Wenn man in dieser Tatsache auch keinen Beweis gegen Behauptungen erblicken kann, die sich mit Dingen beschäftigen, welche sich vor reichlich Jahresfrist begeben haben sollen, so begrüßen wir naturgemäß vom bundesgenössischen Standpunkte die starke Hervorhebung in der Erklärung des Kaisers und der Wiener Regierung, daß man in Wien sich heute mit starker Ausdrücklichkeit auf den Standpunkt der Waffenbrüderschaft stellt. Kaiser Karl weiß seinerseits, mit welchem unübertreffbaren Maße an Treue der Deutsche Kaiser die Bündnisbeziehung zu Österreich-Ungarn seit seinem Regierungsantritt betrachtet und behandelt und wie Großes er gelegentlich für sie geopfert hat . . .“

Die Auslassung der Wiener Regierung lehnt die Beantwortung der Clemenceauschen Behauptungen im einzelnen ab und begründet die Ablehnung damit, daß sonst die zwei Haupttatsachen verdunkelt würden: daß Clemenceau eine Annäherung an Österreich-Ungarn gesucht und dann kundgetan hat, daß Frankreich ohne Elsaß-Lothringen für einen Frieden nicht zu haben sei. Wir halten trotzdem den Standpunkt des Grafen Czernin, nicht auf die Einzelheiten der Behauptungen Clemenceaus einzugehen, für unzweckmäßig und deshalb für bedauerlich, auch vom Standpunkte des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes. Das deutsche Volk im besonderen würde, soweit wir zu urteilen vermögen, besonderen Wert darauf legen, wenn Graf Czernin die Unwahrheit aller jener französischen Behauptungen nicht nur allgemein behauptete, sondern ganz und im einzelnen bewiese. Für den öffentlichen Eindruck in anderen Ländern wäre das ebenfalls wichtig gewesen. Wir betonen diesen Punkt um so mehr, als für uns jene zwei Tatsachen eines



Clemenceauschen Angebotes einerseits, des Anspruches auf Elsaß-Lothringen andererseits wirklich nicht von solcher Bedeutung sind, wie Graf Czernin sie ihnen zumißt, wobei wir keineswegs in Abrede stellen wollen, daß Graf Czernin selbst Gründe habe, die für ihn als zureichend erscheinen, jene beiden Punkte als besonders wichtig zu behandeln und auf sie die öffentliche Aufmerksamkeit in erster Linie zu lenken.

Der anderen ja für den Grafen Czernin programmatischen und deshalb so oft von ihm wiederholten Behauptung, welche er auch Herrn v. Rühlmann als Richtlinie gegeben hat, müssen wir auch heute ausdrücklich widersprechen: daß ‚der Krieg an der Westfront andauert, weil Frankreich Elsaß-Lothringen erobern will‘. Wir betonen noch einmal, daß diese Behauptung den Tatsachen nicht entspricht. Der Krieg ist nicht entstanden, weil Frankreich Elsaß-Lothringen haben wollte und haben will, und der Krieg dauert auch nicht aus diesem Grunde fort, sondern weil die beiden angelsächsischen Mächte dem Deutschen Reiche die Lebensfähigkeit rauben wollen. Wäre das nicht der Fall, so würde der Wunsch Frankreichs nach Elsaß-Lothringen kein Hindernis für den Friedensschluß sein, sondern die angelsächsischen Mächte würden Frankreich mit seinen Wünschen schon längst sich selbst überlassen haben ...“

So in der Abendausgabe, nach den amtlichen Veröffentlichungen. In der Morgenausgabe des selben Tages (11. April) schrieb die „D. Z.“ noch deutlicher: „Die bisherigen Veröffentlichungen des Grafen Czernin und Clemenceaus haben, ohne daß in jeder Einzelheit schon unbedingte Klarheit vorhanden wäre, doch gezeigt, daß Graf Czernin seit Jahr und Tag seinen Vertreter in der Schweiz sitzen hatte, und dieser versuchte mit dem Vertreter der französischen Regierung zu einem Ergebnisse auf Kosten der Zukunft des Deutschen Reiches zu gelangen. Wenn tatsächlich die damalige deutsche Regierung über diese Anfangsschritte und das Weitere immer unterrichtet gewesen ist, so kann man allerdings wohl begreifen, daß unsere Feinde an die moralische Durchhaltkraft und an den Siegeswillen des deutschen Volkes und seiner Regierenden nicht glauben wollten. Es ist ein beschämendes Bild, aber wir begrüßen mit Genugtuung, daß dieses Bild immer genauer und immer öffentlicher sichtbar wird. Graf Hertling mußte hier zunächst eine schlimme Erbschaft übernehmen.“

Jetzt fällt auch ein neues Licht auf die Verzichtresolution vom Juli 1917 und auf die geheimnisvollen Andeutungen ihrer Väter, man dürfe nicht vergessen, daß auf die Bundesgenossen Rücksicht genommen werden müsse, gerade in Beziehung auf das ‚Kriegsziel‘. Die Rolle Herrn Erzbergers wird in dieser Verbindung von einer freilich auch schon bisher beachteten Seite beleuchtet, denn Erzberger war nicht nur einer der Haupturheber, wenn nicht der Haupturheber der Verzichtresolution, sondern auch Vertrauter am Wiener Hofe, und jeden Augenblick in der Schweiz. Herr Scheide-  
mann aber tat auf der Reise nach Stockholm in Kopenhagen seine bekannte Äußerung, über Elsaß-Lothringen werde sich reden lassen. ... Ganz abgesehen aber

von dieser Frage [insbesondere auch der, wie weit die Wiener Politik an ihr beteiligt war. D. L.], wird es Herrn v. Bethmann Hollweg und seinen Paladinen und ebenso der Reichstagsmehrheit, vor Gott und der Geschichte ewig anhängen, in welche Niederung sie damals die Stimmung des Volkes und die Politik des Reiches haben gelangen lassen. Erst nach dem Kanzlerwechsel setzte die Hebung ein.

Nichts ist charakteristischer als jene vielbesprochene Rede Herrn v. Kühlmanns: man werde Elsaß-Lothringen wirklich nicht herausgeben, was freilich Blätter der Mehrheit und auch der Regierung nicht abhielt, lange Artikel über die elsass-lothringische ‚Frage‘ zu schreiben und ausführlich zu beweisen, daß und weshalb das Land deutsch bleiben müsse. Wir haben damals sofort auf das Erstaunliche und Beschämende der Tatsache hingewiesen, daß man als Gipfel des Wagemuts und des Siegeswillens, ja überhaupt als ‚Kriegsziel‘ des Deutschen Reiches die Weigerung hinstellte: Elsaß-Lothringen nicht herauszugeben. Der theatralisch-rednerische Aufwand Herrn v. Kühlmanns wirkte dabei nicht nur verlegend für das nationale Gefühl, sondern deutete indirekt an, daß über Rückgabe Elsaß-Lothringens irgendwie und irgendwo innerhalb der Centralmächte ‚Erwägungen‘ geschwehrt hätten. Wenn die Behauptungen des französischen Ministeriums auch nur zu einem Teile auf Tatsachen beruhen, so würden damit die dunklen und unerfreulichen Vorgänge des vergangenen Jahres noch nicht klar, aber wesentlich erhellt, und die Linie von Wien (über Rom?) nach der deutschen Verzichtseresolution usw. ziemlich sichtbar sein. So würde sich auch erklären, weshalb man in Frankreich und Großbritannien, in Italien und vor allem in den Vereinigten Staaten auf jene Kühlmannsche theatralische Rede kühl und sicher antwortete: das werde schwerlich das letzte Wort sein. Im August 1917 veröffentlichte das ‚Journal de Genève‘ einen langen Artikel über den neuen Staatssekretär Herrn v. Kühlmann aus London, in dem u. a. ausgeführt wurde, Herr v. Kühlmann sei so praktisch, daß man nicht überrascht werden könnte, wenn er im Vertrauen auf die wirtschaftliche Tüchtigkeit des deutschen Volkes Elsaß-Lothringen preisgäbe, um schnell den Frieden zu haben. Überhaupt war seit dem Frühjahr 1917 auf einmal Elsaß-Lothringen als ‚Frage‘ und ‚Kriegsziel‘ zum öffentlichen Gespräch in Europa geworden. Es bleibt noch aufzuklären, ob das von Wien ausgegangen ist, und ob und inwieweit die durch den Namen Bethmann Hollweg charakterisierten Mächte und Stimmungen beteiligt gewesen sind . . .“

Auch die amtliche Wiener Antwort auf die Clemenceauschen Behauptungen und den angeblichen Text des Briefes Kaiser Karls genügt der „D. L.“ (13. April) nicht, „die Dinge so klarzustellen, wie es wünschenswert und zweckmäßig wäre. Wir erfahren mit einigem Bestremden aus der Wiener Feststellung, daß Prinz Sixtus von Bourbon, der Bruder der Kaiserin Zita, ‚mit der Herbeiführung einer Annäherung der kriegsführenden Staaten befaßt war‘. War der Prinz Sixtus hierzu beauftragt oder war er ermächtigt, und wenn, von wem und in welchem Umfange und warum? War es aber, was schon wegen des

Briefwechsels mit dem Kaiser als ausgeschlossen erscheinen muß, ein Privatvergnügen des Prinzen, so wirft sich ohne weiteres die Frage auf, weswegen er nicht sofort desavouiert worden ist. Wir können uns wenigstens noch nicht zu der, wie es scheint, Mode werdenden Auffassung aufschwingen, daß jeder beliebige Privatmann, wenn er gerade nichts anderes zu tun hat, sich ‚mit der Herbeiführung einer Annäherung der kriegführenden Staaten befaßt‘. Wir vermögen andererseits der Czerninschen Auslegung nicht zu folgen, wenn er sagt, daß Clemenceau mit der ‚im Range weit über dem Minister des Äußeren stehenden Persönlichkeit‘ nicht den Kaiser, sondern den Prinzen von Bourbon gemeint habe. Zu einer solchen Auffassung liegt in der Tat nicht der mindeste Anlaß und Grund vor, im Gegenteil!

Die Stelle hinsichtlich Elsaß-Lothringens lautet dem von Clemenceau angegebenen Wortlaute entgegengesetzt. Wir hätten für richtiger gehalten, wenn die österreichische Regierung den ganzen Brief im Wortlaut veröffentlicht hätte, was um so näher läge, als ja aus der angeführten Stelle ersichtlich ist, daß der ganze Brief oder aber eine Abschrift von ihm in Wien vorhanden oder sonst erreichbar ist. Läge der ganze Wortlaut vor, so würde man auch ohne weiteres ersehen können, welchen Zweck jene Bemerkung Kaiser Karls hinsichtlich Elsaß-Lothringens verfolgte. Die Angabe der Wiener Regierung, es sei ein ‚rein persönlicher Privatbrief‘ gewesen, der keinen Auftrag an den Prinzen enthielt usw., genügt hier wirklich nicht. Vor allem scheint uns auch die Frage wichtig und deshalb nicht zurückstellbar, aus welchem Grunde und auf welche Anregung der Prinz Sixtus von Bourbon Dinge an seinen Schwager schrieb, welche derartige Antworten hervorriefen bzw. hervorrufen sollten. Mit welcher feindlichen Regierung oder Persönlichkeit stand Prinz Sixtus in Verbindung? Mit der belgischen, mit der französischen oder vielleicht, was aus manchen Gründen gar nicht unwahrscheinlich wäre, mit britischen Staatsmännern oder Fürstlichkeiten?“

Das Blatt geht dann nochmals auf die Zusammenhänge der Wiener Politik mit der deutschen Verzichtresolution vom Juli 1917 ein, insbesondere auf die Rolle Herrn Erzbergers, der auch Vertrauter am Wiener Hof gewesen sei: „Für die Einbringung der Verzichtresolution und für ihre Annahme ist ein Brief schlechthin maßgebend gewesen, welchen Graf Czernin an Kaiser Karl gerichtet hat. Graf Czernin erklärte in diesem Briefe, Österreich wolle und müsse unter allen Umständen bis zum Winter 1917 Frieden haben. Der Abgeordnete Erzberger hat diesen Brief in der Fraktion und im Reichsausschusse der Zentrumspartei zur Verlesung gebracht mit dem Bemerkten, er sei dazu von autoritativer Seite ausdrücklich ermächtigt worden. Daß diese ‚autoritative Seite‘ nicht in Berlin zu suchen war, braucht nicht betont zu werden. Der Abgeordnete Erzberger hat durch die Verlesung dieses Briefes damals die maßgebenden Organisationen des Zentrums für die Resolution gewonnen und die überaus lebhafteste Segnerschaft innerhalb der Partei mit zeitweiligem Erfolge bekämpft. Daß der Czerninsche Brief auch dem Grafen Hertling und dem Justizminister Dr. Spahn bekannt ist, ist selbstverständlich.

Jener Brief des Grafen Czernin an den Kaiser von Österreich ist den treuen

Händen des Abgeordneten Erzberger übergeben worden, damit dieser betriebsame und damals sehr mächtige Mann die Politik des Grafen Czernin im Deutschen Reich durchsetze. Graf Czernin wünschte zum Herbst 1917 Frieden, nachdem die russische Gefahr für Österreich-Ungarn durch das Deutsche Reich und dessen aufopfernde Hilfe gebrochen worden war. Graf Czernin verkündete seine ‚neue Weltordnung‘, deren Verwirklichung das Deutsche Reich zu Verkümmern und Ruin verurteilt hätte. Graf Czernin bzw. Wien suchte sich den Abgeordneten Erzberger mit genialer Intuition aus, um das Wiener Kriegsziel in Berlin durchzusetzen.“

Diese (und noch manche andere) Betrachtungen über die in jedem Falle tief bedauerliche und höchst peinliche Angelegenheit sind in mehr als einer Richtung so berechtigt wie unabweisbar. Es hat noch niemand geholfen, den Kopf in den Sand zu stecken, Tatsachen, die ihn höchst persönlich angehen, nicht sehen zu wollen. Indessen müssen wir uns mit der Sache abfinden, und so hat die „E. R.“ — zwar nicht ohne gewisse Vorbehalte — recht, wenn sie meint, daß nach dem Briefe des Kaisers Karl an den Deutschen Kaiser und den amtlichen Wiener Erklärungen der Fall für uns erledigt sein müsse: „Man mag es in Wien selbst heute bedauerlich finden, daß man im Jahre 1917, dem Jahre der Entmutigung, Friedensideen nachjagte, die zu keinem anderen Ergebnisse als dem der Bestätigung des Größenwahns der Entente und zu Verstimmungen und Wirrnissen im eigenen Lager führen mußten. Damals war Wien der Vergasungsherd für den Willen zum Durchhalten auch in Deutschland, und die berüchtigte Friedensentschließung des Reichstags vom 19. Juli ist Wiener Ursprungs. Die Vermittlung übernahm Herr Erzberger, auf dessen Wiener Reisen und Berichte wir damals eingehend hinwiesen, natürlich nur, um die übliche Ableugnung in der ‚Germania‘ und das Schweigen oder Angeifern der Mehrheitspresse zu ernten. Ein besonders gut unterrichtetes Blatt, die ‚Straßburger Post‘, sprach damals von ‚privatem Klatsch‘, der die Öffentlichkeit nichts angehe, und das ‚B. L.‘ hielt seinen Schild über Herrn Erzberger. Vielleicht ist man heute klarer darüber, was privat, was öffentlich ist, und auch darüber, wie notwendig es war, die trübe Quelle des Erzbergerischen Entmutigungsfeldzuges aufzudecken. Doch das sind vergangene Zeiten, über die uns der russische Zusammenbruch, der Ostfrieden und die Siege Hindenburgs in Ost und West, vor allem aber die ziel sichere feste Haltung unserer Heeresleitung hinweghelfen. Heute kämpfen österreichische und deutsche Truppen vereint im Westen, und Kaiser Karl hat seine Bündnistreue öffentlich und einwandfrei in herzlichen Worten vor aller Welt von neuem bekundet. Er wird auch wohl die Brüder seiner Gemahlin, die als belgische Offiziere des Roten Kreuzes in diesem Kampf um Österreichs und Deutschlands Existenz auf seiten der Feinde stehen, in Zukunft weniger mit seinem Vertrauen beschenken als bisher, Clemenceau aber wird auch der Kaiserbrief, nachdem er in seiner entscheidenden Stelle als Fälschung abgetan ist, nicht helfen, seine wantend gewordene Stelle zu befestigen.“





## Unbegreiflich oder ungläublich?

Mit diesem Stichwort versteht die „Deutsche Zeitung“ (Nr. 188) einen Brief ihres Wiener Mitarbeiters, in dem es (nach ein paar einleitenden Sätzen) heißt:

„Die Rundgebung der österreichisch-ungarischen Regierung und das Telegramm Kaiser Karls haben uns die Beruhigung gegeben, daß auch der Träger der Krone die Unmöglichkeit erkannt hat, daß an dem Bündnisverhältnis der beiden Reiche sich irgend etwas ändere. Was aber leider nicht aus der Welt geschafft werden konnte, das ist das tiefgegründete und nunmehr aufs neue genährte Mißtrauen gegen gewisse Kreise und Persönlichkeiten, die es offenbar als ihre Hauptaufgabe betrachten, das Verhältnis unserer Monarchie zu Deutschland zu trüben, ja systematisch zu vergiften. Der Verdacht, daß diese Bestrebungen auch von Faktoren gefördert werden, die ihren Platz und Einfluß in nächster Nähe des Monarchen haben, hat durch die Vorgänge der letzten Tage seine Rechtfertigung gefunden. Es ist nicht zu leugnen, daß die Familie, der die Kaiserin Sita entstammt, mit ihren Neigungen nicht auf der Seite des deutsch-österreichischen Bündnisses steht, sondern daß sie durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen mit den Entente-Staaten diesen auch politisch sehr nahe steht. Dieser Umstand hat sich in dem Falle, um den es sich hier handelt, als geradezu verhängnisvoll erwiesen. Die Familie Parma dürfte wohl auf dem Standpunkt stehen, daß die Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Loth-

ringen nicht unbegründet seien, und sie wird vielleicht auch ein Interesse haben, dieser Ansicht Ausdruck zu geben und zu wünschen, daß Österreich-Ungarn sich diesen Standpunkt zu eigen mache. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Aspirationen der royalistischen Thronanwärter in Frankreich an Ausichten stark gewinnen würden, wenn es ihnen gelänge, Österreich-Ungarn zu bestimmen, seinen Einfluß auf Deutschland im Sinne eines Verzichts auf Elsaß-Lothringen geltend zu machen. Das Verdienst, das sich die bourbonischen Thronanwärter in diesem Falle um Frankreich erwerben würden, wäre so groß und würde dem nationalen Chauvinismus der Franzosen so weit entgegenkommen, daß man sich dazu entschließen würde, wieder einmal die Republik mit dem Königtum zu vertauschen.“

## Diplomaten nach ihrem Herzen

Die „Königliche Volkszeitung“ hatte angedeutet, daß die „Lichnowstysche Denkschrift“ bei der Entschließung der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli eine Rolle gespielt haben dürfte. Tatsache ist, so wird im „Größeren Deutschland“ ausgeführt, daß Lichnowstys Anschauungen mit denen der führenden Zeitungen der Reichstagsmehrheit ganz wesentlich übereinstimmen, wie denn zwischen Lichnowsty und dem „Berliner Tageblatt“ auch ein unmittelbarer Zusammenhang besteht. Gerade in diesen Kreisen hat er seine Gesinnungsverwandten. Es nimmt sich deshalb komisch aus, wenn jetzt jene Zeitungen angesichts des Lichnowstystandals wieder einmal den lauten Ruf nach Änderung des Kreises

erheben, aus dem die Diplomaten genommen werden. Wir sind natürlich durchaus der Meinung, daß für die diplomatische Laufbahn nicht irgendwelche äußerlichen Eigenschaften ausschlaggebend sein dürfen; Herkunft muß zurücktreten gegenüber der persönlichen Eignung. Zwei Dinge möchten wir hier aber besonders hervorheben.

Diejenigen Diplomaten, deren mangelhafte Eignung sich jetzt wiederholt höchst greifbar offenbart hat, haben die Politik getrieben, die ganz nach dem Herzen der Verzichtler der Reichstagsmehrheit war. Die „Frankfurter Zeitung“ war ja schon lange, schon vor dem Krieg offizielles Organ des Auswärtigen Amtes, und Lichnowsky ist nicht der einzige diplomatische Freund des „Berliner Tageblatt“ (es sei nur an Graf Monts erinnert). Lichnowskys Denkschrift lieft sich wie ein Abklatsch aus dem „Berliner Tageblatt“ oder umgekehrt. Abgetatelte Salonhelden sind gerade die geeigneten Diplomaten, wenn unsere Vertretung nach außen auf dem Gedanken des Verzichtlertums beruhen soll. Der müde, alte Lebemann und der eitle Geck, denen jede Entfaltung von Energie unsympathisch ist, stellen ja praktisch in der Diplomatie das Verzichtlertum dar. Und immer wieder haben wir gesehen, daß solche Herren die Politik treiben, die nach dem Herzen der Führer der Reichstagsmehrheit ist. Im Privatleben wissen die Kreise der „Frankfurter Zeitung“ und des „Berliner Tageblatt“ sich durchaus praktisch und erfolgreich zu betätigen. Aber unsympathisch ist ihnen nun einmal der nationale Aufschwung, die Geltendmachung der staatlichen und nationalen Kraft. In den zwischenstaatlichen Beziehungen wünschen sie stets nur die Nachgiebigkeit, die Anpassung, das Friedensangebot, wobei sie dann mit den Wünschen der matten Salonhelden der Diplomatie ganz übereinkommen.

Jetzt wird die persönliche „Neuorientierung“ in der Diplomatie verlangt. Wir sind, wie bemerkt, grundsätzlich damit vollkommen einverstanden. Aber man hüte sich, daß man dabei nicht aus dem Regen in die Traufe kommt! Die „Neuorientierung“ vollzieht sich unter dem Zeichen der Parlamentarisie-

rung unserer Verhältnisse. Vermag man sich etwas Schrecklicheres zu denken als eine Auswahl der Diplomaten nach den Wünschen der Reichstagsmehrheit, eine Aufstellung der diplomatischen Stellen auf die Parteien der Mehrheit, von Erzberger bis Gothein und Scheidemann und Haase? Ein Preßböckchen von dem drohenden Einfluß der Reichstagsmehrheit haben wir bei der letzten Besetzung der Stelle des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes gehabt. Es fehlte damals keineswegs an sehr fähigen Persönlichkeiten für diesen Posten. Aber es genügte ihre Abstempelung als „Alldeutsche“ oder „Machtpolitiker“, und sofort wurden sie beiseite geschoben. Man male sich weiter das Bild aus: Erzberger mit der von ihm in Italien und Rumänien so glänzend bewährten Plumpheit als Gesandter in London, wo er virtuos „über den Löffel barbiert“ werden würde, Gothein, der Kurland und Litauen dem Königreich Polen einverleiben wollte, in Warschau usw.

\*

## Wogegen der Fall Lichnowsky verſchwindet?

Unter dem Fall Erzberger, erklärt die „Deutsche Tageszeitung“: „Man bedenke, was es bedeutet, wenn der Abg. Erzberger mit einem Briefe des Grafen Czernin an den Kaiser von Österreich und vom Grafen Czernin ‚autorisiert‘ diesen Brief im Deutschen Reichstage bekanntmacht, um die Verzichtresolution durchzudrücken, damit Wohlgefallen in Wien zu erregen und in weiterer Folge eine Woge von Kleinmut, Mißvergnügen und Zweifel am Siege, ein steigendes Mißtrauen gegen die Oberste Heeresleitung, kurz eine Stimmung zu verbreiten, welche noch immer, wenn dauernd, der Vorbote des Zusammenbruchs und der Niederlage gewesen ist. Der Abg. Erzberger und seine politischen Gesinnungsgenossen, wie Herr Scheidemann u. a. m. und damals auch Herr von Pappe, aber machten nicht halbe Arbeit, sondern erklärten frischweg weiter, man müsse jeden irgendwie gearteten Frieden — der offizielle Euphemismus dafür war die ‚Verständigung‘ — annehmen und erstreben: der

U-Boot-Krieg sei ein Fehler, die Kriegsführung verfüge nicht mehr über die nötigen Rohstoffe, der Zutritt Amerikas zu unseren Feinden bedeute den Zusammenbruch usw. Nachher hat der Abg. Erzberger verschiedentlich erklärt: die Resolution habe „gut gewirkt“. Es wäre dankenswert, wenn er gerade in diesem Augenblick sich darüber äußern möchte, wie er diese gute Wirkung verstanden wissen will. Oder meinte er nur, daß die Resolution in Wien gut gewirkt habe? Das könnte, in seinem und Czernins Sinne verstanden, gewiß richtig sein, denn — um das bekannte Bismarcksche Wort zu variieren —: der Appell an die Furcht im Deutschen Reichstage hatte lebhaften Widerhall im deutschen Herzen gefunden, und das war der Triumph des Abg. Erzberger. Betrachtet man die Erzbergerische Aktion an sich aber, ihre Technik, ihre Absicht und ihre Wirkung, so kann man den Abg. Erzberger nur beglückwünschen, daß er sich nicht im Militärverhältnis befand noch befindet. Beiläufig bemerkt, verschwindet das Vergehen des Fürsten Lichnowsky völlig hinter dieser wohlüberlegten Aktion des Abg. Erzberger.“

\*

## Erzberger auf Reisen

Aus einem längeren Aufsätze von Dr. Otto Helmut Hopfen in der „Deutschen Zeitung“:

Da wandelt er als Mönch nach Rom — man denkt unwillkürlich an die Gestalt des Abtes von Sankt Gallen (s. G. A. Bürger: „Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht“). Und leugnete nicht, daß er in Rom einen erschütternden Typ des Deutschtums spazieren gefahren, leugnet nicht, daß er sich auf den Weg nach Paris und London begeben hat. (Zum Glück scheint er nicht hingekommen zu sein.) Er leugnete nicht, daß er Stockholm und Bukarest diplomatisch unsicher gemacht habe und seine diplomatischen Künste am liebsten auch in Konstantinopel hätte spielen lassen. Keine Spur von Leugnen, sondern nur Lachen und beneidenswert kalte Stirn, daß er sein Händchen in die Diebesgeschichte des Flottenvereins

gesteckt hatte, leugnete nicht, daß er sein Näschen in der Schweiz zur Aufbesserung des Auswärtigen Amtes mit dem „Aroma“ englischer, französischer und „curialer Atmosphäre“ gefüllt hat. Ebenso wenig hat er es geleugnet, daß er als simpler Abgeordneter ein Arbeitszimmer im Auswärtigen Amt hat, obwohl ihn seit Kriegsbeginn die Marine beherbergen mußte; er leugnete nicht den Mißbrauch von staatlichen Automobilen und Sonderzügen; leugnete nicht, daß sein ehemaliger Fraktionsgenosse Wetterlé ihn öffentlich der Verquickung von Staats- und Privatgeschäften sonderlich in Rom beschuldigt hat, und noch weniger leugnete er seine Vertretung der göttlichen Vorhersehung für die Polen, für die Getreideverteilung aus der Ukraine, für die Schauer erregende Verteilung der ihm von Bethmann Hollweg zur Ausfüllung überlassenen Schecks in Italien. Ein Tausendkünstler, der nach eigenen Worten „stets drei Dinge zu gleicher Zeit machen kann“, also so, wie man sich in Buttenhausen Napoleon I. vorstellt, und der stolz ausrufen konnte: „So viel Geld wie ich hat niemand zur Verfügung“. — „Wie kommt der Glanz in meine niedere Hütte“, möchte man fragen. Er leugnet all das nicht. Heißt es doch: „Lache Bajazzo“, und wenn du die Lacher auf deiner Seite hast, so merkt niemand, was du verbergen willst. So leugnete er auch nicht, ziemlich gleichzeitig zur Erhöhung seines Ansehens und zur Stärkung seiner zarten Behauptung von Thyssen und der irisch-deutschen Gesellschaft aus dem Aufsichtsrat hinausgebeten und trotz aller Versuche vom jungen Kaiser von Österreich kein zweites Mal — nach bekanntgewordenem Mißbrauch — empfangen worden zu sein. „Flutenreicher Ebro, blühendes Ufer! Wann wird auf deinen Matten der Geliebte wandeln?!“ Auch dort wird er es nicht leugnen, den Holländern unsere „wahren“ Mißerfolge im U-Boot-Kriege zur Erzeugung des deutschen Bruderzwistes abgefragt und den Litauern das Rezept gegen Deutschland verschrieben zu haben, an dem Versuche

festzuhalten, die Mehrheit des Deutschen Reichstags immer wieder auf die Zulentgehung zum Ortus der Lächerlichkeit zu senden, vor allem aber für Deutschland als neuen rocher de bronze die Papstnote . . . sehr zum Schaden des deutschen Katholizismus aufzurichten.

Nur zweierlei leugnet er mit der von Bethmann übernommenen „erhobenen Stimme“. Erstens leugnet er, eines Sinnes mit General Ludendorff zu sein. Wie wird also dieser Militärsoldat es vor der Geschichte verantworten, nicht täglich dreimal drei Allheilmittel von Herrn Erzberger erbeten und drum den Heilgeschilfen erzäumt und zum Fadenzieher an den Gliederpuppen der Ludendorffsche gemacht zu haben?! Und zum zweiten leugnet er es, irgend welcher Wohlgerüche Arabiens, Mesopotamiens, Aegyptens (alles mögen die Engländer behalten) zu bedürfen, um seine kleine Hand weiß zu waschen; er benutze vielmehr — wie Pontius Pilatus — die Unschuld, und sehet: seine Hand ist rein. Er lachte, und das Haus seiner Mehrheit lachte mit ihm.

Stolz konnte der auf Reichskosten von ihm eingerichtete Draht, an dem er zieht, der Welt verkünden: „Erzberger hatte im Reichstag einen guten Tag und die Lächer auf seiner Seite.“ (Siehe „N. N. N.“) . . .

Freilich auch der Abt von Sankt-Gallen (s. G. A. Bürger —: „Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht“) blieb ja in Amt und Würden und Reichtum. Um seine Gunst, nicht um Hans Bendix', des Schäfers, bewarben sich viele und Hohe. Wer kann's wissen — so überlegen die leider heute noch bei uns, viele und Hohe —, ob das Schicksal nicht in ähnlicher Fastnachtslaune den Reichstagsabgeordneten zum Reichskanzler wandelt. Für diesen Fall wär's erst recht unangebracht, sich seine Feindschaft zuziehen und unter ihm zu leiden. Man sieht an Ludendorff, was es kostet, ein Charakter zu sein, sein reines Händchen nicht brüden zu wollen. . .

## Lügenhaft, aber wahr!

In der Sitzung des Preussischen Herrenhauses vom 10. April sagte Fürst Salm-Horstmar: „Leider merkt man noch immer die Hand des Vaters der Reichstagsresolution, dieses Mannes, der politisch so viel auf dem Kerbholz hat, der an einem Diebstahl beteiligt gewesen ist, der so wenig vertrauenswürdig ist, aber trotzdem leider heute noch immer von dem Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten zu wichtigen politischen Missionen im In- und Auslande benutzt wird.“

Lügenhaft, aber Tatsache: heute noch! Wie lange wird sich das deutsche Volk auch das noch gefallen lassen? Opfert es darum sein bestes Blut und Gut, schlagen Hindenburg und Ludendorff darum die Entscheidungsschlachten, um für die Strebsamkeiten „dieses Mannes“ und seiner Vorder- oder Hintermänner zu „siegen“? Wie lange werden unsere katholischen Deutschen sich noch dazu hergeben, mit ihrem blanken Schild eine solche Führerschaft („Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“) zu bedenken? Gr.

## Um unserer „guten Beziehungen“ willen

hat unsere Politik zugewartet, bis es England glücklich gelungen ist, mehrere hunderttausend Tonnen Schiffsraum von Holland zu erpressen und in seinem Dienst zu stellen. Die müssen also unsere U-Boote zu all den anderen neutralen Schiffen, die denselben Kurs gesteuert worden sind, auch noch „schaffen“! Und dann wird mit dreifacher Stirn behauptet, die Rechnung auf den U-Boot-Krieg sei falsch gewesen!

„Schon vor Jahr und Tag,“ schreibt die „D. Z.“, „als die englische Erpressungsarbeit Holland gegenüber eingesetzt hatte und immer stärker wurde und man sich hier und da in der Welt dachte, so etwas sei doch ‚unerhört‘, könne nicht geduldet werden und müsse die stärksten Reaktionen hervorrufen, erklärten hervorragende holländische Kauf-



leute deutschen Ausfragern, daß das beständige Nachgeben Hollands gegenüber dem angelsächsischen Drucke nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen sei, daß von der deutschen Seite nicht einmal kräftige Vertretung der deutschen Interessen erfolge, geschweige denn ein Versuch, auf die holländische Regierung zu drücken. Die Niederlande seien, wie ja jeder Niederländer wisse, derart auf Deutschland angewiesen, daß man sich die deutsche Nachgiebigkeit und Energielosigkeit des Auftretens nur durch Mangel an Selbstvertrauen und durch Fehlen der Zuversicht auf Erfolg der deutschen Waffen erklären könne. Wenn man derartige Ansichten im Laufe der vergangenen Jahre laut werden ließ, so erklärte die heutige sogenannte Mehrheitspresse mit allem was dazu gehört, das seien wieder einmal die brutalen Rodomontaden alldeutscher Großsprecher, welche nichts erreichten als die Neutralen vor den Kopf zu stoßen. Da sei das kluge Einlenken der Regierung zu begrüßen, denn es bilde die einzige vernünftige und praktisch denkbare Politik. Diese Weise hat man oft genug gehört, und heute zeigt sich als Ergebnis in erster Linie, daß es unsern Feinden gelungen ist, mehrere hunderttausend Tonnen Frachtraum in nicht holländischen Häfen festzulegen und über sie zu verfügen. Diese Schiffe sind nicht von ungefähr in die feindlichen Häfen gelangt, sondern systematisch aus ihnen herausgezogen worden. Auch dieser Prozeß hat nicht unbemerkt stattgefunden, sondern ist auch in Deutschland bemerkt und vielfach verfolgt worden. Die deutsche Regierung hätte es in der Hand gehabt, durch ein entsprechendes Vorgehen Holland gegenüber dieses Manöver der Verpflanzung der Tonnage in feindliche Häfen zu verhindern. Die deutsche Regierung hatte alle Mittel dazu in der Hand, und seit vielen Monaten war eben dieses Manöver vollkommen durchsichtig. Trotzdem ist, um der „guten Beziehungen“ willen und weil es un bequem war, nichts geschehen.“

Unser Vertreter in Holland war Herr

von Kühlmann. Damals deutscher Gesandter im Haag — heute Staatssekretär des Auswärtigen.

\*

## Die verschleppten Balten in Sibirien

Gegen allen Versprechungen und den im Friedensvertrag vereinbarten Bestimmungen sind die aus Livland und Estland verschleppten Balten in mehr als drei Wochen langer Reise nach Krasnojarsk in Sibirien geschafft worden. Die Rigalische Zeitung teilt nunmehr mit, daß es einem der Unglücklichen, Baron Roman Eiesenhäusen-Alt-Fennern gelungen ist, aus dem Zuge zu entfliehen. Er hat über seine 350 Lebensgefährten endlich die zuverlässigste Kunde gebracht.

Die in Dorpat gefangen gehaltenen Herren wurden am 20. Februar auf den Bahnhof gebracht, nur zum Teil waren sie mit wärmeren Sachen und Lebensmitteln ausgestattet. Am 22. Februar langte der unheizbare Zug in Satschina an. In den ersten zweimal 24 Stunden wurde den frierenden Verschleppten keinerlei Speise oder Trank gereicht. In Satschina fanden sich dankenswerterweise Vertreter der schwedischen Gesandtschaft mit Lebensmitteln und warmen Sachen ein, die jedoch leider den roten Gardisten und noch rüderen Kevaler Soldaten in Verwahrung gegeben werden mußten; diese behielten dann auch das meiste einfach für sich. Bis Wjatta ging dann die Fahrt in den unheizbaren Wagen weiter, von da ab in heizbaren. Bis zu 80 Herren waren in je einem Wagen eingepfercht. Nur den alten und kranken Herren konnten Schlafplätze eingeräumt werden; die jüngeren richteten unter sich eine Wache ein. Die mitreisenden Begleiter der schwedischen Gesandtschaft hatten keinen Zutritt zu den Gefangenen; sie sahen in einem Abteil des Konvoiwaggonns, nur die Krankenschwester Lia von Stryr durfte aus ihrem kleinen Vorrat der gangbarsten Arzneien die Erkrankten und Schwachen stärken. Nur zweimal auf der ganzen Strecke von Petersburg bis hinter Omsk, d. h. in der Zeit von

zwei Wochen, wurde den Herren Gelegenheit gegeben, sich zu waschen, d. h. sich mit Schnee Gesicht und Hände abzureiben. Trotz aller Drangsalierung war die Stimmung der gemeinsam ihr Leid Tragenden eine aufrechte. Nach etwa drei Wochen Fahrt auf der Station Solotnaja fand eine planmäßige Verabingung der Verschleppten statt. Alles Geld und alle Wertgegenstände, sogar Trauringe wurden den Wehrlosen abgenommen; den Ausgeplünderten wurde nur die Brotration gelassen. Den Anstrengungen der Reise erlagen die Herren v. Baranow, v. Rasadin und Baron Hohningenhüene-Jerwakanf. Der Gesundheitszustand der übrigen Herren war verhältnismäßig gut. In Krasnojarsk sind die Verschleppten in einem neu eingerichteten Gefängnis einigermaßen befriedigend untergebracht worden. Außer Baron Tiefenhausen ist auch ein Herr Thomson aus dem Zuge geflüchtet und in der Heimat eingetroffen. Von einer Rücksendung der Verschleppten verlautet jedoch nichts.

Es geht nicht länger an, sich durch Versprechungen der Bolschewiki an der Nase herumführen zu lassen. Auf Grund des Friedensvertrages dürfen wir erwarten, daß deutscherseits geeignete Druckmittel angewendet werden, um die strikte Einhaltung der Vereinbarungen zu erzwingen und damit den Verschleppten, die zum Wiederaufbau der Heimat unbedingt notwendig sind, die sofortige sichere Rückkehr zu gewährleisten. St. d. O.

### Eine zeitgeschichtliche Feststellung

Geltfam genug, verbucht die „E. R.“, haben in den jüngsten Reichstagsverhandlungen gerade die Redner, die mit dem größten Pathos für das Selbstbestimmungsrecht der neuentstandenen Randstaaten eintreten, und zwar ausgesprochenemmaßen, um eine gute Note von unseren Gegnern zu bekommen, in ihren langen Ausführungen nicht ein einziges Wort dafür übrig gehabt, daß die-

selben Gegner Holland das Selbstbestimmungsrecht nicht einmal über seinen Schiffsraum gelassen haben. Diese Tatsache muß als gewichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte hier mit registriert werden; denn das absichtliche oder unabsichtliche Übersehen der seeräuberischen Druckweise und Handlungen unserer Gegner kann unter Umständen einen zehnfach schädlicheren Einfluß auf die kommenden Friedensverhandlungen und unsere zukünftige Stellung als Seemacht haben, als selbst eine schwere Niederlage zur See.

### Nicht sachliche Gründe, sondern „öffentliche Meinung“

In einer Rede in Bennedenstein hat der frühere Reichstanzler Dr. Michaelis nach unwiderprochenen Zeitungsberichten in einer Betrachtung über seine Tätigkeit an der Spitze der Reichsgetreidestelle gesagt:

„Was beim Getreide gut gelang, sollte auf alles andere übertragen werden, und so sind wir in die Zwangswirtschaft hineingekommen. Daß wir es so gemacht haben, ist geschehen, weil die öffentliche Meinung es gefordert hat.“

Dieser Ausdruck, bemerkt die „D. Z.“, verdient festgehalten zu werden. Einmal zeigt er, was man heute unter der öffentlichen Meinung versteht: der große landwirtschaftliche Berufsstand gilt dabei, obwohl er in dieser Frage nicht nur als doppelt interessiert, sondern vor allem auch als besonders urteilsfähig in Betracht kommen mußte, überhaupt nicht mit; vielmehr ist die Meinung, besser gesagt, die Stimmung großstädtischer Kreise, vor allem der Sozialdemokratie, eben einfach die öffentliche Meinung!

Zugleich enthält diese Äußerung des Herrn Dr. Michaelis aber das klare Zugeständnis, daß die Ausdehnung der Zwangswirtschaft nicht auf Grund sachlicher Notwendigkeiten und Erwägungen, sondern deshalb erfolgt ist, weil die „öffentliche Meinung“, richtig gelesen: die Sozialdemokratie und ihr Anhang, es gefordert haben.

## Polnischer Güterauftauf

**A**nzeige im „Berliner Tageblatt“:  
 „Wir kaufen sofort Güter beliebiger Größe in den Provinzen Posen, Westpreußen und Schlesien und bitten um genaue Anschläge mit Rentabilitätsberechnung. Agenten verboten. Bank Parcelacyjny-Posen, St. Martinstr. 39.“

„Die Anzeige“, bemerkt die „D. L. Z.“ dazu, „beweist, wie planmäßig die Polen die Stärkung an Kapital, die sie durch ihre besondere Haltung in der Kriegszeit gewonnen haben, dazu benutzen, den durch den Krieg vielfach geschwächten deutschen Grundbesitz in der Ostmark in ihre Hände zu bringen. Es wird nicht nur besonders aufmerksamer Handhabung der neuen Bundesratsverordnung, sondern auch verstärkter Maßnahmen des preußischen Staates bedürfen, um der vermehrten Gefahr zu begegnen, die dem deutschen Grund und Boden in der Ostmark von polnischer Seite droht.“

Ist aber die Hilflosigkeit, mit der Preußen und Deutsches Reich der eigenen Enteignung gegenüberstehen, nicht auch einzig in ihrer Art? Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man die verlegene Hilflosigkeit der Regierungen Preußens und des Deutschen Reiches auf ein strenges Verbot Erzbergers gegen irgendwelche Gegenmaßnahmen zurückführt. Daß Erzberger für die von ihm und seinen Auftraggebern beliebte Politik auch über unser Auswärtiges Amt verfügt, hat sich ja erst kürzlich wieder bei der Aufwiegelung der Litauer gegen einen engeren Anschluß an das Deutsche Reich gezeigt.

\*

## Unnötige Wertvernichtung

**W**ährend man in Berlin und in anderen Großstädten darauf bedacht ist, einer drohenden Wohnungsnot vorzubeugen, hört man, daß einige Großspekulant des Kleinhandels in der Nähe des Berliner Zoologischen Gartens ganze Reihen neuer Zinshäuser angekauft haben, um sie niederreißen zu lassen und an ihrer Stelle große Warenhäuser zu

bauen. Ein derartiges Vorhaben kann in einer Zeit, da allerseits Sparfamekeit mit dem Volksvermögen empfohlen wird und geboten ist, unmöglich geduldet werden, denn es hat eine unnütze Wertvernichtung durch das Abreißen neuer Häuser und zugleich eine Verminderung der Wohnungen zur Folge. Kann auf Grund der bestehenden Gesetzgebung eine solche unnütze Wertvernichtung nicht verhütet werden, so mag das Oberkommando in den Marken kraft seiner Befugnisse eingreifen, und der gesunde Menschenverstand wird ihm beipflichten. Wenn man den Bau von Warenhäusern, die den geschäftlichen Mittelstand nachhaltig schwächen, nicht verbieten mag, so darf man ihn nur da gestatten, wo unbebauter Grund zur Verfügung steht oder alte baufällige Häuser in Frage kommen. Das Niederreißen neuer wertvoller Gebäude ist mindestens während des Krieges und in der Nachkriegszeit mit einer vernünftigen Wirtschafts- und Sozialpolitik unvereinbar.

\*

P. D.

## Ein deutscher Kolonialfilm

**U**ls wirksames Werbemittel für allerlei Zwecke, selbst bei politischen Wahlen, werden Filmvorführungen in England und Nordamerika schon seit langer Zeit verwendet, nach Kriegsausbruch auch unter Heranziehung gestellter Bilder deutscher Kriegsgreuel, Niederlagen usw., um Haß und Verachtung gegen die Deutschen zu erwecken und die Kriegsstimmung zu schüren. Dagegen begnügte man sich in Deutschland mit der Vorführung einzelner Bilder aus dem Kriege zu Lande und zur See, darunter Bilder aus dem Mäwezuge. Eigentliche Werbefilme wurden bisher in Deutschland soweit ersichtlich nur im Interesse der Volksgesundheit zur Veranschaulichung der Gefahren ansteckender Krankheiten und mit Unterstützung des deutschen Flottenvereins durch Vorführung deutscher Seeschiffahrtsbilder hergestellt. Eine eigene deutsche Kolonialfilmgesellschaft m. b. H. hat sich die Aufgabe gesetzt, durch geeignete Filmvorführungen weitere Kreise für die deutsche koloniale Sache zu erwärmen und im März

einen Film dieser Art unter dem Titel: „Farmer Borchardt“ (weshalb nicht An siedler Borchardt?) in Berlin herausgebracht. Leider war der Film ein Fehlgriff, denn er arbeitete hauptsächlich mit verbrauchten Mitteln der landläufigen Unterhaltungsfilme, mit platonischem Ehebruch, Selbstmordversuch und Reue, und erschien durchaus ungeeignet, soweit er in Deutsch-Südwest-Afrika spielte, erfolgreich für die Kolonien zu werden. Im Gegenteil mußten Bilder wie die Überfälle der aufständischen Hereros auf das Landhaus geradezu abschreckend wirken. Und doch bietet das deutsche Kolonialleben reichen Stoff für Filmbilder. Da gegenwärtig die deutschen Kolonien nicht zu erreichen sind, sollten die Unternehmer bis nach dem Frieden warten, bis sie die deutsche koloniale Umwelt mit ihren Reizen, die deutschen Ansiedler mit ihrer Tätigkeit und die Eingeborenen mit ihrem Treiben unmittelbar aufnehmen und den Deutschen daheim vorführen können.

P. D.

## Atelierfeste und Verwandtes

In Schwabing, dem gelobten Lande aller Abarten des Kunstwahnsinns, haben gewisse Kreise Münchens einen Tag nach Beginn der großen Offensive das Bedürfnis gefühlt, ein Atelierfest mit all seinem Drum und Dran abzuhalten. Die Entrüstung der Münchner Bevölkerung hat die Polizeibehörde zu eingehenden Untersuchungen veranlaßt, als deren Ergebnis sie folgendes veröffentlicht hat.

„Das Atelierfest, das in der Öffentlichkeit mit Recht so unliebsames Aufsehen und allgemeinen Unwillen erregte, fand, wie die Polizeidirektion leider erst nachträglich erfuhr, tatsächlich letzten Sonnabend abend im Atelierbau des Geheimrats Prof. Dr. Fr. von Thiersch, München, Georgenstraße 16, als Mastenball statt. Veranstalter des Festes waren der ledige Regisseur Karl August Kroth, geb. 1893, zum Militärdienst untauglich. 2. die amerikanischen Staatsangehörigen Hermann und Lucie Schäffer, Kunstmalerebeheute und 3. Frau Romanis

Wagenseil geb. Taylor, früher amerikanische, jetzt deutsche Staatsangehörige, deren Ehemann, Schriftsteller Hans Wagenseil, wegen Verweigerung der Militärdienstpflicht sich in Haft befindet. An dem Fest nahmen etwa 140 Personen teil, zumeist Schriftsteller, Künstler und Offiziere mit ihren Damen. Gegen die Veranstalter des Festes wurde Strafanzeige wegen Abhaltung einer Tanzunterhaltung zu verbotener Zeit, groben Unfugs und wegen Zuwiderhandlung gegen die Vorschriften über den Verkehr mit Lebensmitteln erstattet. . . Es bleibt noch die Frage offen, aus welchen Gründen Geheimrat Thiersch, der Erbauer zahlreicher Münchener Monumentalbauten, sich veranlaßt gesehen hat, sein Atelier in jetziger Zeit für einen Mastenball herzugeben.“

Nach unserer Meinung bleiben noch einige weitere Fragen übrig, vor allem die, wie es möglich ist, daß amerikanische Staatsbürger bzw. eine geborene Amerikanerin, deren unheilvolle Einwirkung sich im Verhalten ihres Mannes genügend betätigt hat, bei uns eine solche Freiheit der Bewegung haben können, daß ihnen die Veranstaltung derartiger Feste möglich ist. Das hat mit deutscher Gutmütigkeit nichts mehr zu tun, sondern ist nicht nur hanebüchen dumm und würdelos, sondern auch im höchsten Grade vaterlandsfeindlich. Denn man muß schon absichtlich blind und taub sein, um zu verkennen, daß derartige Kondentikel Brutstätten für jene Durchseuchung unserer öffentlichen Stimmung sind, die wir als schwerste Gefährdung unserer Widerstandskraft ansehen müssen.

Das Fest in Schwabing ist nicht vereinzelt. Die Münchner Polizeibehörde erwähnt in ihrem Berichte noch sieben weitere ähnliche Veranstaltungen. In Berlin herrscht ein ganz ähnliches Treiben. In Alt-Silienide z. B. hat die Gemeindevertretung beschlossen, die dort üblichen, von Ortsfremden stark besuchten Tanzlustbarkeiten durch eine besonders kräftige Besteuerung zu erfassen. Der Münchner Bericht kündigt nun an, daß in Zukunft die Veranstalter von Tanzunterhaltungen mit Geld bzw. Gefängnisstrafen bis zu einem Jahre belangt werden sollen. Nach dem

obigen Bericht ist für dies standalöse Atelierfest zunächst eine lange Gerichtsverhandlung vorauszusehen. Wir sind überzeugt, daß das ganze deutsche Volk — ausgenommen natürlich diese erlauchten Kunstgeister — es begrüßen würde, wenn in solchen Fällen militärisch kurz eingegriffen würde.

Das Betrüblichste am Ganzen ist für jeden Kunstfreund die Tatsache, daß hinter allen derartigen Erscheinungen Künstlerkreise stehen, und zwar, wie man sieht, nicht bloß die mit lebenslänglicher Unreife behafteten Schwabinger Snobs, sondern auch in hoher Achtung stehende Männer, wie Thiersch. Die in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege entwickelte Volksentfremdung eines erschreckend großen Teiles unserer Künstlerschaft enthüllt sich hier in ihren erschütternden Folgen. Der wahnwitzige Kunsthochmut, dem wir in den meisten Kunstzeitschriften, in zahlreichen Beschlüssen und Kundgebungen zur Theaterzensur und ähnlichem begegnen, hat diese Kreise dem Gemeinschaftsgefühl so entfremdet, ihnen ihre Sonderbelange derartig als einzigen wichtigen Lebensinhalt vorgegaukelt, daß diese sich als patentierte Inhaber differenzierter Gefühle aufspielenden Kunstsmacher immer wieder eine Gefühlsroheheit bekunden, deren sich minderbegabete Volksangehörige wenigstens schämen würden. Sie aber bilden sich noch besonders viel darauf ein. Es wäre höchste Zeit, daß die ihres Volkstums und ihrer Volkserpflchtung bewußten Künstlerkreise sich zusammentäten und einmal sehr deutlich von diesen das große Wort führenden Kreisen abrückten, denn sonst wird unser Volk, das ein beträchtliches Maß einer vom Allgemeingültigen abweichenden Künstlerlebensart gutmütig hinnimmt, zu einer Verachtung des Künstlertums überhaupt gelangen.

R. St.

## Die Entwertung der geistigen Berufe

Heute, schreibt Dr. Spier (München) im Frankfurter „Freien Wort“, gilt nur noch auf dem Markte die mechanische und rohe Handarbeit. Die gesuchte und gutbezahlte

ist die der Finger und Muskeln. Die geistige ist enorm im Kurse gesunken, ebenso ihre Entlohnung . . .

Auch nach dem Kriege wird es noch lange dauern, bis wieder das alte Leben sich zurückfindet. Und niemals werden wir wohl die niedrigen Lebenshaltungspreise wieder bekommen, die wir früher gehabt haben.

Es wird also gut sein, wenn die geistigen Berufe sich jetzt schon um ihren Platz an der Sonne kümmern. Und dafür gibt es nur eins: die Solidarität. Der Zusammenschluß der geistigen Berufe zu gemeinsamer ökonomischer Arbeit, zur Verbesserung ihrer Ausichten im Daseinstampfe, im Ertämpfen besserer Stellungen und besserer Arbeitsbewertungen. Denn das darf nie mehr vorkommen, daß ein Schlosserlehrling oder Schlossergeselle ein besseres Einkommen hat als ein Arzt, den er in der Sprechstunde aufsucht und den er selbst gar nicht mal bezahlt, sondern dessen Leistung er von der Kasse erlegen läßt. Es kann kein Zustand sein, der wirklich gesund und empfehlenswert genannt werden darf, wenn ein Akademiker nach zehn Studenten- und Assistentenjahren weniger verdient als ein siebzehnjähriger Bube, der überhaupt keine Vorbildung besitzt und sofort nach dem Verlassen der Schule schon verdiente.

Dies ist nur ein Beispiel aus der ungeheuerlichen Umwertung aller Werte und der materiellen Beurteilung der heutigen Menschenleistungen. Diese Betrachtungsweise würde eine Verrohung und Umstürzung aller Grundbegriffe bedeuten. Jedes Menschen Arbeit sei geachtet und auch entsprechend bezahlt. Aber Qualitätsunterschiede sind in allen Dingen und Erzeugnissen menschlicher Kraft.

Es wird den geistigen Berufen nichts übrigbleiben, als das Beispiel der Arbeiter nachzuahmen, nämlich sich zu organisieren, sich zusammenzuschließen und sich als eine geschlossene Macht hinzustellen. Dann können sie auch diktieren, Forderungen auf einmal zusammen vorbringen. Der Streit geistiger Berufe ist absolut keine Utopie. Es sind schon Ärztestreiks bei Rassen vorgekommen. In dem Sinne

natürlich, daß jedem Arbeiter ärztliche Hilfe gewährt wurde, aber privat, die er selbst bezahlen mußte. Die Kassen hatten in solchen Fällen derart schlecht die ärztliche Leistung honoriert, daß die Ärzte einfach keinen andren Weg wußten oder gehen konnten . . .

Es gibt jetzt ein geistiges Proletariat, das viel schlimmer dran ist als das arbeitende, das im Kriege fast verschwunden ist.

\*

## Kunst und Politik

Wiener Schriftsteller haben gegen das Zensurverbot an René Schidelés „Hans im Schnatenloch“ und Claudels „Verkündigung“ in Wien folgenden Protest veröffentlicht: „Wir unterzeichneten Schriftsteller fühlen uns zu einem Protest gegen das amtliche Verbot veranlaßt, mit dem man die Auführungen der Werke von Schidelés und Claudel belegt hat. Wir finden es eines Kulturvolles unwürdig, wenn Angelegenheiten der Kunst vom politischen Standpunkt aus beurteilt werden. Es wird durch solche Vermengung der Kunst mit der Politik der Kunst geschadet und der Politik nicht genügt. Die Erfüllung unserer staatsbürgerlichen Pflichten wird in keiner Weise davon behindert, daß wir dem menschlichen Genius huldigen, in welcher Nation immer er Gestalt annimmt. Hermann Bahr, Franz Blei, Theodor Däubler, Paris v. Gütersloh, Alfred Polgar, Dr. Artur Schnitzler, Jakob Wassermann, Franz Werfel u. a.“

Die Wiener Schriftsteller haben in ihrem Eifer völlig übersehen, daß wenigstens im Falle Claudel das Verbot mit „Politik“ gar nichts zu tun hat. Herr Claudel hat, trotzdem er lange Jahre in Deutschland gelebt und für sein dramatisches Schaffen eine Förderung erfahren hat, um die ihn mancher deutsche Dichter beneiden dürfte, und die ihn von seinem französischen Vaterlande nicht zuteil wurde, sich zu Beginn des Krieges nicht verneifen können, gegen Deutschland und Deutschtum loszuschimpfen. Wer das vergißt, handelt nicht überlegen, sondern charakterlos. Obendrein ist Claudels „Verkündigung“ kein Werk, durch dessen zeit-

weilige Vorenthaltung der geistige und künstlerische Besitz unseres Volkes itgendwie beeinträchtigt werden könnte.

Schidelés Drama „Hans im Schnatenloch“ aber behandelt ein außerordentlich politisches Problem (die elsässische Frage). Es ist blutleere Ästhetisiererei oder bewußte Irreführung, zu verlangen, daß gegenüber einem solchen Werke politische Erwägungen zu schweigen haben. Wir wollen doch die Kunst nicht systematisch als außerhalb des wirklichen Lebens stehend hinstellen. R. St.

\*

## Der käufliche Ehrendoktor

Durch die Presse macht ein Artikel die Kunde, in dem der bekannte Geheimrat Prof. Schwalbe in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ zu der Ehrenpromotion des Berliner Annoncenpachas Rudolf Mosse durch die Heidelberger Universität Stellung nimmt. Er kommt natürlich zu einer Verurteilung und hebt die schweren ideellen und sozialen Gefahren hervor, die in der Möglichkeit, diese höchste Ehrung unserer Universitäten durch Geld erwerben zu können, liegen. „Es liegt z. B. sehr nahe, daß die Kriegsgewinner sich veranlaßt sehen können, einen Teil ihres Verdienstes statt in Ölgemälden und Juwelen auch in einem Ehrendoktor anzulegen. Hat der Grundsatz ‚non olet‘ aber auf diesem Gebiete Platz gegrieffen, dann ist die Grenze schwer zu finden.“

Seltamerweise zieht der Herr Geheimrat aus dieser Erkenntnis nicht die einzig richtige Folgerung, daß der Ehrendokortitel unter keinen Umständen auf Grund einer Geldleistung verliehen werden dürfe, sondern macht eine Ausnahme für Stiftungen, die „eine ganz besondere Höhe“ erreichen. Wo findet er nun da die Grenze? — Hier ist die einzige Frage: Käuflich oder nicht. Für einen besonders dick gefüllten Geldsack bedeutet auch eine Stiftung „von ganz besonderer Höhe“ keine schwere Leistung, und es ist gar nicht einzusehen, weshalb ein Kaufpreis zu stinken aufhören soll, wenn das Stapel der erwucherten Tausendmarkscheine um einige Zentimeter höher geworden ist. R. St.

## Ein „deutscher“ Verleger

Der deutsche Verlag führt bewegliche Klage über den Papiermangel. Die deutsche Schriftstellerwelt leidet schwer unter ihm. Zahlreiche neue Bücher können deshalb nicht herausgegeben, bewährte ältere Werke nicht neu aufgelegt werden. In dieser Lage bringt der Verlag von Kurt Wolff in Leipzig in neuer deutscher Ausgabe drei Werke des Franzosen Anatole France heraus: „Die Götter dürfen“, „Komödiantengeschichte“ und „Aufruhr der Engel“. Man wird sich nicht darüber wundern, daß der Verleger, der sich nicht entblödet hat, im Kriege den von Gustave Flaubert aus sittlichen Bedenken oder vornehmerem Geschmack nicht veröffentlichten Jugendroman „November“ mit großem Samtan herauszubringen, nun auch die kaltchnäuzigen Bücher des alten Ironikers Anatole France für eine geeignete Lektüre in dieser Kampfzeit des deutschen Volkes hält. Auch ist bei einem solchen Verleger natürlich nicht das Deutschbewußtsein zu erwarten, das ihn davor bewahren müßte, eines Mannes Bücher während des Krieges zu veröffentlichen, den zu Beginn des Feldzuges weder seine siebenzig Jahre noch sein vielberufener Szeptizismus von der Beschimpfung der „deutschen Barbaren“ zurückzuhalten vermochte. — Aber so viel soziales Empfinden und Mitgefühl mit den schwer leidenden deutschen Schriftstellern müßte man bei einem deutschen Verleger als Anstandsgesinnung voraussetzen können, daß er in dieser Zeit der Knappheit nicht deutschen Besitz und deutsche Arbeitskraft im Dienste eines Angehörigen des feindlichen Volkes verwendet! R. St.

\*

## Deutsche Rückständigkeit

Die Melba war unbestritten der Stern der diesjährigen Opernsaison in Newjork. Wenn sie sich in der Art weiter entwickelt hat, wie ich sie vor einem Duzend von Jahren „bewundern“ durfte, muß sie jetzt planetenhaft rumblich und polarkalt sein. Eine solche Freiheit von Gefühl ist selbst bei Koloratur-

fängerinnen selten. Aber trotz dieser Puppenhaftigkeit versteht sie sich aufs Geschäft. Man entstammt schließlich nicht umsonst dem Lande der großen Hammelherden; da versteht man sich auf die Schafinstincke. Und so erzählt sie den gierigen Jantees Wunderdinge, auch wie sie zum ersten Male nach Amerika kam:

„Ich weigerte mich stets, die Kasse zu machen, aber der Manager Hammerstein wollte mich durchaus dazu veranlassen. Als ich wieder einmal abgelehnt hatte, zog er schweigend eine ungeheure Briestafche hervor (er trug immer einen Patentreisefoffer voller Banknoten in der linken Brusttasche) und begann alle Einrichtungsstücke in meinem Zimmer, Tisch, Stühle, Klavier usw., vollkommen mit Banknoten zu bedecken. Dann nahm er seinen Hut und ging. Ich zählte die Banknoten, es waren 100000 Franken. Ich übergab sie meinem Bankier und schiffte mich nun endlich nach Newyork ein.“

Ich freue mich dieser holden Märchen, mit denen schon die Patti kindliche Gemüter erschütterte. Denn wie werden sich unsere „deutschen“ „königlichen“ Kammerfängerinnen ärgern, die edlen Damen Makenauer und Hempel, die allwöchentlich einem Ausfrager versichern, daß ihre ganze Lebenssehnsucht Dollarika gilt, daß sie keine Gefahr scheuten, um auch im Kriege hinüberzukommen, daß sie ihr Vaterland hassen und verachten und nicht einschlafen könnten, wenn sie nicht zuvor wenigstens einmal das ergreifend schöne Lied vom „Sternenbanner“ gesungen hätten. Und trotzdem (trotzdem?) ist ihr Sternenglanz geringer und — o Schmerz! — der Dollar rollt ihnen spärlicher zu. Nach unserer Sprache zu schließen, kann man vor Neid pläsen. O wenn das doch nicht bloß bildlich geschähe! St.

\*

## Schmuck-Geist

Die Berliner Illustrierte Zeitung brachte vor kurzem ein Bild mit der Unterschrift: „Der Schweizer Romanschriftsteller Paul Ilg mit seiner Braut, der Schwester des gefallenen deutschen Kampffliegers Zimmelmann.“ Ich unterdrücke alle Bemerkungen,

die sich mir angesichts des Bildes über dieses selbst aufdrängen. Aber die Tatsache, daß diese verbreitete Bilderzeitschrift die Verlobung dieses Schriftstellers für wichtig genug hält, um ihr ein beträchtlich großes Bild zu widmen, legt den Gedanken nahe, Herr Paul Jlg müsse sich wohl um die deutsche Sache besondere Verdienste erworben haben. Denn was geht sonst schließlich das deutsche Volk jetzt im Kriege seine Verlobung an? Es ist nun allerdings von Herrn Paul Jlg kurze Zeit etwas mehr geredet worden, als es seine Werte in rein literarischer Hinsicht bedingt hätten, und zwar wegen seines Romanes „Der starke Mann“. Herr Jlg hat, wie das Verhalten der Berliner Illustrierten Zeitung zeigt, gute Verbindungen in Deutschland, und so wird es ihm auch nicht schwer fallen, zu gegebener Zeit das Urteil über diesen Roman zu lenken, wie es ihm paßt. Da für uns in Zukunft die richtige Beurteilung derartiger Herren aus dem neutralen Auslande sehr wichtig ist, halten wir es für unsere Pflicht, einen Artikel der „Gazette de Lausanne“ vom 3. März 1918 hier festzuhalten, um so mehr, als er auch nach anderer Richtung, zumal für die politische Wühlarbeit in der welschen Schweiz, recht bezeichnend ist. Es heißt da: „Man hat in der Schweiz, in der deutschen wie in der französischen, viel über den „starken Mann“ von Paul Jlg gesprochen. Bekanntlich geißelt der Verfasser in diesem Buche die fremde Art und den fremden Geist, den einige in unsere Armee einzubürgern streben, und zeigt, wie beide unserm Volke zuwider sind und seine wertvollsten Gesinnungen verletzen. Offensichtlich zielte der Verfasser, der übrigens daraus gar kein Geheimnis machte, auf die Deutschtümerei unserer Heerführer, die ja durch alles hypnotisiert sind, was von jenseits des Rheines kommt. Er rechnete also mit dem Verbot seines Buches in Deutschland und war durchaus nicht überrascht über die gegen dasselbe ergriffenen Maßnahmen. Dafür rechnete er sehr natürlich um so mehr darauf, in Frankreich gelesen zu werden und hatte dafür gesorgt, daß eine

französische Übersetzung alsbald nach der deutschen Originalausgabe erschien. Frankreich verschloß nun, wie anerkannt werden muß, dem Buch seine Grenzen nicht. Immerhin wurde das Buch wenig verkauft, und die Presse brachte keinerlei Notizen darüber. Von dieser Gleichgültigkeit überrascht, forschte Herr Paul Jlg nach ihrem Grunde bei Pierre Mille, dem hervorragenden Mitarbeiter des „Temps“, der sich damit entschuldigte, daß ein von ihm für „Erxelsior“ geschriebener Artikel von der französischen Zensur verboten worden sei mit der Begründung, daß eine Kritik des schweizerischen Militarismus der schweizerischen Regierung unangenehm sein könne. Die Begründung der französischen Regierung ist ja gewiß gut gemeint und dazu angetan, allen jenen den Mund zu schließen, die die Entente als eine ständige Bedrohung unserer Unabhängigkeit hinstellen. Wir gestatten uns aber unsererseits, dieses Partgefühl als über alles Maß hinausgehend zu bezeichnen. Unsere Schriftsteller stellen der Fremde gegenüber einen bedeutamen Ausschnitt unseres Landes dar; sie zu übergeben, wenn sie ihr Wert dem öffentlichen Urteil unterbreiten, heißt sie in ungerechtfertigter Weise benachteiligen, ohne ihnen die Gelegenheit zu geben, sich Gehör zu verschaffen. Findet sich in dem Buche Paul Jlgs auch nur das Geringste, wodurch sich die französische Regierung beleidigt fühlen könnte? Nein. Warum zeigt sie sich dann königlicher, als der König und entwickelt solchen Eifer für unseren Bundesrat oder unseren Generalstab?“

Damit genug. Wir erinnern uns, an der einen und anderen Stelle in Deutschland gelesen zu haben, daß Herr Jlg natürlich nicht den deutschen Militarismus, sondern den Militarismus überhaupt im Auge gehabt habe. Nach Frankreich scheint er offener gewesen zu sein, d. h. für den Franzosen genügt eben die Beteuerung der „Objektivität“ nicht. Ein Berliner illustriertes Blatt glaubt inzwischen dem deutschen Volke das Bildnis dieses ehrlichen Freundes nicht vorenthalten zu dürfen. R. St.



OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Intérieur

Beilage zum Lürmer

Sander-Herweg





XX. Jahrg.

Zweites Maiheft 1918

Heft 16

## Parteigeist und Weltpolitik

Von Otto Grund (Ostseebad Zoppot)

Deutsche können nur durch Deutsche bekämpft werden.  
Eloyd George.

**W**ir machen uns öfter über die geographischen Unkenntnisse der Durchschnitts-Engländer und Franzosen lustig, und mit Recht. Denn es wirkt nicht nur komisch, sondern auch beschämend für jene Herrschaften, wenn selbst Leute in führenden Stellungen in London oder Paris nicht wissen, ob eine Stadt in Deutschland oder in Österreich liegt, und ähnliches mehr. In geographischen, naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Kenntnissen sind die Deutschen den andern Völkern zweifellos bedeutend überlegen, obwohl viele Deutsche in bezug auf die richtige Anwendung und Ausnutzung gerade ihrer geschichtlichen Kenntnisse oft bedenkliche Schwächen zeigen. Aber eins steht fest, und der innerdeutsche Streit um die Kriegsziele bewies es jeden Tag: im weltpolitischen Verständnis ist der angelsächsische dem deutschen „Vetter“ himmelsweit überlegen. (Daß er sich in der Möglichkeit, Deutschland überwinden zu können, schließlich doch verrechnet hat, spricht nicht dagegen, das spricht lediglich für die ungeheure deutsche Kraft, die wir in ihrer ganzen Größe ja selber nicht geahnt haben.) Man spricht so viel vom Kriege als Lehrmeister, ohne gerade allzuviel nach den schönen Worten zu handeln. Mehr als in irgendeiner andern Hinsicht tut uns aber eine gehörige Anzahl Lehrstunden in der Weltpolitik not. Denn entweder verzichten wir auf eine nennenswerte

Beteiligung am Welthandel — um dessentwillen wir, äußerlich wenigstens, in erster Linie Weltpolitik treiben —, und dann brauchen wir uns ja nicht weiter zu bemühen, dann können wir ruhig Englands frommen Wunsch erfüllen und von „Potsdam“ nach „Weimar“ zurückkehren; oder wir belehren uns einmütig und entschlossen zu der Ansicht, daß das neue Deutschland Welthandel und Weltpolitik treiben muß, will es nicht verkümmern, und dann haben wir die Folgerungen daraus zu ziehen. Nun gibt es aber von rechts bis links unter uns kaum jemand, der die Notwendigkeit unserer Teilnahme am Welthandel bestreitet, nur die Folgerungen werden von vielen nicht gezogen oder gehen doch sehr auseinander. Und das ist nur in Deutschland der Fall. England denkt infolge seiner jahrhundertelangen Schulung außenpolitisch einheitlicher; man denkt dort höchstens über die Methoden verschieden, über Wunsch und Ziel: die wirtschaftliche Niederringung und Ausschaltung Deutschlands, ist man dagegen bis auf verschwindende Ausnahmen einig. Wo sich andere Strömungen, in geringem Uraufange, gezeigt haben, beruhen sie nur darauf, daß dem Fuchs die Trauben nach und nach immer saurer erscheinen, keineswegs darauf, daß er sie überhaupt nicht haben möchte, daß er aus Überzeugung und moralischen Gründen von vornherein Verzicht leistet. Darin liegt m. E. auch der grundsätzliche Irrtum meines politischen Freundes Dr. Schepp, wenn er in einem Artikel des „Tag“ (Nr. 269, 1917) bekennt, daß er gegenüber der Friedensentschließung des Reichstages deshalb gewissermaßen aus einem Saulus zu einem Paulus geworden sei, weil er durch maßgebende und eingeweihte Persönlichkeiten von ihrer „direkten Lebensnotwendigkeit für unser Volk und Vaterland in jener Zeit“ überzeugt worden wäre und weil er in dem von ihm angenommenen Wachsen der Friedensstimmung in den Ländern der Entente einen Erfolg der Entschließung vom 19. Juli erblicke. Ich meine: wenn überhaupt die Friedens- und „Versöhnungs“-Neigung in England wächst und in Zukunft wachsen wird, dann haben wir das nicht den Worten der Reichstagsentschließung, sondern den Torpedoschüssen unserer U-Boote und der „Überredungskunst“ des deutschen Schwertes zu verdanken. Auch Dr. Schepp scheint dieser realen und deutlichen Sprache die größere Überzeugungskraft beizumessen, denn er hielt den Reichstagsbeschluß nur „in jener Zeit“ (seiner Fassung) für nützlich, hält es jetzt aber für angebracht, daß der Reichstag erklärt: „Die wohlgemeinten Friedensangebote der deutschen Regierung und der Volksvertretung sind von unseren Feinden mit Hohn und Frevelmut abgewiesen worden. Aus diesem Grunde halten wir uns an unsere Erklärung vom 19. Juli v. J. nicht mehr gebunden. Der Krieg muß fortgehen bis zum siegreichen Ende. Die Verantwortung hierfür tragen die regierenden Männer der Ententeländer.“ . . . Wenn die Reichstagsmehrheit das tatsächlich erklären würde, dann könnten wir allen Streit um die Kriegsziele begraben und uns vollkommen einigen, denn das übrige würde sich von selbst ergeben. Aber ich fürchte, es wird kaum zu einer so klaren und entschiedenen Stellungnahme kommen.

Und warum? Meiner Ansicht nach: weil man sich in die nach und nach immer hohler und abstrakter gewordene Idee eines „Verständigungs-“ und „annexionslosen“ Friedens parteiamtlich so verbißen hat, daß das zu einer Art Fetisch ge-

worden ist, dem gegenüber der blinde Glaube jede vorurteilslose Forschung einfach verbannt. Kurz gesagt: weil man nicht in erster Linie weltpolitisch, sondern inner- und parteipolitisch denkt. Das ist es, was man in England weiß und worauf man bei der sonst nutzlosen Kriegsverlängerung baut. Das ist es, was der Ober-Engländer Lloyd George so „schön“ und „treffend“ ausdrückt: „Deutsche können nur durch Deutsche bekämpft werden!“ Der gute Mann kennt uns. Möchten wir doch den Spiegel, den er uns vorhält, mit beiden Händen ergreifen und jeden Tag hineinschauen! Der Satz Lloyd Georges sollte überall stehen, wohin wir unsere Augen richten. Und vielleicht sollten wir dabei immer auch an den Ausspruch eines deutschen Dichters denken, der sein Volk nicht weniger gut gekannt hat. Hebbel schrieb schon 1860 in sein Tagebuch: „Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet, denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich einmal gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit den Nägeln aus dem Grabe kraben möchten.“ Die Friedensentschließung ist eine von den urdeutschen Eigenschaften, „sich den Himmel zu erwerben“. Wir werden von Räubern überfallen, deren notorische Räubernatur bekannt ist und Zug um Zug weiter unwiderleglich bewiesen wird; unsere Volksvertretung aber will den Räubern ihre gefährlichsten Waffen, die das deutsche Volk ihnen im ersten flammenden Zorn aus der Hand schlug, sämtlich wieder überreichen; unsere Volksvertretung lüftet vor den Räubern höflich den Hut und spricht mit großer Versöhnungsgebärde: Entschuldigt, daß wir uns gewehrt und euch dabei leider weh getan haben, aber seid beruhigt, ihr bekommt alles zurück! Oder besagt die Friedensentschließung im Kern etwas anderes? Vielleicht ist das beste Wort, das über sie gesprochen worden ist, doch das vom Reichskanzler Michaelis: „Wie ich sie auffasse!“ Denn die Auffassungen selbst unter den Anhängern der Reichstagsmehrheit schillern in allen Farben. Der eine Zentrumsmann faßt sie so auf, der andre anders; desgleichen geschieht bei den Fortschrittlern; ganz zu schweigen von den Nationalliberalen. Und selbst von sozialdemokratischer Seite ist betont worden, man dürfe das Friedensprogramm nicht so auffassen, daß kein Grenzstein verrückt werden dürfe. Ja, was heißt denn nun eigentlich „ohne Annexionen“? Haben Worte noch einen Sinn, oder kann man sie ganz beliebig auffassen? Vollkommen klar ist nur dies: das feindliche Ausland hat sie einheitlich nach ihrem buchstäblichen Wortlaut als ein Zeichen deutscher Schwäche aufgefaßt, einmal weil es ihm — und besonders dem Hauptgegner England — ausgezeichnet in den Kram paßt, und ferner weil ihm von den „guten“ Deutschen selbst immer wieder die trefflichsten Waffen gegen Deutschland in die Hände gedrückt werden. Die Leuten unter uns, die über ihre innerpolitische Nase hinaus keinen Zentimeter weit sehen können, sterben nicht aus. Da belam es Professor Hugo Preuß — man beachte: ein Professor, der berufsmäßig wenigstens zu einem gewissen Grade von Weisheit verpflichtet ist! — jetztig, im „Berliner Tageblatt“ (Nr. 605, 1917) zu schreiben: „Daß die Einführung selbst des neuen Reichstagswahlrechts in Preußen jetzt noch einen durchschlagend-

den Eindruck im Auslande machen würde, ist kaum anzunehmen . . . Aberall in der Welt wird es gesagt und geglaubt werden: diese Regierung hat selbst in dieser Zeit ihrem Volke nicht Wort gehalten; wer darf ihren Verheißungen von einem „neuen Geist“ in den internationalen Beziehungen, ihren friedfertigen Versprechungen trauen? Und wie können die kriegsfeindlichen Richtungen bei den andern Völkern Zutrauen zu einem Volke fassen, das auch jetzt noch solches geduldig hinnimmt?“ — Daß du die Nase ins Gesicht behältst! würde Onkel Bräsig sagen. Ist ein solcher weltpolitischer Dilettantismus (im jetzigen Augenblick!) nicht geradezu unheimlich? Selbst die sozialdemokratische „Internationale Korrespondenz“ gerät darüber in heftigen Zorn und schreibt: „Wir sehen ganz von der Beurteilung der Wahlrechtsvorlage ab, aber die grenzenlose Unverschämtheit, den andern Völkern das Recht auf ein solches Urteil über Deutschland und das deutsche Volk zuzusprechen, ist durchaus geeignet, allen Menschen mit deutschem Ehrgefühl Vorurteile gegen die Demokratie einzuslößen, die dem Wahlrechtskampf unmöglich dienen können. Vergleichen Ausbreitungen verdienen die schärfste Zurückweisung.“ Die ernsthaften deutschen Demokraten haben in der Tat alle Ursache zur Furcht vor solchen Elefantentritten durch das demokratische Porzellangeschäft. O Lloyd George, was bist du diesem deutschen Professor gegenüber für ein Weisheitslicht mit deinem einfachen und klaren Ausspruch: „Deutsche können nur durch Deutsche bekämpft werden!“ Deine deutschen Helfer drücken dir die Geißel in die Hand, um die letzten Neutralen gegen Deutschland aufzupeitschen, sie schreien dir das Mittel in die Ohren, wie Deutschland von der Erde weg in den Himmel gedrängt werden kann.

Nicht so elefantenhaft, aber doch in einer für geschickte Demagogen nicht weniger ausbeutungsfähigen Art wurden den Entente-Führern in der deutschen Reichstagsitzung vom 10. Oktober 1917 Waffen hingeworfen. Wie jedes Jahr unterhielt man sich da über die auswärtige Politik. Gewiß eine Gelegenheit, jetzt im Kriege wenigstens weltpolitisch und klug zu sein. Aber der deutschen Gründlichkeit und „Objektivität“ hätte es das Herz gebrochen, wenn sie nicht auch hier den Feinden die Berechtigung zum Kriege gegen das böse Deutschland zugestehen konnte. Der fortschrittliche Redner Haußmann, der in schlagender Weise noch einmal die allerdings schon öfter unwiderleglich bewiesene feindliche Schuld am Kriege und an seiner Fortsetzung feststellte, mußte durchaus auch „ein Wort über die deutsche Schuld“ sprechen (wie er sie auffaßt). Neu war es allerdings nicht, was er sagte: „Ohne unsere Mitwirkung wäre die Entente nicht gegründet oder nicht so fest geworden . . . Dadurch [durch die Politik der Alldeutschen] war es den Gruppen in den feindlichen Ländern, die den Krieg wollten, möglich, vor ihren Völkern eine deutsche Gefahr an die Wand zu malen, die tatsächlich nicht bestand. Ohne diese Dinge hätte man in den feindlichen Ländern die Notwendigkeit eines Defensivbündnisses gegen die deutsche Regierung nicht glaubhaft machen können.“ Wirklich nicht, Herr Haußmann? Ohne die alldeutsche Tätigkeit wäre die Entente nicht entstanden? Verzeihen Sie die vielleicht unhöflich klingende, aber nicht so gemeinte Frage: Glauben Sie das im Ernst? Dann lesen Sie, bitte, einmal die Worte des Präsidenten Wilson in einer Arbeiterversammlung über die

Bagdadbahn, in der er u. a. sagte: „In imperialistischen Kreisen Amerikas (man höre!) spielt der Kampf um den chinesischen Markt und die Ausbeutung Asiens eine ungeheure Rolle. Belgien, Nordfrankreich, Elsaß-Lothringen, oder wie diese kleinen Länder alle heißen — alles das kann ja sehr interessant sein, aber sollen wir außer den Japanern, die schon behaupten, daß sie vor allen anderen Rechte in China besitzen, uns auch einer deutschen Eisenbahnanlage aussetzen, die China mit Europa verbindet, oder sollen wir nicht jetzt, da die Gelegenheit da ist, diesen Konkurrenten niederschlagen?“ Und das dänische Blatt „Sozialdemokraten“ fügte dem Bericht darüber hinzu: „Also damit die freie Ausbeutung Indiens durch England und die freie Ausbeutung Chinas und des übrigen Asiens durch Amerika nicht bedroht werde, für dieses Ziel verblutet Europa.“ Sie werden, Herr Hausmann, inzwischen auch von der russischen Veröffentlichung der Geheimverträge der Entente Kenntnis erhalten haben, die die brutale Raubgier des vereinigten Angelsachsentums in ihrer ganzen Nacktheit als wahren und einzigen Kriegsgrund enthüllte. Beides ist zwar nach Ihrer Reichstagsrede vom 10. Oktober geschehen, aber es hat doch lediglich bestätigt, was wir längst wußten, was für uns keiner Bestätigung mehr bedurfte. Was wollen demgegenüber die Aufgeregtheiten einiger Alldeutscher besagen? Diese Stimmungsmomente, die das kalt rechnende Angelsachsentum höchstens als solche benutzen konnte, zur Ursache oder auch nur Mitursache des Krieges zu stempeln, heißt doch aus einer Mücke einen Elefanten machen. Der Krieg ist gekommen, einfach weil Deutschland da ist, weil es groß geworden ist und dies den Welträubern nicht paßte. Lohnte es sich da wirklich und war es nötig, belanglose Kleinigkeiten zu einer „deutschen Schuld“ zu stempeln? Das nenne ich: nicht weltpolitisch, sondern politisch krähwinklerisch denken — halten zu Gnaden, Herr Hausmann! . . .

Auf den Reichstag und seine Versöhnungsideen bauten und hofften unsere Feinde allein noch. Sagte doch der Erste Lord der britischen Admiralität auf einem Ermunterungsfestessen, es lägen „günstige Nachrichten über die Schwierigkeiten in Deutschland“ vor, „und endlich, was nicht das Unwichtigste ist — denn es ist höchst bezeichnend —, die beständigen Versuche auf deutscher Seite, Friedensgerede anzuregen.“ Das ewige Schwanken mit dem Ölweig mußte notwendigerweise Englands sinkende Hoffnung immer wieder aufpeitschen (und den Krieg verlängern), seine Machthaber handeln von ihrem Standpunkt aus streng folgerichtig, wenn sie ihrem Volke sagen: Deutschland ruft immer wieder nach dem Frieden, also kann es nicht mehr lange aushalten. Hindenburg und Ludendorff wissen es freilich besser, und sie versichern: „Der Krieg wird nicht als Remispartie abgebrochen werden, er wird für uns günstig entschieden enden.“ Und während die Feinde auf den Reichstag hoffen, fürchten sie unsere Oberste Heeresleitung. Natürlich mußte es wieder ein Deutscher sein, der das Gewicht ihrer Taten mit Geringschätzung also charakterisierte: „Die Arbeiterorganisationen sind heute in der Lage, in vierzehn Tagen die hohen strategischen Talente Hindenburgs und Ludendorffs lahmzulegen.“ Daß es ein Reichstagsabgeordneter (Prof. v. Schulze-Gävernitz) war, werden die Engländer doppelt ausnützen. Nur Deutsche sind so „weltpolitisch“, ihre eigenen Erfolge immer wieder totzuschlagen, den Feinden immer wieder ins Ohr zu schreien: Seht, hier ist die Stelle, wo wir sterblich sind!



Der Reichstag hat sich auch in seiner Tagung vom 29. November bis zum 1. Dezember, in der sich der neue Reichkanzler Graf Hertling vorstellte, nicht dazu aufraffen können, einen energischen Strich durch seine weltpolitisch bedauerliche Entschliebung vom 19. Juli zu machen. Denn Graf Hertlings sanfte Mahnung, die Feinde mögen es sich gesagt sein lassen, daß die veröhnliche deutsche Antwort an den Papst keinen Freibrief für die freventliche Verlängerung des Krieges bedeute, besagte so gut wie nichts für die rücksichtslosen englischen Machtpolitiker. Hindenburgs Schläge haben Rußland zur Friedensbereitschaft gezwungen; wieviel mehr erst wird England sich allein und ausschließlich der deutschen Macht beugen! Wenn es wahr ist — und Landtagsabgeordneter Frhr. v. Loß-Bergerhausen zitiert es im „Tag“ (Nr. 275, 1917) —, daß selbst Scheidemann in Frankfurt geäußert hat, „die Gegner der Friedensentschliebung des Reichstages hätten recht behalten“, dann ist es noch unverständlicher, warum der innerpolitisch so entschlußfrohe Reichstag außenpolitisch so schwächlich bleibt und das verfehlte Ergebnis einer falschen Voraussetzung nicht einfach in den Ortus wirkt. England und Frankreich vom Edelmut Deutschlands durch Gründe überzeugen wollen, heißt Wasser in ein Faß ohne Boden schöpfen. Wer im Ausland sehen will und durch verständige Gründe überhaupt zu überzeugen ist, der wußte längst vor dem 19. Juli Bescheid und bedurfte einer feierlichen Entschliebung nicht mehr; für die andern aber — und das sind die Machthaber — ist jedes Wort ver-schwendet, denn sie wollen nicht überzeugt sein, erst das Schwert kann sie zur „Einsicht“ bringen. Je schärfer wir es anwenden, desto schneller wird die Einsicht kommen. Auch bei England, dem gegenüber selbst die leiseste von Veröhnlichkeit und internationaler Schwärmerie diktierte Rücksicht ein weltpolitischer Fehler ersten Ranges ist. Dem rücksichtslosesten Volke kann nur noch größere Rücksichtslosigkeit Achtung abgewinnen. Wenn der einflußreiche englische Lord Lansdowne neuerdings zur Einsicht gekommen ist (oder wenigstens so schreibt), daß einige der territorialen Wünsche Großbritanniens wahrscheinlich unerreichbar geworden seien, und wenn er einer gewissen Verständigung das Wort redet, dann steht es felsenfest, daß ihn nicht der Verständigungswunsch des Reichstages, sondern die deutsche Faust zu dieser Erkenntnis gebracht hat. Und nur sie allein kann die britische Götterdämmerung so beschleunigen, daß der über die Welt gespannte Bau aus Lug und Trug, aus Raubgier und Brandstiftung endlich zusammenstürzt. Erst dann, wenn es die Macht hat, kann das Deutschtum die auch von uns ersehnte Weltmission der wahren Freiheit und Gerechtigkeit für alle Völker ausüben. Vorher nicht. Und die Macht muß fest verankert sein, im Westen wie im Osten; „Verträge“ hat England nie geachtet. Ein heutiger Verständigungspolitiker mit bekanntem Namen, Friedrich Naumann, hat es in seinem „Blauen Buch für Vaterland und Freiheit“ einst klar ausgesprochen: „Man muß etwas, irgend etwas in der Welt erobern wollen, um selbst etwas zu sein.“ Und noch im dritten Kriegesjahr 1916 schrieb er in seiner „Hilfe“ erläuternd: „Worin zwar die Verteidigung besteht, ist dem weniger geschichtlich und geographisch gebildeten Durchschnittsbürger immer etwas schwer zu verdeutlichen gewesen. Er nimmt die einmal vor-handenen Landesgrenzen als ein ewiges Gesetz und versteift sich, auch wenn er



sehr radikal sein will, auf konservativste Erhaltung dieser Zufallsgrenzen. Daß es irgendwo diesseits oder jenseits dieser geschichtlichen Grenzen etwas gibt, was man als natürliche Grenze bezeichnen kann oder als militärische Grenze, dafür fehlt die Anschauung.“

Naumann hat natürlich, als er den „weniger geschichtlich und geographisch gebildeten Durchschnittsbürger“ so plastisch schilderte, noch nicht gewußt, daß im Jahre darauf eine Reichstagsmehrheit eine Entschliebung fassen würde, auf die seine Glossen geradezu verblüffend paßt. Noch viel weniger wird er damals gewußt oder geglaubt haben, daß er selber dieser Mehrheit angehören könnte! Ich sage das nicht in boshaftem Sinne, sondern mit tiefem Bedauern, daß sich ein Kopf wie Naumann heute den früher von ihm gegeißelten Durchschnittsbürgern anschließt, die, obwohl sie sehr radikal sein wollen (siehe Scheidemann!), doch in konservativster Starrheit nur die einfache Formel herbeten können: Was deutsch ist, soll deutsch bleiben, was belgisch ist, soll belgisch bleiben! Viele in Deutschland werden erstaunt sein, ihn in einer politischen Gesellschaft zu finden, die wie hypnotisiert durch die Parteidrille auf innere Reformen starrt, während draußen um die Weltverteilung für Jahrhunderte gerungen wird. Früher weltpolitisch mit klarem Blick für Tatsachen, heute in nebelhaften „Verständigungs“-Wahngebilden befangen — wenn das der Segen des Parteigeistes ist, dann möchte man diesen Geist verfluchen. Los von ihm in der Schicksalsstunde des Deutschtums! Was ist jetzt Parteipolitik? Sie trennt, sie teilt. Es werde ihr später ihr Recht, wenn deutsche Weltpolitik ihre Aufgabe erfüllt hat. Die aber mahnt: Hart sein gegen die Räuber der Welt und gegen die Henker der Völker! Die Menschheit soll einst unsre Stärke segnen, nicht unsrer Schwäche fluchen . . .

\* \* \*

#### Nachschrift

Der vorstehende Aufsatz ist schon vor einigen Monaten, also vor Beginn der großen Frühjahrschlacht mit ihren erfreulichen politischen Folgen, geschrieben, seine Veröffentlichung jedoch aus äußeren Gründen mehrfach verschoben worden; da aber das Grundsätzliche der Ausführungen bestehen bleibt, habe ich sie im wesentlichen unverändert gelassen. Nur einige Nachbemerkungen sind heute notwendig geworden.

Wie aus einem schweren Traum erwachend fragt sich heute das ganze deutsche Volk: Wozu der Lärm? Weshalb haben wir uns eigentlich so lange um die blasse Theorie „Verständigungs“- oder „Gewalt“-Frieden gestritten? Hindenburg hat den Nebelvorhang mit dem Zauberstabe des deutschen Schwertes zerteilt, und plötzlich sehen wir: Wir wollten alle dasselbe! Dr. Müller-Meinungen, der unter den fortschrittlichen Abgeordneten schon lange gegen den Verzichtgedanken des Resolutionsstachels gelódt hat, ruft aus: „An Abrüstung, Völkerbund und obligatorischen Schiedsgerichten verzweifle ich!“ Und in einer neuen Schrift „Der Reichstag und der Friedensschluß“ (Verlag Dunder & Humblot, München-Leipzig) schreibt er, daß durch die Haltung der feindlichen Regierungen an die Stelle des Verständigungs-Gedankens der Sicherungs-Gedanke treten müsse, „nicht

bloß in wirtschaftlicher, sondern auch in militärischer und politischer Richtung“. Ferner: Als „finanzielle Vergewaltigung“ könnten nicht gelten vereinbarte Kriegsentschädigungen in Rohstoffen oder in Geld. „Wer sich gegen einen Räuber oder gegen einen Angreifer zur Wehr setzt, wie dies das Deutsche Reich gegen vielfache Übermacht tut, begeht keine politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigung, wenn er einen völkerrechtlich bestehenden Anspruch auf Ersatz des ihm verursachten Schadens und Sicherstellung gegen eine Wiederholung beansprucht.“ — Ausgezeichnet! Jeder Vaterlandsparteiler wird das unterschreiben. Die mit viel Aufwand von Entrüstung, aber immer irrtümlich eines „wüsten Annexionismus“ beschuldigten Kreise um die Vaterlandspartei haben im Kernpunkt nie etwas anderes als diesen Sicherungsgedanken für Deutschlands Zukunft vertreten; was ihnen darüber hinaus vorgeworfen wurde, lief auf einen Streit um Worte hinaus, betraf eine reine Zweckmäßigsfrage. Wenn dieser einzig richtige Sicherungs- und Entschädigungsgedanke zu allen Zeiten — auch in den Tagen des Zweifels — von der Reichstagsmehrheit underrückbar hochgehalten worden wäre, dann hätten wir uns manche bittere Stunde und den Feinden manche Hoffnung ersparen können; dann wäre vermutlich die vielgeschmähte Vaterlandspartei und am Ende gar die berühmte Resolution vom 19. Juli überhaupt nicht entstanden! Jedenfalls: Tatsachen sind nicht zu ändern. Schauen wir nicht rückwärts, sondern vorwärts, und freuen wir uns der offenbar schnell wachsenden rechten Erkenntnis, daß dieser Krieg nie durch nachgiebige Verständigung, daß er nur durch einen Sieg über unsern Hauptfeind England zu Ende kommt. Eine gewichtige Stimme aus der verständigungseligen Reichstagsmehrheit nach der andern bekennt sich zum Sieg-Gedanken; aus mancher klingt es sogar wie beleidigt heraus, daß jemals von etwas anderem als von Sieg die Rede gewesen sein könnte! Selbst Erzberger, dieser schlimmste Unglücksrabe und unheilvollste politische Schädling, „legt aus“ und sattelt um, damit er den Anschluß nicht verliert. Und der „Vorwärts“, der noch vor kurzem die deutschen Siege als das einzige Friedenshindernis bezeichnet hatte, und dessen Freund Scheidemann die noch an den Sieg Glaubenden für Narren erklärte, ist jetzt mit uns „närrisch“ geworden und schreibt, nur der baldige völlige Sieg biete den Weg zum Frieden.

Also sind wir einig, ist der böse Traumspuk endlich vorbei? Dann aber auch keine Anwendung von Mäßigung oder Verständigungsucht mehr, die das vereinigte Angelsächsentum für absehbare Zeit niemals begreifen, sondern immer für Schwäche oder Blödsinn halten wird! Das amtliche England hat gegenüber dem schamlosen Schiffstraub an Holland den famosen Ausdruck „rechtmäßige Gewalt“ erfunden. Greifen wir das Wort auf und lehren es gegen England; auf unserer Seite hat es eine tausendmal größere Berechtigung, das sieht jeder ein, von der Rechten bis zur Linken. So stehen wir da, ein geschlossener Kreis, am Ende wie beim herrlichen Anfang des Krieges; einig in dem Ziel, den verbrecherischen Räuber gründlich zu strafen und uns vor einer Wiederholung seiner Gelüste nachdrücklich zu sichern; endlich weltpolitisch geworden!



# Wofür?

## Von Julius Kreis



inen seiner letzten Urlaubstage verbrachte der Unteroffizier Hans Mühlbauer in der großen Stadt. Er war vor dem Krieg Lehrer in einem kleinen Nest gewesen, hatte dort jahrelang als stiller Mensch gelebt, gern ein schönes Buch gelesen, ein wenig musiziert und dann im Krieg mit Hunderttausenden seine Pflicht getan. — Nun saß er in einem lichten hohen Raum an einem festlich weißgedeckten Tisch, fremde Menschen um ihn kamen und gingen und plauderten gedämpften Tons. Bisweilen klrte leise ein Geschirr, oder jemand lachte laut aus dem gleichmäßig ebenen Stimmengemege heraus.

Es war nicht eines der allerersten Gasthäuser, in dem Mühlbauer saß, aber es hatte einen guten Ruf und war, wie man so sagt, ein Treffpunkt der Leute von Bildung und Besitz. Ein wenig überwog vielleicht an stillen Werttagen die Bildung.

Es saßen da Beamte, Offiziere, wohlhabende Kaufleute, Gelehrte; hin und wieder trank ein Künstler vom nahen Hoftheater nach der Abendvorstellung hier noch ein Glas Helles; an Sonntagen aber war das „Publikum“ ein ganz klein wenig gemischt. Es saßen Leute darunter, die man nirgends einreihen konnte, trotzdem sie gut angezogen waren, bisweilen auch einige Damen, Töchter hoher Beamter oder reicher Kaufleute, die sich wie Kokotten kleideten, und dann und wann eine Kokotte, die sich trug, als wäre sie die Tochter eines hohen Beamten. —

Der Unteroffizier Hans Mühlbauer fühlte sich nicht recht behaglich an dieser Gaststätte. Er wäre gern in einem kleinen, stillen, sauberen Raum gewesen und hätte nach dem Essen einige Zeitungen gelesen. Aber das schien hier nicht üblich. Und so betrachtete er sich die Leute.

Zuerst den Gast, der mit an seinem Tische saß.

Es war ein kleiner, fatter Herr. Auf dem dicken Hals saß ein unverhältnismäßig großer Kopf mit hoher, zurückfliehender Stirne. Das Haar war in schöne, kunstvolle Wellen gelegt, und manchmal glättete sie eine weiße, fleischige, kraftlose Hand mit weiblicher Gebärde. Am kleinen Finger blitzte ein nußkerngroßer Brillant. Die grünen Augen sahen hochmütig auf die Gäste. Sie bekamen manchmal einen lusternen Glimmer, wenn sich die dralle, gutgewachsene Kellnerin vorbeizwängte. Aus dem Gesicht sprang eine große, unschöne Nase und beschattete wulstige, gierige Lippen. Das Rinn war sehr klein und verschwand fast zwischen den bläulichen Hängebäden.

Die schöngetotete Halsbinde zierte ein goldener Violin Schlüssel als Nadel. Mühlbauer schloß: Ein Sänger, ein gewesener Sänger, jetzt Gesangslehrer, Kritiker vielleicht.

Ein eitles Tier. — Er ließ seine Frage im Krugdedel spiegeln und betrachtete sich. — Pfui Teufel!

Dann kam die Suppe. Wie er sie hinunterschlürfte und schmaakte!

Am Tisch roch er zuerst mit seiner widerlichen Nase wie ein Hund und mäkelte dann darüber mit der Kellnerin. Er hatte eine unsympathische Rastratenstimme und klagte wie eine verzogene alte Jungfer.

Als der Kerl gesättigt war, tätschelte er dem Biermädchen die pralle Hüfte und flüsterte ihr eine Schweinerei zu. Dabei sah man ein Maul voll Gold, als er grinste.

Mühlbauer hätte den Menschen anspeien können.

Er wandte sich weg.

Ihm gegenüber saß eine Dame am nächsten Tisch. Sie war nicht schön. Abgelebt, gedunsen für ihr Alter, mit frechen, hervorquellenden Augen. Ihr Galan setzte ihre Zigarette in Brand. Sie saß da wie eine faule Kröte. Ihre Zigarette steckte in einer Spitze, und sie gefiel sich darin, möglichst ungraziös und herausfordernd das Mundstück von einem Mundwinkel in den andern zu schieben. Ringe zu paffen und über Vorübergehende hämische Bemerkungen zu machen.

Weiter!

Nebenan waren drei junge Herren in tadellosen, eleganten Anzügen in heftigem Streit. Einer von ihnen trug eine große Hornbrille.

Sie ereiferten sich über die Vorzüge — eines Tänzers, der vor einigen Wochen im Odeon aufgetreten war.

Der Wirt legte ihnen den gelben Tagesbericht über die Kriegsschauplätze auf den Tisch. Der mit der Brille schob ihn ärgerlich und gelangweilt beiseite.

Nach einer halben Stunde sprachen sie noch immer von dem Tänzer.

An einem andern Tisch saß eine Gruppe Wintersportler. Sie machten viel Lärm und wollten überlaut Jugendfrische, Temperament und Schneid zeigen.

Zwei Jünglinge in weißem „Dreß“. — Krumme, engbrüstige Burtschen, denen man die Stubenluft und das Kaffeehaus, die Lyrik und verschiedenes andere auf den ersten Blick ansah.

Leider war jetzt dieser verdammte Sport einmal Mode. Also schleppte man halt diese blöden Hölzer hinaus. Es sieht übrigens schneidig aus!

Die Mädchen um sie herum in bunter Wolle und Seide mit viel nachgemachtem Norwegertum lachten überlaut, und wenn sie sagten: „Bitte, reich' mir das Salz“, so war es, als sprächen sie es vor einem Parkett von aufmerksamen Zuhörern. Alles galt den andern Tischen, alles an ihnen schrie: Seht her, seht her!

Und wenn einer von den beiden Stijünglingen „hinaus“ging, dann war es, als ob sich ein selbstgefälliger Seiltänzer zur Schau stellte.

Nebenan thronte mit „Frau Gemahlin“ er, der von Kellnerinnen ob seiner splendiden Trinkgelder vielumworbene Herr Kommissionsrat. Er sah aus wie Leute seines Schlages. Ein gänzlich unorigineller Proß. Sogar das Brillanthufeisen in der Krawatte fehlte nicht.

Über seine „Frau Gemahlin“ ist dasselbe zu sagen. Nur trug sie statt des Hufeisens ein Herz als Brosche.

Sie fraßen drei viertel Stunden lang mit Messer und Gabel und waren darin vertieft wie in eine gottesdienstliche Handlung.

Nachdem sie satt waren, klappte der Dide eine große Zigarrentasche auf, wählte lange, prüfte und drückte mit seinen Wurfingern jede einzelne der Importen und setzte dann eine davon genießerisch in Brand.

Dem Zigarrenverkäufer, der mit einer Liebesgabekiste im Saal sammeln ging, gab er gelangweilt einen Nidel. Die Importen waren ihm fürs Feld doch zu wertvoll.

Der Unteroffizier Mühlbauer rief der Kellnerin und zahlte seine Zechen. Er war noch an die Verhältnisse in seinem Nest gewöhnt, und das Trinkgeld war für dieses Gastlotal sehr klein.

Als er in den Mantel schlüpfte, war niemand da, der ihm half, und die Kellnerin ließ sich in ihrem Gespräch mit dem gewesenen Sänger nicht stören. Ja, sie sagte nicht einmal einen Abschiedsgruß, wie bei andern Gästen, sondern schaute dem Notnidel nur verächtlich und höhniß nach.

Der Unteroffizier Mühlbauer stand draußen auf der kalten, dunklen Straße, aus dem Café nebenan quiekte ein kleines Orchester altbadene Operettenmelodien, ein Pärchen ging eng untergefaßt vorbei, und das Mädchen lachte unangenehm, überlaut. — An der Straßenecke stand ein Betrunkener vor dem Tagesbericht und lallte vor sich hin: „Der Hundskriag, Hundskriag . . .!“

Da erfaßte Hans Mühlbauer eine große Bitterkeit. Der ganze Abend und seine Menschen ging blißschnell nochmal an ihm vorüber, und als er daran und an die zwei Jahre Tod und Grauen draußen dachte, da stand vor ihm die zornige Frage: Wofür?

\* \* \*

Er war wieder in seinem kleinen, stillen Flachlandsnest. Sein Urlaub war zu Ende, und er ging zum Bahnhof. Ein blauer Vorfrühlingstag lag fein und seidig über dem Land, alles stand in einem zärtlichen, klaren Licht, und aus den Ädern und Gärten drang ein herber Ruch. Die kahlen schwarzen Äste wiegten sich wohligh im lauen Wind, von ganz weit her klapperte ein Fuhrwerk auf der Landstraße.

Der Lehrer ging an den Häusern und Höfen vorbei. Er sah wenig Menschen. Die Männer waren alle im Feld, Frauen und Kinder auf dem Acker und im Stall.

Dann und wann stand ein barfüßiges, flachshaariges Kind am Weg und sah mit großen, fremden Augen auf den Lehrer.

An der Schmiede stand das Tor weit offen.

Die Schmiedin werkte am Amboß mit dem Lehrbuben.

Hell Klang der Hammerschlag.

Der Schmied war fort.

Der Lehrer blieb stehen. Sein breiter Schatten fiel in den Raum.

Die Schmiedin legte den Hammer beiseite und wischte gewohnheitsmäßig die schwarze Hand an der Schürze. Dann trat sie auf den Lehrer zu.

„Hätt' Eahna bald net kennt, Herr Lehrer! Geh't's scho' wieder dahin?“

Der Lehrer sagte: „Was macht denn der Schmied? Wo steht er jetzt? — Rönnt's do fortmachen, Schmiedin, so alloa mit dem Buam?“

„Muß scho geh“, sagte die starke, gesunde Frau, und in ihrem Lächeln lag ein wenig Stolz und ein wenig Wehmut.

Sie gab dem Lehrer die Hand: „Pfüat' Cahna Gott, und kemma S' guat wieder hoam!“

Ein rotbadiger Bub' lief dem Lehrer nach. Er kam aus einem der letzten Gütlerhäuser. In der Hand hielt er einen Winterapfel und reichte ihn verlegen dem Soldaten:

„Pfüa' Gott, Herr Lehra!“

Der Pauli war in der Schule keiner von den „Leinenen“ gewesen. Jetzt freute es den Lehrer, daß der Junge noch an ihn dachte.

Vom Acker her rief ihn ein halbwüchsiges Knechtlein, das den Pflug führte, an: „Herr Lehra, pfüa' Gott, und viel Glück!“

Die Bachmoferin, ein altes, ausgearbeitetes Weiblein, breitete im Garten Dung.

Sie gab dem Lehrer über den Zaun her die zitterige Hand und versprach zu beten.

Am Bahnhof wandte sich der Lehrer nochmal um.

Er sah das Land vor sich im heiteren, stillen Licht der Märzsonne und sah die wenigen, guten Menschen darauf, Kinder dieses Bodens, Bewahrer dieser Scholle. Er spürte den Apfel noch in seiner Hand. Er steckte ihn in die Tasche seines Waffentocks. Er wußte jetzt wieder: Wofür.



## Richtigthofen

Von Franz Ferdinand Heitmüller

Ein Held blich, sonnenschimmernd,  
Stoßadler im roten Kleid,  
Hochlobig, im Ather verflimmernd —  
Dem Feinde Schreden und Reid.

Die ihm kein Feind vergällte ..  
Unsterblich schien er schon,  
Bis blöde Lude ihn fällte  
Wie Siegfried, den Heldensohn.

Die Luft war sein Gespieler,  
Der Wind sein liebster Kumpan ..  
Sie trugen, wie nicht viele,  
Ihn liebend seine Bahn,

Es weben die wachsenden Tage  
Der Helden schimmerndes Kleid ..  
Es blühen im Dunkel der Sage  
Noch Leben und Ewigkeit ..

Er wird durch alle Zelten —  
Lebendig, nun er schied —  
In goldener Brünne schreiten:  
Sein Nam' ein Heldenlied.



# Die Kriegsorganisation der Konsumenten · Von Paul Oestreich



Im Zeitalter der Arbeitsteilung, der Maschine, der industriellen Massengüterherstellung, in dem die haus- und kundenzwirtschaftliche Gütergewinnung sogar auf dem Lande in weitem Umfange aufhörte, zerfiel jedes Volk immer deutlicher in „Hersteller“ (Produzenten) und „Verbraucher“ (Konsumenten) von Sachgütern. Zwar „verbraucht“, streng genommen, jeder, aber ein Teil des Volkes, dessen Wirken für das Volksganze ebenso wichtig, ja unentbehrlich wie das der „Hersteller“, ist ganz von der unmittelbaren Teilnehmerschaft am Unternehmergeinn ausgeschlossen: Beamte, Pensionäre, Sparrentner, Angestellte, Arbeiter. Diese alle trifft jede Warenpreiserhöhung, wenn auch, je nach ihrer Fähigkeit sich Einkommenserhöhungen zu erkämpfen, mit verschiedener Schärfe. In ihnen allen ist in steigendem Grade ein „Verbraucherbewußtsein“ erwacht. Auch in den Zwischenschichten zwischen reinsten „Herstellern“ (Fabrikanten, Großhändlern) und reinsten „Verbrauchern“ (Beamten), unter Arbeitern und Angestellten, die oft einen Gewinnanteil am Unternehmerverdienst erlangen konnten, wuchs bereits vor dem Kriege die Einsicht, daß die reine Lohnpolitik nicht ausreichte, um das für den Einzelhaushalt wie für den Staat gleich grundlegende Gleichgewicht zwischen Einkommen und ausreichender Lebenshaltung zu verbürgen. Nicht auf den „Nominallohn“, sondern auf den „Reallohn“, die Menge der für einen Selbstrag eintauschbaren Güter, sei Wert zu legen. Aus dieser Erkenntnis heraus erwuchs das Interesse an Baugenossenschaften, Konsumvereinen und von letzteren geschaffenen Produktionsgenossenschaften. Diese Bestrebungen umfaßten aber nur einen geringen Bruchteil der „Verbraucherchaft“.

Die Kriegszeit mit der nun fast unbeschränkten Herrschaft der „Hersteller“ machte es endlich breiten Verbrauchermassen klar, daß das Gewinninteresse bei einem beträchtlichen Teil der „Hersteller“ viel stärker ist als ihr Gemeingefühl. Die Ausbeutung des Volkes auf dem Gebiet der Versorgung mit Bedarfsgütern wurde so allgemein, daß das Wort geprägt werden konnte: „Der Wucher ist allgemeine Verkehrsitt geworden.“ Dieser Zustand weckte die Kräfte der Gegenwehr. Im Dezember 1914 gründeten Arbeiter, Privatangestellte, öffentliche Beamte, Konsumgenossenschaften, Frauen und sozialpolitische Vereine den „Kriegsauschuß für Konsumenteninteressen“, über dessen nunmehr dreijährige Wirksamkeit in einem Doppelheft der „Genossenschaftlichen Kultur“ (Langguth, Eßlingen) dipl. merc. Robert Schloesser Bericht erstattet.

Der Kriegsauschuß umfaßt jetzt 70 Verbände mit etwa 7 Millionen Mitgliedern und vertritt also, wenn man die Angehörigen berücksichtigt, mehr als 20 Millionen Deutsche, also fast ein Drittel des Volkes. Nach der Entstehung des „Zentralauschusses“ (Vorstände: M. v. R. Robert Schmidt und Universitätsprofessor Waldemar Zimmermann. Geschäftsstelle: Kriegsauschuß für Konsumenteninteressen, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 56. Fernruf: Röllendorf 205)

wurden nach seinem Muster in allen Gegenden Deutschlands Bezirks- und Ortsauschüsse gegründet, erstere meist, des Zusammenwirkens halber, mit dem Sitz an den Orten der Stellv. Generalkommandos. Zurzeit bestehen 30 Bezirks- und 162 Ortsauschüsse. Die Ausschüsse haben oft eine Verteilung der Arbeitsrollen nach Stoffgebieten vorgenommen, so daß die Sonderkommissionen auf die Dauer eine Reihe von Fachleuten für bestimmte Bedarfsgüter heranbilden. Die Geschäftsführung ist noch fast durchweg eine neben- und meist ehrenamtliche. Die angeschlossenen Verbände bringen die Kosten auf durch eine Selbstbesteuerung nach der Mitgliederzahl. Die Zentrale versorgt die einzelnen Ausschüsse mit Nachrichten und Anregungen und verarbeitet deren Einsendungen. Sie gibt vierzehntägig die „Rundschau der deutschen Verbraucherbewegung und Mitteilung für Preisprüfer“, wöchentlich zweimal die Pressekorrespondenz „Verbrauchswirtschaft im Kriege“ heraus. Die Erfahrungen auf den verschiedenen Arbeitsgebieten werden allerorts gesammelt, von der Zentrale gesichtet und die Feststellungen in Eingaben an Parlamente und Behörden, in Presse- und Versammlungsaufklärung und -einwirkung verwertet.

Die Aufgabe der Kriegsauschüsse kann etwa so umschrieben werden: „Sicherstellung und tümlichst Vermehrung aller verfügbaren Bedarfsgüter, ihre sparsamste und zweckdienlichste Verwendung, ihre gerechte und verständige Verteilung in gutem und unverfälschtem Zustande zu angemessenen Preisen unter Berücksichtigung der physiologischen Sonderbedürfnisse und der wirtschaftlichen Sonderverhältnisse gewisser Konsumentengruppen und -schichten, einschließlich der wirtschaftlichen Hebung ihrer Kaufkraft.“ Leider bestand bei Kriegsbeginn noch kein starkes Verbraucherkartell, das den Produzententartellen das Gleichgewicht hätte halten können; sonst wäre die deutsche Ernährungs- und Preispolitik von Anfang an in andere Bahnen gelenkt worden. Nun, nachdem die Entwicklungslinien festgelegt waren, stellten sich den Kriegsauschüssen bei der Inangriffnahme ihrer gewaltigen Aufgabe die größten Schwierigkeiten in den Weg. Es galt überhaupt erst ein neues volkswirtschaftliches Prinzip bei der Regierung und einem Teil des Volkes durchzusetzen. Trotzdem haben die Kriegsauschüsse zahlreiche ihrer Forderungen, die Schloesser auf vier Druckseiten aufzählt, durchsetzen können. Sie erstlickten z. B. die geplante Lebensmittelsparpolitik mittels beabsichtigter Preiserhöhungen durch ihre Agitation im Reime. Sie wirkten für die Regelung der Brotgetreidefrage auf dem Wege der Beschlagnahme und Rationierung, sie legten z. B. auch den ersten Entwurf einer Brotkarte vor. Sie wiesen immer wieder auf Preiszusammenhänge hin, verlangten Höchstpreise für alle Stufen der Warenbehandlung vom Rohstoff bis zum letzten Verkauf der Ware im Kleinhandel, während die an irgend einer Stelle im Warenverkehr einsetzenden Höchstpreise natürlich ihren Zweck nicht erreichten. Die von den Ausschüssen vorgeschlagenen Warenverteilungssysteme (Dresden) fanden weite Verbreitung. All die Einzelvorgänge gehören nicht hierher. Überall verlangten die Kriegsauschüsse für die Lösung der Ernährungsfragen „großzügiges, bis ins kleinste ineinandergreifendes und weit vorausschauendes“ Verfahren. Allmählich wurde durchgesetzt, daß die Kriegsauschüsse vor Erlaß ernährungspolitischer Bestimmungen gehört werden.



Die Kriegsausschüsse beteiligten sich auch an der Durchführung der Aufgaben, am Überwachungsdiens in Geschäften und auf Märkten, an der Aufklärung und Erziehung der Verbraucher, an der Arbeit in den Preisprüfungsstellen, Lebensmittelkommissionen, Schiedsgerichten usw. Die Vertreter der Ausschüsse werden immer mehr durch die Behörden anerkannt und herangezogen. Die Gestaltung der Wirklichkeit hat die Daseinsberechtigung der Kriegsausschüsse erwiesen. Natürlich nicht in den Augen jenes Teils der Hersteller, der es nicht einsehen oder nicht einsehen will, daß eine Macht ohne Gegengewicht Monopolcharakter hat, zu Übergriff und Ausbeutung geradezu verlockt.

Die Erfahrungen in der Arbeit haben zahlreiche Kriegsausschüsse und auch bereits manche der angeschlossenen Gesamtverbände zu dem Wunsche veranlaßt, die „Kriegs“auschüsse möchten ihre Tätigkeit als Verbrauchervertretung in die Friedenszeit hinein fortsetzen und der Staat möge bald statt ihrer vollverpflichtete und — -berechtete „Verbraucherkammern“ schaffen, die, aus den Vertretern der oben aufgezählten „Verbraucherverbände“ zusammengesetzt, gleich den „Produzentenkammern“ der Landwirte, Kaufleute, Handwerker die Aufgaben der „Interessenvertretung, Förderung von Technik, Wirtschaft und Fachbildung, Erziehung der vertretenen Interessenten, Beratung der Behörden, Ausübung von Verwaltungsaufgaben“ von der Verbraucherseite hätten und im gleichberechtigten Zusammenwirken mit den Produzentenkammern für den Interessenausgleich sorgten. In der Tat: Soll nach Kriegsende die Lebenshaltung wieder um eine Gleichgewichtslage schwingen, wovon z. B. wesentlich die Erfolge des Kampfes gegen den Geburtenrückgang abhängen, so werden die Verbraucherinteressen weit stärker betont werden müssen als bisher.



## Wenn ich das erst wüßte! · Von Hans Heidsted

Wenn ich das erst wüßte,  
Daß wir Frieden hätten, —  
An die Erde müßte  
Ich mein Antlitz betten.

Tief in Schmerz versunken  
Müßt' ich bei ihr weinen: —  
Hat sie doch getrunken  
All das Blut der Weinen.

Müßt' all' die weichen  
Stimmen wieder hören — —  
Und von damen schleichen,  
Um sie nicht zu stören.



# Von dem Jungen, der seine Ruh an Unseren lieben Herrn verkaufte

## Ein dänisches Märchen



Siesten war der einzige Sohn einer armen Witwe, und er war so dumm, daß er nicht einmal bis drei zählen konnte. Das Burschlein war zu spät gekommen, als Unser Lieber Herr den Verstand austeilte. Wenn er die eine oder die andere Torheit beging, sagte seine Mutter öfters zu ihm: „Junge, du hast den Verstand mit Schöpflöffeln gegessen und dabei das Beste verschüttet“, oder sie bewirtete ihn mit einem „dumm geboren und einfältig gewiegt“.

Die Frau hatte viel Mißgeschick zu erleiden, so daß sie schließlich nur noch eine einzige Ruh besaß, und sie sah sich genötigt, auch diesen letzten Schatz zu verkaufen. „Siesten,“ sagte sie eines Tages, „geh mit unserer Ruh zum Jahrmarkt,“ sagte sie, „aber gib gut acht,“ sagte sie, „daß du sie an keinen Schwäger verkauffst“, sagte sie.

„Gut“, sprach der Junge und zog ab.

Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der ihn frug: „Bursche, wo gehst du mit der Ruh hin?“

„Zum Jahrmarkt“, war die Antwort.

„Willst du mir nicht deine Ruh verkaufen?“

„Nein,“ erwiderte der Bursche, „du bist mir ein zu großer Schwäger.“ Und er setzte seinen Weg fort.

Etwas weiter kam ihm wieder ein Mann entgegen, der ihn frug:

„Bursche, wo gehst du mit der Ruh hin?“

„Zum Jahrmarkt.“

„Willst du mir nicht deine Ruh verkaufen?“

„Nein,“ sagte der Bursche, „du bist mir auch ein zu großer Schwäger.“

Hierauf kam er an einen Kreuzweg und sah dort ein großes Kreuzifix stehen. Der Junge betrachtete es und wunderte sich, daß der Mann am Kreuze kein Wort sprach. Er kam näher heran und sagte zu Unserem Lieben Herrn: „Holla, Mann, kauf mir meine Ruh ab.“ Aber der gekreuzigte Heiland antwortete nicht. Der Bursche fragte von neuem: „Wollt Ihr mir nicht meine Ruh ablaufen? Ihr seid kein Schwäger. Und einem solchen Manne sollte ich sie verkaufen, so hat es mir meine Mutter gesagt.“ Aber der liebe Herr sprach noch immer nicht. Da verfezte Siesten: „Holla, so redet doch! Schweigen heißt einverstanden sein! Ich werde Euch die Ruh dalassen und später nach meinem Gelde kommen.“ Er band seine Ruh am Kreuze fest und zog leichten Herzens nach Hause.

Unterwegs fand Siesten eine lederne Geldtase, die mit Goldstücken vollgespißt war. „Ha, das ist das Geld für meine Ruh“, dachte der Bursche. „Mit

so bald das Geld nachzusenden, das heiße ich rechtschaffen sein. Ein trefflicher Käufer, der Schweiger! Mutter sagt ja immer, Schweigen ist eine Tugend, und sie hat recht.“

Als er nach Hause kam, frug die Mutter ihn: „Nun, Siesten, wie ist es dir ergangen?“ — „Ich habe deinen Rat befolgt, Mutter,“ sagte der Junge, „ich habe die Ruh an keinen Schwker verkauft, sondern an einen Mann, der kein einziges Wort sprach. Der Mann sah brav und rechtschaffen aus, und hielt mit seinen Armen ein hölzernes Kreuz fest, drüben an den vier Wegen. Als ich ihn ansprach, sah er mich fortwährend an, er wollte aber nicht reden.“

„Und wo ist das Geld?“ frug die Mutter.

„Hier“, sagte Siesten und er warf den Beutel auf den Tisch. „Der Käufer hat mich nicht sofort bezahlt, sondern beim Nachhausegehen fand ich es auf dem Wege liegen: der brave Mann hat es mir nachgesandt.“

Die Mutter öffnete hastig den Beutel und fand darin so viel Geld, daß es gut für zwanzig Rhe gereicht hätte. Sie begriff sogleich, was ihrem einfältigen Siesten begegnet war. „Der dumme Junge wird es ausplaudern,“ sagte sie zu sich selbst, „und das schöne Geld ist dann verloren.“ Sie überlegte sich, was zu tun sei und hatte bald einen Ausweg gefunden.

„Siesten, mein Junge,“ sagte sie, „es ist ärgerlich,“ sagte sie, „Geld haben wir nun, aber morgen geht die Welt unter, und dann ist es um uns geschehen“, sagte sie.

„O, da verdrießt es mich, den schweren Beutel so weit geschleppt zu haben“, erwiderte Siesten. „Gibt es denn kein Mittel, Mutter, daß ich am Leben bleiben könnte?“

„Ja,“ antwortete die Mutter, nachdem sie eine Weile hin und her überlegt hatte, „i und trink nur erst. Und morgen in aller Frühe kriech in dies alte Butterfa, ich werde dich immer dorthin rollen, wo das Feuer schon ausgedscht ist.“

Siesten fllte also des Abends sein Bäuchlein, und am anderen Tage kroch er beim ersten Morgengrauen in das Fa, das die Mutter sogleich verschloß. Sie raffte draußen einige weggeworfene Schüsseln und Scherben, Töpfe und Pfannen zusammen, fügte noch zwei oder drei zerbrochene Gläser hinzu, und warf es alles an dem Butterfa in Stücken, worauf sie daselbe in der Küche ein paar mal hin und her rollte. Nachdem sie dieses Spiel noch zwei- bis dreimal wiederholt hatte, blieb sie ein Weilchen muschenstill sitzen und ließ dann Siesten aus dem Fae heraus.

„Nun ist alle Gefahr vorüber“, sagte sie. „Es hat mich aber Mühe genug gekostet, dich am Leben zu erhalten.“

Siesten sprang vor Freude ein Loch in die Luft und lief mit ausgestreckten Armen zur Tür hinaus. Es geschah aber, daß in diesem Augenblick der Kaufmann vorüberkam, der den Geldbeutel verloren hatte. „Hast du nicht vielleicht einen Lederbeutel mit Geld gefunden, Bursche?“ frug er.

„Ja, Mann, ich habe ihn gefunden,“ sagte Siesten, „gerade am Tage, vor dem die Welt unterging.“

Als der Kaufmann hörte, daß er es mit einem Loren zu tun hatte, setzte er seinen Weg weiter fort. So behielt die schlaue Mutter das Geld und war darob nicht wenig zufrieden.

Da kam eine Maus  
Und meine Geschichte ist aus.

Aus der Sammlung von Pol de Mont und Alfons de Coet entnommen  
und ins Deutsche übertragen von Erita Goeß.



## Nacht-Sonette · Von Paul Steinmüller

1.

In roten Rosen ging der Tag zur Ruh',  
In deinem Bilde hing ihr letztes Glänzen.  
Es war, als winktest du aus Strahlenkränzen  
Mir lächelnd einen Gutenachtgruß zu.

Des Feindes Feuer schweigen an den Grenzen.  
Nun, Sehnsucht, langgebändigte, nun tu  
Den Sprung zur Freiheit und erfrage du  
Von Wind und Sternen, ob es bald mag lenzen.

Stürm' über Flüsse und Gebirge fort,  
Erklimm des Abgrunds steiles Felsgeschiebe  
Und steig als Traum, als Nachtgesicht hernieder,

Doch' an die Pforte, sprich das Lösungswort,  
Schüt' aus die bunten Schätze meiner Liebe  
Und lehr' gesättigt, grußbeladen wieder.

2.

Der Abend kam und brachte Heimweh mit.  
Ich fühlte, wie sich's zitternd in mir regte,  
Da er den weißchenfarbnen Mantel legte  
Um Berge, die sein leiser Fuß beschritt.

Der alte Schmerz, an dem die Menschheit litt,  
Seit Mann und Weib zärtlicher Zwiesprach' pflegte,  
Ein Haus erbaute, einen Garten begte! — —  
Stets kam die Trennung, die das Glück zerschneidte.

Sei still! Es ging, eh' ich ihm nachgedacht.  
Man sah es mir nicht an. Von drüben spielte  
Des Todes Grußruf wieder durch die Nacht.

Doch du, auf die mein ganzes Denken zielte,  
Du sollst es wissen, daß ich dein gedacht  
So stark, als ob ich dich im Arme hielt.

3.

Komm, süße Nacht, und decke weiße Hände  
Über der Welt geschändetes Gesicht,  
Spann' deiner Ruppel blaue Sternenwände  
Wider des Tages grelles Sonnenlicht.

Reich' allen Wunden deine güt'ge Spende,  
Den Schlaf, der Mohn um Fieberstirnen flücht,  
Und wo die Sorge ängstlich flattert, sende  
Den holden Wahn, das schönste Traumgesicht.

Seit aller Völker Tritte eifern klirren,  
Entwich in deines Kleides stille Pracht  
Die Schönheit aus des lauten Tages Wirren.

Sieh sie uns wieder! Laß die Wünsche sacht'  
Als starke Kasse an den Wagen schirren  
Und führ' sie uns herauf. Komm, süße Nacht!

4.

Des Mondes Schale sog sich bis zum Rande  
Voll Licht, als seien Sterne drein gepflückt,  
Ihr Strahlenbündel, lanzengleich gezückt,  
Stand silbern auf dem braunen Wüstenande.

Des Berges Ruppe glänzte im Gewande  
Des Schnees, mit eis'gen Zaden reich bestückt,  
Wie eine Gralsburg, die der Welt entrückt,  
Als Hüterin des Friedens durch die Lande.

Sieh, unsre Seele trägt das Wundenmal  
Der Friedenssucher, laß den Pfad uns finden,  
Der aufwärts führt aus kreuzbestecktem Tal.

Wir möchten Kränze um die Schwerter winden,  
Die Glocken läuten und entfühnt von Sünden  
Der Welt dich wiederbringen, heil'ger Gral.





## Irland und England

Die ganze irische Geschichte bildet seit Jahrhunderten eine lange, lange Reihe verzweifelter Versuche der Iren, sich von Englands Herrschaft zu befreien. Seit der englische König Heinrich II. um 1167 die grüne Insel unterwarf, bis zum heutigen Tage hat Irland sich noch nicht in seine Unterdrückung ergeben, obwohl ungeheure Blutopfer und die Vertreibung von Hunderttausenden von Einwohnern noch immer jeden Aufstand unterdrückten. Infolge der Parteilagen der irischen Häuptlinge kam es in der nächsten Zeit zu keinem geschlossenen Widerstand, und erst 1315 versuchte Eduard Bruce in offenem Kampfe die Engländer zu vertreiben. 1595 wiederholte der Graf von Tyrone diesen Versuch. Wie stark seine Unterstützung durch die Bevölkerung war, geht daraus hervor, daß erst 1601 die Niederwerfung dieses Aufstandes gelang. Schon 1641 flammte die Empörung wieder auf, und die Unterdrückten konnten große Erfolge erzielen, so daß nur 1649 durch Cromwell die englische Herrschaft wiederhergestellt wurde. Im Blute erstickte dieser Gewaltmensch die Bewegung, indem er nicht nur die Bevölkerung der zwei zuerst eroberten Städte bis auf den Lezten niedermeßeln ließ, sondern auch noch auf die zerstreuten Flüchtlinge im Lande eine wahre Menschenjagd veranstaltete. Trotzdem fand schon 1689 der vertriebene König Jakob wieder in Irland Kampfgegnossen gegen England. Aber auch dieser Krieg wurde verloren. Mehr und mehr entvölkerte sich die Insel.

Für mehr als 100 Jahre konnte kein offener Aufstand mehr aufkommen.

In Geheimbünden aber, die gegen England wühlten und nicht selten zu Gewalttaten und Mord führten, trieb der Haß gegen die Unterdrückten weiter. Ein wichtiger Grund dazu war die schmähliche Behandlung, die die englische Regierung und Kirche dem katholischen irischen Volke angedeihen ließen. In jeder und ganz unnötigen Weise wurden die Katholiken in ihren Gefühlen verletzt. Sie mußten jeden Sonntag in die protestantische Kirche gehen, sie konnten kein Amt bekleiden, sie durften keine Ehen mit Protestanten eingehen. Die Kirchengüter wurden für die englische Staatskirche eingezogen, die Steuern mußten den englischen Geistlichen gezahlt werden. Alle diese Lasten, zu denen noch manche andre kam, drückten natürlich, von einem fremden Volke auferlegt, viel härter, als es schon die Religionsverfolgungen in andern Ländern taten, die von den eigenen Volksgenossen ausgingen. Wütender Haß wurde auf das tiefste eingepflanzt und führte 1799 zu einem neuen Aufstand, der zunächst einer großen Menge Engländern das Leben kostete. Wieder wurde aber dann unter den Iren ein Blutbad angerichtet, das die englische Macht aufrechterhielt. Die Furcht vor den Iren war aber doch so groß, daß man 1800 sich dazu entschloß, den Katholiken die drückendsten Bindungen abzunehmen, in der Hoffnung, mit dem Ausscheiden des Religiösen eine große Menge der Bevölkerung der irischen

Selbständigkeitsbewegung zu entfremden. Durch eine gewaltige Bestechung — es wurden mehr als 30 Millionen Mark dazu verwendet — gewann man dann einen Teil der leitenden Kreise Irlands und konnte so den offiziellen Anschluß an England durchführen.

Aber das irische Volk gab, trotz dieses Verrates eines Teiles seiner Oberen, seinen Haß und seine Hoffnung nicht auf. Das Versammlungsrecht wurde ihm deshalb beschränkt. Das hatte aber nur zur Folge, daß das Geheimbundwesen um so stärker wieder auflebte. Bandenwesen und Mord breiteten sich um 1840 in ganz bedenklicher Weise aus, und 1848 konnte nur durch rechtzeitiges energisches Eingreifen ein neuer Aufstand verhütet werden. Eine Reihe von Todesurteilen wurde an den Führern vollstreckt. In ungeheuren Massen wanderte die enttäuschte und weitere Vergeltung fürchtende Bevölkerung nach Amerika aus.

Trotzdem brach im Jahre 1867 nochmals die Flamme der Empörung hervor. Aber nur neue Blutopfer waren der Erfolg. Schon 1871 garte es wieder auf das bedenklichste, doch verbindlichen außerordentliche Maßnahmen der Regierung einen Ausbruch. Die Überwachung wurde äußerst scharf gehandhabt.

Im geheimen lebte aber die irische Freiheitsbewegung unzerstörbar weiter. In den 80er Jahren waren es wieder die Mitglieder der Geheimgesellschaften, die mit Schreden und Mord den englischen Pächtern, welche das Land ausaugten, den Aufenthalt in Irland zu vereteln suchten, wobei sie von den amerikanischen Iren, die im Fenierbund vereinigt waren, unterstützt wurden. Politische Morde und Dynamitattentate in England selbst zeigten immer wieder, bis zu welchem Grade der alte Haß weiter gewuchert war.

Damals fing die englische Regierung an, um die gemäßigteren Iren von der Bewegung abzulenken, sich mit dem Gedanken der Homerule, der Eigenverwaltung Irlands unter englischer Oberregierung, zu beschäftigen, doch war die Partei, welche hoffte, so Irland zu beruhigen, zu klein, und das Gesetz fiel 1886. Eine erregte Gegenbewegung der Iren, die sich wieder enttäuscht sahen, wurde nach einigen Zusammenstößen durch Verhängung des Ausnahmezustandes unterdrückt. 1893 scheiterte abermals ein Versuch, die Homerule durchzubringen, und auch später konnte sich England nicht dazu entschließen.

Welche Erregungen und Unruhen schon in den letzten Jahren vor dem Kriege und besonders auch während des Feldzuges dadurch verursacht worden sind, wird noch in allgemeiner Erinnerung sein. Die Hinrichtung Sir Casements, nachdem der Mordversuch an ihm mißlungen war, und die grausame, blutige Niederwerfung der Sinn-Feiner in Dublin und anderen irischen Städten sind Marksteine der letzten Entwicklung.

Wenn man so diese Geschichte an sich vorüberziehen läßt, so begreift man allerdings, daß England im Interesse seiner Oberherrschaft sich nie entschließen konnte, Irland die Selbstverwaltung zu geben, wenn auch eine Hoffnung, auf diese Weise doch die irischen Patrioten durch Teilung in zwei Lager ohnmächtig zu machen, den Gedanken nicht aussterben läßt. Die Furcht, ein irisches Volk möchte ohne die strenge englische Verwaltungskontrolle zu sehr die Möglichkeit haben, sich gegen seine alten Unterdrücker zu organisieren und sich, seinem alten Haße folgend, ganz befreien, ist doch zu groß.

Der gleiche Grund hat ja auch England bewogen, die Dienstpflicht nicht auf Irland auszuwehnen, um nicht ausgebildete Soldaten statt der irregulären Aufständischen gegen sich zu haben; wozu allerdings noch die Angst vor einem sofortigen Aufstand kommt, da die Iren in ihrer großen Masse sich haßerfüllt entschieden weigern, auch nur dem Gedanken näherzutreten, für England Kriegsdienste zu leisten. Hofft doch ein jeder gute Ire auf den Zusammenbruch Englands durch eine Niederlage im Weltkriege, die dann seinem geknechteten Lande die Freiheit bringen soll.

Ein Zweites begreift man danach auch: Wie groß die englische Verzweiflung infolge der deutschen Streiche sein muß, wenn man jetzt Bereitschaft zeigt, Homerule zuzugestehen und die Dienstpflicht trotz der erwähnten Befürchtungen einzuführen. Man hofft natürlich

mit der ersten Zusage, die ja nicht von heute auf morgen durchgeführt zu werden braucht, und die man nötigenfalls noch mit mancher Einschränkung versehen kann, die Iren so weit zu beruhigen, daß sie die Dienstpflicht annehmend für England kämpfen. Damit wäre dann wenigstens für die nächstliegende Not ein Hoffnungsstrahl gegeben. Ist dann der Krieg vorbei, so wird man ja weiter sehen. Wenn man die irischen Truppen, nach bewährtem englischen Muster, immer gut an die kritischsten Punkte stellt, kann man ja den Mannschafbestand möglicherweise so schwächen, daß die Gefahr für England nicht mehr allzu groß ist.

Freilich sind doch auch unter den Engländern selbst noch sehr starke Bedenken gegen das Gesetz vorhanden, denn man ist mit Recht in Unruhe, ob der irische Zwangssoldat, selbst wenn eine Mehrheit für das Gesetz gefunden ist, wirklich für England eintreten wird. Man könnte wohl der Gefahr, schon während, vielleicht gegen Ende der Ausbildungszeit eine Rebellion zu haben, dadurch entgehen, daß man die irischen Rekruten unter andre Bestände verteilt, aber es bleibt doch immer noch die Befürchtung, daß der Ire, der eben auch im unteren Volk einen tiefen Haß gegen alles Englische hat, im Gefechte, diesem Triebe folgend, versagt, daß er überläuft, die Waffen streckt. Ein alter Volkshäß kann erfahrungsgemäß durch Halbheiten niemals beseitigt werden und führt immer leicht zu den schwersten Ausschreitungen. Man könnte also gegebenenfalls mehr Schaden als Nutzen von solchen Truppen haben.

Und auch die Zeit nach dem Kriege mag manchem drohend erscheinen. Eine irische Selbstverwaltung, sei sie auch noch beschränkt, die sich auf Tausende und aber Tausende militärisch ausgebildete Iren stützt, könnte doch wohl eine ganz andre Sachlage schaffen als die ständig von England überwachten, unausgebildeten Sinn-Feiner es heute zu tun vermögen. Hält man aber die Versprechung der Homerule nicht, so bleibt die erbitterte Menge nach der Soldatenzeit sicher eine größere Gefahr als vorher.

Die Lostrennung von England, von diesem so sehr gefürchtet, von den Iren so sehr gewünscht, wäre dann vielleicht doch zu erreichen, selbst wenn die Briten im Kriege siegreich geblieben wären.

So sehen wir ein sonderbares Bild. Wir, die Völkerunterdrücker der Entente-Preffe, haben keine Angst gehabt, unsre Elsäßer und Polen unter die Waffen zu rufen, und wahrlich die wenigen Verräter, die sich herausstellten, können den Ruhm nicht verdunkeln, den sich auch diese Völker im Kampfe um Deutschlands Bestehen erworben haben. England aber, das demokratische völkerbefreiende Albion, wird erst durch die Verzweiflung getrieben, seine irischen Untertanen zu bewaffnen, immer in der Furcht, eine Kraft zu wecken, die vielleicht dazu beitragen könnte, seine Weltgewaltherrschaft aus den Angeln zu heben.

Einzelne irische Truppenteile, die im Kriege schon aufgetreten sind, sagen nichts gegen diese Ausführungen, denn in Irland sitzen viele auch als Iren zählende Engländer, wie ja z. B. die Ulsterleute kaum als Iren gelten können.

• Otto Döhler



## Polnisches Theater



Der Friede von Brest-Litowsk hat bei den Polen großen Lärm gemacht. Die Abgrenzung zwischen Polen und der Ukraine, insonderheit die Übergabe des Cholmer Landes an die Ukraine, sei ein ungeheures nationales Unglück, ein Anschlag gegen das nationale Besitztum, ja — man höre! — nichts Geringeres als die „vierte Teilung“ Polens! Diesen pathetischen Entrüstungsgebärden und Klagerufen gegenüber stellt ein Brief der „Berliner Neuesten Nachrichten“ aus Galizien die Tatsache fest, daß die vom historischen Polen zurückgebliebenen Überlieferungen des Herrschens und Unterjochens im polnischen Volke noch weiter sehr tief stecken:

„Wer in der polnischen Geschichte bewandert ist, wer den nationalen Charakter dieses Volkes genauer kennt, bei dem vermögen all die gegen den jungen Staat und dessen Verbündete gerichteten Ermahnungen und Drohungen weder Verwunderung noch Furcht zu erregen, zumal er sofort eingesehen haben wird, daß dieses Gebaren eine Verleugung jedes inneren Zustands und ferner nichts anderes als eine auf theatralische Wirkungen berechnete Geste ist, die man in der polnischen Geschichte neuerer Zeit nur allzuoft wahrnehmen konnte. Andererseits kann bei einem Pugniezer, der bislang von der fremden Gunst gelebt hat und noch immer von ihr lebt, — von einem eigenen Willen nicht die Rede sein, um so weniger von dem Ernst seiner Drohungen. Denn für einen Günstling ist im übrigen — wenigstens hier in Oesterreich — eine einträgliche Realpolitik bedeutend besser, als die Jagd nach unerreichbaren nationalen Idealen, zu deren Erreichung man ausschließlich die eigenen nationalen Kräfte beanspruchen mußte.

Es dürfte im allgemeinen nicht unbekannt sein, daß die Seele des unter den ungemein günstigen politischen Umständen aufgewachsenen und durch das historische Schicksal verwöhnten polnischen Volkes — unempfindlich gegen alle Erscheinungen im Völklerleben war, daß sie jeder sozialpolitischen Änderung und Entwicklung im übrigen Europa eine völlige Gleichgültigkeit entgegenbrachte: während in West- und Mitteleuropa der Kampf gegen Absolutismus und Reaktion tobte — waren die Polen die einzigen, die sich indessen auch weiterhin der Hypnose der historischen großpolnischen Traditionen und der Illusion über ihre Ausnahmestellung in der Völkerfamilie hingaben. Sie glaubten und glauben unablässig das Rad der Weltgeschichte auf seinem Wege aufhalten oder gar seine Umkehr erzwingen zu können. Von dem Konservativen bis zum Sozialdemokraten bereiten die Polen fortwährend den Nährboden für den Kultus eines nationalen Schicksalszigentums, des Herrschens über Nachbarvölker und pflegen weitaus den Parasitismus, der dieses Volk mit der Pflanze gleichstellt, die allein ohne fremde Säfte nicht gedeihen kann. Jene suggerierte Ausnahmestellung hat das Volk in die Sphäre des Hochmuts, in die Gemeinde jener Menschenart gebracht, die das Leben als ein Vergnügen auf anderer Leute Kosten auffaßt.

Das allgemeine Mitleid mit ihnen anlässlich der Teilung ihres Staates bis zum Überdruß ausnuzend, haben sich die Polen mit dem Strahlenkranz eines Märtyrertums umgeben und toktetierten ein ganzes Jahrhundert mit diesem erdichteten Märtyrertum und nützen es aus, indem sie ihre Ansprüche steigerten, in die ärgsten Gewohnheiten der Vergangenheit zurückfallen und sich in die uferlosesten Träume des Größenwahns verlieren. Und sie finden sich in der Rolle von Märtyrern immer interessant: daher verlangen sie von Europa, daß man sich ihrer Befreiung mit einer übermenschlichen Großmut annimmt. Anstatt diesem Volke den Weg der Ernüchterung, einer gewissenhaften Selbstzucht, einer gerechten Abrechnung mit den Nachbarn und der historischen Reichte vor sich selbst zu weisen, — hat die wohlfeile Protektion mancher Staaten und Völker im Laufe von anderthalb Jahrhunderten diese Schmetterlinge des Lebens zu den tragischen Schauspielern erzogen, die ihre Protektoren und die Zuschauer nun zu betören und zu bezaubern wissen. Die Regie hat ihnen allerdings nicht immer eine und dieselbe Rolle zugewiesen! Den Vorfällen und politischen Ereignissen entsprechend verstellen sie sich vor den Mächtigen dieser Welt als krüppelhafte Bettler, die durch Bloßlegung ihrer Gebrechen um so reichlichere Almosen von den Vorbeigehenden erhoffen, oder mit dem Pathos eines Redners den Mantel der Unzufriedenheit umwerfen, die Stirn in zornige Falten legen und Drohungen nach allen Seiten hinschleudern. Ein anderes Mal stellen sie jene unschuldig Verfolgten dar, die in bitterster Pein ihr Gewand zerreißen. Und all dies mit ausgesuchten Phrasen von dem diesem „edlen“ Volke angetanen fürchterlichen Unrecht. Wenn sie aber in diesen Rollen zufällig keine Erfolge haben, dann verschmähen sie auch die Akrobatikunststücke nicht; mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs schwingen sie wie Rugeln Lösungsworte der Revolution, der Demokratie und des Selbstbestimmungsrechtes, im Bedarfsfalle aber auch



die der allerjwärtigsten Reaktion und des Amerionismus. Verjagt auch dies, dann rühren sie mit gewaltigem Lärm die Reklametrommel.

Allein das Gebrüll der Moral und der blütenreinen Unschuld würde ohne ein schonungsloses Verfahren gegen die politisch schwächeren Nationen in die ärgste Jesuiterei nicht ausarten. Diese innere Verderbnis ließ schon in der Vergangenheit keine Rücksichtnahme auf die Verträge und Abkommen mit den Nachbarvölkern zu. Heute werden noch immer all die Grundsätze der politischen Ethik von diesem „ritterlichen“ Volke mit Füßen getreten, ja es spielt sich noch immer als Lehrer und Vormund der anderen auf, wie jener sich anmaßende Dichter, der seine Helden nicht reden läßt und nur selber für sie spricht; insonderheit in bezug auf die Ukrainer hat es jahrzehntelang die Welt mit einem Lügengespinnst überzogen, viele Vorurteile gegen die Ukrainer hier und im Ausland geweckt und somit die öffentliche Meinung Europas vergiftet. Und daheim wird in der Schule und der Kirche ganzen Generationen das Gebot einer mysteriösen „Kulturmission“ im Osten eingimpft.

Daher dieses Zähnnetzchen und die Kündigung der Wohnung an Österreich von seiten der Polen gelegentlich der Cholmer Frage. Chronologisch genommen, ist es keine „vierte Teilung Polens“, wohl aber die fünfte, die schon 1910 vom Petersburger Polenklub ratifiziert wurde, da dieser damals in die Ausscheidung dieses Gebietes aus Kongreßpolen gegen die von Stolypin versprochene Erweiterung der städtischen Selbstverwaltung und gegen einige Zugeständnisse der polnischen Sprache im Rdnigreiche restlos einwilligte. Dieser Stellungnahme hat sich damals auch der österreichische Polenklub angeschlossen, um die schon ohnehin gespannten Beziehungen der Monarchie zu Rußland durch Einnengung in eine innere Angelegenheit eines auswärtigen Staates nicht zu verschärfen — richtiger gesagt: um Rußland nicht zu reizen. Die unbestrittene Tatsache von 1910 schlägt den Polen jede Waffe aus der Hand, mit der sie ihre ungerechtfertigten Ansprüche auf das Cholmland zu verteidigen sich anschicken wollten.“



## Brasilianerdant



Im Jahre 1833 verließ das Parlament des Staates Brasilien einstimmig dem Deutschen J. J. Sturz, der aus einer bayrischen Familie stammte, das Bürgerrecht. Dies geschah in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, die Sturz dem Land geleistet. Er hatte die ersten Dampferlinien eingerichtet, Post und Polizei erheblich verbessert, mit seiner Kenntnis des Maschinen- und Bergwesens dem brasilianischen Bergbau genützt und sich durch seinen großartigen, hilfsbereiten, feurigen Charakter unter den Besten des Landes viele Freunde gewonnen. Nur eine Partei war ihm feindlich: die der Sklaven haltenden Großgrundbesitzer, denn Sturz trat für Hebung des Sklavenlozes und für Unterdrückung des Sklavenhandels mit der ganzen ihm eignen Tatkraft in die Schranken. Jedenfalls aber hatten die gebildetsten Brasilianer gesehen, was ein tüchtiger Deutscher zu leisten vermag. Sie machten davon sehr bald eine merkwürdige, für ihre Dankbarkeit höchst bezeichnende Ausanwendung.

Sturz war ein Mann ganz vom Schlag des großen Friedrich List. Als zweiter Direktor der größten brasilianischen Goldmine hatte er 600 Neger unter sich. Deren Los verbesserte er erheblich und bahnte ihre allmähliche völlige Freilassung an. Darüber entzweite er sich jedoch mit dem ersten Direktor, einem rohen Engländer, und dies zwang ihn, in England selbst die Abfezung dieses Unmenschen zu betreiben. Dies gelang; Sturz benützte aber seinen Aufenthalt in England, um dort Lord Brougham derart zu beeinflussen, daß dieser Staatsmann mit Nachdruck für die gänzliche Hintertreibung des Sklavenhandels eintrat. Im Jahre 1852 wurde Brasilien durch englische Kanonen gezwungen, gefehlich für die Unterdrückung des Sklavenhandels zu sorgen.

Dies war ein Schlag für die Großgrundbesitzerpartei, die, wie wir sahen, dem Sturz feind war. Sturz war damals seit zehn Jahren zur Belohnung seiner den Brasilianern geleisteten Dienste mit dem Preussischen Generalkonsulat für Brasilien betraut worden. Er bezog ein glänzendes Gehalt. Nun setzten aber die Brasilianer unter der Führung der Großgrundbesitzer ihr Augenmerk auf weiße Einwanderer, wie es ihnen Sturz immer empfohlen hatte. Nur wollte Sturz freie Siedler, die Großgrundbesitzer aber wünschten einen Ersatz für ihre Sklaven. Als Ersatz waren ihnen die Deutschen gerade am liebsten; an Sturz selber hatten sie ja gesehen, wie tüchtig Deutsche seien. Und als Generalkonsul sollte Sturz deutsche Landsleute zur Auswanderung nach dem exotischen Lande animieren. Das hätte er auch getan, hätte er ihnen freies Land verbürgen können. Aber die Verträge, die er unterbreiten sollte, waren auf Betrug angelegt. Unter glänzenden Bedingungen lockte man die Auswanderer; waren sie aber an Ort und Stelle, dann sahen sie sich in möderischem Klima an die Scholle der Großgrundbesitzer gefesselt und rettungslos dem Untergang, der Ausaugung verfallen. Viele Tausende tüchtiger Deutscher rückten so in die Stelle schwarzer Sklaven ein. Dies war aber nicht die Schuld des J. J. Sturz. Der tat alles, um den schmählichen Handel zu hintertreiben, warnte in den Zeitungen, bei den Behörden, setzte Flugschriften in Umlauf, gab mehr Geld aus, als er einnahm, mußte aber zu seinem größten Schmerze sehen, daß die deutschen Behörden weniger gegen die frechen Verlockungen der brasilianischen Werber und Agenten taten als die Behörden der andren Hauptkulturländer. Sturz kämpfte ganz allein gegen diese Schmach, ja, er mußte sich sogar noch der Angriffe bestochener Zeitungen und brasilianischer Agenten erwehren. Und schließlich setzten seine Feinde in Brasilien seine Absetzung als Generalkonsul durch. Das war der Dank Brasiliens für die großen Verdienste des Mannes: die Deutschen waren den portugiesischen Herrschaften da drüben, die das Heft in Händen hielten, gerade gut genug, um in die Stelle schwarzer Sklaven zu rücken. Daß Sturz trotzdem durch seinen Kampf dagegen viele Tausende Deutscher vor dem Elend bewahrt hat, geht aus zwei Umständen hervor: erstens erbrachte eine Geldsammlung für ihn 12000 Taler, die er zum größten Teile wieder für die Sache verwandte, die ihm selbst bereits Stellung und Vermögen gelostet. Und zweitens erhielt Sturz seitens des Norddeutschen Bundes und später des Reiches eine jährliche Pension von 400 Talern für seine Verdienste um die deutsche Auswanderung. Er nämlich war es auch, der lange vor Befetzung Ostafrikas auf dies „neue Indien“ hinwies und in seinen vielen Schriften über den Handel mit Sklaven und Kulis und über die deutsche Auswanderung die Deutschen anspornete, in Südamerika und im ostafrikanischen Seengebiet durch Siedlung neue deutsche Brudervölker heranzuziehen. Sturz war, wie List, einer der größten Vorkämpfer deutscher Volkswirtschaft, mit großen staatsmännischen Gedanken.

Dr. Georg Biedenapp



## Das deutsche Buch als Faktor in Weltwirtschaft und Weltpolitik

**U**nter diesem Titel bringt das „Literarische Echo“ vom 1. April einen sehr beachtenswerten Aufsatz von Richard Müller-Freienfels. Die Ausführungen begegnen sich mit vielem, was ich gelegentlich im „Fürmer“ gesagt habe und bieten eine gute Gelegenheit, den in manchem Betracht wichtigen Stoff nach verschiedenen Richtungen hin zu untersuchen. Die wirtschaftliche Bedeutung des Buchhandels dürfte wohl den meisten Deutschen, die überhaupt über diese Fragen nachzudenken gewohnt sind, ohne weiteres einleuchten, und wenn gleich beim Ausbruch des Krieges, zumal in Frankreich und Italien, eine starke Bewegung gegen den deutschen Musikverlag und unsere Schulausgaben lateinischer und

griechischer Klassiker einsetzte, so geschah das natürlich weniger aus sittlicher Entrüstung gegen uns blutrünstige Barbaren, als aus kluger geschäftlicher Ausnutzung der leidenschaftlichen Erregtheit und der vorteilhaften Grenzabspernung. Diese zwei Beispiele liegen so offen zutage, daß auch bei allen Behörden der Ernst dieser Seite der Frage sicher genügend gewürdigt und darum auf Gegenmaßregeln Bedacht genommen wird.

Anderes ist es mit der Erkenntnis der Bedeutung des Buches für die Weltpolitik. Hier ist man in weitesten Kreisen blind gewesen und heute noch sehr kurzsichtig, erst recht für die feineren Werte, die nicht geradezu auf dem politischen Gebiete liegen, sondern unwägbare und unberechenbare, gerade darum aber besonders wirksam sich einstellen. Richard Müller sagt: „Worauf beruht letzten Endes die Beliebtheit der Franzosen überall zwischen Petersburg und Rio de Janeiro? Sicherlich weit weniger auf persönlicher Bekanntschaft (da die Messieurs im allgemeinen sehr wenig zu reisen pflegen) — als vielmehr auf der Lektüre französischer Bücher, von denen besonders die mindere Gattung ungeheure, wenn auch gewiß nicht immer rechtmäßige Auflagen erlebt, und daneben auf der französischen Komödie, die so herrlich geschaffen ist, um leere Abende zu füllen. Keine Kulturgeschichte rechnet aus, wieviel Herzen der ‚Hüttenbesitzer‘, wieviel die ‚Camellendame‘, wieviel ‚Cyrano de Bergerac‘ für Frankreich gewonnen haben! Und das haben sie getan! Nach solchen etwas talmihaften, aber bequem eingehenden und so ‚sympathischen‘ Gestalten beurteilt man im Ausland die Franzosen weit mehr als nach den problematischen Helden Balzacs, Flauberts oder Zolas. Frankreich — das bedeutet in der weiten Welt überall eine Atmosphäre eleganter Salons, charmanten Umgangs, einer guten Dosis Erotik, und all diese schönen Dinge kennt man meist allein aus Büchern und vom Theater (wo man sie sogar — nebenbei bemerkt — viel sicherer findet als im Paris der dritten Republik oder gar in der französischen Provinz). — Mit uns ist das anders: Weder unsre gute, noch unsre mittelmäßige Dichtung arbeitet für uns im Ausland in ähnlicher Weise. Höchstens unsre wissenschaftliche Literatur strömt in größeren Mengen über die Grenzen. Aber die Dichtung und damit das feinste Destillat unseres geistigen und gesellschaftlichen Lebens ist jenseits der schwarzweißroten Grenzpfähle so gut wie gar nicht gekannt. Wie wären sonst solche Urteile möglich, wie folgende zwei, die ich gerade auflese: daß A. Fouillée, einer der bedeutendsten Philosophen Frankreichs, in seinem Buch über die Psychologie der europäischen Völker schreibt, in den zwanzig Jahren nach dem Kriege hätten bei uns Literatur und Kunst geschwiegen, und daß ein anderer Autor, Guillaud, in seinem Buche ‚L’Allemagne nouvelle‘ urteilt, die einzige Literatur, die es in Deutschland zur Blüte gebracht habe, sei die militärische gewesen!“

In möchte im folgenden der Untersuchung Müllers folgen, wenn ich auch keineswegs überall seine Meinung teile, wenigstens nicht hinsichtlich der Ursachen der von ihm richtig gesehenen Erscheinungen. Ich gebe aber meine Auffassung, ohne jeweils diese Gegensätzlichkeiten scharf zu betonen.

Natürlich liegt die geringe Verbreitung unserer Literatur im Auslande nicht an der Schwierigkeit der deutschen Sprache, wie umgekehrt die in den letzten Jahrzehnten zumal in Frankreich und England gewachsene Kenntnis des Deutschen nichts zur Verbreitung unserer Literatur beigetragen hat. Wer kann bei uns in Deutschland Russisch? Wie bekannt sind trotzdem bei uns eine ganze Reihe russischer Schriftsteller. Für diese tiefbringende und auch ins Breite gehende politische Wirkung der Literatur fällt die Kenntnis der Originalwerke gar nicht ins Gewicht, sondern nur die übersetzte Literatur. Wenn Müller auf das romantische Deutschland, auf die Zeit der Stöckl und Carlyles zum Beweis dafür verweist, daß einst auch das literarische Deutschland im Ausland gewertet worden ist, so läßt sich dem mancherlei entgegenhalten. Es sind auch seit 1871 und erst recht in den letzten 20 Jahren in England und zumal in Frankreich eine ganz beträchtliche Zahl guter Abhandlungen über deutsche Literatur erschienen. Es kommt aber natürlich ganz auf den Geist an, in dem sie geschrieben sind. Frau von Staël war gewiß keine glänzende Kennerin der deutschen Literatur, aber sie hatte eine gewisse Liebe

zu Deutschland bzw. die Auffassung, daß der deutsche Geist wertvolle Befruchtungskräfte für Frankreich in sich berge. Und wie vor zwei Jahrtausenden Tacitus, der als echter Römer die Germanen vernichten wollte, aus solchen Besserungsbestrebungen für sein Vaterland seine Lobrede auf Deutschland geschrieben hat, so wurde in den letzten Jahrzehnten umgekehrt in Frankreich jede freundliche Behandlung eines deutschen Dichters benutzt, um ihn als Gegenfuß gegen das moderne oder offizielle Deutschland auszuspielen. Erscheinungen wie Frau Staël und Carlyle sind im Ausland ganz vereinzelt, nicht nur hinsichtlich ihrer Bedeutung, sondern auch in ihrem ganzen Verhältnis zu einem Fremdvolk. Während wir Deutsche eigentlich durchweg dazu neigen, alles Fremde durch die rosige Brille zu sehen, sind die Ausländer vom höheren Werte ihrer heimischen Art so fest überzeugt, daß sie auf jenen Gebieten, die sie im Ausland als besser anerkennen müssen, zum Polemiker werden. Ein sehr lehrreiches Beispiel dafür gibt ein großer Ausschnitt der politischen Literatur der Katholiken Frankreichs. Ihnen mußte die Machtposition, zu der es das Zentrum im „evangelischen“ Deutschland gebracht hat, im Vergleich zur Ohnmacht des strengen Katholizismus im politischen Leben des „katholischen“ Frankreich einen sehr starken Eindruck machen. Wer davon aber tiefergehende Freundschaft bei den französischen Katholiken für ihre Glaubensgenossen erwartete, konnte sich schon an der Vorkriegsliteratur gründlich ernüchtern; im Kriege vollends hat der Ärger über die Eifersucht über die erfolgreichere Arbeit der deutschen Glaubensgenossen die französischen Katholiken zu den giftigsten Haßausbrüchen getrieben, die wir überhaupt von drüben vernommen haben. Es geht darum auch nicht an, die Bücher des Franzosen Huret einfach als Gegenstücke gegen das ältere Werk der Staël aufzustellen. Die Tendenz der Huretschen Bücher stand fest, bevor er nach Deutschland kam. Das ist planmäßige Arbeit, genau wie auf der anderen Seite eine ganze Reihe verherrlichender französischer Schriften über England. Man geht sicher nicht zu weit, wenn man von Huret behauptet, daß er im weitesten Sinne im französischen diplomatischen Dienst gestanden habe, und da ist freilich ein himmelweiter Unterschied zwischen den deutschen Regierungsvertretern im Auslande und denen der anderen Völker. Die fremden Länder haben die Bedeutung der Einwirkung der Literatur in freundlichem wie in gegnerischem Sinne immer sehr hoch eingeschätzt und darum in allen Mitteln genützt; sie haben aber gerade darum auch immer eingesehen, daß nur eine bewußt nationale — nicht politische, sondern der Wesensart und der inneren Gesinnung nach — Literatur und Kunst im Auslande wirken könne, und ich kenne gar kein Beispiel dafür, daß ausländische Künstler jemals in Deutschland gezeigt hätten, daß sie künstlerisch auch nur international empfänden, geschweige denn daß sie sich um deutsche Kunst bemühten. Wir machen das ganz anders. Die Deutschen glauben den Ausländern immer dadurch Eindruck zu machen, daß sie ihnen zeigen: „Seht doch, wir Deutsche sind gar nicht so national beschränkt. Seht doch einmal, wie wir eure Dichter und Komponisten aufführen, wie wir eure Bilder bezahlen!“ Auch Müller meint, neuerliche Ausstellungen in der Schweiz seien „unblutige, aber glänzende Siege der deutschen Kultur“ gewesen. Er brauchte nur die Zeitungen der französischen Schweiz gelesen zu haben, um sich vom Gegenteil zu überzeugen. Es ist ja auch ganz selbstverständlich. Wie hätten Reinhardts vielgerühmte Gastspiele in der Schweiz für deutsche Literatur wirken sollen, da er doch fast ausschließlich nichtdeutsche Dichter aufführte?! Er hätte also höchstens für deutsche Schauspielkunst Anerkennung gewinnen können. Da aber bringt man es immer nur zu einem gönnerhaften Lob. Denn es ist ganz selbstverständlich, daß Deutsche dem auf seinen Stil verpichten Franzosen als Darsteller immer minderwertig erscheinen.

Dann heißt es bei Müller: „Die Bilanz im Austausch geistiger Werte mit fremden Ländern ist heute negativ. Gewiß sind einzelne deutsche Schriftsteller, besonders Sudermann, Hauptmann, Schnitzler, auch im Ausland gelesen und aufgeführt worden. Aber man täusche sich nicht! Derartige Erfolge sind immer nur vereinzelt geblieben. So, wie sie über die Grenzen drangen, vermochten sie dem Ausland keinen Begriff zu geben von der geschlossenen Bewegung

in der Literatur, die seit mehreren Jahrzehnten bereits, in immer neuen Richtungen sich betätigend, die Geister wach hält. Man hat im Ausland in weiteren Kreisen keinen Begriff davon, mit welcher Energie und wieviel echter Begeisterung und Leidenschaft von unsrer Jugend um echte künstlerische Wirkung gerungen wird. Man empfindet die einzelnen Werke, die man kennen lernt, im Ausland als vereinzelt Schwalben, die keinen Sommer machen. Es soll an dieser Stelle nicht damit abgerechnet werden, ob wir in der jüngsten Zeit einen besonders guten poetischen Sommer hatten; es will uns jedoch scheinen, daß sich jedenfalls die deutsche Literatur nicht zu verstecken braucht. Es ist vielleicht richtig, daß die ganz hervorragenden Gipfel selten sind; aber diese allein machen ja den Erfolg nicht aus. Nicht bloß die Generäle, auch niedere Chargen und Soldaten gehören dazu, um einen Krieg zu gewinnen. Und das nun bedünkt uns außer Zweifel, daß wir eine große Anzahl sehr ansehnlicher Dichter und Unterhaltungsschriftsteller haben, die — wenn sie vom Ausland mehr beachtet würden — dort sehr wohl einen andern Begriff vom deutschen geistigen und auch gesellschaftlichen Leben vermitteln könnten, als er heute dort herrscht. Daß sie aber nicht zur Wirkung gelangt sind, liegt nur zum Teil an ihnen, zum Teil an den tatsächlichen Schwierigkeiten, denen gerade der Deutsche im Ausland begegnet. Täuschen wir uns auch darin nicht: nach dem Kriege werden diese noch viel größer sein, man wird sehr ungern geneigt sein, das Bild vom deutschen Barbaren, das so bequem zu verlachen war, zu korrigieren.“

Ich finde auch hier die Tatsachen nicht fest genug herausgearbeitet und vor allem nicht genügend unterschieden. Es ist ja nicht an dem, daß in einem fremden Lande politische Wirkungen von einer genauen Kenntnis unserer Literaturströmungen und der geistigen Bewegung ausgehen könnten. Darüber werden immer nur einzelne Bescheid wissen. Auch bei uns wissen nur ganz wenige über das eigentliche Literaturleben Frankreichs Bescheid; sonst wäre auch bei uns Frankreich anders eingeschätzt worden, als es vor dem Kriege der Fall war, und wir wären über seine Widerstandskraft nicht so überrascht. Im allgemeinen kann man sagen, daß es nicht die große Literatur ist, die im Auslande Stimmung macht, selbst dann nicht, wenn diese großen Künstler sich auch im Roman betätigt haben. Müller selbst hat zu Anfang richtig hervorgehoben, daß der Franzose im Ausland mehr nach den Gestalten der Ohnet und Genossen, als nach den problematischen Helden Balzacs, Flauberts oder Zolas beurteilt werde. Maupassant ist in diesem Zusammenhange nicht genannt; sein Beispiel zeigt, wie gerade auf diesem Gebiete eine feingeschliffene Kunst wirken kann. Aber im allgemeinen ist es die modische Unterhaltungsliteratur, die in dieser Richtung am meisten schafft. Und da sieht das Verhängnis. Halten wir uns doch zunächst an die literarischen Verhältnisse bei uns selbst. Im Zeitungsroman und in der billigen Bücherware nehmen die Übersetzungen einen ungeheuren Raum ein. In den letzten Jahren treten die Franzosen da etwas zurück, aber es ist immer noch eine ganze Masse neben den Engländern, Amerikanern und Slawen. Auch italienische Schriftsteller, so wenig sie an sich bedeuten wollen, haben bei uns Eingang gefunden. Noch im Kriege ist ein amerikanisches Übersetzungsbureau gegründet worden. So wie die literarischen Verhältnisse liegen, bedeutet jeder dieser Unterhaltungsromane ein Werbemittel für sein Ursprungsland, d. h. soweit es sich um fremde Literatur in Deutschland handelt. Denn gerade diese Unterhaltungsliteratur ist in allen anderen Ländern durchaus national. Selbst in Rußland, wo höchstens auf einzelne Typen aus politischer Gegensätzlichkeit losgehauen wird. Lebensdarstellung, Gesinnung der auftretenden Personen und dazu die Freudigkeit an heimischen Lebensformen, sind Gemeingut der gesamten außerdeutschen Weltliteratur. Dagegen halte man nun, daß gerade in unserm Unterhaltungsroman das Fremde vielfach verherrlicht wird. Jede deutsche Schriftstellerin bringt in ihren Werken ihre Auslandsreisen an, und sie schildert Menschen, Sitten und Gegenden der Fremde mit der verklärenden Liebe des Ferienreisenden. Nirgendwo in fremder Literatur findet man die läppische Spielerei mit fremdsprachlichen Worten, überhaupt dieses dumme Sich-Großtun mit der Kenntnis der Fremde. Auch wenn wir gute Vertriebsrichtungen für

diese Literatur hätten, würden wir uns damit das „Feuilleton“ der ausländischen Blätter kaum erobern können, denn die Ausländer lachen natürlich über diese dilettantenhaften Behandlungen ihrer Verhältnisse. Aber selbst wenn diese deutsche literarische Unterhaltungsware sich den ausländischen Markt gewänne, wäre sie nicht dazu angetan, für Deutschland Sympathien zu erwerben.

Kann man das von der Literatur behaupten, die bei uns von der „maßgebenden“ Presse als unsere wertvolle Literatur gepriesen wird? Da muß man schlanke mit Nein antworten. In weitaus dem größten Teile jener Belletristik, die von den Verkündern des Internationalismus in Deutschland gepriesen wird, ist das Deutsche sehr schwach ausgebildet. Aber so gewiß der französische Bilderliebhaber, ich meine den echten Kunstkenner, zu allen Zeiten bei Schwind, Spitzweg, ja sogar noch bei einem Defregger Werte fand, die ihn als ein Deutsch-Sympathisches berührten, gerade weil sie ihm die französische Kunst nicht bot, wie er dagegen von unseren Impressionisten nichts wissen will, da er in Frankreich das alles viel besser hat, ist es auch mit der Literatur. Nachdem ich mich lange dagegen gewehrt hatte, bin ich doch in den letzten Jahren vor dem Krieg im Verkehr mit meinen französischen Bekannten zur Überzeugung gelangt, daß sie ganz ehrlich meinten, wir hätten in Deutschland gar keine eigene Kunst mehr. Allenfalls wehrten wir uns noch in der Musik, wo aber auch schon die Jungfranzosen und Slawen stets an Einfluß wüchsen; in der bildenden Kunst und Literatur dagegen zeigten wir ja selbst durch unser ganzes Verhalten, daß wir das Fremdländische viel höher einschätzten und also offenbar nichts Eigenes hätten. Ich hatte Jahre hindurch, solange Töbler so viele französische Studenten an die Berliner Universität anzog, viel Verkehr mit literarisch sehr angeregten jungen Franzosen, zumeist künftigen Lehrern. Sie waren zum Teil ehrlich bestrebt, Deutsches anzuerkennen, häufig überrascht, wenn ich sie mit dem einen und andern Buche bekanntmachte, das bei uns selbst kaum genannt wurde. Sie gaben dann zu, daß es wohl auch eine eigene „deutsche Linie“ noch heute in Literatur und Kunst gäbe; aber ich konnte ihnen nichts entgegenhalten, wenn sie mich darauf verwiesen, daß in Deutschland, wenigstens in Berlin, diese deutsche Linie kaum beachtet werde, kaum bekannt sei.

So ist es kaum möglich, den Gutwilligen oder doch wenigstens nicht Widerwilligen im Auslande den Glauben an eine wirklich deutsche künstlerische Betätigung in der Gegenwart beizubringen. Unsere Feinde bestreiten ja selbst jetzt im Kriege nicht, daß wir massenhaft Kunst hervorbringen; sie behaupten nur, das alles sei Nachahmung, sei Gabe aus zweiter Hand. Der deutsche Geist habe nichts Eigenes in der Kunst zu geben. Das ist ja natürlich Unsinn, aber unsere öffentlichen Kunst- und Literaturzustände machen es den Gegnern leicht, ihre Behauptung durch Tatsachen zu beweisen.

Nun aber sind die Gutwilligen bei unsern Gegnern nur in sehr geringer Zahl vorhanden. Man kann sagen, daß sämtliche Ausländer in allem, was Kunst- und Lebenskultur betrifft, von ihrem eigenen Werte so überzeugt sind, daß sie dem Fremden nur widerwillig die Tore öffnen. Sie tun es tatsächlich nur dann, wenn sie sich vor diesem fremden Werte beugen und anerkennen müssen, daß sie sich mit der Nichtannahme dieses Fremdgutes selber schaden. Der Fall Wagner in Frankreich ist in dieser Hinsicht sehr berechtigt. Aus dieser durchaus berechtigten und von wahrhafter Kultur zeugenden Art, zumal für Kunst und alle Lebensbetätigungen sich zunächst ins Heimische einzustellen, ergibt sich dann auch das Verhalten der ausländischen Presse gegen uns. Wer viel im Auslande gelebt hat, wird mir bestätigen, daß man auch in den großen Zeitungen Frankreichs, Italiens und Englands wochenlang über geistiges Leben in Deutschland nichts zu lesen bekam. Dagegen halte man, daß bei uns selbst die kleinen Provinzblättchen darauf hielten, bei irgendeiner Korrespondenz auf Pariser Briefe abonniert zu sein. Selbst jetzt im Kriege halten es unser größeren Zeitungen für ihre Pflicht, aber die in Feindesland verstorbenen Gelehrten und Künstler eingehende Nachrufe zu bringen. Das mag sehr schön sein, jedenfalls darf man sich aber dann bei uns nicht wundern, wenn diese Leute bei uns wenigstens ebenso bekannt sind, wie unsere deutschen Künstler, die in der Regel viel kürzer abgefertigt werden.

Und ebenso ist es sichere Tatsache, daß sich in der ausländischen Presse die Parallelerklärung nicht findet. Das Verhältnis war vor dem Krieg noch hundertmal grotesker. Unsere großen Tageszeitungen, allen voran die demokratisch gerichtete Presse, brachten in ihrem Feuilleton fast mehr Ausländisches, als Einheimisches. Jedenfalls war dieses Ausländische weniger kritisch gesehen; vor allem war Paris dauernd ein Eldorado. Wir machten uns manchmal lustig über die Oberflächlichkeit der Ausländer in ihrer Beurteilung Deutschlands. Es sind da in der Tat tolle Stücke geleistet worden. Aber die für unser Gefühl schiefen Beurteilungen Deutschlands kamen, wo sie nicht böser Absicht entsprangen, daher, daß die betreffenden Beurteiler ganz mit ihren heimischen Augen sahen. So war ihr Urteil für ihre Landsleute zu Hause, wenigstens in politischem und wirtschaftlichem Sinne, von Nutzen. Die Fremde hat uns nicht überschätzt, wenigstens nicht im Guten, und hat unsere Erzeugnisse nicht begehrt. An Oberflächlichkeit des Urteils über das Ausland standen aber unsere Berichterstatter keinesfalls hinter den ausländischen zurück. Aber während der Engländer bei uns Stodengländer, der Franzose Stodfranzose blieb, gebärdeten sich die Pariser Korrespondenten unserer deutschen Blätter, als ob sie auf dem Montmartre geboren wären. Dieser Tage hat einer dieser Herren, Viktor Auburtin, ein bezeichnendes Geständnis abgelegt (Berliner Tageblatt, 16. April, Abendausgabe): „Allerdings und offen gestanden bin ich der Meinung, daß wir auch schon vor dem Kriege das französische Volk nicht richtig gekannt und nicht richtig eingeschätzt haben; in der guten Zeit, da es noch bequeme Eisenbahnverbindungen über Köln nach Metz gab und als wir jedes Jahr einmal nach Paris fuhren, um im Louvremuseum und bei Tabarin mit der Seele dieses interessanten Volkes in Berührung zu treten. Ich habe drei Jahre bei den Franzosen gelebt, mit Schriftstellern, Kaufleuten, Kottien, Abbés und Oberkellnern Verkehr gepflegt und daraufhin geglaubt, die Art dieser Leute begriffen zu haben, dieses verständige, höfliche, nüchterne und deshalb im tiefsten Kern anständige Wesen, das sich dem flüchtigen Besucher nicht enthüllen kann. Und bildete mir etwas ein auf meine feine und besondere Durchdringung. Und da kam der Krieg und änderte alles; unbekannte Mächte tauchten aus der Tiefe auf, vernünftige Gesichter verzerrten sich und die höflichen Leute gebärdeten sich wie Beseffene. Und zu spät erkannte ich, daß meine Quellen vielleicht doch nicht ganz einwandfrei gewesen waren: die Schriftsteller hatten mir nicht die Wahrheit gesagt, was ja auch gar nicht ihr Beruf ist, die Abbés hatten die Welt nicht gekannt, und mein Oberkellner war aus Wiener-Neustadt gebürtig gewesen.“

Wenn diese Herren Auburtin und Genossen mit deutschen Herzen und deutschen Augen durch Frankreich gegangen wären, hätten sie die Franzosen viel besser kennengelernt, hätten uns nicht dauernd über Frankreich getäuscht und hätten vor allem nicht so viel Klame für Frankreich, seine Kunst und Kultur gemacht. Es ist in der Presse jetzt so im Schwange, immer das Verfagen unserer Diplomatie im Auslande zu betonen. Unsere Presse hat nicht minder versagt. Daß ein Mann, wie Maximilian Nordau, noch in den ersten Monaten des Krieges in großen deutschen Zeitungen (z. B. in der Vossischen) seine die Gunst der Pariser erwinselnden Berichte veröffentlichten durfte, ist ein viel tollereres Stück, als der Fall Lichnowsky. Daß auch sonst während des Krieges, zumal aus Neutralien, derartige Stimmungsmacherei immer im Dienste des Franzosentums und immer von Literaten gemacht worden ist bis in die jüngste Gegenwart hinein, kann niemand entgangen sein, der jene Blätter liest, die sich selber dauernd als maßgebende Kulturpresse bezeichnen. Die Gegenleistung auf der anderen Seite beruht höchstens darin, daß einzelnen dieser Leute bestätigt wird, sie seien „charmante Leute“, „trohdem“ sie aus Deutschland stammten. Als „Deutsche“ werden sie auch von den Ausländern nur dann bezeichnet, wenn sie als Kronzeugen gegen uns verwendet werden können.

bleiben wir uns der Notwendigkeit dieses innerlichen Wandels bewußt, so können wir Richard Müllers Besserungsvorschläge um so freundlicher bewerten. Vielleicht sieht er doch zu schwarz, wenn er als Phantast verlacht zu werden fürchtet „für den Vorschlag, im Auswärtigen Amt eine Abteilung für Propaganda zugunsten unserer Literatur im Auslande zu schaffen“.

Denn eigentlich sollte allgemein eingesehen werden, wie sehr wir uns durch die Vernachlässigung aller dieser Mittel geschadet haben. Sicher wäre es „kein weggeworfenes Geld. Wir hätten vermutlich Milliarden erspart, wenn man der bewußt im Ausland betriebenen Verhöhnung gegen uns entgegengearbeitet hätte, auch nur betreffs der politischen und sozialen Vorurteile“. Die geistige Kultur ist dazu eines der besten Mittel. „Man wird mit einer Konsequenzen, wenn auch möglichst unauffälligen Propaganda beginnen müssen, die das Ausland, zunächst das neutrale, dann aber auch das feindliche Ausland aufklärt darüber, daß wir nicht nur Romane wie ‚Jena oder Sedan‘ und ‚Aus einer kleinen Garnison‘ produzieren, sondern daß bei uns ernst und heiß um edle Kunst gerungen und viel Wertvolles geschaffen wird. Man muß dartun, daß unsere neuere Literatur nicht bloß Nachahmung fremder Moden ist, daß sie auch dort, wo sie internationale Bestrebungen willig aufnimmt, durchaus eigene Wege geht. Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, gut, so muß Mohammed zum Berge gehen! Wir brauchen unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Gewiß soll keine Renommage getrieben werden; wir sollen vermeiden, die anderen dabei irgendwie zu kränken oder herabzusetzen, aber das ist durchaus zu machen, ohne unsern berechtigten Anspruch auf Gleichberechtigung zu unterdrücken. Wir wollen dem Ausland ja kein falsches und übertriebenes Bild von unsern Zuständen geben, wir sollten nur das tatsächlich bestehende falsche Bild berichtigen und die Verzerrungen unschädlich machen. Und dazu ist niemand mehr berufen als wir selber!“

Die Titel der beiden oben genannten Romane sind aber auch nach anderer Richtung hin berechtigt. Beide Bücher haben im Ausland einen sehr großen Erfolg gehabt. Warum? Weil sie von Deutschen geschrieben, doch gegen ausgesprochen deutsche Einrichtungen, deren Wert das Ausland durch seinen Haß bezeugt, gerichtet waren. Auch der „Simplizissimus“ war im Ausland sehr verbreitet. Alle Länder haben ihre satirische Literatur, ja man wird die satirischen Fähigkeiten des deutschen Schrifttums im Vergleich mit anderen Literaturen nicht allzu hoch bewerten. Aber bei keinem andern Volke war die Satire so gegen Einrichtungen gerichtet, auf denen der eigene Staat und das eigene Volkstum steht, wie in Deutschland. Keine andere Literatur beschmutzt in gleichem Maße das eigene Nest. Solange das nicht besser wird, wird es das Ausland immer leicht haben, aus unserm eigenen Schrifttum die giftigsten Waffen gegen uns zu schmieden. —

„Aber bloß mit der ideellen Aufklärung allein ist wenig geschafft: es muß auch Sorge getragen werden, daß die äußeren Möglichkeiten, die deutsche Dichtung und Deutschland in seiner Dichtung kennenzulernen, sich besser gestalten.“ Richard Müller erkennt als das Hauptübel die zu teuren Bücherpreise unserer neueren Literatur. Daran liegt es vor allem, daß die neuere deutsche Literatur in Deutschland selbst zu wenig bekannt ist. Ich habe im Zürmer schon oft darauf hingewiesen, daß unser Verlagsystem, an den teuren Erstpreisen festzuhalten, bis die Schutzfrist der Werke abgelaufen ist, ein schweres Verhängnis ist und nicht nur der Massenverbreitung der Bücher entgegensteht, sondern auch die weitaus meisten Literaturwerke um die volle Wirkung ihrer Gegenwartswerte bringt. Denn es gibt nur wenige Werke, die dreißig Jahre nach dem Tode ihres Verfassers noch in voller Wirkung stehen. Für den vorliegenden Zweck ist dann noch besonders zu bedenken, „daß fast keins unserer Nachbarvölker so konservativ ist, wie das deutsche, daß alle, besonders Franzosen und Russen, auch Italiener und Skandinavier, eine besondere Vorliebe für alles Aktuelle, Zeitgemäße, Neuartige haben.“ Wir müssen also entweder das französische System übernehmen und die Bücher gleich mit einem billigen Einheitspreis (in Frankreich 3,50 Fr., mit dem üblichen Rabatt 3 Franken) herausbringen, oder gleich den Engländern den teuren Erstausgaben möglichst rasch billige Massenausgaben folgen lassen. Es ist ganz sicher, daß auf diese Weise die Kenntnis der zeitgenössischen deutschen Literatur zunächst in Deutschland selbst außerordentlich zunehmen und dadurch der Verbreitung der ausländischen bei uns entgegengearbeitet würde. Beides würde nicht ohne Folgen auf das Ausland bleiben.



Da indessen die Wirkung im Auslande weniger von den Originalausgaben, als von Übersetzungen ausgeht, ist vor allem die Verbreitung von Übersetzungen ins Auge zu fassen. Ich glaube nun nicht, daß Müller im Rechte ist, wenn er in dem zu guten Schuß unserer Literaturwerke einen Hemmschuh für ihre Verbreitung im Auslande sieht. Im allgemeinen sind die für Übersetzungen verlangten Honorare doch nicht so groß, daß sie die Ausgabe in der fremden Sprache wirklich belasten. Jedenfalls könnten sie kein Hindernis bilden, wenn im Ausland wirklich Verlangen nach unserer Literatur vorhanden wäre. Ich bin nun auch der Meinung, daß dieses nicht abgewartet werden soll, sondern durch Angebot geweckt werden müßte. Und so ist es in der Tat verlockend, sich einmal auszumalen, was geschehen könnte, wenn wir eine mit ansehnlichen Mitteln ausgestattete Propagandastelle für deutsche Dichtung im Ausland besäßen. Einerlei, ob diese dem Auswärtigen Amte angegliedert wäre, oder ob sie von einer privaten Vereinigung, etwa einem Konsortium deutscher Verleger und Autoren, mit Mitteln gespeist würde, sie könnte mancherlei leisten. Sie müßte zunächst in der ausländischen Presse das Interesse für deutsche Dichtung wecken, was bei einigem guten Willen, viel Takt und den nötigen Vermitteln gar nicht so schwer wäre. Sie müßte aber dann dieser Vorarbeit billige und hübsche Übersetzungen folgen lassen, wobei es sogar nicht sehr schwer wäre, in bezug auf die Ausstattung die fremdländische Konkurrenz zu schlagen. An schönem Material würde es nicht fehlen. Es brauchte nicht einmal immer künstlerisch ganz Wertvolles zu sein, und es dürfte, gerade wenn es in der Absicht nationaler Wirkung geschäße, nicht etwa bewußt nationalisierende Literatur sein. Nichts hat den deutschen Gedanken draußen so verächtlich gemacht, wie die allzu große Absichtlichkeit, mit der er ausgesprochen wurde. „Ich stimme auch hier zu, sobald das Wort ‚aufdringlich‘ und ‚absichtlich‘ betont wird. Ich finde aber, daß in unserer Literatur dieser Fall sehr selten ist, jedenfalls weit seltener, als in der der anderen Völker. Dem Franzosen zumal ist die Verherrlichung Frankreichs und alles Französischen ganz zur Natur geworden. Ich habe eher gefunden, daß uns der Mangel an freudigem Bekenntnis zum Deutschen auch im Auslande sehr hinderlich ist. Bei keinem andern Volke erscheint diese Freude an der eigenen Art so gehemmt und unterdrückt, wie bei uns. Freilich tritt sie gerade darum bei andern Deutschen auch unterstrichen auf und wirkt dann wie alles Unterstrichene unkünstlerisch. Wenn bei uns sich erst die nationale Gesinnung so von selbst verstehen wird, wie bei den anderen europäischen Kulturvölkern, so wird sich da der richtige Ton von selbst einstellen. Jetzt aber leidet auch für alle Propagandazwecke im Ausland unsere schöne Literatur entschieden am Mangel der Deutschfreundigkeit. Wiederholt ist z. B. die Schönheit einzelner deutscher Städte (z. B. Bamberg) oder Landschaften von Ausländern früher künstlerisch bewertet worden, als von Deutschen.“

Andererseits stelle ich es mir recht schwierig vor, „in der ausländischen Presse das Interesse für deutsche Dichtung zu wecken“. Denn wir dürfen nicht mit der gleichen Geneigtheit rechnen, wie wir sie allen fremden Literaturgen entgegenbringen. Das „Literarische Echo“, in dem Richard Müllers Aufsatz erscheint, hat z. B. vom 1. April 1913 bis 1. August 1914, also in der Zeit unmittelbar vor Kriegsausbruch, zehn selbständige Aufsätze über ausländische Dichter gebracht. Das kann ich mir auf der Gegenseite gar nicht vorstellen. Allerdings, wenn erst die Übersetzungen erschienen sein werden, ist es für die Übersetzer und die Verleger von Belang, für das Bekanntwerden dieser Dichter zu sorgen. Und so erscheint mir als der wichtigste Vorschlag Richard Müllers, „in den ausländischen Hauptstädten einen oder mehrere einheimische Verleger für den Plan zu gewinnen, die sich in unauffälliger, aber zielbewußter Weise in den Dienst dieser Idee stellten. Zu finden würde der schon sein — meint Richard Müller — und seine Arbeit könnte ja leicht von Deutschland aus materiell und ideell unterstützt werden“. Man wird vor allem an die materielle Unterstützung denken müssen. Hoffentlich verlernt man endlich auf diesem Gebiete bei uns das Auaufern und sieht ein, daß sich die hier angelegten Summen irgendwie immer bezahlt machen.

Und so begrüße ich diesen Aufsatz Richard Müllers, wenn ich auch im einzelnen da und dort habe widersprechen müssen. Wichtig ist, daß die Arbeit nicht verzettelt, sondern für alle diese Bewegungen eine Sammelstelle geschaffen wird. Verfaßt der Staat, so müßten sich die Verleger- und Schriftsteller-Verbände zusammentun. Vielleicht wäre der Leipziger Verein für Buchwesen und Schrifttum, auf den im „Literarischen Echo“ hingewiesen wird, in der Tat die geeignete Stelle. „Denn, um das nochmals in aller Schärfe hervorzuheben, ideale Eroberungen setzen sich leicht auch in materiellen Gewinn um. Man hat in Ländern niederer Kultur oft beobachtet, daß die Missionare die Schrittmacher des Kaufmanns waren. Man lasse die deutschen Dichter ähnlich wirken, lasse sie die Herzen gewinnen für deutschen Geist und deutsche Art und tue alles, um ihren Werken den Weg in die Fremde zu ebnen! Nicht nur der deutsche Buchhandel, unsre Gesamtwirtschaft und unsere ganze politische Stellung werden viel mehr dadurch gewinnen, als es diejenigen ahnen, die in allem Dichten nur weltfernes Träumen, nicht den innersten, tiefsten und notwendigen Ausdruck des Volkstums sehen!“

Aus dem Schlußsatz geht hervor, daß, wie ich wiederholt betont habe, für diese Werbearbeit die an deutschem Volkstum gehaltreiche Literatur, nicht aber die internationalistische geeignet ist. Wir müssen es in diesem Kriege gelernt haben, daß nur der in der Welt Geltung hat, der sich vor allem selber achtet und sich niemals und nirgends wegwirft.

Karl Stord



## Gedankensplitter · Von Hugo Rohde

Die Hauptkunst jeder Unterhaltung besteht darin, den andern reden zu lassen.

\*

Weise und Wegweiser zeigen den Weg, ohne ihn selbst zu gehn.

\*

Vor dem Alter ist jeder bange,  
Doch leben möcht' er trotzdem recht lange.

\*

Gedanken, die dir leicht zufliegen,  
Die wollen meistens dich betrügen,  
Die du dir mühsam hast erdacht,  
Die haben dich redlich vorwärts gebracht.

\*

Wir sollen nur solche Wünsche haben, deren Erfüllbarkeit in uns, nicht außer uns, liegt.

\*

Meist ist es leichter, andern die Wahrheit zu sagen, als sich selber.





## Der Krieg

**N**ach den Erklärungen, die der Reichkanzler dem Vereinigten Landesrat von Livland, Estland, Riga und Oesel namens des Deutschen Kaisers abgegeben hat, darf an dem ernstlichen und festen Willen, das Baltienland dem Deutschen Reiche anzugliedern, füglich nicht mehr gezweifelt werden: die Reichsregierung hat die Hand ergriffen, die das Baltienland ihm entgegenstreckt. Für Kurland steht die Angliederung schon so gut wie fest, für Livland und Estland liegen die Dinge, wie der Landtagsabgeordnete W. Sacmeister in einem vortrefflichen Aufsätze des „Größeren Deutschland“ hervorhebt, etwas weniger einfach, weil eben einer der vielen traurigen Erfolge der Rühlmannschen Politik die Tatsache ist, daß Livland und Estland noch formell der Oberherrschaft Rußlands unterstehen. Der Friedensvertrag sieht allerdings vor, daß diese beiden Länder später über ihr Schicksal selber bestimmen sollten. Aber es bleibt die Frage, ob die russische Regierung die Beschlüsse des Vereinigten Landescrats als eine Selbstbestimmung anerkennen wird, und damit bleibt die andere Frage, was zu tun ist, wenn die Bolschewiki eine solche Anerkennung zu geben sich weigern. Wenn Rußland einen ablehnenden Standpunkt einnimmt, steht also doch wieder Gewalt gegen Gewalt, und die überragende militärische Stellung Deutschlands muß letzten Endes über das Schicksal Livlands und Estlands entscheiden. Diese nicht übermäßig angenehme Lage hätte sich unschwer vermeiden lassen, wenn man unseren Vormarsch nach dem Peipussee nicht unnötigerweise vorher mit allerlei Erklärungen belastet und wenn man die Rußland von Westeuropa trennende ‚Demarkationslinie‘ nicht quer durch die baltischen Provinzen, sondern von Dünaburg zum Peipussee gezogen hätte, was vermutlich den Abschluß des Friedens mit Rußland nicht um einen Tag verzögert haben würde. Es ist ja kein Geheimnis mehr, daß diese jetzt auf unsere Entschließungen peinlich drückenden Maßnahmen auf den Einfluß Rühlmanns zurückzuführen sind, der ganz unter dem Banne der Reichstagsmehrheit stand und sogar dem Vormarsch durch Livland und Estland heftig widerstrebte, also einer Maßnahme, die schneller als alle Verhandlungen in Litauisch-Brest den Frieden mit Rußland hergestellt hat. Es ist sonderbar genug, daß es trotzdem noch nationale Politiker in Deutschland gibt, die die Rühlmannsche Politik glauben beden zu sollen. . .

Es könnte auch vom reichsdeutschen Standpunkt keine bessere Lösung gefunden werden, als eine Angliederung des im übrigen selbständigen baltischen Staates auf dem Wege über eine Personalunion mit der Krone Preußens in fester und ewiger Form. Denn so bleibt das alte deutsche Baltikum „up ewig ungedeckt“; ein Land, das den Stempel der deutschen Kultur seit Jahrhunderten trägt, in dem eine Viertelmillion Deutscher den Sinn für den Wert des deutschen Volkstums sich erhalten hat, wie sonst nirgends auf der Welt, selbst Deutschland nicht ausgenommen, schließt sich dem großen deutschen Volkstörper an und führt ihm ein höchst bedeutsames Maß völkischer Kraft hinzu, was nach den schweren Verlusten an deutschem Blut während dieses Krieges gar nicht froh genug begrüßt werden kann. Die Anfügung erfolgt nicht in der bedenklichen Form der Schaffung einer neuen selbständigen Monarchie und eines Bündnisses mit Deutschland, was nach den Erfahrungen des Krieges selbst dann bedenklich gewesen wäre, wenn ein deutscher Fürst den neuen Thron bestiegen hätte. Nein, die Angliederung ist viel inniger und sichert die völlige Gemeinsamkeit des baltischen und des preußisch-deutschen Schicksals für alle absehbaren Zeiten.

Gewaltiges, das den gigantischen Leistungen des deutschen Volkes in Waffen und der Armee in der Heimat entspricht, steht damit vor der Vollenbung. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß es vollendet werden wird trotz der Widerstände, die im deutschen Volke schon seit langem gegen eine Vergrößerung des Vaterlandes sich geltend gemacht haben, jener Widerstände, die in der deutschen auswärtigen Politik und besonders in Bethmann Hollweg leider Bundesgenossen fanden. Noch können nicht alle Karten, mit denen in der deutschen Politik gespielt worden ist, aufgedeckt werden. Aber das läßt sich doch heute schon sagen: Wer da meint, das jetzt bevorstehende Ergebnis zeige ja, daß alle sorgenvollen Erörterungen und Mahnrufe aus den national bewußten Kreisen Deutschlands überflüssig gewesen seien, der gibt sich einem schweren Irrtum hin. Richtig ist, daß die Macht der von den Waffen geschaffenen Tatsachen allmählich über alle Reden und Phrasen zur Tagesordnung übergegangen ist. Aber ebenso richtig ist, daß diese Macht der Tatsachen doch auch mit einer Fülle von persönlicher Energie hat in den Vordergrund gerückt werden müssen, um jene Widerstände zu überwinden und die auswärtige Politik des Reiches günstig zu beeinflussen. Daß große Teile des Volkes sich deutlich hinter die starke militärische Führung gestellt haben, hat sicherlich mit dazu beigetragen, den getreuen Etteharden unseres Volkes den manchmal sehr kritischen Kampf für die deutschen Lebensnotwendigkeiten im Osten zu erleichtern. Die Geschichte ist wahrheitsliebend. Die Wahrheit kann in Zeiten wie diesen wohl eine geraume Weile verdunkelt werden; später aber wird sie nicht dulden, daß der Lorbeer an unrichtigen Stimmen hängt. Dann wird sie uns zeigen, daß Hindenburg und Ludendorff nicht nur deshalb unseren heißen Dank verdienen, weil sie unser Volk zum Sieg auf den Schlachtfeldern geführt haben.

Was das deutsche Volk jetzt zu gewinnen im Begriff steht, wird vielen erst allmählich klar ins Bewußtsein treten. Wenn früher in Deutschland weitschauende Männer die Peipusgrenze als die gegebene Sicherung gegen Rußland bezeichneten, so sah man sie vielfach mitleidig lächelnd an. Heute — und vermutlich

dauernd — reicht die deutsche Macht bis zum Peipus. Gewiß, die deutschen Schlachterfolge haben dies Wunder vollbracht. Aber hat je ein Vernünftiger die Peipusgrenze auch für den Fall gefordert, daß die militärische Lage ihre Gewinnung nicht gestattete? Nun erst zeigt sich, wie bedenklich ein Bethmannscher Kleinmut war, der es für notwendig hielt, das deutsche Volk den größten aller Kriege ohne Ziele durchkämpfen zu lassen. Nie sind dem deutschen Volk von irgendeinem Alldeutschen weitere Ziele gesteckt worden, als die sind, die der Hindenburgsche Glaube an den Sieg nun als erreicht vor uns hingestellt hat. Woraus die Kleingläubigen und Schwachmütigen die Lehre ziehen mögen, daß nicht Skeptizismus und Pessimismus es sind, die zur Leistung führen, sondern Wille und Glaube an die eigene Kraft. Sie erst machen unmöglich Scheinendes möglich; denn sie sichern die restlose Auslösung der Kraft. —

Durch Erfüllung der baltischen Wünsche werden die politische Machtstellung und die wirtschaftliche Kraft des Deutschen Reiches eine höchst bedeutsame Erweiterung erfahren, während unter Bethmann Hollweg die amtliche ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ schreiben konnte, daß Deutschland weder eine politische noch eine wirtschaftliche Machterweiterung anstrebe. Die Zeiten einer solchen elenden Bankerrotterklärung sind also nun wohl endgültig vorüber. Die Geschichte hat es mit dem deutschen Volke besser gemeint und seine Lebensbedürfnisse richtiger erkannt, als seine eigenen Staatsmänner.

Was die politische Machterweiterung angeht, so liegt sie zunächst einmal in der Herstellung einer sicheren, militärisch leicht zu verteidigenden Grenze nach Rußland hin; zum großen Teil wird es sich um eine Wassergrenze handeln. Des weiteren liegt ein starker Machtzuwachs in der militärischen Eingliederung der Bevölkerung des Baltikums in das Deutsche Reich. Auf dem Boden der baltischen Provinzen saßen vor dem Krieg etwa  $2\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner; es lassen sich ohne Schwierigkeit weitere 2 Millionen ansiedeln, so daß bei einer Aushebung von 10 % der Bevölkerung im Kriegsfall eine Heeresstärke von 450000 Mann zur Verfügung stehen kann. Bedeutsamer jedoch als das ist die Stellung, die Deutschland in Zukunft in der Ostsee zufallen wird. Mit Finnland im Schutz- und Trutzbündnis, auf das Finnland angewiesen ist, und im Besitz des Rigaischen Meerbusens sowie der vorgelagerten Inseln, beherrscht die deutsche Flotte die gesamte Ostsee so vollkommen, daß eine Durchbrechung dieser Herrschaft so gut wie ausgeschlossen ist. Jede west-östliche Verbindung zwischen England und Rußland über Skandinavien, wie sie uns diesmal schweren Schaden zugefügt hat, ist für zukünftige Kriege unmöglich gemacht. Statt dessen wird Schweden auf die Dauer gar nicht anders können, als eine Politik zu treiben, die Hand in Hand mit derjenigen Deutschlands geht. Eine Stellungnahme der schwedischen Politik, wie sie die vergangenen Kriegsjahre brachten, dürfte in Zukunft zu den Unmöglichkeiten gehören.

Was die wirtschaftliche Machterweiterung angeht, die aus dem Baltikum dem Deutschen Reich zufließen wird, so liegt ein großer Teil davon offen zutage als Folge der Herstellung einer überragenden deutschen Machtstellung in der Ostsee überhaupt. Damit wird die Ostsee ein deutsches Handelsgebiet von ausichtsreichster Zukunft. . . Der Hinweis sei noch gestattet, was es

für die ganze deutsche Ostseeküste und für ihre Häfen bedeuten würde, wenn einmal ein aufblühendes Baltikum und ein sich wirtschaftlich entwickelndes Finnland in engster politischer Gemeinschaft mit dem Deutschen Reiche ihre riesigen Massen von Rohstoffen und sonstigen Erzeugnissen auf den Schiffahrtsmarkt der Ostsee werfen und wenn sie andererseits bedeutende Mengen industrieller Erzeugnisse aus Deutschland für ihren Bedarf heranziehen werden. —

Ein hervorragender Sachverständiger, Professor Warmbold in Stuttgart-Hohenheim, hat den Versuch gemacht, die Erzeugungswerte des Baltikums zu errechnen. Im Deutschen Reich ernährt ein Quadratkilometer landwirtschaftlicher Nutzfläche durchschnittlich 166 Menschen, nach Warmbold in den baltischen Provinzen nur 30—35. Nach dieser Berechnung würden Kurland einen landwirtschaftlichen Überschuf für 1 496 000, Livland und Estland einen solchen für 3 080 000 Menschen erzeugen können. Würde nun gar noch Litauen in das deutsche Wirtschaftsgebiet eingegliedert werden, so würde ein weiterer Überschuf für 3 360 000 Menschen erzeugt werden können; vier Fünftel des vor dem Krieg so gewaltigen deutschen Einfuhrbedarfs an landwirtschaftlichen Erzeugnissen wären damit gedeckt. An eine Aushungerung Deutschlands wäre für absehbare Zeit nicht mehr zu denken.

Es liegt auf der Hand, welche Hinweise auf Siedlungsmöglichkeiten in den oben genannten Ziffern liegen. Man schätzt niedrig, wenn man mit der Möglichkeit rechnet, im Baltikum 2½ Millionen Menschen landwirtschaftlich anzusiedeln. Dann erst wäre die Bevölkerungsdichtigkeit auf den Stand der Provinz Ostpreußen gebracht. Hocherfreuliche Ausichten nicht nur für siedlungslustige heimkehrende Feldgrau, sondern auch für die Rückwanderung von Deutsch-Russen eröffnen sich da dem Blick. Eine solche Ansiedlung in großem Maßstab bedeutet eine gewaltige Kraftvermehrung des deutschen Volkes; sie bedeutet eine militärische Stärkung, eine neue Grundlage wirtschaftlicher Kraft, und endlich bringt sie die Aussicht auf eine allmähliche (freiwillige! D. L.) Eindeutschung der Letten und Esten. Viele von ihnen neigen ohnehin zu der Ansicht, daß sich die Voltsplitter der Esten und Letten nicht auf die Dauer erhalten können; viele sehen im Anschluß an das Deutschtum ihren wirtschaftlichen Vorteil, und es gibt der Beispiele genug, wo die Ansiedlung eines deutsch-russischen Rückwanderers einen stark germanisierenden Einfluß auf die benachbarten Lettenhöfe ausgeübt hat zuzeiten, da die russische Regierung noch jeder Eindeutschung schärfsten Widerstand entgegensetzte.

Wer da weiß, welche wirtschaftliche Kraft ein einziges der in Posen von der Ansiedlungskommission geschaffenen deutschen Bauerndörfer darstellt, der ist sich klar darüber, daß eine deutsche Ansiedlung in großem Stil auf baltischem Boden für das ganze Deutsche Reich weitere äußerst bedeutsame Vorteile mit sich bringt...

Dem ganzen deutschen Volke erwachsen also auf wirtschaftlichem, politischem und militärischem Gebiete aus einer Bewilligung der Bitte, die die Vereinigten Landesräte an den Deutschen Kaiser gerichtet haben, Vorteile, die jedem Einsichtigen als groß und wertvoll erscheinen müssen. Trotzdem finden wir schon jetzt Ansätze zu einem Widerstand aus Deutschland selbst, die charakteristisch sind für die theoretische Art, mit der man bei uns vielfach politische Probleme ansieht. Da schreibt z. B. der ‚Vorwärts‘:

„Da der Friede mit Rußland bereits geschlossen ist, und in dem Vertrag die Grenzlinie der von Rußland abgetrennten Gebiete endgültig festgelegt worden ist, eine Grenzlinie, die Estland und Livland bei Rußland beläßt, so fehlt jede rechtliche Grundlage, den Wunsch der vereinigten Landesräte durchzuführen, selbst wenn man deren Legitimation, um im Namen der Mehrheit der baltischen Völker zu sprechen, anerkennen wollte. Bei der geschilderten Zusammensetzung des Landesrates muß aber die Legitimation überdies bezweifelt werden. Was die Landesräte von Deutschland verlangen, bedeutet einen feindlichen Angriff auf Rußland und einen Bruch des eben geschlossenen Friedensvertrages. Im übrigen sind wir der Ansicht, daß die Entscheidung über dieses Gesuch nicht nur beim Deutschen Kaiser, sondern beim deutschen Volk liegt, dessen Lebensinteresse hierdurch berührt wird.“

Auch die „Frankfurter Zeitung“ läuft natürlich mäkeln hinter der für Deutschland so günstigen geschichtlichen Entwicklung einher. Sie fragt sich, ob der Vereinigte Landesrat als eine wirkliche Landes- und Volksvertretung angesehen werden kann. Sie hält es weiter für recht bedenklich, wenn sich die deutsche Politik allein und vorwiegend auf eine Bevölkerungsschicht stützen wollte, die zwar in der Geschichte ihre Bedeutung gehabt habe, die aber heute nicht mehr beanspruchen könne, als die Vertretung des gesamten Volkes angesehen zu werden. Der Reichskanzler Graf Hertling habe erst vor einigen Wochen im Reichstage ausgesprochen, Deutschland denke gar nicht daran, sich in Livland und Estland festzusetzen, und Staatssekretär v. d. Busche habe einige Wochen später nochmals ausdrücklich festgestellt, daß Estland und Livland für das Deutsche Reich zunächst als russische Gebietsteile gelten. Es sei also gar nicht abzusehen, wie überhaupt der Wunsch des Vereinigten Landesrats von Livland und Estland solle erfüllt werden können, wenn der Friede von Brest-Litowsk in Kraft bleibt. Am wenigsten scheine ihr der Beschluß einer Körperschaft wie des Vereinigten Landesrats von Riga eine Tatsache zu sein, die ihr eine Politik im Sinne dieser Körperschaft für weniger abenteuerlich und gefährlich halten ließe, als es bisher der Fall gewesen ist.

Wann endlich wird das deutsche Volk merken, daß Blätter dieses Schlages nächst unseren Gegnern da draußen die schärfsten Feinde von Deutschlands Macht und Größe sind?“ . . .

In deutschen demokratischen Kreisen hört man die Ostseeprovinzen als ausgesprochen „agrarisch-aristokratisches“ Gebiet oft das „Land der Barone“ nennen, in dem das Bürgertum nichts zu sagen habe und anders orientiert sei als der Adel. Diese die Tatsachen auf den Kopf stellende Mär weist Dr. H. Freiherr von Rosen in der Monatschrift „Deutschlands Erneuerung“ als eine — bewußte oder unbewußte — Irreführung der reichsdeutschen Öffentlichkeit mit Gründen, denen kein Ehrlicher sich verschließen kann, als durchaus unrichtig zurück: „Zunächst sind die folgenden statistischen Zahlen zu beachten. Das baltische Deutschtum besteht aus: Bürgern 76 %, Abtügen 12 %, deutschen Bauern 11 % (seit 1908 eingewandert) und Arbeitern etwa 1 %. Das deutsche Bürgertum nimmt hier aber nicht nur zahlenmäßig eine hervorragende Stellung ein, es ist vor allem im Großhandel und der Industrie fast ausschließlich vertreten, bildet in allen Städten die soziale Oberschicht und hat in Riga und Reval für das baltische Gebiet eine noch weit größere Bedeutung gehabt als das Bürgertum der norddeutschen

Hansestädte für Deutschland. Auch als eigentlicher Kulturfaktor hat das selbstbewußte, stolze und vornehme Bürgertum eine mindestens ebenso maßgebende Rolle gespielt wie der Adel und sein deutsches Volkstum ebenso zähe und erfolgreich verteidigt wie dieser. Die kürzlich erfolgten Rundgebungen der Rigaer und Revaler Kaufmannschaft nach ihrer Befreiung durch die deutschen Waffen reden in dieser Beziehung eine genügend deutliche Sprache. Auch in den seit 1905 gegründeten ‚deutschen Vereinen‘, durch welche die Balten die Fahne des Deutschtums auf allen Lebensgebieten hochzuhalten suchten, war das baltische Bürgertum in erster Linie vertreten.

Was den baltischen Adel betrifft, so ist er durchaus unverdient in den Ruf eines ‚stodreaktionären Junkertums‘ gekommen, als welches er von den deutschen Demokraten mit einer durch keinerlei Sachkenntnis getrübbten Beharrlichkeit immer noch bezeichnet wird. Er hat im Gegenteil im 19. Jahrhundert eine sozialpolitische Arbeit geleistet, die als durchaus mustergültig bezeichnet werden muß: Die Leibeigenschaft wurde wenige Jahre nach der Bauernbefreiung in Preußen, in dem Zeitraum von 1816 bis 1819 ohne jedes Zutun der Regierung aufgehoben. Ihren vollen Inhalt bekam die Emanzipation des Bauernstandes erst durch spätere Agrarreformen, die, in Livland beginnend, von 1849 bis 1876 in allen drei Provinzen durchgeführt wurden. Den Kern dieser Reformen bildete die Scheidung der Rittergüter in Hofesland und Bauernland, wobei der Besitzer über das letztere nur das Eigentumsrecht, nicht aber das Verfügungsrecht behielt, indem er es nur an Bauern verpachten oder verkaufen durfte. Durch diese Agrarreform, die besser ist als die Stein-Hardenbergsche Agrargesetzgebung in Preußen, weil sie weniger kapitalistisch ist und das wirtschaftliche Dasein des Bauernstandes dauernd erfolgreicher sicherstellt, wurde nicht allein ein tüchtiger und wohlhabender Bauernstand, sondern tatsächlich ein Fideikommiß der gesamten Bauernschaft begründet. So wurde in Livland schon 1849 das erreicht, was die liberale Partei in England auch nach der Annahme der Expropriationsbill von 1907 immer noch vergeblich erstrebt. Gegenwärtig gibt es in den drei Provinzen 62771 Höfe von Großbauern von einer Durchschnittsgröße von 30 Hektar, außerdem noch viele grundbesitzende Kleinbauern auf den Domänen.

Auf die Entwicklung der lettischen und estnischen Volksschulen hat der Adel im Verein mit der Geistlichkeit viel Zeit, Mühe und Geldopfer verwandt. Bis zur zerstörenden Einwirkung der Russifizierung stand denn auch das baltische Volksschulwesen, in dem der Schulzwang schon 1819 eingeführt war, auf einer recht hohen Stufe, so daß noch 1881 die Zahl der schulpflichtigen Kinder, die keine Schule besuchten, nur 2 % betrug. Erst durch das brutal-täppische Eingreifen der russischen Regierung hat später die Zahl der Analphabeten beträchtlich zugenommen (schon 1899 waren es 20 %!). — Die von 1885 bis 1907 fortgesetzten Versuche des baltischen Adels, eine liberale Verfassungsreform durchzuführen, sind von der Regierung sämtlich als ‚allzu demokratisch‘ zurückgewiesen worden. Es ist noch besonders zu beachten, daß alle eben kurz erwähnten sozialen Errungenschaften, die von der Regierung teils gehemmt, teils — wie auf dem Gebiet des Schulwesens — ganz zerstört wurden, einzig und allein der ehrenamtlichen, unbesoldeten Arbeit des Adels zu verdanken sind.



So sehen die von der russischen und deutschen Demokratie so vielgeschmähten ‚Junter‘ in Wahrheit aus!

Eine kulturpolitisch bewußte Stellung zum deutschen Gedanken haben die Balten allgemein erst seit 1870 eingenommen, seit die ersten Versuche der Russifizierung einsetzten, die ja mit der Gründung des Deutschen Reiches in einem ganz unmittelbaren psychologischen Zusammenhang stand. Die deutschvölkische Gesinnung der Balten, die Professor Ludwig Schwabe aus Tübingen übrigens schon 1864 als eine wahrhaft großzügige bezeichnete, nahm nach der Revolution von 1905 noch einen mächtigen Aufschwung, um 1914 nach den glänzenden deutschen Siegen in hellen Flammen der Begeisterung emporzulodern. Die Stellungnahme der Balten nach dem Kriegsbeginn war eine vollkommen klar vorgezeichnete, nachdem im August 1914 Goremykin den baltischen Vertretern erklärt hatte, Rußland führe nicht allein gegen Deutschland Krieg, sondern gegen das Deutschtum überhaupt, und nach dem schönen Bekenntnis des kurländischen Abgeordneten Fölkerfahm in der Duma: ‚Gott hat uns als Deutsche geschaffen und Deutsche werden wir immer bleiben!‘ Diese im Moment der größten Gefahr und des schwersten inneren Konfliktes abgegebene, mannhafteste Erklärung darf als maßgebend für die Haltung der Balten überhaupt angesehen werden. Die Zahl der Balten, die während des ganzen Krieges in den deutschen Reihen gekämpft und geblutet haben, ist eine sehr viel größere, als man in Deutschland annimmt. Von der Liebestätigkeit an deutschen Kriegsgefangenen, denen die Balten oft ihr Letztes hingaben, ist in der deutschen Presse auch nur recht wenig die Rede gewesen. Bekanntlich wurden deswegen schon im Herbst 1914 Hunderte von Balten nach Sibirien verschleppt. Einer dieser Balten, der aus Sibirien über Norwegen nach Berlin kam, sagte mir: ‚Es war schön, daß man uns nach Sibirien brachte, denn dort konnten wir uns viel ungezwungener den deutschen Kriegsgefangenen widmen!‘ Ich glaube, daß die Art und Weise, wie ein gewisser, international orientierter Teil des deutschen Volkes den Balten diese Liebestätigkeit gedankt hat, jedem anständig empfindenden Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben muß. Den Gipfel der Schamlosigkeit aber erreichte der Reichstagsabgeordnete Haase, als er am 20. März in öffentlicher Sitzung erklärte: ‚Die Balten haben ihr deutsches Herz erst entdeckt, als ihr Selbst in Gefahr kam!‘ Wie die eben erwähnten Tatsachen zeigen, haben die Balten ihr wahrhaft deutsches Herz jedenfalls viel früher ‚entdeckt‘ als Herr Haase sein Bolschewikherz. Der Kaiser aber, und mit ihm die Edelsten des deutschen Volkes, haben diese Haltung der Balten nicht vergessen und handeln danach.“

Und die Letten und Esten? „Auch unter ihnen hat sich der russische Bolschewismus als die Macht erwiesen, die zwar das Böse will, aber das Gute schafft, und damit lediglich der deutschen Politik in die Hände gearbeitet. Denn heute gibt es sicher keinen auch nur halbwegs verständigen Letten oder Esten mehr, der nicht im Anschluß an das Deutsche Reich die einzige Rettung für seine Heimat erblickt. Die phantastischen Träume einzelner Parteien von freien und unabhängigen lettischen oder estnischen Republiken sind vor den entsetzlichen Greueln der Bolschewiki in ein Nichts zerflattert. Auf die verschiedenen politischen

Strömungen, die während des Krieges unter Letten und Esten zutage traten, brauchen wir deshalb nicht mehr näher einzugehen. Nur das eine sei hier noch hervorgehoben, daß der maßgebende Teil des estnischen Volkes schon im Beginn des Krieges an dem endgültigen Siege der deutschen Waffen nicht gezweifelt hat und in beständiger Fühlung mit den Finnländern und dem estländischen Adel seine ganze Politik danach richtete. Als die Esten im Januar sich durch die Friedensverhandlungen in Litauisch-Brest enttäuscht fühlten und auf die Hilfe Deutschlands nicht mehr rechneten, kamen sie wieder auf die schon im vorigen Sommer begonnenen Unterhandlungen mit England zurück, um auf jeden Fall von der russischen Fäulnis erlöst zu werden. Auch in Kurland hat der maßgebende Teil des lettischen Volkes in der Landesversammlung vom 19. September und im Landesrat bekanntlich für Deutschland optiert; es ist das ganz natürlich, da die Letten, ebenso wie die Esten, nur beim Anschluß an Deutschland und unter möglichstem Ausschluß des billigen agrarischen Wettbewerbs Rußlands auf eine ersprießliche wirtschaftliche Zukunft rechnen können. Was die von Herrn von Rühlmann in Litauisch-Brest zugesicherte ‚Volksabstimmung auf breiter Grundlage‘ betrifft, so wollen wir hier die Frage nicht näher untersuchen, ob die deutsche Diplomatie den unverkämpften Forderungen der doktrinären Wirrköpfe aus Petersburg nicht viel zu weit entgegengekommen ist. Wenn damit eine einfache Massenabstimmung nach der Kopfzahl gemeint ist, so würde eine solche von den lettischen und estnischen Bauern schroff abgelehnt werden. Nicht Majoritäten, sondern Autoritäten genießen das ausschließliche Vertrauen, namentlich der nüchtern und praktisch angelegten Esten. Als Autoritäten gelten ihnen aber nicht politische Schwäzler, sondern die aus ihrer Mitte gewählten, sehr tüchtigen Gemeindebeamten, die vielfach schon seit langen Jahren ihres Amtes walten. Eine Volksabstimmung könnte in diesen agrarischen Gebieten deshalb nur in derselben Weise zugelassen werden, wie in Kurland und auf den estnischen Inseln, wo sie nach den einzelnen Gemeinden durch die Gemeindevertreter vollzogen wurde. Sie haben sich bekanntlich ausnahmslos für Deutschland entschieden. Bei einer Pöbelabstimmung nach der Kopfzahl würde dagegen voraussichtlich englisches Geld den Ausschlag geben. Letten, Esten und Deutschbalten stimmen aber darin vollkommen überein, daß die im Präliminarfrieden vorläufig festgesetzte Grenzlinie, die alle drei Stämme in zwei Stücke zerreißt, die unglücklichste und unmöglichste ist, die man sich überhaupt hätte ausdenken können. Einzig und allein die strategische Linie Moltkes an der Narowa und dem Peipus entspricht den Interessen der baltischen Gesamtbevölkerung und gleichzeitig der militärischen Sicherung des Deutschen Reiches nach Nordosten. Auch die Entschliebung des kurländischen Landtages betonte ja die Anteilbarkeit des ganzen baltischen Gebietes, dessen Provinzen jahrhundertlang Freud und Leid miteinander geteilt haben. Die übereinstimmende Bitte der drei Landesvertretungen in Mitau, Riga und Reval um einen engen Anschluß an Deutschland entspricht deshalb im wesentlichen durchaus den Wünschen der Gesamtbevölkerung, soweit sie überhaupt für Ordnung, Recht und Gesetz eintritt. Und Deutschland muß diesen Wünschen im vollen Maße Rechnung tragen, nicht allein aus Gründen der politischen Moral, sondern vor allem im eigenen realpolitischen und wirtschaftlichen Interesse.“





## Graf Hertling als Reichskanzler

Ein Herr in hohen Jahren, der das Amt nicht leicht übernommen hat. Der aber doch in der kurzen Zeit seiner Kanzlerschaft Besseres geleistet hat, als Bethmann Hollweg in der viel zu langen, die ihm — Gott sei's geklagt! — zur Betätigung seiner an das Abenteuerliche grenzenden Unfähigkeit mit schwerster Schädigung des deutschen Volkes und der mitblutenden Menschheit vergönnt war. Graf Hertling hat das Reich nicht geschädigt. Das will — nach Bethmann Hollweg — auch und viel schon bedeuten.

Graf Hertling hat den von gewissenlosen, vielfach von unseren Feinden bezahlten Hezern um alle Vernunft gebrachten Rüstungsstreikern zwar spät, aber noch nicht zu spät eine feste Hand gezeigt.

Er hat Herrn Erzbergers überanxnionistische persönliche Gelüste immerhin etwas gedämpft, es wird sogar — ohne Einsprache — behauptet, daß er besagten Herrn nicht mehr empfängt.

Er hat die Angliederung Baltenslands an das Deutsche Reich namens Seiner Majestät des Kaisers begrüßt und mit Wärme begrüßt. Das hätte Graf Hertling nicht getan, wenn er nicht selbst von der Gerechtigkeit dieser Lösung auch und zuallererst für die Wohlfahrt des Deutschen Reiches überzeugt wäre.

Es bleibt ihm freilich noch manches zu tun übrig. Das nächste wäre, — für einen seiner Aufgabe gewachsenen Nachfolger Herrn von Rühlmanns zu sorgen. Denn daß dieser Herr mit seiner Leporelloliste politischer Versagungen (man denke nur an Brest-Litowsk und die Friedensverhandlungen mit Rumä-

nien, überhaupt seine Rolle als „Junger Mann“ des Grafen Czernin) eine politische Unmöglichkeit, ein ärgerlicher Druck auf den Siegeswillen unseres Volkes ist, unterliegt doch wohl keinem Zweifel mehr. Eine der letzten Säulen, an die sich die Hoffnung unsrer Feinde klammert, was aber nichts Geringeres bedeutet und tatsächlich schon bedeutet hat, als Kriegsverlängerung. Keine Rotblutstränen werden ihm nur nachweinen Herr Erzberger, der dann u. a. nicht mehr in der Lage wäre, einzelne Esten und Litauer gegen einen Anschluß an das Deutsche Reich auszuspielen; das „Berliner Tageblatt“, der „Vorwärts“ und die „Frankfurter Zeitung“.

Kein aufrechter Deutscher, außer diesen Kreisen, nimmt ja Herrn von Rühlmann politisch noch ernst. Unsere Feinde zwar sehen allerhand Hoffnungen auf ihn, aber ernst nehmen sie ihn noch weniger als wir.

Wenn der Reichskanzler Graf Hertling aus dieser tatsächlichen Lage die Folgerungen zöge, würde er sich nicht nur um das Deutsche Reich, sondern auch um das deutsche Katholizentum und damit den Bekenntnisfrieden hohes Verdienst erwerben. Dann würde auch jeder evangelische Deutsche freudig bekennen dürfen: Ein katholischer deutscher Reichskanzler war es, der uns von der unnatürlichen Aufdringlichkeit und Zwangsläufigkeit einer Erzberger-Rühlmann-„Politik“ befreit hat. Aber — was recht ist: wenn schon das Wort „Politik“ unvorsichtig gebraucht werden soll, dann langt Herr von Rühlmann an Herrn Erzberger noch lange nicht heran. Es soll keine Ironie sein: an sicherem Selbstbewußtsein überragt Herr Erz-

berger ohne Zweifel Herrn von Kühlmann. Danach fragt aber Herr Paasche, der stellvertretende Vorsitzende des Reichstages, nicht: Arm in Arm mit beiden fordert er sein Jahrhundert in die Schranken und — ein Vertrauensvotum nicht nur für Herrn von Kühlmann, sondern auch für Herrn Erzberger. Herr Paasche „stabilisiert“ demnach eine Solidarität der beiden Herren, und er wird dabei von einem gesunden politischen Instinkt geleitet. Denn — ohne Erzberger kein Kühlmann. Ohne „Berliner Tageblatt“, „Frankfurter Zeitung“, „Vorwärts“ weder Erzberger noch Kühlmann. Denn die „Germania“ allein schafft's nicht mehr.

Sollten sich unsere katholischen Deutschen nicht darauf besinnen, in welche Abhängigkeit sie geraten und wie sie es mit ihrem religiösen Bekenntnis noch vereinbaren können, wenn ihre Führung, ja ihre Mitbestimmung über alle Kultur- und Weltanschauungsfragen von Gunsten und Gnaden der Bekenner zum „Berliner Tageblatt“, der „Frankfurter Zeitung“, dem „Vorwärts“ bedingt und befristet wird? Lehren die Beispiele in Frankreich und Italien mit ihrer „Freimaurerei“ noch nicht genug?

Ich bin evangelisch. Aber aufs tiefste beklagen würde ich einen Zerfall des deutschen katholischen Christentums. Denn das würde einen Zerfall des Christentums überhaupt nach sich ziehen, — nicht für die Ewigkeit, aber doch zu unermesslichem zeitlichem Schaden. Wenn das katholische deutsche Christentum zerfällt würde, was bliebe dann noch vom evangelischen übrig? Die beiden Äste, einem Stamme entsprungen, können nur miteinander leben und sterben. Oder — abgestorben — ein phosphoreszierendes Scheinleben vorflimmern, wie in Welschland, wo die atheïstische, international-kapitalistische „Freimaurerei“ die Völker unterhöhlt hat und, wie aus diesem Weltkriege hervortritt, für sich verbluten läßt.

Unsere deutschen Katholiken müssen ja wissen, ob eine Nützlichkeitspolitik für den Tag und den persönlichen Erfolg, wie sie von Herrn Erzberger in bekannter merkantilpolitischer Hausiererweise betrieben wird, die

Werte an Ansehen und Unabhängigkeit aufwiegt, die dabei aufs Spiel gesetzt, um nicht zu sagen: an die Meistbietenden versteigert werden.

Aber bei unserem brüderlichen Zusammenleben und -kämpfen, dessen Innigkeit sich nie so herrlich offenbart hat, wie in diesem Kriege, ist das nicht nur eine katholische, sondern eine allgemein deutsche Frage, für den Weiterstichtigen eine deutsche Lebensfrage. Draußen, bei unseren Helden in Flandern und Frankreich, da gibt es solche Frage nicht. Müssen wir uns nicht schämen, daß wir dergleichen Ballast nicht von uns abwälzen können? Als könnte, ohne daran zu ersticken, irgendein Urwaldsaffe, der sich zu uns verloren hat, das deutsche Volk mit dem „Wahl“-geschrei äffen: „Hie Erzberger, Theodor Wolff, Kühl- und Scheidemann — hie Hindenburg und Ludendorff!“ Weil dem Affen die geliebten Gelegenheiten zum — Klettern entzogen worden sind.

Es ist heute nicht die Zeit zum Späßen und nicht die Zeit zu solchen Unterhaltungen. Und — so glaube ich, ihn richtig zu verstehen —: Graf Hertling weiß, was er will.

J. E. Frhr. v. Grotthuß

\*

## Zur Psychologie des Parmabriefes

bemerkt die „Deutsche Zeitung“:

„Die moralische Wertung des Parmabriefes in der feindlichen wie in der neutralen Presse läßt fortgesetzt an Deutlichkeit gegenüber seinem Verfasser nichts vermessen. Der deutsche Beurteiler wird dem gegenüber gut tun, nicht zu vergessen, daß es keineswegs reine sittliche Entrüstung ist, die den Kritikern des Kaisers Karl die Feder führt, daß vielmehr die Hoffnung, Berlin und Wien bei dieser Gelegenheit unheilbar zu verlegen, die Feder im Uhrwert ist.

Demgemäß wird bei diesen Urteilen so gut wie durchweg eine Seite des Vorgangs totgeschwiegen, die gerade im Hinblick auf die moralische Bedeutung des Vorgangs doch recht beträchtlich mit ins Gewicht fällt.

Auch anderwärts sind unter dem ersten Eindruck der Entthronung der Romanoffs um den bekannten Termin des 1. April herum im vergangenen Jahre Entschlüsse gefaßt worden und Dinge geschehen, die als verfehlt und tödlich heute längst erkannt sind. Näheres hierüber ist nicht nur in Paris und London, sondern vor allen Dingen auch in Berlin zu erfahren. Einigermassen richtig beurteilte man die Lage wohl allein in Washington, wo man in Hinblick auf die mutmaßliche Gemütsverfassung gerade auch in der Wiener Hofburg den richtigen Augenblick für den Riesenbluff der Kriegserklärung an Deutschland als gekommen erkannte. Eine gleichzeitige Kriegserklärung an Osterreich-Ungarn erfolgte nicht, worüber sich die sogenannte politische Welt nicht genug wundern konnte: man zog es vor, den amerikanischen Botschafter einstweilen in Wien zu belassen und dort das Eisen zu schmieden, solange es heiß war. An einflußreichen Verbündeten fehlte es dabei nicht; auch lasteten die Ernährungsschwierigkeiten auf dem Reich, und Erzberger tuschelte, daß es mit der Widerstandskraft Deutschlands nun auch so gut wie Matthäi am letzten sei. . . Zum Glück war die Monarchie als solche gesünder, als die feilische Verfassung dieses oder jenes hohen Vettters des verunglückten Nikolai. . . .“

\*

## Kaiserbrief und Kamarilla

Eigenartige Streiflichter auf die weltbekannte „Affäre“ wirft ein Wiener Brief der „Deutschen Tageszeitung“:

„Es kann heute wohl offen zugestanden werden, daß die Absendung des Kaiserbriefes ohne Vorwissen und hinter dem Rücken des Ministers des Auswärtigen erfolgt ist, der auch nachträglich keine Kenntnis von diesem Briefe erhalten hat, bis durch die Enthüllungen Clemenceaus die ganze Angelegenheit ans Licht gezogen wurde. Der Verfasser des Kaiserbriefes soll der damalige Chef der Kaiserlichen Kanzlei Graf Polzer gewesen sein, der auch sonst der Urheber vieler verhängnisvoller Ratschläge an den Kaiser gewesen ist. So war Graf Polzer einer der

Hauptinspiratoren der Amnestierung der tschechischen Hochverräter. Er war eine jener geheimen Triebkräfte, die in der Umgebung des Kaisers gegen das Bündnis mit dem Deutschen Reich intrigierten. Graf Polzer hat auch die famose Denkschrift des Hofrats Lammasch hinter dem Rücken des Grafen Czernin dem Kaiser in die Hände gespielt. Graf Czernin erhielt davon damals durch den Kaiser selbst Kenntnis und auf sein energisches Auftreten gegen die Kamarilla ist damals der Sturz des Grafen Polzer zurückzuführen. Aber insgeheim dauerte der Einfluß Polzers fort, der auch seine Wohnung im Kaiserlichen Schlosse behielt. Offenbar auf die weiteren Intrigen Polzers und seiner Hintermänner sind die Unstimmigkeiten zurückzuführen, die in letzter Zeit zwischen dem Monarchen und seinem ersten Minister immer häufiger in die Erscheinung traten, und die eingestandenermaßen schließlich den Rücktritt Czernins unvermeidlich gemacht haben. So hatten es nach dem Bresl-Litowfker Frieden mit der Ukraine die Polen verstanden, sich hinter den Grafen Polzer zu stecken, und als Kaiser Karl vor der Abstimmung im österreichischen Abgeordnetenhaus über das Budgetprovisorium den Vorstand des Polenklubs empfing, machte er den Polen Zusagen bezüglich der Wiederherstellung der Cholmer Grenzen, die fast auf eine Desavouierung des Grafen Czernin hinausliefen. Auch die scharfe Erklärung des Grafen Czernin scheint unter dem Eindruck der Ratschläge des Grafen Polzer bei Hofe verstimmt zu haben, und merkwürdigerweise waren die Tschechen sofort in Kenntnis dieser Auffassung bei Hofe, so daß sie sich in ihrem Sturmloch gegen den Grafen Czernin keinen Zwang aufzuerlegen brauchten. Schon damals, also noch vor der Kaiserbriefaffäre, brachten die tschechischen Blätter triumphierend die Nachricht, daß die Lage des Grafen Czernin gezählt seien und daß seine Rede an die Abordnung der Stadt Wien gewissermaßen als der Schwanengesang des Ministers zu betrachten sei.“

\*

## Warum?

**W**arum sind unsere Feinde nicht auf Kaiser Karls Friedensangebot, das sie für echt gehalten haben und halten mußten, eingegangen? Nur eine Antwort gibt es, meint die „Deutsche Politik“: „Es bot den ‚Befreiem‘ Belgiens, Elsaß-Lothringens und der ‚unerlösten Gebiete‘ zu wenig. Troß oder vielmehr gerade wegen der russischen Revolution hofften sie auf mehr, auf die volle Erreichung ihrer Kriegsziele. Die friedensverdächtige russische Hofpartei war beseitigt. Die Österreicher, innerlich zermürbt, militärisch an zwei Fronten gefesselt, schienen eine leichte Beute der Italiener und Russen. Mesopotamien, Arabien und Kleinasien lagen offen zu ihren Füßen; die Armee Sarraills, verstärkt durch die Griechen, sollte Rache an Bulgarien nehmen. Im Westen fühlten sich Briten und Franzosen im Bund mit Amerika uns strategisch und taktisch überlegen. So sahen sie in dem Brief des Kaisers Karl das langersehnte Zeichen der Verzweiflung, die Erkenntnis völliger Hoffnungslosigkeit. Deshalb erschien ihnen ein Frieden, der ihnen beim ersten Angebot bereits die Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens, die ‚gerechte Regelung‘ Elsaß-Lothringens, d. h. die Abtretung in diplomatisch verhängelter Form, die Wiederaufrichtung Serbiens an Hand gab, als ein ‚Verzichtfrieden‘, und deshalb überließen sie die Antwort den Kanonen.“

## Der Weltkrieg ist keine Familienangelegenheit

**I**n der „Globe“ (Nr. 3) schreibt der Reichstagsabgeordnete Dr. Paul Leusch:

„Es ist gewiß etwas Rührendes, wenn man zärtliche Verwandte zu betrachten Gelegenheit hat. Allein der Brief, den der junge Karl an den jungen Sixtus hinter dem Rücken seines Auswärtigen Ministers gerichtet, war nicht, wie die l. u. l. Depesche uns einreden will, ein ganz privater und zärtlicher Verwandtenbrief, sondern ein hochpolitischer Akt ersten

Grades. Niemand wird dem österreichischen Kaiser verdenten, man wird ihm vielmehr dafür Dank wissen, daß er sich an seinem Teile bemüht, dem Kriege ein Ende zu machen, und wenn er glaubte, die ausgedehnte Verwandtschaft seiner Frau zu diesem Zwecke benutzen zu können, so soll uns auch das recht sein. Allein daß der Kaiser selber mit einem eigenhändigen Schreiben an eine im feindlichen Lager stehende Persönlichkeit diese Verhandlungen anzuknüpfen sucht und von seinem Schritt weder seinen Verbündeten noch seinem Minister vorher Mitteilung macht und ihren Rat einholt, ist eine Ungeheuerlichkeit, die wir uns aufs entschiedenste verbitten müssen. Der Weltkrieg ist keine Familienangelegenheit der Familie Habsburg, und gerade weil der Kaiser noch jung ist und Verhältnissen entstammt, die ihn nicht von Haus aus zum Thronerben bestimmten, war es doppelt seine Pflicht, jeden Schritt auf weltpolitischem Gebiet mit äußerster Vorsicht zu tun, da er seine mangelnde Vertrautheit mit diesen Dingen in Erwägung ziehen mußte. Graf Czernin hat aus der Unterlassung des Kaisers die allein möglichen Konsequenzen gezogen und hat darauf verzichtet, noch länger die Politik eines Reiches zu leiten, das so augenscheinlich dem Stadium der Kabinetts- oder vielmehr Verwandtenpolitik noch nicht entwachsen ist.“

\*

## Die Prinzen des Hauses Bourbon-Parma

**D**er verstorbene Herzog von Parma, aus dem Hause Bourbon, der auf dem Schlosse Schwarzau in Niederösterreich lebte, hat 18 Kinder hinterlassen. Durch die Vermählung seiner Tochter Rita mit dem damaligen Thronfolger von Oesterreich und Ungarn trat das schon mehrfach mit dem Erzhaufe verschwägerte französische Prätendentengeschlecht in allerengste Beziehung zur Habsburg-Lothringischen Dynastie. Es ist begreiflich, daß sich unter diesen Umständen das öffentliche Interesse unter dem Eindruck der bekannten Briefgeschichte, die den Rücktritt des Grafen Czernin bewirkt hat, den derzeit

in Frankreich weilenden beiden Prinzen von Bourbon-Parma, — sie nannten sich beiläufig bemerkt bis zum Weltkriege Parma-Bourbon — ganz besonders zuwendet. So machte kürzlich durch alle österreichischen und ungarischen Blätter folgende Nachricht die Runde: „Von den wehrfähigen Prinzen des Hauses Parma sind bloß zwei in der österreichisch-ungarischen Armee geblieben, beziehungsweise während des Krieges in dieselbe eingetreten, während die zwei anderen, darunter der Prinz Sixtus von Parma, an welchen der Kaiser den bekannten Brief gerichtet hat, nach der Kriegserklärung Frankreichs an die Mittelmächte das Schloß Schwarzenau in Niederösterreich verließen und sich der französischen Regierung, wenn auch nicht als Kombattanten, wie dies Prinz Jaime de Bourbon, der Sohn des verstorbenen Prinzen Don Carlos (von Spanien) in Rußland getan, so doch für die Sanitätspflege der französischen Armee zur Verfügung stellten. Die französische Regierung hielt sich jedoch genau an das Prästendentengesetz, welches im Jahre 1875 vom französischen Parlamente angenommen wurde. Dieses Gesetz verlangt, daß die in Frankreich lebenden männlichen Familienmitglieder des Hauses Bourbon das Land verlassen, ferner daß die Mitglieder jener kaiserlichen Familien, welche einmal in Frankreich regiert haben, in die französische Armee nicht aufgenommen werden dürfen. Es sind dies die Familien Bonaparte, Orleans und Bourbon. Zur letzteren gehört auch das Haus Parma. Die französische Regierung lehnte daher das Anerbieten der beiden Brüder von Parma ab, worauf Prinz Sixtus von Parma und sein Bruder Prinz Xaver ihre Dienste als Sanitätsoffiziere der belgischen Regierung angeboten haben, welche ihre Dienste annahm. Von Anfang an suchten die beiden Prinzen in den hohen Pariser Kreisen, in denen sie verkehrten, eine für Österreich freundliche Stimmung zu wecken, und Prinz Sixtus gelang es tatsächlich nach und nach, das Vertrauen der maßgebenden französischen Kreise zu gewinnen.“

Soweit die mit Genehmigung der Militärzensur durch alle Blätter der Monarchie gegangene Meldung. Nimmt man hiezu, daß die beiden genannten Prinzen, seit Kriegsbeginn trotz ihrer Angehörigkeit zur Armee eines mit der Monarchie im Kriegszustand befindlichen Staates wiederholt auf österreichischem Boden, ja in der Reichshauptstadt weilten, so erst kürzlich anlässlich der Geburt des jüngsten Kindes des kaiserlichen Paares, daß es dabel, wie man spricht, einer gewissen Überredung bedurfte, sie davon abzuhalten, in belgischer Uniform aufzutreten, so erhält man ein Bild, das sicherlich des eigentümlichen Reizes nicht entbehrt. Ob es freilich geeignet ist, im verbündeten Deutschen Reiche sehr erbaulich zu wirken, ist eine andere Frage, zumal wenn man bedenkt, daß es die Stellung eines französischen Prätendenten allerdings wesentlich verbessern müßte, wenn er in der Lage wäre, seinem „Vaterlande“ das Elsaß und Lothringen anbieten zu können. -id-

\*

## Feindliche Massenverbreitung der Lichnowstyschen Denkschrift

Wer durfte es anders erwarten? Konnten sich unsere Feinde stärkere und willkommener Trümpfe auch nur wünschen, als die ihnen von einem früheren Botschafter des Deutschen Reiches, noch dazu des Londoner, in die Hand gespielten? So werden denn jetzt die Aufzeichnungen des Fürsten Lichnowstys in Massenaufgaben zur Propaganda gegen uns verbreitet. In England sind gleich zwei Ausgaben erschienen. Die „Lurusausgabe“ wird von der Firma Cassell herausgegeben und kostet 6 Pence (50 Pfennig). Sie ist mit einem Vorwort von Professor Gilbert Murray versehen. Diese Ausgabe war in kurzer Zeit vergriffen. Die zweite Ausgabe von zwei Millionen Stück enthält auf 12 Blattseiten die vom englischen Standpunkt wichtigen Teile der Aufzeichnungen Lichnowstys und wird unentgeltlich verteilt. Der Titel ist — „Schuldig“!

\*

## Baltenlands Selbstbestimmungsrecht

Am 12. April ds. Js. hat der Vereinigte Landrat von Livland, Estland, Ösel und Riga jene Entschliebung gefaßt, der nunmehr vom Deutschen Reichskanzler im Auftrage des Deutschen Kaisers in der bekannten hocherfreulichen Weise grundsächlich zugestimmt worden ist. Alle Parteien des Deutschen Reichstages mit Ausschluß lediglich der Sozialisten werden dem kaum Widerstand entgegenzusetzen und ebensowenig bezweifeln, daß die Entschliebung durchaus unanfechtbar ist. Um aber in dieser Hinsicht auch den gegenteiligen Einwürfen der Sozialdemokratie beider Richtungen, wie auch der Bolschewiki und der feindlichen Staatsmänner und Presse von vornherein die Spitze abzuberechen, weist der „Deutsche Kurier“ u. a. aus der Zusammenfassung des Landrates nach, daß er die denkbar beste Form der Vertretung des Landes darstellt:

In den Städten wählten die Stadtverordnetenversammlungen die Vertreter in den Landesrat, wobei noch eine berufständliche Vertretung von Handel und Industrie und Hochschulen vorgesehen waren, auf dem Lande wählten von den Landgütern die Gutsbesitzer (Adel und Bürger), von den Landgemeinden die von den Gemeindeausschüssen gewählten Gemeindeältesten. Die Gemeindeausschüsse, die schon vor der Revolution bestanden, setzen sich paritätisch zusammen aus Kleingrundbesitzern und landlosen Landarbeitern; da hier also der Großgrundbesitz ganz fehlte, so ist jeder Gemeindeälteste direkter Vertreter des Kleingrundbesitzes und der landlosen Arbeiter. Als Grundprinzip bei der Wahl war volle Parität aufgestellt worden: Parität zwischen Klein- und Großgrundbesitz, zwischen Stadt und Land, zwischen Deutschen und Letten, Deutschen und Esten und ebenso Parität unter den Vertretern der Geistlichkeit.

So bot der aus 24 Vertretern Livlands, 15 Estlands, 14 Rigas und 5 Ösels zusammengesetzte Landesrat die beste Gewähr, daß sein so ungemein weittragender Beschluß vom

12. April der Stimmung und dem Willen aller Stämme der baltischen Provinzen in jeder Hinsicht entsprach.

## Die Neutralität des Päpstlichen Stuhles

So vollkommen unparteiisch, wie von kirchlicher Seite behauptet wird, ist die Neutralität des Päpstlichen Stuhles gegenüber den Kriegführenden in Wirklichkeit nicht gewesen. Das zeigte sich u. a. bei der Verteilung von Unterstützungsgeldern. Für das von den Russen heimgegriffene Ostpreußen bewilligte der Papst 10000 Mark zur Verfügung des Bischofs von Frauenberg, dagegen für die durch den Krieg verwüsteten Gegenden Frankreichs 48000 Mark, für Belgien gegen 140000, für Litauen 1,3, für Polen mehr als 3 Millionen Mark und zwar nicht zur Verfügung der polnischen Bischöfe, sondern für Großpolen zu Händen des polnischen Hilfsausschusses in Wewey. Das päpstliche Tageblatt „Osservatore Romano“ in Rom brachte alle die üblen Erfindungen von deutschen Greueln und Untaten, wie sie der „Agenzia Stefani“ aus London übermittelt wurden, ohne sie richtigzustellen. Offen deutschfeindlich zeigte sich oft genug das andere halbamtliche Organ des Päpstlichen Stuhles, die von den Jesuiten geleitete „Unita Cattolica“.

Nähere Angaben über die zweifelshafte Neutralität des Päpstlichen Stuhles enthält die beachtenswerte Schrift „Papst, Kurie und Weltkrieg“. Historisch-kritische Studie von einem Deutschen (Berlin 1918, Säemanns Verlag). Hinzuzufügen wäre den begründeten Angaben dieser Schrift noch der Brief des Kardinalstaatssekretärs Gasparri von Ende Oktober 1917 an den Erzbischof von Sens, worin namens des Papstes die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht in allen Staaten gefordert wurde. Wer sich widersetze, soll vor ein Schiedsgericht gestellt werden. England und Nordamerika hätten nur gezwungen die Wehrpflicht eingeführt. Seit mehr als einem Jahrhundert habe die Wehrpflicht die menschliche Gesellschaft mit schweren Leiden



bedrückt. Die Beseitigung der Wehrpflicht würde den allgemeinen Frieden sichern usw. Mit seinen Vorwürfen zielte der Kardinalstaatssekretär unverkennbar auf Deutschland, wo die Wehrpflicht zuerst eingeführt wurde, übersah aber dabei, daß gerade Staaten ohne allgemeine Wehrpflicht wie England mit seinem Söldnerheer, Rußland, die nordamerikanische Union und andere amerikanische Republiken am häufigsten Kriege führten und selbst Eroberungskriege vom Zaun brachen. Die allgemeine Wehrpflicht ist nicht eine Kriegursache, sondern eine Friedensbürgschaft, weil sie jedem Staatsbürger die Teilnahme und zugleich die Verantwortlichkeit für den Krieg auferlegt.

Genug, der Päpstliche Stuhl beobachtete gegenüber dem Völkerverband eine ausnehmend wohlwollende Neutralität, nicht aber auch gegenüber den Mittelmächten, obwohl im Völkerverband das protestantische England den Ton angibt, die französische Republik mit der Kirche zerfallen ist, Italien als ihr Bedrücker und Rußland als ihr Feind erscheint, während man in Wien dem Papst stets ehrerbietige Ergebenheit zeigte und in Deutschland Zentrumsmänner wie der Abg. Erzberger zu Einfluß gelangten und Graf Hertling Reichskanzler wurde. Wie war es möglich, daß es trotz alledem der deutschen und österreicherischen Diplomatie nicht glückte, die wohlwollende Neutralität des Päpstlichen Stuhls zu erlangen?

P. D.

## Wo bleibt das deutsche Interesse?

Wie im „Berliner Tageblatt“ von Dr. Paul Nathan unzweifelhaft richtig versichert wird, hat die deutsche Regierung besondere Bestimmungen in den Friedensvertrag mit Rumänien aufnehmen lassen, durch welche die Emancipation der rumänischen Juden sichergestellt werden soll. Demgegenüber wirft die „Deutsche Tageszeitung“ die Frage auf: „Welchen tatsächlich zureichenden Grund konnte gerade das Deutsche Reich haben,

dem rumänischen Volke gegenüber auch noch dieses Odium auf sich zu nehmen? Es ist uns wohlbetannt, daß man hier dem Ergebnisse der Arbeit der Alliances israélites universelle in Berlin gegenübersteht, der Kaufalzusammenhang ist klar genug. Vielleicht ist aber doch die bescheidene Frage gestattet, wie denn das deutsche Interesse in Rumänien dabei fortkommt. Die Antwort ist für jeden, der die tatsächlichen Verhältnisse kennt, klar: Die Erbitterung der Rumänen wird sich gegen das Deutsche Reich richten, dieses kann nur Nachteile davon haben, zugunsten anderer Einflüsse. Wie sich dieses Verfahren und diese oberflächliche Behandlung wichtiger Fragen mit einer gewissenhaft und gründlich durchgeführten Politik vereinigen läßt, besonders wo gerade für das Deutsche Reich keinerlei Notwendigkeit bestand, sich vorzubringen, vermögen wir nicht zu sehen. Aber wahrscheinlich war es der unnachahmliche Griff des geborenen Staatsmannes.“

Rumänien ist bekanntlich am Werk, sich Bessarabien anzugliedern. Hat die deutsche Regierung den im Süden Bessarabiens siedelnden deutschen Kolonisten einen Schutz ausbedungen? Ja oder nein? Wenn ja — welchen?

\*

## Kurzsichtigkeit der Hochfinanz

Es war in der Sitzung des Herrenhauses vom 7. April 1911, als Herr Artur von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, bei der Beratung des Staatshaushaltes die Möglichkeit von Anleihen in Kriegszeiten erörterte. Wie er damals behauptete, werde man in Kriegszeiten wahrscheinlich gar nicht borgen können. Der nächste Krieg werde mit Papiergeld geführt werden und mit Zwangsanleihen bei den Steuerzahlern etwa durch gewaltige Erhöhung der Ergänzungssteuer. Herr von Gwinner war es durchaus unklar, wie man die vielen Anleihen aufnehmen wolle, die für die Bedürfnisse eines neuzeitlichen Krieges erforderlich seien. Denn die Militärsachverständigen hätten, wie er hinzufügte, von vielen

Milliarden gesprochen. Schließlich sagte Herr von Swinner: „Ich bin mir sehr gewiß darüber, daß man diese Anleihen eben nicht aufnehmen kann.“

Inzwischen haben die deutschen Krieganleihen, die mit der letzten und achten insgesamt 87½ Milliarden Mark erbrachten, gezeigt, daß dieser Sachverständige in einem erstaunlichen Irrtum begriffen war. Da Herr von Swinner als Vertreter der Berliner Hochfinanz ins Herrenhaus berufen worden war und bei seinen Berufsgenossen nicht den geringsten Widerspruch hervortrieb, so ist anzunehmen, daß damals die ganze Berliner Hochfinanz den erstaunlichen Irrtum ihres Vertreters über die Kreditfähigkeit des Deutschen Reiches und über die gelbliche Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes teilte.

Schon vordem hatte sich ein anderes Mitglied der Hochfinanz ähnliche bedenkliche Äußerungen erlaubt. Auf dem Deutschen Bankiertag von Anfang September 1907 klagte Herr Warburg aus Hamburg über die angebliche „Zerstörung der Börsen durch das Börsengesetz“. Nach seiner Meinung habe das Börsengesetz die Gefahr heraufbeschworen, daß es im Kriegsfall dem Deutschen Reich an den erforderlichen flüssigen Mitteln fehlen werde.

Derartige Auslassungen mußten im feindlichen Ausland die Meinung erwecken, Deutschland sei aus finanziellen Gründen außerstande, einen großen Krieg zu führen. Ein Krieg gegen Deutschland werde nur kurze Wochen dauern und müsse mit einem Siege enden, da Deutschland finanziell bald zusammenbrechen werde. Zum Überflus hatte damals der Abgeordnete Gothein in der „Frankfurter Zeitung“ verkündet, daß Deutschland einen Landkrieg in absehbarer Zeit nicht zu befürchten hätte und deshalb zu Lande abrüsten könne.

Die Kurzsichtigkeit der Vertreter der Hochfinanz war geeignet, die Kriegslust der feindlichen Mächte zu ermutigen, und ist daher den Ursachen des großen Krieges einzureihen.

In Zukunft wird man hoffentlich besser unterrichtete und weiterblickende Sachverständige zu Rate ziehen. Herr v. Bethmann Hollweg freilich hatte noch Mitte 1916 Herrn Warburg als Geheimdiplomaten nach Stockholm entsendet. Die russischen Vertreter waren sehr erstaunt, mit einem Nicht-Germanen verhandeln zu müssen, ließen Herrn Warburg abfallen und die geniale Bethmannsche Mission scheitern.

P. D.

\*

## Der Reichstag im Volksurteil

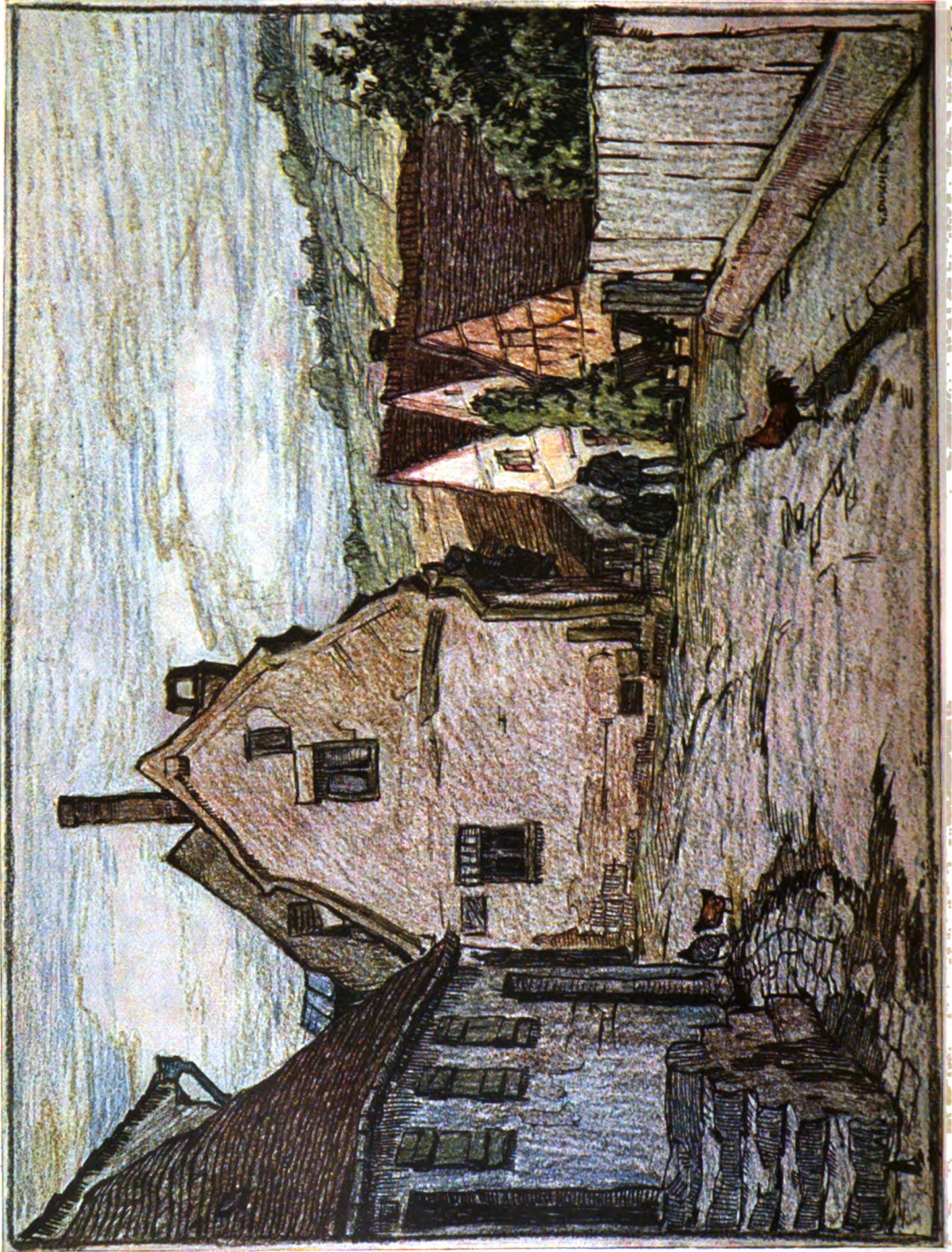
Es hat sich der Reichstag schon durch seinen jammervollen Zusammenbruch im Juli 1917 als Quelle aller Flaumacherei erwiesen, so liefert jetzt der militärische Mitarbeiter der (freisinnigen!) „Vossischen Zeitung“ noch eine „pacende“ Bestätigung dafür:

„Nun war es glücklich wieder einmal so weit. Es ist merkwürdig in diesem Kriege, wie oft die Nervenpannung einem großen Teil des deutschen Publikums Halluzinationen aufnötigt. In Berlin sagten es sich die Menschen ganz offen überall. Im Reichstage sagt man, unsere Verluste wären ungeheuer. Im Reichstage sagt man, die Offensive im Westen sei festgefahren. Im Reichstage sagt man, der Feind sei viel stärker, als die Oberste Heeresleitung bei Beginn der Offensive angenommen habe. Im Reichstage sagt man, wir hätten überhaupt keine Pferde mehr und könnten daher die Offensive nicht fortsetzen. Im Reichstage sagt man, das ganze Gelände vor Ipern sei ein großer See und darum unpassierbar. Im Reichstage sagt man, alles Gebiet zwischen unserer Amiens-Front und Paris sei unterminiert und würde in die Luft fliegen. Es geht noch viel weiter, was man alles im Reichstage gesagt haben soll, und was geglaubt wird.“

Läßt sich ein schärferes Urteil über diese Volksvertretung denken, als daß man sich im Volke bei jeder Bangemacherei auf den Reichstag beruft?!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Silbende Kunst und Musik: Dr. Karl Stock  
Alle Aufschriften, Einblendungen usw. nur an die Schriftleitung des *Ärmeren*, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

UNIVERSITY OF ILLINOIS



St. Sülzhet

Beilage zum Turner

Niederländischen





XX. Jahrg.

Erstes Juniheft 1918

Heft 17

## Von Geld und anderen Dingen

### Von Kurt Schuder

**W**ir stehen in der Erinnerungszeit an die größte Geistestat der neueren Menschheitsgeschichte, die sich bezeichnenderweise in Deutschland ereignet hat.

Wir stehen im Entscheidungsjahr des Weltkrieges mit seinen tiefen, wilden Nöten und seiner düsteren und feierlichen Größe. — Weltkrieg nennen wir ihn, aber es ist der deutsche Krieg. Wiederum ist Deutschland der Brennpunkt eines weltgeschichtlichen Geschehens. Schon hierin liegt bei allem Andersgeartetheit dieser beiden geschichtlichen Höhenpunkte das, worin sie zusammentreffen. Alles menschlich Unerhörte, mag es ein Gesicht haben, wie es will, ist sich ähnlich in irgend einer Weise, wenn auch sonst grundverschieden, ähnlich in seinem Ursprung, verschieden in seiner Wirkung.

Die Reformation war die Tat der inneren Not, die Tat der menschlichen Seele. Der Weltkrieg ist die Tat der äußeren Not, der staatlichen Seele. Aber was hat im Kriege der innere Mensch zu beanspruchen, wo es nur gilt, mit der Faust dreinzuschlagen? Der innere Mensch hat zu schweigen. Wenigstens ist es so angeordnet, soweit sich das anordnen läßt.

Dieses immerhin bedeutende Erzeugnis der Natur hat die nicht unangenehme Eigenschaft, allen Zwangseingriffen das nötige Verständnis entgegenzubringen, anders wie andere lebende Objekte, die aus völlig kurzfristigen Gründen gegen jeden

Eingriff zur Hebung ihrer Lebenshaltung Protest einlegen. (Also z. B. die Schwierigkeit, aus einem freien Tiere ein Haustier zu züchten, es sozusagen zu einem solchen zu veredeln, trotz der so überaus bequemen Stallkost gegenüber der nicht ungefährlichen Lebensführung in der Freiheit.)

Also der höhere Mensch fügt sich auch hier und scheint einstweilen außer Betrieb gesetzt zu sein; vom äußerlichen Können wird jetzt alles verlangt. — Damit soll nichts Untergeordnetes gemeint sein. Das rein Geistige allein ist nicht der Gipfelpunkt der menschlichen Tätigkeit. Die Geschichte gab schon des öfteren zu erkennen, daß ein zu stark betontes Hinwenden zu der geistigen Seite nicht Höhererscheinung, sondern Verfallerscheinung ist, und daß eine zu hoch entwickelte Seelenpflege in einem Volke auf Mängel und Gebrechen in anderen Lebensabteilungen hinweist, abgesehen davon, daß die beste Seelenpflege nicht die Ruhe, sondern der Kampf ist.

Das Haupterfordernis jetzt ist, nicht daß die Seele lebt und daß für sie ungewöhnliche Mittel bereitgestellt werden. Es ist überhaupt verkehrt, so ängstlich mit der Seele zu tun. — Die Seele ist der zäheste Gegenstand, den es gibt, der die Zeiten der bedenklichsten Dürre mit einer staunenswerten Leistungskraft übersteht, die größte Macht, die es schlechthin gibt. Alle Leute, die so jammern, daß ihr jetzt so wenig geboten wird, haben keine Ahnung von ihrem wahrhaftigen Können.

Das Haupterfordernis jetzt ist, daß der Leib lebt und Kraft hat. Der Magen hat es für nötig erachtet, einmal daran zu erinnern, daß er der eigentliche Gewaltinhaber und Allerhalter der etwas überheblich gewordenen Menschlein ist, und daß der Geist sich gar nicht so aufzuspielen braucht, als wäre er alles.

Die innere Not hat nun aber bei ihren tiefen Bitternissen den einen unleugbaren Vorteil, daß sie meist ohne erhebliche Unkosten verläuft. Die Not des Magens, die schon dadurch ihren Gegensatz zu der anderen erweist, ist eine teure Sache; sie wird um so kostspieliger, je größer sie ist; sie ist lechthin nur durch Zahlungen zu beseitigen.

Damit kommen wir zu dem Gelde. Diesem von unberufener Seite so oft und hart getadelten und so nützlichen Gegenstande wird also eine hohe Stelle angewiesen: es wird der Erretter der Menschheit aus der Not. Das ist sicher eine sehr schätzenswerte Eigenschaft des Geldes, wegen der man ihm manche Ungezogenheiten gern nachsehen wird.

Nun gibt es jedoch Leute, die der Ansicht sind, daß eine derartige Leistung wohl etwas sehr Erfreuliches ist; sie sind aber fernerhin der Ansicht, daß nicht die Leistung, also der Gegenwert, das Erstrebenswerteste und die Hauptsache ist, sondern sie finden Wohlgefallen an dem Gelde als absoluten Wert betrachtet, ohne Rücksicht auf das, was es kann; kurz, das Geld als solches wird wertvoller als der Gegenwert.

In dieser beklagenswerten Geistesverfassung entsteht die einseitige Freude am Gewinn. Sowie der Geldwert nicht mehr parallel dem geleisteten Wert geht, sondern sich sprungweise von ihm entfernt, ist nicht mehr die Freude an der Leistung, sondern die Freude am Gelde das Ziel.

Und so erleben wir das merkwürdige Schauspiel: nicht mehr die Not des Magens steht im Mittelpunkt; das Geld hat seine übermenschliche Kraft bewiesen und führt seine sinnbetörenden, berausenden Zauberweisen mit einer Eindringlichkeit aus, die an vorweltliche, riesenstarke Gewalten mahnt.

Die materiellen Güter in ihrer Gesamtheit sind der Erretter des gegenwärtigen Deutschlands in einer Beziehung. Diese Tatsache darf zartgestimmte Ästhetengemüter, die das Heil von ihren zahlreichen Kulturbünden und neuen Denkformen erwarten, nicht aus der Fassung bringen. — Wenn wir von dem militärischen Genie — Führer und Heer — als der anderen Beziehung absehen, das nämlich dorthin zu stellen ist, wo wir die Tat Luthers sehen, — denn alles Geniale wurzelt in einem Grunde; nur die Wirkung nach außen ist je nach dem besonderen Fachgebiet eine andere —, so nimmt heute, in der Voraussetzung, daß der innere Mensch Nebensache ist, die Landwirtschaft, die Industrie, die Technik die Stelle Luthers ein. Noch einmal bitte ich um die Nachsicht der Freunde der Geisteskultur wegen dieser frivolon Äußerung.

Und somit bekommen diese Gebiete einen ungeheuer erweiterten Sinn. Sie sind aus ihrer sonst grundsätzlich privaten Grundlage herausgehoben, sozusagen emporgehoben und handeln im Auftrage und Interesse der Allgemeinheit. Die Allgemeinheit, durch die alle diese Güter ja erst ihren Sinn und Wert erhalten, erringt ein absolutes Recht auf den Genuß an ihnen, — und dieses Gemeinschaftsrecht steht jetzt an allererster Stelle; alles andere tritt dahinter zurück. — Hebbel verzeichnet einmal folgende Überlegung: „Rothschild müßte den Gedanken haben, all sein Geld in Landbesitz zu stecken und das Land un bebaut liegen zu lassen. Nach dem in der Welt geltenden Eigentumsrecht könnte er es tun, wenn auch Millionen darüber verhungerten.“ — Wir empfehlen Herrn Rothschild, dieses nicht uninteressante Experiment einmal zu riskieren, oder empfehlen es vielmehr nicht; er würde dann vielleicht nach einigen sehr handgreiflichen Belehrungen recht seltsame Dinge erleben.

Es muß jedoch leider gesagt werden, daß diese Gebiete den Sinn ihrer neuen erweiterten Aufgabe nicht restlos erfasst haben. Die bestehenden außerordentlichen Verhältnisse verlangten ein teilweise restloses In-den-Dienst-Treten für das Ganze; sie wurden aber in einem noch ganz anderen Sinne aufgefaßt; als Konjunktur. — Die Liebe zum Besitz erwies sich als stärker denn der Gemeinschaftsgedanke.

Wie hört sich das an, wenn Luther gesagt hätte: „Ich liefere den Deutschen eine prima Reformation; dafür zahlt ihr bar 100 Millionen Mark an die Reformationsbank, Reichsbankgirokonto.“ Oder Hindenburg: „Erst zahlen, dann siege ich.“

Das hört sich sicher gut an. — Es gibt aber gewisse Dinge, die sich überhaupt nicht bezahlen lassen, wenigstens nicht in bar. Gemeinhin rechnet man die Großleistungen des Geistes dazu. — Vermutlich würden alle Varrnittel der Erde nicht ausreichen, um Hindenburg einen entsprechenden Wert für seine Leistungen zu erstatten, selbst wenn man „nur“ die erzielten Erfolge ins Auge faßt; an das unerhörte geistige Können als die Grundlage dieser Erfolge darf man dabei überhaupt nicht denken. — Ebenso wie wir für alle Zeiten die Schuldner Luthers und der anderen bleiben werden. — Aber es gibt noch andere Zahlungsmittel, um im Bilde

zu bleiben. — Das Volk errichtet einen Heldenhain und ernennt die Männer, denen gegenüber es seine Zahlungsunfähigkeit eingestehen muß, zu seinen Großen. Und dann bezahlt es ihnen doch, aber mit einer ganz seltenen Münze: Unsterblichkeit, Ruhm, Liebe, Dankbarkeit, Verehrung und anderem. Das ist der gebotene Gegenwert.

Aber, höre ich den erstaunten Einwand, wie kann der unklare Verfasser das so durcheinanderwerfen und Landwirtschaft und Reformation in einem Atem nennen! — Schmach; wir haben uns überzeugt, daß das Große nur geleistet werden kann in einem völligen Aufgeben der privaten Interessen und in einem restlosen Dienen für die Sache. — Ja, das ist aber doch nur auf den höheren Gebieten möglich, niemals in der doch immerhin tierischen Ernährungsfrage. — So! Ist die Sicherstellung der Ernährung nicht die zweite größte Aufgabe neben der anderen ersten? Und sind das wirklich nur so äußerliche Dinge? Treffen sie uns nicht vielmehr bis ins Innerste? Und ist dabei eine ideale Auffassung ausgeschaltet?

Was heißt in diesen Dingen ideale Auffassung? Wie in allen anderen: dienen. — Nicht verdienen. — Aber diese Betonung des idealen Zweckes ist jetzt in den Hintergrund getreten; jetzt wird leider so häufig gefragt: was verdiene ich dabei, oder, um es etwas zu umkleiden: ist es ein wirtschaftlich gesundes Unternehmen; statt daß die erste Frage sein sollte: wird durch mein Unternehmen der höchstmögliche ideale Zweck erreicht? Jedenfalls sollte das Hauptinteresse sein die Leistung des Unternehmens, nicht die Preisfrage, der objektive Wert für die Allgemeinheit, nicht der subjektive Wert für den Unternehmer.

Ein Beispiel. — Es ist die allgemeine Überzeugung, daß die Zuckermenge unbedingt erhöht werden müsse. Die alleinige Pflicht der Beteiligten wäre es, dies zu ermöglichen (da es ja möglich ist), ihre durchaus berechtigten privaten Wünsche aufgehen zu lassen, sozusagen in der allgemeinen Zuckeridee. — Statt dessen wird der Kartoffelsack des Nachbarn und die Futterruntel des Runkelbauern vergleichsweise herangezogen. — Im Grunde genommen ist es der Allgemeinheit völlig gleichgültig, was der Kartoffelbauer und was der Rübenbauer verdient (theoretisch betrachtet, wenn man die praktischen Nöte des Geldbeutels einmal künstlich wegdenkt). Reineswegs ist es aber der Allgemeinheit gleich, ob der Zucker in Kürze ein sagenhaftes Gebilde wird, weil er nicht genug für seinen Erzeuger abwirft.

Ich meine so: auch auf diese nur scheinbar äußeren Gebiete kann die Steigerung ins Ideale angewendet werden; auch sie können geabelt werden; alles Große ist adlig; und es ist doch eine große Aufgabe. Wir lesen es jeden Tag, wie Großes in der Heimat geleistet wird und glauben es gern; könnte dieses Große nicht einmal dem inneren Sinne nach angewendet werden: nicht bloß, daß eine ungeheuer angespannte Arbeitsleistung verlangt und erfüllt wird, sondern daß die Idee dieser Arbeitsleistung mehr betont wird: im Dienste der Sache stehen? — Und daß die Verdienstmöglichkeiten nicht so ausführlich erörtert werden? Wäre das nicht viel gewaltiger als das kümmerliche Zusammenraffen noch so großer Reichtümer?

Kein Mensch wird mich natürlich so mißverstehen, als sollte die Gewinnfrage ausscheiden oder etwa eine nebensächliche Rolle spielen; das wäre natürlich heller



Unsinn. Die ehrliche Freude am ehrlichen Gewinne ist einer der stärksten und wertvollsten Anreize. — Nur müßte in der Gewinnfrage, wie sie gegenwärtig gehandhabt wird, auch die viel erwähnte Neuorientierung schon jetzt eintreten.

Überlegen wir kurz den Sinn des Gewinnes! Der Gewinn ist in erster Linie und beinahe ausschließlich eine Persönlichkeitsfrage. Eine bedeutende, groß umrissene Persönlichkeit zwingt auch dem sprödesten Unternehmen Gewinn ab; hinter jedem großen Erfolg steht eine große Persönlichkeit. — Man darf dieses „groß“ freilich nicht moralisch eng fassen und nun an einen ausschließlich vorzüglichen Menschen denken; das Große ist bedeutend umfassender; es geht vom sittlich Hochwertigsten bis zu den Fällen, die bereits das Bedenkliche streifen, und man kann je nach seiner Auffassung noch weiter „herunter“ gehen.

Wenn ich durch meine Tüchtigkeit, Umsicht, vielleicht auch Strupellosigkeit die äußere Lage derart bearbeitet habe, daß sie mir zu Willen ist, pflegt sich meist der Erfolg zu melden; dann habe ich den Gewinn durch mein Können erzwungen. Ein solcher Gewinn ist unbedenklich als ein sittlich berechtigter anzusprechen. Wie ist es nun mit dem Kriege, der äußeren Veranlassung der gegenwärtigen Gewinne? Kein Mensch wird sagen, daß der Krieg eine Geschäftslage ist und wenn doch schon, daß er diese Geschäftslage durch seine Tüchtigkeit geschaffen hat. — Trotzdem sind ungeheure, früher für undenkbar gehaltene Gewinne gemacht. Den Grund dafür sahen wir schon: die betreffenden Gebiete erkannten nicht den sittlichen Kern ihrer Aufgabe, daß sie jetzt in erster Linie der Idee zu dienen hatten und wie sie geabelt waren. Um so bedeutender waren ihre Leistungen im Erkennen der Gewinnmöglichkeiten. Die Folge ist: die Gewinne sind „Kriegs“gewinne geworden, nicht mehr „Geschäfts“gewinne; der Gewinn hat seine sittliche Berechtigung verloren und ist in seinen krafftesten Auswüchsen das Eitergeschwür der sonst alles überragenden Zeit geworden.

Ich will diese Erscheinung, die geradezu als Verfallerscheinung anzusprechen ist, nicht kritisieren; die Kritik wird von der zuständigsten Stelle erfolgen, vom Volke her. — Der Dank, mit dem unser allezeit williges Volk freigebig gegen alles Große ist, wird ausbleiben. —

Wir sahen, wie das materielle Gebiet zu einer wirklich großen, sittlichen Tat berufen war; aber es hat den Sinn dieser weltgeschichtlichen Sendung nicht erfaßt. — Denn im Weltkriege ist die Ware nicht mehr Handelsangelegenheit, sondern Welt-, Menschheitsangelegenheit.

Vor dieser Bedeutung verschließt sich der entartete Handel, dem unter den echten Handelsherren sicher die schärfsten Gegner erwachsen, scheinbar systematisch. Dieser Handel hat nicht das geringste Interesse für die Leistung der Ware, sondern hat sein ganzes, in diesem Punkte nicht kleines Können darin erschöpft, die Preisbildung zu einem raffinierten und beinahe wissenschaftlichen System auszugestalten.

Aber abgesehen von diesen Auswüchsen ist die Preisfrage im allgemeinen zu einer Nachfrage allerersten Ranges geworden. Ich will nicht den unbefugten und nicht zuständigen Kritiker spielen, sondern auch hier den Stoff zu einer mehr überlegenden Darstellung „adeln“. — Genau betrachtet, hat der Preis mit dem

eigentlichen Wesen der Ware, d. h. ihrem Nutzen für den Menschen nichts zu tun, wie es etwa der Kuh gleichgültig ist, wer die von ihr gewonnene Milch verzehrt, außer, wenn es ihr eigenes Kälbchen ist. — Es beeinflusst den Wert einer Ware nicht im geringsten, ob sie eine Mark oder zehn Mark kostet; die Hauptsache ist, daß sie da ist, daß sie verbraucht werden kann, daß sie gut ist. Daß die Zusammengehörigkeit von Preis und Ware nur eine willkürliche und keineswegs innere, also notwendige, dem Wesen der Ware entsprechende ist, sieht man etwa daran, daß man z. B. für eine Ware, die nicht zu beschaffen ist, auch nicht im Schleichhandel, bieten kann, was man will; man erhält sie doch nicht. — Der Preis ist die persönliche Angelegenheit des Handels, die Ware ist öffentliche Angelegenheit; und beides steht im uralten, unverföhllichen Gegensatz, der sich praktisch in den oft sehr scharfen Widersprüchen zwischen Verkäufer und Käufer äußert.

Die angebliche Lebensfrage des Handels, nach der ein Handel und der Handelsgewinn überhaupt erst möglich ist und demzufolge das Vorhandensein von Ware, — nach dem Standpunkt des Handels —: das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage ist eigentlich ein ungeheuer dürrtiger und trostloser Standpunkt. Denn dadurch wird die Ware an die zweite Stelle gedrückt, der Preis, die persönliche Angelegenheit, an die erste. Nicht mehr die Ware beherrscht den Markt, sondern der Preis. — Die Weltbedeutung der Warengüter liegt jedoch allein in den Gütern; jetzt aber ist die Preisfrage zu der Weltbedeutung geworden; und das sind umgekehrte Verhältnisse.

\*

Gegenüber dieser zurzeit überragenden Bedeutung der Güter spielt der Mensch der Gegenwart eine recht bescheidene Rolle. Noch niemals ist klarer hervorgetreten, ein welch trauriges Schmarotzerdasein dieses hochgezüchtete Naturprodukt führt, wie er an allem schmachtet, an der Pflanze, an der Sonne, an den Schätzen im Schoße der Erde und an allen herrlichen Kostbarkeiten, die es gibt oder vielmehr jetzt nicht gibt. Diese Erkenntnis ist ja nicht neu. Es ist, als wollten sich die Dinge rächen, daß der Mensch sie manchmal böswillig verkleinert hat, und vergessen hat, daß letzten Endes sie es sind, die die ganze Herrlichkeit ermöglichen, und als wollten sie eine absolute Güterherrschaft begründen und die Herrschaft des Geistigen stürzen.

Und es ergäbe sich somit der trostlose Ausblick: die Güter dienen nicht mehr dem Menschen, sondern der Mensch ist ihr Sklave, ist das willenlose Produkt seiner Umgebung, eine Auffassung, die dem so unendlich liebevoll gepflegten „Milieu“ zu einer solchen Achtung verhalf und soviel Verwirrung anrichtete.

Demgegenüber ist festzustellen, daß alle diese Überlegungen — auch dieser Versuch — nur menschliche Betrachtungsweisen, Denkformen sind, die sich niemals mit dem Wesen der Dinge außer uns decken. Eine den Dingen kongruente Anschauung gibt es nicht (ist auch nicht nötig); es bleibt immer Anschauung, dem jeweiligen Bildungsstand der Menschen und der Zeit entsprechend.

Wohl aber gibt es etwas, was alle Dinge in den Bereich seiner Betrachtungsweise zieht, was ihnen seine Formen aufzwingen will, auch wenn diese den Dingen nicht gerecht werden: den menschlichen Geist, der demnach „nichts Genaueres“ weiß,

dem aber auch nichts fremd ist. — Und somit tun wir doch die Herrschaft der Güter ab und kommen zu einer Herrschaft des Geistes.

Im Handumbrechen ist somit die große, äußere Not abgetan? Nein, durchaus nicht, vor allem nicht durch Überlegungen.

Wohl aber hat sich gezeigt, daß ein Emporheben ins Ideale — es geht nun einmal nicht ohne Ideale — auf allen Gebieten möglich ist, und daß es der Sinn ist, der alles adelt.

Es sind furchtbare Mächte, die jetzt gegen die menschliche Seele, dieses unbegreifliche Heiligtum, kämpfen und auf der Lauer liegen, ob sie es verschlingen können. — Aber da stehen die draußen vor uns, mit deren Leistungen nichts verglichen werden kann. Und diese Leistungen sind unter allem Großen das schlechthin Größte; und sie werden getan, obwohl wir sie nicht bezahlen können, nicht einmal mit der höchsten Münze: Ruhm und Unsterblichkeit. Denn auch das ist zu gering.

Wenn wir etwas von deren Sinn und Geist haben, das will sagen, daß wir etwas mehr den Gütervorteil vergäßen und etwas mehr daran dächten, daß das Dienen das Größte ist, dann „könnte man den Glauben haben, daß die Menschheit geadelt werden kann“.



## Ewigkeiten · Von Alice Weiß-v. Rudteschell

Wieviel Leben müssen wir noch leben,  
Bis wir alle Herrlichkeit ergründen;  
Zu den tausend Rätselfn, die hier weben,  
Tausend goldne Herrgottsschlüssel finden.

Wieviel Tode müssen wir noch sterben,  
Bis wir alle Erde von uns streifen,  
Bis uns Leid und Not nicht mehr verderben  
Und wir unsrer Träume Sinn begreifen.

Bis uns unsres Sterbens goldne Pforten  
Keine dunklen Tore mehr ins Grauen,  
Bis wir hier und dort und allerorten  
Eines Lebens Wunderkräfte schauen?

Wieviel Sphären müssen wir durchkreifen,  
Wieviel tausend neue Weltenerden,  
Bis wir endlich still nach Hause reisen,  
Um mit unsrer Heimat eins zu werden?



# Feldgrau und funterbunt

## Von Reinhard Weer

**S** gibt Soldaten, vor denen man als Vorgesetzter eine heilige Hochachtung haben muß. Schlicht, militärisch korrekt bis aufs äußerste, immer guter Dinge, durch keine Arbeit und Mühe zu verdrücken, können alles, leisten alles und strömen aus festverankertem Innenleben eine Herzensbildung aus, um die sie mancher Offizier beneiden könnte. Ich hatte solch ein paar Leute in der Batterie, zum größeren Teil unter denen, die, schon verwundet, zum zweiten- und drittenmal in der Front standen. Bessere Soldaten gibt's nicht auf der Welt; höchstens gleich gute. Da fühlte man manchmal so etwas wie den brennenden Wunsch, dem oder jenem mehr zu sein als ein Vorgesetzter: ein Freund. (Und zwar Freund nicht bloß in dem allgemeinen, blaffen Sinn, wonach jeder anständige Vorgesetzte Freund jedes anständigen Soldaten ist.) Aber es bleibt bei dem Wunsch; denn es ergibt sich die Merkwürdigkeit: die Leute wollen's nicht! Macht man den Versuch, so ziehen sich die rechten Untergebenen mit ihrem militärischen Distanzgefühl in allen Knochen ganz in sich selbst zurück, werden einsilbig und verschlossen. Sie betrachten das als einen unangebrachten Einbruch in ihre Sphäre. Sie sind zu gute Soldaten.

Daneben finden sich freilich auch Angstmeier, Schwächer und Schlappiers. Von denen erzähle ich lieber nicht.

\* \* \*

Viele meinen, aufrichtig oder nicht: Der Krieg reißt die Besten dahin. Ein trauriges Wort, ein gedankenloses Wort — und voll bitterster Härte für die Überlebenden, die doch auch, zum Teil wenigstens, ihre Schuldigkeit tun. Gewiß, es fallen viele der Besten, denn nicht die Schlechtesten pflegen in vorderster Reihe und an der gefährlichsten Stelle zu fechten. Der dies schreibt, hat durch feindliches Geschloß den Mann verloren, der unter unsren Millionen von Kämpfern seinem Herzen am nächsten stand und der ihm geliebtestes, heiligstes Vorbild war: den eigenen Vater. „Die Besten fallen“ — hundertmal wohl mußte er das Wort hören, als berge es einen Trost. Aber er verwirft diesen billigen Trost und hält sich mit klammernder Inbrunst an den Glauben, daß uns auch viele der Besten erhalten bleiben. Wir wollen uns nicht die ganze Zukunft dunkel verhängen lassen, sondern getrost dieses Glaubens leben. Das andere wäre, vom nationalen und menschlichen Standpunkt, zu entsetzlich, als daß es ausgedacht werden könnte. Wenn der heilige Funke stirbe — dann lieber Nacht und Tod über uns alle als ein tierisches Weiterleben.

\* \* \*

Eine nächtliche Kontrolle der Posten in der Feuerstellung meiner alten Batterie in einer unruhigen Zeit im Westen. Es ist stockdunkel, und die paar Leute, die an dem einen Geschloß im Freien beisammen sitzen, bemerken mein Kommen nicht. Schon von weitem höre ich ihre Stimmen. „Unser Batterieführer, das ist einer! Immer gut zu den Leuten, aber wenn man was verbockt, hat er so

seine Art, einen anzusehen . . . Der weiß nicht, was Angst ist. Deshalb trifft's ihn auch nicht. Und wie er schießt, das ist schon beinahe berühmt. Der hat" — und dann folgen zwei ganz unsinnige vierstellige Zahlen, die wiederzugeben ich mich weigere — „der hat mit seiner Batterie soundso viel Engländer und soundso viel Franzosen auf dem Gewissen.“ Das Wort „auf dem Gewissen“ fuhr mir wie ein kalter Strahl den Rücken hinunter.

Es ist vielleicht nicht klug, das zu erzählen, denn es klingt häßlich und ruhmredig. Aber die Absicht, mich so einfältig zu brüsten, liegt mir fern. Ich will damit nur zeigen, wie unsere braven deutschen Soldaten von den Vorgesetzten denken und reden, die nichts weiter als nach besten Kräften ihre Schuldigkeit tun. Wie ruht sich's so gut und sicher in dem Vertrauen treuer Untergebener!

Übrigens muß ich die Leute berichtigen: das mit dem „nicht wissen, was Angst ist“ stimmt nicht, leider (und das mit dem Unverwundbarsein erst recht nicht, wie sich bald danach mehrfach erwiesen); das ewige Schießen hämmert doch auf die Nerven und schwächt sie. Immerhin, es schadet nichts, wenn die Leute so denken. Merkt der Soldat, daß der führende Offizier feige oder nervös ist, so ist sogleich die ganze Truppe nicht mehr zu gebrauchen. Die Nervenstränge der Mannschaft sind in seine Hand gegeben. Darin liegt das Geheimnis aller Erfolge der unteren Führung.

\* \* \*

Unsere heutigen Geschütze, wiewohl „ultima ratio regis“, sind keine Präzisionswaffen wie Gewehr und Pistole, immerhin schießen sie erheblich genauer als die Kanonen und Mörser unserer Vorfahren. Es gibt — seltsam genug — Artilleristen, die das bedauern. Die erklären die Geschütze früherer Tage für viel gefährlicher als die heutigen (und zwar gefährlicher nicht nur für die eigene Bedienung, was ohne weiteres einleuchtet, sondern auch für den Feind), weil man beim Schießen nie gewußt habe, wohin der nächste Schuß aus demselben Rohr gehen werde, und infolgedessen im Umkreis von Meilen seines Lebens nicht sicher gewesen sei. Der Meinung muß eine gewisse Berechtigung zugesprochen werden.

Dennoch trifft auch heute noch einigermaßen jener französische Artilleriekapitän das Richtige, der als wirksamsten Schuß vor einschlagenden Artilleriegeschossen empfahl, immer in das letzte Schußloch und nach jedem Schuß von drüben in das neu entstandene Einschlagsloch zu springen. Denn der nächste Schuß aus demselben Rohr trifft mit allergrößter Wahrscheinlichkeit nicht genau dieselbe Stelle. Ja, wenn es nur ein Geschütz wäre, das von drüben schießt! Aber im Trommelfeuer von heute, Herr Kapitän, dürfte Ihr Rezept nur von geringem Nutzen sein!

\* \* \*

An dem Tage, an dem vor drei Jahren die französische Herbstoffensive einsetzte, kam bei uns im Armeeverordnungsblatt die neue Uniformvorschrift heraus. Es ist nicht schwer, darüber zu spötteln, viel schwerer, die guten Seiten an der Sache zu sehen: wie die deutsche Militärmaschine, die an der Front so zermalmendes Werk tut, hinter den Fronten ihre Kleinarbeit zielsicher fortsetzt, unbeirrt von den weltverwandelnden Erschütterungen dieses Krieges.

\* \* \*

Vergleicht man die Unterstände aus den ersten Feldzugsmonaten mit den heutigen: welch eine Wandlung! Damals kroch man, wenn's dunkelte oder zu regnen anfing, in sein nasses, niederes Erbloch wie ein Tier, war froh, nur einen dünnen Wetterschuß überm Kopf und ein Strohbüchel als Lager zu haben; der Offizier schlief zusammen mit seinen Leuten, man liebte die Primitivität um ihrer selbst willen. Heute ist alles bombensicher gebaut, tiefe Stollen oder starke Deckungen aus Holz, Eisenschienen, Mauerwerk, Erde bilden einen fast vollkommenen Schutz gegen die leichteren Geschosse. Im Innern wird Bequemlichkeit, ja sogar ein bescheidener Luxus angestrebt. Und der Offizier wohnt getrennt von den Leuten, was seine Vorteile hat, im Interesse der Kameradschaft und des gegenseitigen Verstehens aber eigentlich zu bedauern ist.

\* \* \*

Man streitet, ob man die herankommenden Artilleriegeschosse rechtzeitig höre oder nicht. Einer bejaht, der andere verneint; mag sein auf Grund von Sachkenntnis, oft aber auch mit einer durch keinerlei Erfahrung oder Sachkenntnis getrübbten frischfrommen Entscheidungsfreudigkeit. Ja und nein: beides ist ebenso richtig wie falsch. Denn da sind so viele Verschiedenheiten und Kompliziertheiten: Art des Geschüzes, Flachbahn- und Bogenschuß, Aufschlag- und Zeitzünder, Geschosart, Stärke der Treibladung und Zusammenfügung des Pulvers, Höhe des Sprengpunktes, größere oder geringere Entfernung des feuern den Geschüzes, Geräusch des Abschusses, des Flugs und des Zerspringens, Windstärke und Windrichtung. Für all das ergeben sich Kategorien, Unterschiede, Abstufungen. Man sieht, die Sache ist nicht so einfach und nicht mit einem glatten Ja oder Nein zu erledigen.

\* \* \*

Wir hatten eine französische Batterie mit Hilfe der Mehstrups zusammen geschossen, dreihundertundzwanzig Schuß. Am nächsten Nachmittag bespreche ich mit den Kanonieren das Schießen, sage zum Schluß, mit einer auf alte und sehr ernsthafte Feldzugserfahrungen gegründeten scherzenden Wendung: „Eben wird von drüben telephonierte, daß gerade der französische Korpskommandeur mit seinem Stab die zerstörte Feuerstellung besichtigt, also wollen wir schnell eine Gruppe von Granatbrennzündern dorthin abgeben.“ Die Gruppe saust hinaus; Kommando „Feuerpause“. Da kommen zwei Unteroffiziere heran, bitten namens der Geschützbedienungen, noch eine Gruppe um fünfzig Meter weiter abgeben zu dürfen; denn bei der ersten könne der Korpskommandeur doch vielleicht entwischt sein!

\* \* \*

Die Infanterie hatte einen toten Franzosen aus dem Drahtverhau herein gebracht, einen hübschen, schlanken Burschen von südländischem Typ, und der Oberst sah mit mir die Papiere des Mannes durch. Es ergab sich allerlei Interessantes. Zunächst, daß der Tote Armenier war; es scheinen recht viele Armenier als Freiwillige in den „Régiments de marche“ der Fremdenlegion (wir hatten ein solches uns gegenüber) eingetreten zu sein. Die welsche Schweiz hat es übernommen, diese Leute, da sie in Frankreich keine Verwandten haben, mit Liebesgaben zu beschenken; einzelne Spender nehmen, um gleichsam als Verwandte

dazustehen, Patenstelle bei den armenischen Legionären ein und werden dementsprechend in der Korrespondenz als „parrain“ oder „marraine“ angedeutet. Der hereingebrachte Lote hatte Liebesgaben von einer „Patentante“ aus Lausanne empfangen. In Dijon hatte er, wie sich weiter herausstellte, bei Gelegenheit eines Erholungsurlaubs im Hause einer gebildeten französischen Bürgerfamilie Aufnahme gefunden. Briefe plauderten aus, daß er Musik getrieben, daß die Tochter des Hauses sein Violinspiel und seinen Gesang begleitet hatte. Dann auf einmal zwischen den von einem Granatsplitter durchlochtem Blättern eine Photographie: jene Familie aus Dijon hinterm Hause im Garten um den Kaffeetisch versammelt, ein älterer Herr, zwei Frauen, ein Kind — und dann, im Gartenstuhl leicht zurückgelehnt und das Antlitz dem Beschauer zugewandt, die Tochter, ein feines, dunkles Mädchen von so rührender, ernster Schönheit, daß der Gedanke an die Zusammenhänge einem das Herz mit Weh umschnürte. „Ces heures inoubliables“ — „j’aime tant la musique“ — „vos airs arméniens si mélancoliques et si harmonieux“ — „je ne vous oublierai jamais, vous et votre violon“, klang es leise und traurig aus ihren Briefen . . .



## Junge Mutter · Von Julius Roch

Du bist gegangen langen Weg  
In märchenferner Einsamkeit.  
Ins Land der Wunder führt' ein Steg  
Dich stillgeweiht!

Dein Herz war Freuden aufgetan,  
Die nicht von dieser Erde sind;  
Du wandeltest auf sel'ger Bahn  
Mit deinem Kind.

Das unter deinem Herzen lag,  
Dein Kind und meines auch,  
Das trug in deinen trübsten Tag  
Dir Himmelshauch!

Nun lenkst du in die Menschenwelt  
Aufs neue deinen Fuß,  
Und deine Seele ist erhellet  
Vom Gottesgruß.

So aus der Liebe reinem Land  
Geheiligt schreitest du!  
Nun laß uns wandern Hand in Hand  
Dem Leben zu! —



# Neuorientierung und Verständigung auf deutscher Grundlage

Von Professor Hans Haefde

**I**n der Kriegsführung ist man bei uns stets dessen eingedenk geblieben, daß man, selbst Mensch, gegen Menschen kämpft — bis zu dem Grade, daß die Humanität auch hier zur Humanitätsduselei ausartete und so tatsächlich widermenschlich, weil kriegsverlängernd, wirkte. Denselben Erfolg muß letzten Endes die Art haben, wie man sich bei uns ansieht, der Um- und Neugestaltung der inneren Verhältnisse und unserer auswärtigen Beziehungen durch den Krieg Rechnung zu tragen. Unsere viel gerühmte „Anpassungsfähigkeit“ ist da auf dem Wege, uns einen recht üblen Streich zu spielen, d. h. uns und die Menschheit um den eigentlichen Segen des Krieges zu betrügen. Diesen erblicken wir in einer Erneuerung des deutschen Geistes, deren unser Volk um seiner selbst und seiner Sendung willen bedarf.

Aber Bureaokratismus hat kein Verständnis für Imponderabilien. Und so bedürfen auch Monarchismus und Patriotismus, um brauchbar zu sein, für ihn der amtlichen Eichung. Und in dem Philister, dem nichts widerwärtiger ist als Aufbrausen oder gar Überbrausen, fand Bureaokratismus eben deshalb einen willkommenen Bundesgenossen. Der Philister war in diesem Falle der heimgekehrte verlorene Sohn. Das ihm vorgesezte gemästete Kalb behagte ihm bald nicht mehr. Und so breitete er wohlgefällig als unübertrefflichen Lederbissen die aus der Fremde mitgebrachten Treber auf der väterlichen Tafel aus. Ein für Bureaokratismus überwältigender Anblick! Denn sein „philosophischer“ Blick geht ins Weite. Man treibt ja Weltpolitik! Hinaus also mit dem Urväter-Gausrat, an dem man doch draußen Anstoß nimmt! Und her mit der fremden Ware! Damit man

„Beim Feind Vertrauen zu erwecken sucht,  
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist.  
Denn hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,  
Woher soll Friede kommen?“

Auch tröstete man den am heimischen Wesen hängenden älteren Sohn mit dem Hinweis, daß auch schon frühere Veränderungen nicht die Folgen gehabt hätten, die besorgte Zeitgenossen befürchteten. Denn was hat es Preußen geschadet, daß es sich im Jahre 1850 einen fremden Kock anzog? — Wie ist es aber in Wirklichkeit gewesen? Kein Mann hat besorgter um die Zukunft vom alten Preußen Abschied genommen als Bismarck. Aufquellende Tränen ließen den Mann, an dem wahrlich nichts Weichliches war, nicht zu Ende reden, als er seinem Kummer über das Versinken Altpreußens Ausdruck verlieh. Und 15 Jahre später hat nur er, er allein verhindert, daß seine Befürchtungen nicht Wirklichkeit wurden. Ob jene das Zeug dazu gehabt hätten, die vormalis leichten Herzens in die neue Zeit hineinzutänzelt waren?



Neuesten Datums ist nun freilich die Invasion, deren Zeugen wir heute sind und die unheilvoller ist als die eines feindlichen Heeres, keineswegs. Wir erleben vielmehr nur den Abschluß einer Entwicklung, die mit der Einführung des römischen Rechts begonnen hat.

In diese Zusammenhänge führt Ed. Heyd hinein in seinen sich gegenseitig ergänzenden Büchern „Das Deutschland von morgen“ und „Parlament oder Volksvertretung?“ (Verlag Richard Mühlmann in Halle a. S.) Beide Bücher erheben sich dadurch über die übrigen Schriften der einschlägigen Literatur, daß „ihre Erörterungen nicht münden und enden in die Verschleisungen einer sogenannten Tagesfrage. Sie spannen über heute und morgen hinüber. Die demnächstige Entbindung von neuen Trugformen aufzuhalten, bilden sie sich nicht ein. Aber sie geben die Zuversicht nicht auf, daß die Zahl derer zunehmen wird, die über deren Mißbeschaffenheit nachdenken und Schlüsse daraus finden werden, die zusammenkommen mit etwas, das gesund, aber ungesehen in der Lebenswirklichkeit heranwächst.“ Solche Bücher kann nur schreiben, wer mit einer ebenso umfassenden wie gründlichen Kenntnis der Vergangenheit eine sozusagen Riehlsche Vertrautheit mit den zwar nicht laut schreiend sich vordrängenden, darum aber nicht weniger lebendigen Kräften der Gegenwart, wie sie sich in unserm Volke erhalten und gebildet haben, verbindet.

Heyds Optimismus — nein, mehr! — unbedingtes und unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft des deutschen Volkes ist bekannt und weht auch aus diesen Blättern den Lesern erfrischend und nervenstählend entgegen. Aus dieser Sicherheit sind auch die Sätze geboren: „In Preußen wird vielleicht das Gegenteil vorerst seinen widerwilligen Verlauf nehmen. Der Wille der Krone muß unter allen Umständen durchgesetzt werden, hat jüngst erst der ‚Vorwärts‘ betont. Nur zu! so wird die Särgung kräftig.“ Aber warum traut Heyd seinen überzeugungskräftigen Ausführungen nicht eine schnellere Wirkung schon für die Gegenwart zu? Es will doch gewiß etwas sagen, wenn ein Fünfundvierzigjähriger schon durch einmaliges Lesen dieser Bücher sich mit seinem zwanzigjährigen Bekenntnis zum Pluralwahlrecht aus dem Sattel gehoben sieht — wie es mir ergangen ist —, um nach abermaligem Lesen ein Anhänger von Heyds Anschauungen zu werden. Vielleicht wirkt Heyd gerade dadurch so überzeugend, daß er nicht mit agitatorischer Beredsamkeit über- und überredet, sondern aus dem reichlich zusammengetragenen Material seine eigenen Gedanken im Leser gewissermaßen von selbst erwachsen zu lassen weiß. Zweifellos würde er in einem sehr viel größeren Kreise die gewünschten Wirkungen erzielen und schon für die Gegenwart nutzbar machen, wenn seine Ausdrucksweise nicht vielfach so „untörperlich“ wäre, um dieses von Schiller für Klopstods Oden geprägte Wort zu gebrauchen. Er stellt so an die Aufmerksamkeit und das Nachdenken Anforderungen, die von dem hastig lebenden Geschlecht der Gegenwart nur widerwillig oder gar nicht erfüllt werden, ein Umstand, der den Kreis seiner Leser in unerwünschter Weise verengern wird.

Der unbedogtete Deutsche der Frühzeit wurde, wie Heyd darlegt, durch die Einführung des römischen Rechts entmündigt zum Klienten und Untertan. Aber auch nach oben wirkte diese Verwelschung schließlich machtentkleidend, insofern als

selbst der Kaiser und die Fürsten durch die juristische Bureaucratie der germanischen Unmittelbarkeit ihres Wirkens beraubt wurden. An ihre Stelle schob sich der Regensburger Reichstag. Und als seine Selbstherrlichkeit zusammenbricht, wird die Entmündigung des Volkes durch das Danaergeschenk einer Freiheit nach französischem Muster aufrechterhalten. Denn die durch diese Begnadigung geschaffenen Parlamente haben weder die vollliche Selbstregierung noch die Verbindung der Volksschichten untereinander gebracht, noch haben sie sich als eine Vertörperung des öffentlichen Verstandes und Willens bewährt, so wenig wie in ihrem Heimatlande Frankreich. Der politischen Teilnahmlosigkeit, die der Parlamentarismus hier erzeugt hat, entspricht bei uns die Partei der Nichtwähler, der neben Bequemen und Denksaulen doch auch solche angehören, die dafür danken, Hörige eines politischen Condottiere zu sein. Jeder Leser der „Gedanken und Erinnerungen“ weiß ja, daß die Parteien sich weniger durch ihre Programme als durch die Personen unterscheiden, die an ihrer Spitze stehen, und für sich eine möglichst große Gefolgschaft von Abgeordneten und publizistischen Streibern anzuwerben suchen.

Wenn Heyd seinerseits das Verhältnis zwischen den Parteihauptlingen und den Zeitungen sowie anderen geschäftlichen Unternehmungen dahin einschätzt, daß er jene von diesen abhängig sieht, so ändert das an der Hauptsache nichts. Diese aber ist, daß der Parlamentarier in Wahrheit nichts weniger ist als ein Vertreter des ganzen Volkes. Wie in Frankreich bringt er vielmehr dank seiner Verflechtung in geschäftliche Beteiligungen nur die Interessen eines Kreises zur Geltung. Nichts bezeugt unwiderleglicher das Fehlen pflichtmäßiger Erwägungen über die Schädlichkeit oder den Nutzen einer Regierungsvorlage für das Volksganze als der sattfam bekannte Ruhhandel. Denn die für die Bewilligung eingetauschten Zugeständnisse sind, weil mit der Sache selbst meist gar nicht zusammenhängend, nicht geeignet, die etwa befürchteten schlimmen Wirkungen eines von der Regierung befürworteten Gesetzes auszugleichen.

So ist — eine grausame Ironie der Weltgeschichte — unser Volk gerade in der Zeit, wo sein blankes Schwert die lang ersehnte Einheit schuf, durch die Einfuhr der fremden Ware aus eben dem Lande, gegen das kämpfend es seine Einheit erringen mußte, mit einem neuen Element der Zersplitterung belastet worden. Und wenn jetzt während des Krieges, der den Bau unsers Reiches beim natürlichen Lauf der Dinge noch fester fügen mußte, jene unheilvolle Entwicklung durch die parlamentarische Regierungsform gekrönt werden soll, so wird damit nicht nur die Verwelschung unseres Staatswesens vollendet — trotz alles Geredes, daß man nicht nach dem westlichen Vorbilde parlamentarisieren wolle —, sondern auch die Regierung selbst, bisher die sichtbare Trägerin, die festeste Stütze des Einheitsgedankens, wird dadurch zur Vertreterin und Vollstreckerin partikularistischer Bestrebungen erniedrigt, wie die Rede des Vizetanzlers v. Payer am 25. Februar 1918 zur Genüge beweist.

Das Recht, vielmehr die Pflicht, nach bestem Wissen und Gewissen für heilsam gehaltene Überzeugungen zu vertreten, wird da in einer Weise bestritten, die freilich nur den überraschen kann, der mit der Geschichte des „Freisinns“ nicht vertraut ist. Wie sehr man sich hier für berechtigt hält, über entgegengesetzte Meinungen des

Volktes, das man zu vertreten vorgibt, zur Tagesordnung überzugehen, hat vor nicht langer Zeit noch Naumann verraten. Er schreibt am 27. September 1917 in der „Hilfe“ von der herben Kritik, die Offiziere wie Mannschaften an der Reichstagsresolution vom 19. Juli vor seinen und seiner Kollegen Ohren geübt haben. „Das schadet gar nichts“, fügt er hinzu, „der Soldat braucht kein Politiker zu sein, er ist Soldat.“ Als ob nicht unser Heer ein Teil des Volktes wäre — und gewiß nicht der schlechteste! Natürlich hört man an solchen Äußerungen vorbei, nicht weil sie aus dem Munde und dem Herzen von Männern kommen, die zufällig gerade Soldaten sind, sondern weil sie einem nicht angenehm sind. Und so etwas nennt sich „Volksvertreter“! „Volkszertreter“ wäre richtiger.

Aber nicht nur das Volk wird beiseite geschoben. Vielmehr auch die Grenzlinie zwischen Monarchie und Republik ist bereits überschritten. Wenigstens für den, der die Anschauungen teilt, die Bismarck in einer seiner vielen heute leider vergessenen Reden vertreten hat. Bismarck sagte am 26. November 1884 im Reichstage: „Ich unterscheide zwischen Monarchie und Republik auf der Linie, wo der König durch das Parlament gezwungen werden kann ad faciendum, irgend etwas zu tun, was er aus freiem Antrieb nicht tut. . . Die monarchische Einrichtung hört auf, diesen Namen zu führen, wenn der Monarch gezwungen werden kann durch die Majorität des Parlaments, sein Ministerium zu entlassen, wenn ihm Einrichtungen aufgezwungen werden können durch die Majorität des Parlaments, die er freiwillig nicht unterschreiben würde.“

Nichts wohl kennzeichnet die Lage, in die uns die Parlamentarisierung versetzt hat, deutlicher als jener Vergleich des Kaisers mit einem Kaufmann, der sein Geschäft in eine Aktiengesellschaft verwandelt. Denn nicht nur die Schwächung der Macht wird dadurch klar gemacht, sondern auch die höchst fragwürdigen Wirkungen dieser Wandelung für die „breiten Massen“, zu deren Gunsten sie angeblich vollzogen worden ist, treten da zutage. Denn eine Aktiengesellschaft hat im allgemeinen viel weniger Neigung, auch Fähigkeit, Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter und die Angestellten zu treffen als der souveräne Geschäftsinhaber. So zeigt denn ja auch die Geschichte, daß das Wirken der Regierung eines monarchischen Staates viel pflichtbewußter auf das Wohl des Volktes abzielt als in einer Republik.

So muß also das Verdammungsurteil, das Heyd über die moderne „Volksvertretung“ und die Parlamentarisierung fällt, von jedem, der Selbsterlebtes sich vergegenwärtigt und offenen Blicks in die Geschichte schaut, unterschrieben werden.

Und wie im Innern aus der Parlamentarisierung kein Segen erwachsen kann, so wird man aus ihr vergeblich einen Nutzen für unsere auswärtigen Beziehungen erhoffen. Als der Kronprinz im August 1910 in Königsberg für die Erhaltung unserer gesunden völkischen Eigenschaften eintrat, griffen ihn deshalb einige in deutscher Sprache erscheinende Zeitungen in der ihrer Stammesart eigenen hämischen Weise an: Da war es ein englisches Blatt deutschfeindlicher und demokratischer Richtung (Newcastle Daily Chronicle), das ihnen einen Nasenstüber erteilte. Es bemerkte zu den Witzleien des Herrn Theodor Wolff: „Alles dies ist äußerst bezeichnend für die plumpen Versuche gewisser deutscher (?) Journalisten, ‚wichtig‘ zu sein. Der Kronprinz gibt einfach den Deutschen den Rat, Deutsche

zu sein und nicht die Eigentümlichkeiten anderer Nationen nachzuäffen. Und darin muß man ihm recht geben. Nichts wirkt so lächerlich wie derartige Imitationen.“

Seit Ausbruch des Krieges und namentlich seit dem Auftreten Wilsons als Apostel der Demokratie wollen uns ja nun freilich gerade unsere Feinde solche Imitationen aufzwingen. Dennoch aber kann nur ein Gemüt von der Harmlosigkeit des Widders Belyn von dem Eingehen auf solche Wünsche unserer Feinde sich moralische Eroberungen in Feindesland und in Neutralien versprechen. Gleichwohl aber geht man bei uns bereits so weit, eine Annäherung unserer Zustände an die da draußen durch Abrüstung nach dem Kriege zu empfehlen, wie das „Ezzellenz“ Dernburg getan hat. Mit der Verschüttung der Quellen unserer Kraft, als welche der Krieg unser starkes Königtum und unsern Militarismus offenbart hat, glaubt man also die Feindschaft der anderen in Freundschaft verwandeln zu können.

Die Geschichte lehrt uns: im Anfang war die Kraft, und die Kraft zieht an. Louis Botha ist uns gewiß nicht sympathisch. Aber was denn sonst hat ihn in Englands Fesseln geschlagen als die Erkenntnis von Englands Stärke? Selbstsicher und unbekümmert um das Geschrei der anderen ist England stets seinen Weg gegangen. Und die von ihm dabei Niedergetretenen erhoben sich, um — ihm zu folgen. Uns dagegen hat die seit 1890 eingeschlagene Händlerpolitik so an das Blinzeln nach aller Welt Mienen gewöhnt, daß wir meinen, mit der völligen Entfremdung vom eigenen Wesen selbst jetzt mitten im Kriege noch Geschäfte machen zu können. Und doch lehrt uns die Geschichte auch unseres Volkes, daß einst auch unsere mit Selbstbewußtsein gepaarte Stärke die Fremden magnetisch an uns zog, als „der Eisenstolz der Stauferzeit Deutschland bis nach England, dessen Richard Löwenherz sich zum Lehensmann des Staufers erklären mußte, bis nach Apulien, Byzanz, Armenien, Ägypten Respekt und freiwillig suchende, werbende Bewunderungen der Fremden schuf“. (Heyd: Das Deutschland von morgen. S. 74.) Selbst slawische Fürsten wurden damals Förderer des ehrlich bewunderten Deutschtums.

Auch heute können wir die „Menschheitsaufgaben“, die unser Volk so gut wie jede große Nation, nicht durch Webeln vor dem, der von uns nichts wissen kann, erfüllen, sondern nur eingedenk des Wortes Novalis' „Deutschtum ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt“. Pflegen wir darum unsere Eigenheiten — zum Nutzen der Menschheit! So haben ihr einst schon Friedrich Wilhelm I. und sein noch größerer Sohn gedient, als sie den durch die verblödeten Bourbons entweihten monarchischen Gedanken wieder zu Ehren brachten, wie dann wieder Wilhelm I. „Damals stiegen im Zeichen der monarchischen Führung die jungen und neu sich formenden Nationen auf, begannen sich zu erholen, die von der Parteilung menschenalterlang zerrüttet waren.“ (Heyd a. a. O.) Auch in diesem Kriege hatten schon viele bewundernd auf uns geblickt. Die unergründliche Weisheit des B-Systems freilich sah über solche Rundgebungen hinweg und trachtete, hinter den Feinden herlaufend, nach Verständigung mit ihnen durch Beseitigung unserer Eigenart.

Gerade mit dem männlich stolzen England können wir uns nur verständigen, wenn wir unsere Eigenart betonen und durch Machterweiterung uns Achtung verschaffen.

So bedarf es denn im Innern einer gründlichen Aufräumung, um an derselben Stelle wie einst der Freiherr vom Stein wieder anzuknüpfen. Angeknüpft aber hat er an die germanische Demokratie, wo von der Sippe bis zu dem Staate selbst alles Selbstverwaltung bleibt. Hier gibt es keine Vermittlerstände. Alles ist Gemeinschaft, Verband. Für alle Angelegenheiten besteht die Verbandsgemeinde, die eigenfüßig zusammentritt. Dies germanische Verfahren hat der Freiherr vom Stein wieder aufgenommen. Und seine Gesetzgebung wies den Weg: von der Selbstverwaltung im kleineren zur umfassenden Selbstregierung. Dann hat Bismarck wieder daran gedacht, unser Volk aus dem Elend des Parlamentarismus durch eine Vertretung der Berufe herauszuführen. Und von anderen Erwägungen gelangten andere Männer zu ähnlichen Vorschlägen. Es sei nur an den im 2. Oktoberheft des „Lümmers“ (1917) vom Freiherrn v. Grothuß empfohlenen deutschen Volksrat erinnert. Und hat sich nicht in den Sondergerichten des Wirtschaftslebens eine solche wahre Volksvertretung schon vorbereitet? Ja, selbst in unseren Parlamenten hat sich dieser Gedanke bereits Bahn gebrochen, so daß entgegen dem Wortlaut der Verfassung die sozialdemokratischen Abgeordneten selbst von der Regierung als Vertreter der Arbeiter behandelt werden.

Zurzeit ist unsere Volksvertretung der Schauplatz „pharisäisch verbedeter Interessen“. Von der „offenen Interessenvertretung“ ist eher gutfönnige Verständigung und Gemeinsinn und darum segensreiches Wirken für unser Volk zu erwarten.

Nach außen aber? „Deutschland bedarf einer sichtbaren, von ihm ausstrahlenden Geschichtsdece. Wir hatten sie unter Bismarck in der hochsichtbaren Verdienstlichkeit der volkswurzelnden Monarchie. Und wir erneuern, verjüngen sie, indem wir damit die Aufrichtung der wahren Volksvertretung verbinden.“ (Heyd: Parlament oder Volksvertretung? S. 10.)



## Friede · Von Ernst Krauß

Die Sonne ist versunken,  
Das Meer liegt farbentrunken,  
Die Dünen ruhn in zartem Hauch.

Der Abend will sich neigen,  
Und tiefer wird das Schweigen —  
Nun, liebe Seele, ruhe auch.



# Knabenkonzert

## Von B. Quenßing

„Nun so laßt uns tapfer streiten,  
Und soll ich den Tod erleiden“ —

**V**iele hundert Kinder, Knaben, hat man versammelt zum Chorgesang und hohe Eintrittspreise dafür ausgeschrieben. Und man hat den größten Saal der Stadt dazu ausgewählt. In vornehm künstlerischer Schöne, daß das verwöhnteste Auge sich befriedigt fühlt, daß alle Sinne, geschmeichelt, sich dem guten Eindruck hingeben, . . . selbst die der Kinder, die erst schüchtern an den warnleuchtenden Wänden zu der Licht und Höheit strahlenden Decke hinaufsehen und dann herab auf die eigne dürftige Kleidung; daß sie sich wohlthuend berührt finden. Daß sie dasitzen, wie träumend in all der Behaglichkeit. Still vertraulich, wie das jugendliche Alter gerne sich mit Vertrauen anschmiegt an die übergeordnete Kraft der Älteren, die die Bestimmung trifft über das große, weite, reiche, offene Leben, das für sie die Zukunft ist; über sie selbst. — —

Und sie fühlen sich gehoben und geehrt! Denn ihretwegen kommt ein jeder der reichgeschmückten Leute, die zu der Türe hereindrängen und sich geräuschvoll unter gegenseitigen Begrüßungen — denn sie scheinen sich hier alle zu kennen — in die samtenen Stühle niederlassen, nur ihretwegen. — —

Vorne vor dem Podium, auf dem sonst Künstler von Ruf sitzen, sind eine Reihe von Plätzen zurückbehalten, dort sitzen nur Frauen. Barte, bleiche und derbe, robuste Frauen, alle gleich darin, daß sie äußerlich nicht in ihre Umgebung zu passen scheinen: wie ein Mißton in einer vollendeten Harmonie der Farben wirken sie, wie eine Dissonanz, die da sein muß, weil sie nach des Künstlers Anordnung ihre Berechtigung hat, und die man mit in den Kauf nimmt. Einige von ihnen sind beinahe ärmlich gekleidet, andre fallen auf durch den nicht eben geschmackvollen Putz: billig und leicht. Die meisten sind in kümmerliches Schwarz gekleidet. Sieht man diesen Frauen in die Augen, die suchend an den vor ihnen sitzenden Kindern hängen, so gewahrt man ein andres Zeichen ihrer Gleichheit. Sie alle sind Mütter. — —

Und dann beginnt das Konzert.

Viele hundert Kinder, Knaben, singen im Chor. Sie singen ein Lied von tröstlicher Zuversicht zu dem, der die Lilien auf dem Felde kleidet und den Vögeln unter dem Himmel ein Berater ist.

Sie selbst sind junge, aus dem Nest gefallene Vögel: Waisen, denen der Vater fehlt. Und darum ließ man sie hier singen: schlecht und recht, wie es ihnen eingeübt wurde. Ihr Schicksal ist die Hauptsache. Und wenn sie hier singen, so ist es für ihre eigene Zukunft, der der Berater fehlt, der Führer, der Freund, an dessen Leben ihr eignes anknüpfen sollte in der Geschlechter Reihe, bevor der Faden riß und sie hinausgeschleuderte ins Meer der ungewissen Zukunft; obschon ihnen die ganze Grausamkeit dieser Tatsache nicht bekannt ist.

Sie singen — — voller Zuversicht, leichten Sinnes, in den lichten, hellen Raum hinein, unter den gerührten, freundlichen Mienen all der Hochgestellten, Reichen und Mächtigen: es kann ihnen nicht fehlen! Ihnen und ihrer Zukunft.

Es ist ja ein Band, das sie alle umschlingt, wie man ihnen gesagt hat, das Band heißt: Vaterland, und dem gilt ihr zweites Lied, gläubig und fromm.

Viele hundert Knaben geloben diesem Lande ihre Kindertreue — und sie glauben, was sie singen. Wie könnte es anders sein in dieser Welt?

Sie geloben, zu sterben, wie ihre Väter starben für dieses Vaterland — als Helden.

Sie denken ihrer Väter, der Gewesenen. Derer, die jung, in der Blüte ihrer Jahre gefallen sind; deren Andenken unter ihrem Sang vor uns aufwächst groß und erhaben. Und das Wachsen wird immer größer und erhabener werden mit den Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtausenden. Ihr Ruhm ist unverwelklich. Sie sind geborgen vor Niedergang und Not . . . Aber nicht ihre Nachkommen. —

Viele hundert kleine Abkömmlinge singen den Ruhm ihrer Vorgänger, deren Fußstapfen bestimmt waren zu ihrer, der Kinder, Leitspur; die nun die Zeit verwehen wird. Die grausame Zeit; die nichts davon lassen wird als losen Sand, Steine und Geröll, die nichts übrig hat für die Abkömmlinge der Helden. Die schnelle Zeit, die so bald vergift auch das heiligste Vermächtnis von Toten. —

Hundert Knaben singen den Abschied ihrer Väter an das Leben. Das weitergeht mit uns, den Weggenossen derer, die sie schutzlos lassen mußten, als sie für alle starben.

Sie lassen die Seelen der Gefallenen vor uns aufsteigen im Liede, bevor der Ruf verhaucht, verklingt.

Verklingt wie der letzte Ton, das letzte Lied aus dem Chorgesang der Unmündigen in dem reichen, vornehmen Saale, den die Hörer verlassen wie die Träumenden. — — —

Wer wird diesen hundert Knaben Vater sein?



## Grabchrift auf ein Kriegerdenkmal

Von Hans Heidsied

Wandrer! wenn du hier verweilst,  
Falte still die Hände;  
Denke, eh' du weiter eilst,  
Einmal an dein Ende!

Zuchst du eigenen Gewinn,  
Wirfst du rastlos wandern. —  
Diese gaben alles hin  
Für das Wohl der andern.





## Heil- und Unheilkunst

Kulturgeschichtliche Skizze

**R**advokaten, Apotheker und Ärzte waren in früheren Zeiten die Zielscheiben des Bierschwüzes, besonders im 18. Jahrhundert, als der Rationalismus die leichte Kritik auskommen ließ. Die amtliche Feststellung, daß heute von 100 Verwundeten nicht weniger als 91 wieder dienstfähig und einige achtzig für die Front verwendbar werden, muß auch den giftigsten Wikbold verstummen lassen. Wer vollends hört, daß manche Lazarette ganz ohne Verband, nur mittelst einer bis ins kleinste peinlich durchgeführten Asepsis arbeiten und die glänzendsten Resultate erzielen, fühlt sich getrieben, vor der heutigen ärztlichen Kunst eine Verbeugung zu machen und ehrerbietig den Hut zu ziehen. Unsere Ärzte — junge wie alte — haben in diesem heillosen Weltwürgen Großes, Erhabenes geleistet und Beispiele von aufopfernder Selbstlosigkeit und Pflichttreue hingestellt, sowohl vor Freunden wie vor Feinden, über die erst die spätere Zeit das verdiente Lob ausgießen wird. Wenn mancher mitten im gräßlichen Tumult der Stabenschlacht 48 oder wohl gar 72 Stunden keinen Schlaf in die Augen treten ließ, weil er ununterbrochen zu operieren und zu bandagieren hatte, so ist das noch keineswegs das Höchste der ärztlichen Leistungen gewesen. Und wie vielen hat der Granatregen das Schicksal bereitet, vor dem ihre rasche, heilbringende Fürsorge Hunderte ihrer Kameraden behütete! Auch ein Heldentum, das noch keinen würdigen Sängere gesunden hat. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß wir diesen Krieg nicht würden haben durchhalten können, wenn nicht die moderne ärztliche Wissenschaft die allermeisten wieder kampffähig hätte werden lassen, welche die feindlichen Geschosse hinstreckten.

Das ist die Frucht deutschen Forschergeistes, der auch in der Technik und chemischen Technologie so vieles Groß geschaffen hat und wohl auch ferner noch schaffen wird, die Frucht jahrhundertelanger treuer Arbeit. Was im besonderen die Chirurgie in diesem Kriege geleistet hat und jeden Tag ferner noch leistet, erfährt man am zuverlässigsten aus einem Vortrage, den der Breslauer Chirurg Geh. Rat Prof. Rüttner über die Fortschritte der Kriegschirurgie gehalten hat, und der jetzt durch den Druck allgemein zugänglich geworden ist: man kann dabei wirklich von Wundern sprechen.

Vor einem halben Jahrtausend freilich sah es in der deutschen Medizin sehr böse aus, noch schlimmer aber in den Selten des früheren Mittelalters, in denen sich die italienischen, französischen und spanischen Hochschulen bereits zu hoher Vollkommenheit entwickelt hatten. Während hier die ärztliche Wissenschaft auf den Lehren der römischen, mehr aber noch der großen griechischen Heilkünstler fortbaute, die später leider von den arabischen Empirikern verdrängt wurden, trieben Scharlatane, Quackalber und alchimistische Wundermänner ihr



unheilvolles Handwerk gemeinsam mit Zahnbrechern und Marktjochreibern, herumziehend auf den Wochenmärkten der Städte und Flecken, und lockten durch plumpe Anreißer in buntem poffenhaften Aufputz die arglosen Toren mit Latwergen und Wundertränken ins Garn. Wer die mittelalterliche Literatur ein wenig durchstöbert, stößt überall auf die lächerlichsten Beispiele von abergläubischen und unsinnigen Hausrezepten und Sympathie-Ratschlägen in Kalendern und Flugblättern, in Arzneibüchern und Gesundheitskatechismen, die neben den sogenannten „Planeten“ und Geburtstagsdeutungen auf den Märkten einen sehr gewinnbringenden Handelsgegenstand bildeten. Eines der merkwürdigsten Produkte dieser Gattung ist das aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammende „Flagellum salutis“ oder Heilung durch Schläge in allerhand schweren Krankheiten von R. F. Paullini, einem ehemaligen Theologen, der dann zur Heilkunde überging und Leibarzt des Bischofs von Münster wurde. Er verfaßte auch die Schrift: „Hellsame Dred-Apothek“, wie nämlich durch Kot und Urin die meisten Krankheiten und Schäden glücklich geheilt werden, zwei Bände, die auf mittelalterlichen Praktiken fußen und typische Beispiele der besonders im 13. und 14. Jahrhundert im Schwange gewesenem Schmutzquackalberei darstellen. Wer das Wesen jener Zeiten auf diese Besonderheit hin in unterhaltender Art kennen lernen will, dem gibt wohl keine Schrift ein besseres Bild von ihm als Baumbachs anmutige Erzählung „Truggold“.

Während die Medizin in Deutschland noch in tiefster Finsternis sat, erblühte ihr in Italien ein prangender Frühling. Am Busen von Pästum, in der malerischen Stadt Salerno, dem Hauptort des gleichnamigen, unter sizilianischer Oberhoheit stehenden Fürstentums, entstand um die Wende des ersten Jahrtausends eine später, im Jahre 1213 zur Universität erhobene, vorwiegend mit griechischen Gelehrten besetzte Hochschule, welche sich alsbald im ganzen Abendlande des größten Ansehens erfreute und aus allen Ecken Europas Studierende herbeizog. Ganz im Gegensatz zu der arabischen Medizin, der durch den Koran das anatomische Studium des menschlichen Organismus an der Leiche strengstens untersagt war und die daher mit ihren Lehren meist im Nebel tappte, wurde hier schon frühe der Anatomie die größte Wichtigkeit zuerkannt und damit die Chirurgie auf eine bis dahin ungeahnte Höhe gebracht. Viele Fürsten und Große begaben sich dorthin, um für schwere Uebel Heilung zu suchen. Ein Bischof Adalbert von Verdun hat schon im Jahre 984 die Hilfe der salernitanischen Ärzte in Anspruch genommen, ebenso der spätere Papst Viktor II., der seinen Körper durch übermäßiges Nachwachen und Fasten aufs äußerste erschöpft hatte. Wilhelm der Eroberer, der nachherige König von England, der im Kampfe eine hartnäckige Wunde davongetragen hatte, zählte ebenfalls zu den Patienten der berühmten Pflanzstätte der Heilkunst. Am bekanntesten von ihnen allen ist jedoch der Ritter, dessen tragisches Geschick der Minnesänger Hartmann von der Aue und neuerdings Gerhart Hauptmann dichterisch behandelt haben: der „arme Heinrich“, ein Ausfälliger, dem Heilung verheißen war, wenn er das Herzblut einer reinen Jungfrau, die sich freiwillig für ihn opferte, tränkte. Er pilgert mit der Tochter des Bauers, bei dem er Zuflucht und Pflege gefunden, nach Salerno, um das Blutopfer vollziehen zu lassen, verbietet aber, daß der Arzt, als er das Messer anzusetzen im Begriff steht, die tödliche Operation ausführt, und geneht dann ohne sie, weil er sich vor Gott gedemüthigt hat, worauf er das Mägdlein zum Weibe nimmt. — Die Heilung der im Mittelalter außerordentlich häufigen Seuche durch Trinken von Menschenblut scheint ein weitverbreiteter Glaube gewesen zu sein. Einem sagenhaften König Richard von England, der ebenfalls vom Ausfalle befallen war, soll nach der Legende ein Jude als Arzt empfohlen haben, das Blut eines neugeborenen Knaben zu einem Bade zu verwenden und das Herz des Opfers zu verzehren: auch ein Beispiel für den entsehlischen Wahn, dessen Pflege man besonders im Mittelalter den grausam verfolgten Israeliten hdschwellig andichtete.

Höchst auffällig und erstaunlich ist die Tatsache, die Heeser in seiner großartigen Geschichte der Medizin bezeugt, daß nicht nur Männer als Professoren an dem medizinischen

Kollegium von Salerno wirkten, sondern auch Frauen, und zwar für das interessante Gebiet der Heilkunde. Sie dozierten und praxtizierten nicht bloß auf dem Felde der Geburtshilfe, sondern auch in der Chirurgie, und behandelten die sexuellen Leiden ohne Unterschied des Geschlechts der Patienten, ein höchst bezeichnender Beweis für die Unabhängigkeit der damaligen sittlichen Anschauungen von dem weiblichen Schamgefühl, das im ganzen Mittelalter weit weniger als in der modernen Zeit entwickelt war. Unterhielt man sich doch selbst noch zu Luthers Zeiten und auch später noch in den ritterlichen Kreisen mit den weiblichen Anwesenden ganz offen und ohne jede Scheu über die damals neu aufgetauchte und entsetzliche Verheerungen in allen Schichten der Bevölkerung anrichtende Lues, einer Folge der Entdeckung von Amerika, zu deren Opfern auch Ulrich von Hutten zählte.

Von Salerno aus verbreitete sich die ärztliche Wissenschaft in alle Länder Europas, zumal die Studierenden dort Stipendien empfangen und daher auch vom Auslande her in ansehnlicher Zahl hinzuströmten. — Vielfach finden sich sogar hohe Geistliche unter den letzteren, so daß es nicht verwundern kann, wenn Bischöfe und Äbte unter der Zahl der Leibärzte von Fürsten und Königen genannt werden; war doch auch sogar ein Bischof von Salerno der oberste Leiter des medizinischen Kollegiums, das keineswegs eine geistliche, sondern eine weltliche Anstalt darstellte. Aber nicht allzulange währte die Glanzperiode der italienischen Metropole der Medizin. Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts war ihr Stern erblichen, nachdem die arabische Pseudomedizin sich dort eingenistet hatte und andere Hochschulen entstanden waren, die gewaltige Anziehung übten. So vor allem Bologna, Padua, Pisa, Neapel und zumal Montpellier, das an Stelle von Salerno der starke Anziehungspunkt für ausländische Jünger der ärztlichen Wissenschaft geworden war, namentlich für israelitische, die sich im Mittelalter mit besonderer Vorliebe und rühmlichem Forscherdrange auf die Heilkunde warfen. Weber Paris noch die Fakultät von Lyon, noch weniger Wien konnten mit dieser Bildungsstätte rivalisieren, deren Ruhm so schnell wuchs, daß selbst aus Deutschland dort zahlreiche Hörer sich einfanden, um den Doktorhut zu erwerben, denn von den deutschen Universitäten, unter denen am meisten Prag (gegründet 1348) auf naturwissenschaftlichem Gebiete bedeutete und das Zentrum des gesamten geistigen Lebens in Deutschland wurde, erlitt die Medizin eine so arge Vernachlässigung, daß selbst die größten Hochschulen, wie Wien (gegründet 1365), nicht mehr als drei, die meisten sogar nur zwei Professoren besaßen und die Chirurgie gänzlich verwaist blieb. Heidelberg (gegr. 1386), Leipzig (1409) und Tübingen (1477) zählten zu den letzteren, Greifswald (1456) mußte sich sogar mit nur einem einzigen Lehrer begnügen! Rein Wunder, wenn die wissenschaftlich gebildeten Ärzte in Deutschland äußerst selten waren, besonders bis in das 15. Jahrhundert hinein, und die Pflücker und Latwergendoktoren, die aus dem Stande der Barbieri emporkommenen Wundärzte, die keine Spur von wissenschaftlicher Erkenntnis der Funktionen der einzelnen Organe besaßen, sondern all ihr Können aus der Erfahrung geschöpft hatten, die übergroße Mehrheit bildeten, welcher der Kranke als Versuchskaninchen dienen mußte. Und doch waren die schweren Krankheiten, besonders die Pocken, die Typhen, der „Schwarze Tod“ (Pest), die Lues (zu Ende des 15. Jahrhunderts) und außerdem zahlreiche innere Leiden, die man heute als bakterielle Verseuchungen ansieht, bei den ungünstigen hygienischen Verhältnissen des öffentlichen Lebens so gefährliche Feinde, daß sie zu ihrer Bewältigung eines kundigen, genügend vorgebildeten Arztes unbedingt bedurften. Wie treffend hat Goethe es im „Faust“ mit wenigen Versen gekennzeichnet, was die Kulturgeschichtschreiber nur auf vielen Seiten könnten, indem er den Universalmenschen sagen läßt:

Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,  
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise  
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,  
Mit grillenhafter Mühe sann;

Der in Gesellschaft von Adepten  
Sich in die schwarze Küche schloß  
Und nach unendlichen Rezepten  
Das Widrige zusammengoß . . .

.....  
Hier war die Arznei, die Patienten starben,  
Und niemand fragte, wer genas.  
So haben wir mit höllischen Latwergen  
In diesen Tälern, diesen Bergen  
Weit schlimmer als die Pest getobt.

So war es in der Tat. Aber wen kümmerte das? Eine Aufsicht und strafrechtliche Verantwortung gab es für die Ärzte nicht, nur die wenigen, von den Räten der Stadt in großen Gemeinden angestellten, welchen die Armenpraxis oblag, und die oft auch nicht klüger als die anderen waren, unterstanden der Kontrolle der Stadtbehörde, die anderen konnten tun, was ihnen beliebte. Junge Ärzte und Totengräber werden daher auf den Spottbildern oft Arm in Arm dargestellt. „Ein junger Arzt und ein hoderiger Kirchhof“ oder „ein junger Arzt muß drei Kirchhöf haben“, waren mittelalterliche, weitverbreitete Spottsentenzen. Die Honorare waren für jene Zeit nicht gering. Friedrich II. hatte eine Taxe aufstellen lassen, nach welcher der Arzt bei mehrmaligem täglichen Krankenbesuch 60 Pfennige erhalten sollte; man gewinnt einen Maßstab für die Wertung dieses Betrages durch die Angabe, daß im Jahre 1488 in der Stadt Schweinfurt eine Gans 8 Pfennig, ein Pfund Rindfleisch 3 Pfennig, ein ganzer Ochse 4 Gulden (6,50 M.) kostete, und daß der Tagelohn eines Handwerters 6 Pfennig und Verpflegung betrug! Zweihundert Jahre früher aber waren die Preise der Lebensmittel noch wesentlich niedriger. Aber die Heilmittel und die Art ihrer Verwendung vielleicht später einmal einige höchst interessante Einzelheiten.

Dr. Eugen Gierte-Braunschweig



## Elsässisches



ie schon so manches Mal in vergangenen Zeiten ist die elsässisch-lothringische Frage in den Mittelpunkt auch dieses ungeheuren Weltgeschehens gerückt und zum springenden Punkt der Friedensfrage geworden.“ Dabei gibt es in der Tat heute in Deutschland keinen wirklichen Deutschen, der, aufs Gewissen befragt, anders antworten könnte, als: „Die elsässische Frage ist nur noch eine innere deutsche Frage.“ Und von aller sittlichen und geistigen Überzeugung abgesehen, muß auch die politische Vernunft einsehen, daß „nur auf des Reiches Trümmern wieder ein französisches Elsaß-Lothringen zu erlangen wäre. Aber wie einst Preußens Zerstückelung in Eilist die große Wiedergeburt des am Boden liegenden Staates und den Sturz des machtgewaltigen Kaisers bewirkt hat, so würde auch heute eine Niederwerfung Deutschlands den Dauerfrieden nicht bringen, den die Entente als ihr angebliches Kriegsziel proklamiert . . . Eine Verständigung ist dann und erst dann und nur dann möglich, wenn Frankreichs Volk einsieht, daß es auf falschem Pfade sich befindet, daß Deutschland aus geschichtlichen, aus militärischen, aus wirtschaftlichen Gründen Elsaß-Lothringen nicht mehr lassen kann.“ Gerade in dieser Erkenntnis aber darf der Deutsche sich dem eindringlichen Studium der elsäß-lothringischen Frage nicht entziehen. Soviel seit 1871 in Deutschland über Elsaß-Lothringen geredet und geschrieben worden ist, einer tieferdringenden Auffassung des Problems, einer eindringlicheren Kenntnis der gesamten geschichtlichen, volkswirtschaftlichen

und sprachlichen Verhältnisse ist man nur ganz ausnahmsweise begegnet, ganz zu schweigen von den tiefer liegenden, nur schwer festzulegenden unwägbareren, aber gerade darum sehr schwer wiegenden psychologischen Voraussetzungen. Das muß anders werden. So klar wir uns darüber sind, daß Elsaß-Lothringen keine internationale Angelegenheit mehr sein kann, so entschieden müssen wir uns dazu bekennen, daß es eine der wichtigsten innerdeutschen Fragen ist, deren gute Lösung erreicht werden muß zum Heile dieses wertvollen Bestandteiles unseres Landes, zum Heile aber auch unseres ganzen Vaterlandes.

Aus dieser Überzeugung fasse ich hier einige Bücher zusammen, die auf ganz verschiedenem Wege zu diesem gleichen Ziele hinführen können. An erster Stelle nenne ich das Buch, dem die obigen Sätze entnommen sind: „Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. Ein Sammelwerk, herausgegeben von Dr. Karl Strupp“ (München und Leipzig, Duncker & Humblot; 6 M.). Die Bezeichnung als Sammelwerk führt dabei etwas irre. Weder die Einleitung des Bonner Rechtsgelehrten Philipp Zern, noch das Schlußwort des Herausgebers haben viel zu bedeuten. Wertvoller, wenn auch keineswegs erschöpfend, ist Ferdinand Wredes Abhandlung über die Sprachenfrage. Ganz ausgezeichnet aber und der weitesten Verbreitung würdig ist die „Politische und kulturelle Geschichte Elsaß-Lothringens“ aus der Feder des Straßburger Professors Dr. Karl Stählin — ein elsässischer Name —, der übrigens von den 230 Seiten des Bandes beinahe 200 eingeräumt sind. „Wie in einem Spiegel reflektiert das wechselseitige Machtverhältnis des deutschen und des französischen Reiches in den Geschichten unseres Grenzlandes. Diese Beobachtung gilt von den Anfängen bis auf den heutigen Tag. Die Geschichte Elsaß-Lothringens ist somit keine Provinzialgeschichte im gewöhnlichen Sinn, sondern sie steht in den großen europäischen Zusammenhängen.“ Stählin weiß diese Zusammenhänge glänzend herauszuarbeiten, und so dreht sich um uns, während wir im Angelpunkte Elsaß-Lothringen stehen, mehr als ein Jahrtausend der bedeutungsvollsten europäischen Staatengeschichte. Die Fülle der Bilder wird um so packender und wechselvoller, weil für Elsaß und Lothringen, abgesehen vom gemeinsamen Schicksal passiver Art, beinahe jedes Ereignis der inneren Verschiedenheit wegen auch eine verschiedenartige Bedeutung gewinnt.

Die falsche oder unzureichende Beurteilung der elsässischen Frage auch bei den geschichtlich Gesulkten in Deutschland beruht auf der Verkennung der Bedeutung des französischen Revolutionszeitalters für die innere Wandlung im Elsaß. Ich habe darauf schon 1897 in meinen in der „Täglichen Rundschau“ veröffentlichten „Briefen eines Elsässers“ mit allem Nachdruck hingewiesen und glaube nach meinen Erfahrungen der Beurteilung der Vergangenheit, aber auch der Erkenntnis unserer Zukunftsaufgaben einen guten Dienst zu erweisen, wenn ich die hierher gehörigen Ausführungen Stählins abdrude: „Das Jahr 1789 ist das Geburtsjahr des modernen Elsaß. 1792, im Augenblick der Kriegserklärung an Österreich, erschollen im Straßburger Salon der Madame Dietrich zum erstenmal die Klänge des Sturmliedes der Revolution, der Marfeillaise. Und das letzte kriegerische Ereignis des Jahres 1815 war die Übergabe der elsässischen Feste Hüningen, die wie alles zur napoleonischen Epoche Gehörige von der Legende umrankt wurde. So erscheint das Elsaß von Anfang bis zum Ende wieder mit dem ganzen Zeitraum verbunden. . . . Die 26 Revolutions- und Kriegsjahre hatten zuwege gebracht, was ein ganzes vorangegangenes Jahrhundert nicht vermocht hatte. Das Elsaß ging aus ihnen verwandelt hervor. Es hatte sich nicht nur politisch nun völlig assimiliert, sondern, wenn auch noch unter Beibehaltung seiner deutschen Sitte, einen Wechsel seiner nationalen Idee vollzogen. Wie war das gekommen? Wir sahen, wie die alte Städtewelt und Städtewelt seit zweihundert Jahren zurücksank, wie über dem Rhein das alte Reich seit derselben Zeit seinem Untergang entgegenstrebte und die Verbindung beider Teile wenigstens auf staatlichem Gebiet gelockert und unterbrochen wurde. Aber das alles hätte nicht genügt. Eine Katastrophe mußte kommen, um Gegenwart und Vergangenheit voneinander zu lösen, und sie kam: wie durch einen gewaltigen Bergsturz lagen die Erinnerungen an die eigene einstige

Glanzzeit und die einstige Größe des Reiches verschüttet. Was galt da noch Namen wie Tauler oder Jakob Sturm oder Bucer? Und mit der neuen rein geistigen Größe des politisch abermals tief in den Staub getretenen Mutterlandes, einer Größe, die in ihrer jetzt schon vollzogenen Vermählung mit dem preussischen Staat die Grundlage der künftigen gesamtationalen Wiedergeburt werden sollte, fehlte den allermeisten jeder Zusammenhang. Dafür waren elementar die unteren Kräfte entbunden und alle Schichten von einem Strom des Enthusiasmus durchflutet, wie er niemals zuvor erlebt war. Wie die Lothringer, so hatten sich mit altgermanischer Kampfesfreude die Alemannen des Elsaß in die Schlachten des großen Kriegshelden geworfen, über die Länge und Breite des Kontinents hatten sie unter seinen Fahnen gestritten und Lorbeer auf Lorbeer um sie gewunden. Eine besonders stattliche Reihe glänzender und zumeist den unteren Ständen entstammender Generale hatten die beiden Grenzprovinzen aufzuweisen: ein Rey, Dubinot, Victor, Gérard, Mouton, Duroc, Molitor waren Lothringer, ein Lefebvre, Kellermann, Kleber, Rapp Elsässer. Diese Soldatennamen und an der Spitze der Name des vergötterten Kaisers ließen die Herzen des ganzen Volkes höher schlagen. Und diese Begeisterung in den Ländern des alten karolingischen Mittelreiches, die nun nach langer Leidenszeit und Halberistenz zwischen den Nachbarmächten sich gewissermaßen zu eigener Weltgeltung erwacht sahen, klang zusammen mit der Begeisterung der französischen Nation und ihrer Idee von Karl dem Großen: die Sehnsucht der langen Jahrhunderte schien in ihm und seinem Univerfalreich erfüllt, während das alte römische Reich, der falsche Erbe, endlich in Trümmern lag. Aber nicht nur der gemeinsam erstrittene Kriegsruhm war das Verbindende. Wenn wir im Mittelalter das Elsaß im Gegensatz zu Lothringen als Städteland bezeichnen konnten, so muß doch gesagt werden, daß im Unterschied zu Altdeutschland das Bauerntum dort bis heute durch ständigeren Zugang die städtischen Elemente ergänzt. Der Grundzug dieses alemannischen Bauertums nun, das jetzt erst greifbarer in die neue Geschichte eintritt, ist wie der der städtischen Massen selbst durchaus demokratisch, unsentimental, der nüchternen Wirklichkeit zugewandt. Und diese Eigenschaften der Volkspsyche trafen wiederum völlig überein mit der demokratisch-rationalistischen Grundstimmung der Revolution und des Kaiserreiches. In den Städten kam der mit alledem in neues Ansehen gebrachte französische Lebensstil hinzu, um wenigstens in den oberen Kreisen jetzt schon den Konnex noch enger zu gestalten. Und die Administration eines so hervorragenden Präfekten wie Lejay-Marnesia in Straßburg mag da, gerade weil er zugleich ein sehr guter Kenner deutschen Wesens war, das Ihrige in hohem Maße beigetragen haben. Auf dem Lande begann mit der Selbstverwaltung der Gemeinden unter ihren Maires ein bewußtes politisches Leben. Und Bauern- und Bürgertum — das ist das Letzte, aber mit das Wichtigste — gediehen zu neuer materieller Wohlfahrt.“

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir 1871 dieses neue Elsaß-Lothringen erobert haben und nicht ein Staatengebilde, das nur in unserer Phantasie lebt. Um so fester mußte sich unsere Arbeit auf die urdeutsche Grundlage des elsässischen Volkstums stützen, im übrigen aber nur dem hohen Leitbilde der Gerechtigkeit folgen.

Rein realpolitisch genommen, hat Lujo Brentano wohl recht, daß die fehlerhafte deutsche Politik Elsaß-Lothringen gegenüber ebensowenig bei Manteuffel, wie bei Möller und Hoheneck lag. „Bismarck hatte ihn gemacht, als er 1871 Elsaß-Lothringen Preußen nicht einverleibte.“ Bismarck hat sich dabei entgegen seiner ganzen politischen Anschauung von Gefühlsrückichten auf die andern deutschen Bundesstaaten bestimmen lassen. Vielleicht lernen wir aus dieser trüben Erfahrung für das ähnliche Problem, dem wir jetzt im Baltikum gegenüberstehen. Allerdings sind auch so von der Verwaltung des Reichslandes unglaubliche Fehler gemacht worden. Lujo Brentano kennzeichnet sie zum großen Teil sehr gut in seinen „Elsässer Erinnerungen“ (Berlin, Erich Reiß; 4 A.). Aber Manteuffel berichtet er ein Urteil Knapps, „seine ganze Politik gegenüber den Elsässern sei die eines Virtuosen, der auf seiner Persönlichkeit geigt“. Wie alle Virtuosen hat Manteuffel aus selbstsüchtigen Gründen gehandelt. Die

Vollstümlichkeit, die er sich so gewann, schmeichelte seiner Selbstgefälligkeit. Brentano kennzeichnet scharf und treffend die Notabeln- und Prälatenwirtschaft — o Belgien!! —, die üble Einrichtung des elsässischen Notariats, die Jagdverpachtungen, die fragwürdige soziale Leistung des oberelsässischen Fabrikantentums in den seinerzeit vielgepriesenen Arbeiterwohnungen, besonders aber verweilt er bei seinem Wirkungskreise, der Universität. Sehr lehrreich, auch für die Erfahrungen jetzt im Kriege, ist die ausführlich mitgeteilte Geschichte des „Deutschen Kunstvereins“ im Elsaß, der nach einiger Zeit kläglich einging, weil die deutsche Regierung die von den welschen Notablen gestützte „Société des amis des arts“ unterstützte. Brentano hatte mit großem Eifer diesen Deutschen Kunstverein mitgegründet, ihm viel Arbeit gewidmet, bis er schließlich verbittert ausgetreten ist. Die Schluszzeilen dieses Kapitels enthalten die Tragik des im Elsaß wirkenden Altdeutschen. „Die Geschichte des Kunstvereins Straßburgs ist die Geschichte aller deutschen Bestrebungen im Elsaß zur Zeit, wo ich dort weilte, gewesen. Daher die Wiederholung derselben Erscheinungen bei jedem, der aus Altdeutschland dorthin kam. Ein jeder kam voll guten Willens, in der Erfüllung der gestellten Aufgaben sein Bestes zu tun. Aber je eifriger er war, desto mehr Steine warf — die deutsche Verwaltung ihm in den Weg. Denn deren oberste Richtschnur war nicht die Behandlung der Fragen nach sachlichen Gesichtspunkten, sondern mit Rücksicht auf das Wohlgefallen französisch gesinnter Notabler, welche die ihnen gebotenen Vorteile ausbeuteten, ohne etwas dafür zu geben. Die breite Masse des Volkes aber, die man hätte gewinnen können, trieb man hien, die vielfach sogar ihren Wohnsitz, alle aber ihren Schwerpunkt in Paris hatten, auf solche Weise in die Arme.“

Zum Schluß untersucht Brentano die Frage der künftigen Gestaltung Elsaß-Lothringens. Die oben angeführte Bemerkung über Bismarcks 1871 begangenen Fehler läßt erwarten, daß Brentano der Zuteilung Elsaß-Lothringens an einen deutschen Bundesstaat oder seiner Aufteilung zwischen verschiedenen derselben zuneigen müßte. Er hat aber aus genauen Erforschungen der jetzigen Lage und Stimmung die Überzeugung gewonnen, daß die Umgestaltung in einen selbständigen Bundesstaat der einzige gangbare Weg für die Zukunft ist. „Freilich würde“, so schließt er, „auch diese Ordnung allein zur inneren Gewinnung der Elsaß-Lothringer nicht ausreichen.“ Und nun bereitet es mir doch ein eigenes Vergnügen, Gedankengänge und Vorschläge, um derenwillen ich vor zwanzig Jahren angegriffen und verlacht worden bin, hier ganz getreu wiederzufinden: „Die Selbständigkeit Elsaß-Lothringens als deutscher Bundesstaat müßte von der Durchführung der Freizügigkeit für die Talente, für deren Betätigung das Land selbst zu klein ist, begleitet sein; denn nur bei einer wirklichen Durchführung solcher Freizügigkeit, nicht nur verfassungsmäßig auf dem Papier, sondern auch in der Handhabung der Verfassungsparagraphen, ist zu erwarten, daß jene Fülle von Familienbeziehungen zwischen Elsaß-Lothringen und Altdeutschland entstehen, die unerläßlich sind, damit die Elsaß-Lothringer in Deutschland ihr Vaterland sehen. Und auch jeder deutsche Bundesstaat im einzelnen würde von der Durchführung solcher Freizügigkeit den Vorteil ziehen, der das ganze Aufsteigen Preußens zum führenden Staate in Deutschland bedingt hat.“

Nur im Vorübergehen politische Fragen streift Friedrich Lienhard in seinem Echnungs- und Jugendjahre (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; 3,50, geb. 4,50 M.). Dennoch wird man auch für die Erkenntnis des politischen Lebens im Elsaß seit 1870 aus diesem Buche eine Fülle wertvoller Bemerkungen und Lebenserfahrungen gewinnen und auch hier aufs neue bestätigt finden, wie wenig unsere deutsche Regierung es verstanden hat, sich an jene zu halten, die guten Willens waren. Im übrigen aber ist Lienhards Buch vor allem eine Quelle der Erkenntnis seiner Persönlichkeit, die vom Standpunkte des Volkstums aus für uns aber nicht nur um ihrer Künstlerkraft und edlen Menschlichkeit willen wertvoll ist, sondern noch mehr, weil hier ein noch unter französischer Herrschaft geborener Elsässer sich das Deutschtum erobert. Es ist zielbewußte Arbeit, unentwegt treuer Dienst an einem Ideale und ist darum auch ein Deutschtum von edelster Reinheit. Die äußeren Geschehnisse, die Lienhard von seinem

Lebenswege berichtet, wollen nicht viel bedeuten. Wenn man trotzdem im Innersten gepackt und festgehalten wird, geschieht es, weil hier ein Mensch mit allen Kräften danach strebt, sich jenem Bilde, das er von seinem „Berufe“ in sich trägt, möglichst ähnlich zu machen. Wenn man so will: ein Einsiedler in der Welt, aber nicht, weil er diese Welt nicht sieht oder sie haßt und verachtet, sondern weil er dieser Welt am meisten zu nutzen glaubt, wenn er sein eigenes Selbst möglichst rein entwickelt. Das schöne Buch empfiehlt sich darum auch vor allem als Geschenk an Jugendliche.

Durch Lienharbs Buch sind wir in die Welt des Künstlerischen geführt worden. Der Krieg hat auch manchen Leuten, die gewohnheitsgemäß den Geschichtstoman herabsetzten, die Augen für seine Bedeutung geöffnet. Man hat einsehen gelernt, daß es um unsere geschichtliche Verankerung in den großen Daseinsaufgaben unseres Volkes nicht so übel bestellt sein könnte, wenn wir einen Schriftsteller wie Walter Scott hätten, dessen Werke im gleichen Maße zum festen Wissensbesitz unseres Volkes gehörten, wie die des Schotten bei den Engländern. Aber auch schwierige Gegenwartsfragen sollten häufiger in Romanform behandelt werden. Das würde ganz von selbst geschehen, wenn unser Volk und vor allem unsere Frauenwelt lebhafteren Anteil an unseren politischen Sorgen nähme. Im Krieg ist das geschehen, und der Niederschlag zeigt sich auch sofort in der Belletristik. So sind in den Kriegsjahren mehr belletristische Behandlungen der elßfischen Frage erschienen, als in den vierzig Jahren vorher zusammengenommen. Auf zwei dieser Bücher will ich in diesem Zusammenhange hinweisen.

Von diesen ist Maximilian Böttichers „Die Freyhoffs“ (Leipzig, Grethlein & Komp.; 5 M.) ein echter Roman. Daß die Familiengeschichte ins allgemein Politische hinaufwächst, geschieht nicht erst durch den Krieg. Aber der Krieg erweist sich auch hier als Klärer verbunkelter und unnebelter Verhältnisse. Er duldet nichts Halbes, verträgt in allen inneren Dingen, die ja doch ausnahmslos im Volkstum verankert sind, keine Neutralität und erst recht kein überlegenes Darüberstehen. Die Ehe des deutschen Offiziers von Freyhoff mit der Tochter eines französischen Elßfärs Vizé (Wiese) zermüht sich trotz der Liebe der beiden Gatten und des Besitzes dreier Kinder unter den zersetzenden Einflüssen des elßfischen „Doppeltkultur“-Klimas. Es kommt schließlich auch zur äußeren Trennung der Gatten, wenn auch nicht zur völligen Scheidung, und trotz der noch immer in beiden waltenden Liebe zueinander können sie sich nicht zusammenfinden, weil bei jeder Gelegenheit die nationalen Verschiedenheiten sich trennend dazwischenschieben. Das greift natürlich auch auf die Kinder über, und so gelingt es selbst der hochgebildeten Lebensform aller Beteiligten nicht, über ein kühles Nebeneinander hinauszukommen, das jeden Augenblick zu einem feindlichen Gegeneinander werden kann. Die Hochzeitsfeier des ältesten, zum Vater stehenden Sohnes bringt die ganze Familie zusammen. Dahinein bricht der Krieg. In einer sehr bewegten und vielfältigen Handlung, die aber durchaus glaubhaft geführt wird, erleben wir über schwerste äußere und innere Kämpfe hinweg das Zusammenfinden aller im deutschen Geiste. Das auch psychologisch gründlich durchgearbeitete Familienbild steht in einem außerordentlich reichen Kulturrahmen. Bötticher hat vor allem die städtischen Verhältnisse des Elß, wie sie sich zumal in den letzten fünfzehn Jahren vor dem Kriege zum Schlechten entwickelt haben, gründlich studiert. Das unheilvolle Treiben der Wetterlé (warum der Vedname Abbé Orage?) und Genossen, die Wahlarbeit der französischen Agenten, die tödliche Schwäche der deutschen Regierung, das im Grunde gutgesinnte, aber von Hüben und Drüben unsicher gemachte und in seinen Instinkten verwirrte Volk ist gut gesehen und sicher gezeichnet. So erhebt sich das Buch aus der Familiengeschichte zu einem wertvollen Zeitgemälde. Die echte Begeisterung des Verfassers, die Schwungkraft seiner Natur empfehlen es auch der reiferen Jugend.

Eine in Romanform eingekleidete politische Abhandlung über die elßfischen Zustände ist der Straßburger Roman „Ich warte ...“ von Niklaus Brud (Stuttgart, Deutsche Ver-

lags-Anstalt; 5 M.). Der Titel ist nach einem bekannten Bilde des Elsässer Malers Henner, das eine Elsässerin zeigt, die über die trennenden Grenzpfähle sehnsüchtig nach Frankreich blickt. Der Grundgedanke des Buches ist, daß die wartende Elsässerin ihren Blick jetzt nach Deutschland richte: das innere Elsaß müsse von Deutschland noch erobert werden, was nur durch ein Eingehen auf die elsässische Wesensart erreichbar ist. Gerade in diesem Falle zeigt sich der Wert der Romanform, weil hier ganz von selbst die tausend Kleinigkeiten des Lebens und die Bedeutung des einzelnen Individuums herausgearbeitet werden können, die in einer wissenschaftlichen Abhandlung keinen rechten Platz haben, in Wirklichkeit aber fast wichtiger sind, als die großen Maßnahmen. — Man würde ja nun in manchem mit Brud rechten können. Vielleicht daß er zu nachgiebig ist und zu wenig daran denkt, daß schließlich die Elsässerin nicht bloß abwartend zu sitzen brauchte, sondern auch einmal über den Rhein hinübergehen könnte, um sich zu überzeugen, daß drüben auch Menschen wohnen. Aber das ist Nebensache im Vergleich zu dem vielen Richtigen und Beherzigenswerten, was Brud zu sagen hat. Und vor allem ist sein Gedanke richtig, daß wir das größere Maß an gutem Willen aufbringen müssen, weil es uns als Eroberern natürlich auch leichter fällt. So wünsche ich dem Buche viele Leser, denn es ist dazu angetan, jedem einzelnen Deutschen beizubringen, daß er im Elsaß mit jedem seiner Schritte einer außer seiner Person liegenden Aufgabe zu dienen hat, daß sein ganzes Benehmen in jedem einzelnen Zuge wichtig ist, nicht nur für die Beurteilung seiner selbst, sondern auch seines Volkes.

Daß aber viele Deutsche, wenn erst wieder Friede ist, das Elsaß aufsuchen und es wirklich einmal kennen lernen, ist aufs dringendste zu wünschen. Sie bringen damit kein Opfer, denn der verwöhnte König Ludwig XIV. hat nicht umsonst ausgerufen: „Welch schöner Garten!“ Wer Sinn für Schönheit hat, für die der Natur einer fruchtgesegneten Ebene, für die des weinbestandenen welligen Hügellandes, der hehren Waldungen und der trugigen Berge; wer Freude hat an alten Städten und romantischen Dörfern und Sinn für köstliche Bau- und Denkmäler, der sollte sich bald zu einer Pilgerfahrt ins Elsaß entschließen. Ein prächtiges Werkemittel ist da der schmude Band „Im Oberelsaß“, der dreißig Städtebilder und Landschaften nach Originaltabulierungen von Roland Anheiser vereinigt (Leipzig, Breitkopf & Härtel; 10 M.). Die im Türmer schon oft gepriesene Kunst dieses trefflichen Meisters bewährt sich aufs beste an den kühnen Burgen, den edlen phantastischen Kirchen, den groß gefühlten Plätzen und malerischen Stadtwinkeln der oberelsässischen Landschaft.

Möchten doch recht viele Deutsche mit offenen Sinnen Wanderer im Elsaß werden! Wirklich, das Volk ist auch hier durchaus echtes Bodengewächs, diese ganze Welt ist so urdeutsch und so schön, daß sich doch auch die Menschen darin zusammensinden müssen. Auch dieses Land sagt zu uns: „Ich warte.“ Es ist an der Zeit, daß wir seine Erwartung erfüllen.

Karl Stord



## „Notre-Dame“ als Oper



Es fällt dem heutigen Leser nicht leicht, sich durch Victor Hugés berühmtesten Roman durchzuarbeiten. Seine Handlung ist ganz das, was wir heute als Küchenroman titel bezeichnen, und von den Gestalten vermag keine mehr uns wirklich ans Herz zu rühren. Goethes Tagebuchsartikel — er hat den Roman noch in seinem letzten Lebensjahre gelesen — wird heute wohl selbst von den ernstesten französischen Kritikern unterschrieben werden: „Verdruß an den Gliedermännern, die der Verfasser für Menschen gibt, sie die absurdesten Gebärden machen läßt, sie peitscht, foltert, von ihnen radotiert, uns aber in Verzweiflung setzt. Es ist eine widerwärtige, unmenschliche Art von Komposition.“ Danach muß man sich eigentlich sehr wundern, daß heute noch ein deutscher Komponist auf den Gedanken kommt, sich aus



diesem Erzeugnis einer für uns niemals lebendig gewesenem Phantastik die Grundlage für eine Oper zu schaffen. Vielleicht aber ist gerade das Verhältnis, in dem die große Masse der Gebildeten heute zu Victor Hugos Roman steht, für die Verwertung zu einer Oper nicht ungünstig. Es weiß fast keiner etwas Genaueres von dem ursprünglichen Werk, aber gewisse Vorstellungen von seinen Hauptgestalten hat doch jeder irgendwie und irgendwoher überkommen. Das ist für die Operndichtung, die neben der Musik keinen Raum hat, lange Charakterentwicklungen zu bringen, unbedingt eine Unterstützung der Phantasie, andererseits sind die Vorstellungen von den Originalgestalten doch nicht bestimmt genug, um sich gegen Umgestaltungen aufzulehnen, wie es bei uns z. B. gegen Gounods Faust und Gretchen oder gar Thomas' „Mignon“ der Fall ist oder doch sein müßte.

Franz Schmidt, der sich in Gemeinschaft mit Leopold Will das Textbuch für seine „romantische Oper in zwei Aufzügen“ selbst zurechtgearbeitet hat, nutzt diese Vorbedingungen gründlich aus und läßt kaum eine Gestalt so, wie er sie beim Dichter vorgefunden hat. Auch in den Gang der Handlung hat er kräftig eingegriffen, und man wird ihm zugestehen müssen, daß er bei alledem gutes Gefühl und sicheren Instinkt bewährt hat. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die endgültige Gestaltung des Textbuches nicht einem wirklichen Dichter in die Hand gegeben worden ist. Die mancherlei sprachlichen Entzerrungen könnte man noch hinnehmen, bebauerlicher ist, daß das innere Räuberwerk der Geschehnisse nicht fest genug ineinandergreift, und daß vor allem einige Undeutlichkeiten in der psychologischen Begründung verblieben sind, die eine geübte Hand sehr leicht hätte beseitigen können. Immer wieder sieht man ein, wie gerade für die Oper das in früheren Zeiten, zumal bei den Italienern und Franzosen, übliche Verhältnis geradezu unentbehrlich ist. Der Operntext hat seine besonderen Lebensbedingungen, die nur aus genauer Kenntnis erfüllbar sind und vor allem auch ein möglichst enges Zusammenarbeiten von Dichter und Komponist erheischen. So wie ein Scribe zu den Meistern der Pariser Oper im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts stand, wären derartige Mängel, wie sie jetzt dem Notre-Dame-Textbuche Franz Schmidts anhaften, noch bei den Proben beseitigt worden.

Ich weiß, ich weiß, — das ist kein hoher künstlerischer Standpunkt, und es ist fast freventlich, nach Richard Wagner noch so zu sprechen, aber wir werden doch allmählich einsehen müssen, daß der Fall Richard Wagner nur durch das besondere Himmels Geschenk des Dichter-Musikers ermöglicht war, und müssen einsehen, daß die Vermehrung unseres Opernspielplans mit wirklich brauchbaren Werken nur auf dem schon früher mit naiver Klarheit von Mozart gekennzeichneten Wege zu erlangen ist: „Bei einer Oper muß schlechterdings die Poesie der Musik gehörig Tochter sein. — Es ist am besten, wenn ein guter Komponist, der das Theater versteht und selbst etwas anzugeben imstande ist, und ein geschickter Poet als ein wahrer Phönix zusammenkommen.“ (13. Okt. 1781.)

Nun, Franz Schmidt ist solch ein Musiker, der etwas vom Theater versteht. Der jetzige Professor in der Ausbildungsklasse für Klavier an der k. k. Akademie für Musik in Wien (geb. am 22. Dezember 1874 in Preßburg) hat achtzehn Jahre lang im Orchester der Wiener Hofoper geessen. Er hat hier an Hunderten von Bühnenwerken beobachten können, worauf die Lebensfähigkeit einer Oper beruht, und so menschlich ergreifend Jahrzehnte hindurch das Dasein dieses Mannes ist, der in mühsamer Tagesfron sich die Mittel gewinnt, um in den langen Feierstunden seinem inneren Schaffensdrange leben zu können, — zum leidenden Reformator und ungewohnte Kunstwege gehenden Neuerer hat sich Schmidt nie berufen gefühlt. Dazu ist er ein viel zu starkes Musikantenblut, das nur die Gelegenheit abwartet, um sich auszutoben. Und eine solche Gelegenheit zur Anbringung von Musik ist ihm die Oper, nicht ein Musikdrama im Wagnerischen Sinne.

Wir brauchen diese Art Opern für unsern Spielplan. Mag sein, daß keine Ewigkeitswerte auf diesem Wege zu holen sind, aber es wird auf ihm möglich sein, wie auf keinem andern,

Musik ins zeitgenössische Leben hineinzutragen, und zwar eine Musik, die aus diesem gleichzeitigen Leben gespeist ist. Von Richard Wagners Werken abgesehen und allenfalls Bizets „Carmen“ und die eine besondere, zum Teil von auktorialen Verhältnissen bedingte Stellung einnehmenden Werke Richard Straußens ausgenommen, gehören unsere sämtlichen Repertoirewerke einer vergangenen Zeit an. Alle neuen Schöpfungen kommen und vergehen schnell wieder, vermögen sich jedenfalls nicht dauernd im Spielplan festzusetzen. Auch Wagner und Bizet liegen ein und zwei Menschenalter zurück. Das sind durchaus ungesunde Verhältnisse, denen wir nur beikommen können, wenn wir uns klar bewußt sind, daß die Oper in einem sonst unerhörten Maße von der Erfüllung praktischer Forderungen abhängig ist. In Franz Schmidt ist uns unbedingt ein Berufener erstanden, dem es gelingen wird, unseren Bühnenspielplan zu bereichern, sobald die leidige Textfrage vernünftig gelöst wird.

In dieser seiner ersten Oper ist das nur bedingt der Fall, hauptsächlich weil sich der Komponist nicht hat entschließen können, für eine seiner Gestalten Partei zu nehmen. Er hat sie alle so sehr ins Herz geschlossen, daß er lauter Haupthelden hat und seine Oper ebensogut Der Archidiakon von Notre-Dame, Quasimodo, Der Glöckner von Notre-Dame, oder Esmeralda heißen könnte. Ja, für den ersten Teil des Werkes kämen noch Phöbus, der schöne Gardeoffizier, oder Gringoire, der verbummelte Philosoph und Dichter, in Betracht. Außer Phöbus, der nichts anderes ist als der in der Oper reichlich häufige unglücklich-glücklich verliebte junge Mann, ist jede dieser Gestalten reichlich problematisch, hat ihre für das volle Verständnis notwendige Vorgeschichte und müßte sich breiter ausleben, von zahlreicheren Seiten zeigen können, um die durch ihr Auftreten im Hörer geweckte Teilnahme wirklich zu befriedigen. Dazu ist für fünf Personen in einer einzigen Oper nicht Platz, und so fühlt sich der Zuhörer durch die fremden Menschen und absonderlichen Geschehnisse bald mehr befremdet als ergriffen.

Das Dußend Opern, das bereits in früheren Jahren den Inhalt des Romans nutzbar zu machen gesucht hat, ist diesem Fehler nicht verfallen, sondern stellte die schöne Zigeunerin Esmeralda in den Mittelpunkt. Das hat Victor Hugo selbst in der von ihm für die Allerweltskünstlerin Louise Angélique Bertin bearbeiteten Oper getan, die 1836 in Paris und in der deutschen Bearbeitung der Birch-Pfeiffer auch in München zur Aufführung gelangte. Es wird heute wohl nicht mehr möglich sein, für diese einst auch von den Malern viel verherrlichte Schöne größere Teilnahme zu weden, die alle ihr begegneten Männer durch ihre Schönheit betört, sie allenfalls auch aus Fährnissen errettet, aber doch ins Unglück stürzt, ohne dabei irgend etwas anderes zu tun, als tugendhaft zu sein.

Aus seiner Titelwahl hatte ich die Hoffnung geschöpft, daß Franz Schmidt versucht habe, die tiefste Kraft in Victor Hugos Roman auszuschöpfen und uns den geheimnisvollen Zauber, den ein so eigenartiges Kunstwerk, wie ihn die Notre-Dame-Kirche zu Paris auf ganze Geschlechterfolgen auszuüben vermag, musikalisch nahezubringen versuchen würde. Und als im Vorspiel die Holzbläser ein in dieser Tonübertragung ganz merkwürdig padendes Glöckenspiel vorführten, das in freier kanonischer Form und ohne alle auffällige Tonmalerei den Stimmungsgehalt des Glöckengeläutes vermittelte, ließ ich mich in meiner Erwartung noch bestärken. Aber leider hat später die Notre-Dame-Kirche in dem Werke nur noch die Aufgabe, wirksame Dekorationen zu bieten. Und Schmidt hat seinen Titel wohl nur gewählt, weil er eben möglichst viel aus Victor Hugos Romanhandlung zu seiner Oper nutzbar machen wollte. Dabei hat er in den Charakteren und auch in der Handlung einige glückliche Änderungen vorgenommen. Die wertvollste ist die Umwandlung Claude Frollo, der bei Victor Hugo nicht bloß Erzdiakon, sondern auch Erzschuft ist, der die schöne Zigeunerin Esmeralda nur deshalb an den Galgen bringt, weil es ihm nicht gelungen ist, sie zu verführen. Bei Schmidt ist der Archidiakon ein würdiger, wenn auch fanatischer Priester, der einen verzweifeltsten Kampf gegen die in ihm tobende Leidenschaft zu Esmeralda führt. Deshalb braucht er nun auch nicht am Morde des von ihrer Liebe begünstigten Phöbus beteiligt zu sein, ist vielmehr davon über-

zeugt, daß sie den Gardeoffizier in den Hinterhalt gelockt hat. Seine Leidenschaft verblendet ihn nur insofern, als er seiner im Gefängnis gewonnenen Überzeugung von Esmeraldas Unschuld nicht zu folgen wagt, sondern sich von den teuflischen Künsten der Hexe für übertölpelt hält. Leider hat Schmidt diese entscheidende seelische Entwicklung des Priesters nicht deutlich genug herausgearbeitet, was sich übrigens leicht nachholen ließe. Der schöne Phöbus wird jetzt in seinem Stellbildein mit Esmeralda von deren unglücklichem Gatten Gringoir ermordet, der sich darauf selber in die Seine stürzt. Auch diese Handlung ist nun begreiflich, da Gringoir nur der Scheingatte Esmeraldas ist, die ihn geheiratet hat, um ihn vor dem Zigeunergericht zu retten. Natürlich kann uns diese Vorgeschichte nur erzählt werden, in der Oper immer eine mißliche Sache, da gewöhnlich die Hälfte nicht verstanden wird, zumal wenn, wie hier, dann die andere Person (Esmeralda) immer auch noch in einer erzählten Vorgeschichte begründen muß, daß sie sich dem armen Gringoir ver sagt, weil sie nach einer Zigeunerwahrhaftung nur als Jungfrau ihre Heimat wiederfinden werde.

Man sieht, die Sache ist beinahe so verzweifelt, wie die Vorgeschichte in Verbis „T troubadour“, und es hätte für Schmidt um so näher gelegen, Esmeralda nur als Bewegungsmittel der Handlung zu benutzen, als es ihm gelungen ist, außer dem Erzdiakon auch das Halbtier Quasimodo packend zu gestalten. Die Schlussszene des Werkes, in der diese beiden abgrundtiefen verschiedenen Männer einander entgegenstehen, wirkt so packend, daß von ihr aus dem Künstler noch jetzt der Wunsch auftauchen sollte, auf diese beiden Gestalten hin die ganze Oper neu aufzubauen. Beide sind schon jetzt dämonisch unwirtlich und könnten wie zwei Geschöpfe des geheimnisvoll-großen und doch auch schauerlich-phantastischen Notre-Dame-Bauwerkes herauswachsen.

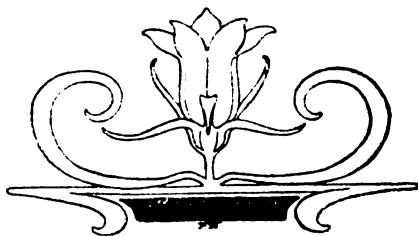
Aber ich glaube, Franz Schmidt ist nicht der Mann, sich derartige Sorgen zu machen. Dazu ist er viel zu sehr Musikant, das Wort im besten Sinne genommen. Er konnte es sicher gar nicht abwarten, bis er den in ihm aufgehäuften Musikreichtum ausschütten konnte. Sein schwerer Lebensstempel gönnte ihm nur wenig Muße zum eigenen Schaffen, und dann hat er noch obendrein die Widrigkeiten bis zur Hefe austosten müssen, die dem nicht über gute Verbindungen oder ausreichende Geldmittel Verfügenden das Herauskommen mit größeren Werken zu sehr erschweren. So kam er als schaffender Künstler erst im Jahre 1901 zum Worte mit der fünf Jahre vorher geschaffenen ersten Sinfonie, die trotz ihres schönen Erfolges in Wien anderwärts nur wenig aufgeführt worden ist. Dann ist in den Jahren 1902—1904 die vorliegende Oper „Notre-Dame“ entstanden, die, wie mir von einer dem Komponisten nahe stehenden Seite geschrieben wird, „zehn Jahre lang im Archiv der Wiener Hofoper lag, deren Aufführung aber durch endlose Intrigen hintertrieben wurde, bis sie endlich 1914 durch Franz Schall durchgesetzt wurde und einen durchschlagenden Erfolg hatte“. Ich kannte den Komponisten bisher aus seiner zweiten Sinfonie in Es-Dur, die mich beim Eisener Musikfest 1914 in helle Freude versetzte. (Vgl. Fürner, XVI. Jahrg., Heft 10.)

Daß die Oper in Wien einen „durchschlagenden“ Erfolg hatte, der durch ihr Beharren im Spielplan bestätigt wird, während in Berlin das Publikum zwar sehr achtungsvoll Beifall spendete, aber doch nicht so recht von Herzen mitging, liegt sicher nur zum geringsten Teil an der jetzt sehr geachteten Stellung ihres Schöpfers im Wiener Musikleben; vielmehr beruht der Unterschied auf der urmusikalischen Art des Wieners, der für dieses Musizieren aus Musikkühe her und ganz aus dem Empfinden heraus viel besser eingestellt ist, als der doch immer sehr aufs Geistliche ausspähende Norddeutsche. Franz Schmidt steht auf der Linie Schubert-Brudner, man kann auch ruhig die Walzemeister dazunehmen, und seine ungarische Heimat hat ihm ein Verhältnis zur Zigeunermusik gegeben, dessen Früchte uns in dieser Oper in köstlichster Form dargeboten werden. Es ist ein völlig freies, ins Künstlerisch-Sinfonische hinüber stilisiertes Übernehmen der Rhythmen- und Melodiegänge der Zigeunermusik, ohne doch jemals ihre Sonderlichkeiten so zu betonen, daß sie aus dem Gesamtrahmen herausfielen. Sonst

ist es nicht eben leicht, Schmidts Art zu umschreiben. Das ist wieder einmal Musik, die man durchaus hören muß, ein wohliges Schwelgen im Ton, ein Spielen aus der Seele des Instruments heraus, wie es seit Mozart kaum mehr vorhanden gewesen ist. Hier spürt man den Mann, der selbst im Orchester gesessen hat, der die Instrumente um ihrer Fähigkeiten willen liebt, ihnen zu Dank schreibt und ihnen alle ihre Schönheiten abschmeichelt. Damit hängt es wohl zusammen, daß Schmidts Stil weniger auf Kontrapunktik ausgeht, im Grunde ein dauerndes „Variieren“ ist, wobei wir bedenken wollen, daß die Variation die natürlichste Spielform instrumentalen Musizierens darstellt. Schmidt ist malerischer Zeichner, nicht Baumeister. Linie und Farbe sind seine Mittel, und am wohlsten fühlt er sich, wenn er mit breitem Pinsel in weitausholendem Schwunge große Dekorationen hinsetzen kann. Allerdings ist ihm auch das Sinnige, Intimere nicht versagt, wie die Liebeszene zwischen Phöbus und Esmeralda beweist. Doch ist es sehr bezeichnend, daß einem die volle Schönheit dieses Unspielens einer glücklichen Stunde erst zum vollen Bewußtsein kommt, wenn Esmeralda im Kerker davon träumt. Da ist dann das Orchester allein. Noch liegt Schmidts Kraft ganz in diesem, obwohl er auch für die Singstimme dankbar schreibt.

Die Berliner Aufführung brachte die Vorzüge des Wertes gut zur Geltung, da das Orchester unter Dr. Stiders Leitung berauschend schön spielte. Von den Darstellern muß auch an dieser Stelle, der das Eingehen auf in ihrer Wirkung örtlich beschränkte Leistungen fernliegt, Michael Bohnen genannt werden, der als Quasimodo sich wieder einmal als einen jener ganz seltenen Schauspielänger erwies, die ihrem innersten Berufe nach Menschendarsteller sind mit dem Gesang als natürlichem Sprachmittel. Wenn die Berliner Hofoper dem Werke Treue wahrt und es auf dem Spielplan hält, wird sich die erste Befremdung der Zuhörerschaft bald legen, und wir werden eine wertvolle Bereicherung unseres Spielplans zu verzeichnen haben.

Karl Stord





## Der Krieg

**I**st der Deutsche in seinem Durchschnitt politisch wirklich blindgeboren? Wenn man die trostlose Gleichgültigkeit beobachten muß, mit der dieser Deutsche — auch nach vier Weltkriegsjahren! — wichtigsten Lebensbelangen gegenübersteht, sich mit oberflächlichen Redensarten abpeifen läßt, wo es in Wahrheit um den eigenen Kopf und Kragen geht, dann könnte man schier verzweifeln! — Hat sich in dem Verhältnis breiterer Schichten zu den Fragen und Vorgängen im verbündeten Österreich-Ungarn durch den Krieg Wesentliches geändert? Werden nicht diese Dinge überwiegend auch heute noch so angesehen, als seien sie lediglich „innere Angelegenheiten“ einer befreundeten Macht und gingen einen weiter nichts an? Und dabei schreit uns doch jeder Tag die blutige Tatsache ins Ohr: *Tua res agitur, um dein Schicksal geht es!*

Nun sind die innerpolitischen Verhältnisse in Österreich an einem kritischen Wendepunkte angelangt. „Die Tatsache,“ wird der „Deutschen Zeitung“ von ihrem Wiener Vertreter geschrieben, „daß sich der Ministerpräsident Dr. v. Seidler, der erst kürzlich, nach seiner Auseinandersetzung mit den Führern der Mittel- und der Verfassungspartei des Herrenhauses, einen Sieg der Regierung über ihre Widersacher hinausposaunen ließ, dazu entschließen mußte, selbst die weitere Vertagung der Beratungen des Abgeordnetenhauses zu wünschen, weil eine Klärung der Lage bis auf weiteres nicht zu erwarten steht, ist wohl der deutlichste Beweis dafür, daß unsere sogenannten ‚maßgebenden Kreise‘ mit ihrem Latein vollständig zu Ende sind. Die Deutschen in Österreich haben gar keine Ursache, darüber betrübt zu sein, daß der Zusammenbruch des Parlamentarismus immer deutlicher in die Erscheinung tritt. Das Jahr, das seit der Wiedereinberufung des österreichischen Reichsrats vergangen ist, hat den deutschen Parteien nur Enttäuschungen und Demütigungen gebracht, und es wäre niemals so weit gekommen, daß in der Presse gegenwärtig von einer ‚deutschen Frage‘ in Österreich gesprochen wird, wo man früher von einer tschechischen, einer südslawischen, einer ukrainischen gesprochen hat, wenn nicht die Deutschen — zum großen Teil durch die Schuld ihrer unfähigen Vertreter — seit Jahresfrist so unendlich

viel an Geltung verloren hätten. Die Stimmung, wie sie in den verschiedenen Rundgebungen aus dem Lager der Sudeten- und der Alpendeutschen zum Ausdruck kommt, ist gleichzeitig eine erbitterte und zu allem entschlossene. Sie steht in dem schroffsten Gegensatz zu der schwachmütigen und schwankenden Haltung der Mehrheit der deutschen Abgeordneten, die die Erhaltung des Parlaments unter allen Umständen wünschen, weil sie sich durch dessen Ausschaltung in ihrer Eigenschaft als Berufspolitiker als schwer geschädigt erachten würden. Das sind die selben Leute, die der neuen Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses zustimmten, — trotzdem die grundlegende Forderung nach Festlegung der deutschen Verhandlungssprache nicht durchgesetzt werden konnte. Die Pauschalierung der Abgeordnetendiäten in bedeutend erhöhtem Ausmaße erschien ihnen weit wichtiger als die Anerkennung des einzig richtigen Grundsatzes, daß im Parlament nur in einer Sprache, die selbstverständlich keine andere als die deutsche sein könnte, verhandelt werden darf.

Die deutschen Parteien werden, wenn sie nicht noch um den geringen Rest des Ansehens kommen wollen, den sie bei der Bevölkerung noch besitzen, sich zu einer vollständigen Wandlung in ihrer Haltung gegenüber der Regierung — wie immer diese auch heißen mag — entschließen müssen. Es ist höchste Zeit dazu, und längeres Zögern ist nicht mehr am Platze. Es sind Einflüsse am Werke, die, trotzdem es die Deutschen an bedingungsloser und opferwilligster Hingabe an die Interessen des Staates und auch der Dynastie nicht fehlen ließen, darauf hinarbeiten, die deutsche Bevölkerung unpatriotischer Gesinnungen zu verdächtigen, weil sie sich über die Ereignisse, die mit dem Rücktritt des Grafen Czernin in unmittelbarem Zusammenhang ständen, ihre eigene Meinung gebildet haben und dieser auch unumwunden Ausdruck geben. Der deutschfeindliche Kurs, der an den höchsten Stellen des Staates gegenwärtig herrscht, ist anläßlich der Rundgebung der beiden die Mehrheit des Herrenhauses bildenden Gruppen dieser Körperschaft mit aller Deutlichkeit zum Vorschein gekommen. Der wegen dieser Rundgebung mit seinem Rücktritt drohende Präsident des Herrenhauses Prinz Windischgrätz ist durch den Kaiser in geradezu auffallender Weise ausgezeichnet worden. Die Nichtannahme seines Demissionsgesuches wurde durch die Wärme des Tones, durch die Betonung der ‚vorbildlichen Treue‘ des Fürsten, der der Partei der Rechten des Herrenhauses angehört, in der auch die Tschechen sitzen, und durch die Schenkung des Bildnisses des Monarchen mit der Unterschrift zu einer förmlichen Demonstration. Damit ja kein Zweifel darüber bestehen könne, wurde dann noch durch ein offizielles Blatt, die ‚Wiener Sonn- und Montags-Zeitung‘, der Verfassungs- und der Mittelpartei des Herrenhauses wegen ihrer im Gegensatz zu dem exemplarischen Patriotismus des Fürsten Windischgrätz und seiner Parteigenossen stehenden unbotmäßigen Haltung eine förmliche Strafpredigt gehalten. So erlaubt man sich die Deutschen zu behandeln, die die Lasten des Krieges vom ersten Tag an freudig auf sich genommen und mit einem Pflichtgefühl sondergleichen getragen haben. Wenn man sich schon mit den Versuchen beschäftigt, die jetzt unternommen werden, um die Ereignisse der letzten Wochen in anderem Licht erscheinen

zu lassen, darf man auch an den Artikeln der ‚Reichspost‘ nicht vorübergehen, die — weil in besonderem Auftrag — sich der nichts weniger als angenehmen Aufgabe unterzogen hat, die Familie Parma-Bourbon unter ihren Schutz zu nehmen und gegen jene sehr zahlreichen und gewichtigen Stimmen Stellung zu nehmen, die gegen den ebenso großen als beklagenswerten Einfluß Stellung nehmen, den diese Familie auf unsere Staatsangelegenheiten, auf die Führung unserer inneren und äußeren Politik ausübt.“

Was haben sich aber auch unsere deutschösterreichischen Brüder alles bieten lassen, — nicht nur von der Wiener Regierung, sondern auch von ihren eigenen, selbstgewählten parlamentarischen Vertretern! „Mit einer schier unbegreiflichen Langmut“, schildert Paul Samassa in einem Wiener Briefe der „Täglichen Rundschau“ die Lage, „haben die deutschbürgerlichen Parteien bisher die Regierungsmethoden des Ministeriums Seidler ertragen; es ist nicht richtig, daß die Regierung nur infolge ihrer Energielosigkeit die Treibereien der slawischen Parteien, die sich gegen den Staat, die österreichischen Deutschen, aber auch gegen das Deutsche Reich richteten, geduldet habe. Das mag für den Ministerpräsidenten gelten; aber im Ministerrate sitzen deutschfeindliche Persönlichkeiten, die diese Umtriebe nicht nur geduldet, sondern geradezu gefördert haben. Zu diesen gehörte — man kann sagen selbstverständlich — in erster Linie der slowenische Minister ohne Portefeuille Bolger, von dem es heißt, daß er aus dem Kabinett ausscheiden soll, dann der Minister des Innern, Graf Loggenburg, und Graf Sylva-Tarouca, der in den letzten Jahren eine höchst zweideutige politische Rolle gespielt hat, die gelegentlich wohl noch eingehender beleuchtet zu werden verdient. Ein Gegengewicht in deutscher Richtung fehlt dem Ministerium vollkommen ... Trotzdem haben die deutschbürgerlichen Parteien dieses Ministerium seither unterstützt, weil sie, wie sie immer erklärten, sich dem Staate in dieser schweren Zeit nicht versagen wollten. Die deutschen Wählerschaften haben aber mit besserem Instinkt erkannt, daß hier in unzulässiger Weise Regierung mit Staat verwechselt wurde, und daß, wenn die deutschen Parteien wirklich in erster Linie das Interesse des Staates im Auge hatten, sie nichts Wichtigeres zu tun hatten, als auf die Entfernung des Ministeriums Seidler zu dringen. Sie konnten sich ja direkt an die Krone wenden und dieser Vorschläge bezüglich eines neuen Ministeriums machen; mindestens mußten sie aber doch den maßgebenden Einfluß auf die Politik des Ministeriums nehmen und diese nicht durch jene Parteien bestimmen lassen, die diesem die allerschärfste Opposition machten. Sie bilden allein allerdings keine Mehrheit im Parlament; sie konnten aber die Verhandlungen mit Polen und Ukrainern mindestens mit ebenso gutem Erfolg in die Hand nehmen wie die Regierung, hätten diesen Parteien unter Umständen sogar bessere Bürgschaften für die Erfüllung ihrer Wünsche bieten können.“

Angeichts dieser Verhältnisse hat sich der deutschen Bevölkerung eine Erregung bemächtigt, die an die Badeni-Tage erinnert. Diese ging nicht etwa auf irgendeinen radikalen Flügel unter den Deutschnationalen zurück (unter dem zuallererst etwa die sog. deutschradikale Partei verstanden werden könnte, die ihren ‚Radikalismus‘ schon längst in die Schublade gelegt hat); ich erinnere nur an die

Vorgänge in Tirol, wo sich alle deutschen Parteien zusammenfanden und der christlichsoziale Landeshauptmann Schraffl in der schärfsten Weise gegen das Verhalten der Regierung in der Ernährungsfrage Stellung nahm. Auch dieses Verhalten läßt sich nicht allein auf bürokratische Unzulänglichkeiten zurückführen, sondern hat seinen politischen Hintergrund. Das deutsche Tirol und Deutschböhmen sind ausgesprochene Hungergebiete, im Tschechisch-Böhmen sind Nahrungsmittel reichlich vorhanden, die Regierung wagt es aber aus Angst vor den Tschechen nicht, mit Requirierungen vorzugehen. Die in diesem Falle mehr regierungs- als partei-offizielle ‚Reichspost‘ aber suchte die Kundgebungen in Tirol möglichst totzuschweigen. Die zahllosen Kundgebungen der deutschen Wählerschaft haben schließlich die Abgeordneten doch etwas aufgerüttelt, und sie drängten nunmehr den Ministerpräsidenten, ‚etwas zu tun‘. Die ‚Tat‘ war nun die Vertagung des Parlaments, die Ankündigung der Kreishauptmannschaften in Böhmen und einige Äußerungen über die südslawische Frage, die vom deutschen Standpunkt recht anfechtbar sind, weil sie sich gegenseitig aufheben und außerdem wohl geeignet sind, in Ungarn durchaus berechtigten Widerspruch zu erwecken. Schält man den Kern der Sache heraus, so kann man wohl als mannigfach verlausulierte Ansicht des Ministerpräsidenten ansehen, daß er die Errichtung eines südslawischen Staates aus Kroatien, Dalmatien und Bosnien für möglich hält, die Einbeziehung ‚jener Teile des österreichischen Staatsgebiets, die auf dem Wege zur Adria liegen‘ (also doch wohl Steiermarks, Kärntens, Krains und des Küstenlandes) aber für ausgeschlossen. Das ist allerdings auch die vorherrschende Anschauung der Deutschen, die an sich keinen Grund haben, sich gegen die Bildung eines einheitlichen Staats- oder Verwaltungsgebiets aus den von Kroaten und Serben bewohnten Teilen der Monarchie zu widersetzen. Da diese aber zum Teil auf dem Wege zur Adria des ungarischen Staates liegen, so kann man es den ungarischen Politikern wohl nicht übelnehmen, wenn sie hierbei ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen wünschen, und daß sie es nicht sehr angenehm empfinden, wenn der österreichische Ministerpräsident hier Wechsel ausstellt, deren Honorierung Ungarn überlassen wird . . .

Das, was jetzt kommen wird, kann man sich leicht ausmalen: die Tschechen und Slowenen sehen in den Erklärungen des Ministerpräsidenten nur die Wirkung des von deutscher Seite auf ihn ausgeübten Druckes und werden natürlich ihrerseits versuchen, diesen durch noch stärkeren Druck wettzumachen. Mit diesem Gedankengang stützen sie sich jedenfalls auf die bis jetzt gemachten Erfahrungen und haben damit keineswegs unrecht. Was den Deutschen heute als Gewinn zufällt, ist nichts Positives, denn auch die Errichtung der Kreishauptmannschaften in Böhmen ist bestenfalls der Ausdruck des Willens, etwas im Sinne der deutschen Forderungen zu tun; alles andere bedeutet aber nicht mehr, als das Einhalten auf einer verhängnisvollen Bahn, aber keinen positiven Aufbau. Was dieser aber bringen müßte, hat die Erklärung der beiden Herrenhausparteien gegenüber dem Ministerpräsidenten ganz gut herausgearbeitet: die innere Politik muß mit der äußeren in Einklang gebracht werden. Und das ist der Punkt, wo auch der ‚korrekteste‘ Reichsdeutsche zur Anteilnahme an der Entwicklung der



Dinge bei uns genötigt ist. Das ist aber nicht durch irgendwelches kleine Flickwerk, auch nicht durch Befriedigung einiger lokaler Wünsche der Deutschen Osterreichs zu erreichen, sondern nur durch einen großzügigen Neuaufbau, der freilich auf der Grundlage aufgeführt werden müßte, die schon Maria Theresia dem Staate gegeben hat, und die ihn manche Stürme überdauern ließ.“

Ein so kluger und besonnener Politiker wie der österreichische Reichsratsabgeordnete Franz Jaffer bekennt sogar (in der „Mitteleuropäischen Korrespondenz“), das österreichische Staatsschiff, auf dem die innerpolitische Fracht vertaut sei, treibe mit reißender Schnelligkeit der Katastrophe zu: „Im Deutschen Reiche hält man die tschechischen und südslawischen Forderungen für Größenwahn. Diese Meinung ist grundfalsch: so leidenschaftlich die slawischen Völker sein mögen, hysterisch sind sie nicht. Ihre Forderungen sind natürlich taktische Übertreibungen, von der Erfüllung ihrer Grundforderung — der Aufrichtung des böhmischen Staates — sind sie fest überzeugt. Und diese Überzeugung stützt sich auf ganz bestimmte Zusagen, die ihnen von maßgebender Stelle in bindender Weise gemacht wurden. Tschechische Blätter haben ganz offen von Reversen gesprochen, die tschechische Politiker dem Grafen Czernin ausgestellt haben. Darin verpflichteten sie sich, die ‚böhmische Frage‘ nicht auf den Friedenskongreß zu bringen. Es ist selbstverständlich, daß sie diese Verpflichtung nicht ohne Gegenverpflichtung eingingen. Diese kann nur in der Errichtung des böhmischen Staates, in der Föderalisierung Osterreichs bestehen. Von diesen Abmachungen erhielt Ungarn Kenntnis. Metterle erzwang dann vom Monarchen die feierliche Erklärung, daß die Krone ihre ganze Macht gegen die slawischen Aspirationen auf ungarisches Staatsgebiet anwenden und niemals in eine Föderalisierung Osterreichs einwilligen werde.

Der österreichische Ministerpräsident, Herr von Seidler, mußte dann dieselbe Melodie im österreichischen Parlamente singen. Er gab in feierlichster Weise in beiden Häusern des Reichsrates bekannt, daß die geplante Verfassungsreform den Einheitsstaat aufrecht erhalte und keine Auflösung oder Teilung der Kronländer beabsichtige, daher auch nicht die Errichtung rein nationaler Provinzen, daß sie jedoch die nationale Autonomie innerhalb der Kronländer gewähren wolle. Heute wissen wir, daß längst das von Herrn Seidler eingesetzte Verfassungskomitee unter dem Einflusse des Ministers Solger die Errichtung einer illyrischen Provinz mit den von Steiermark und Kärnten abzutrennenden slawischen Teilen, sowie die Abtrennung Welschtirols von Deutschtirol vorbereitet hatte. Herr v. Seidler begnügte sich jedoch nicht mit diesem Täuschungsversuche — er suchte einen Keil zwischen die deutschen Parteien zu treiben, indem er den deutschböhmischen Abgeordneten vorpiegelte, die Regierung sei nicht abgeneigt, die Provinz Deutschböhmen zu errichten — allerdings müsse sie dann auch die sinngemäßen slowenischen Forderungen erfüllen. Dieser Versuch wäre beinahe geglückt — wenn nicht andere Umstände die Regierung gezwungen hätten, die Grundzüge der geplanten Verfassungsreform endlich doch bekanntzugeben. Da ergab sich denn nun, daß wohl die illyrische Provinz vorgesehen war, nicht aber die deutsch-

böhmische! Herr von Seidler hat also nicht die volle Wahrheit gesagt, als er sich offiziell zum Programme der Unteilbarkeit der Kronländer bekannte.

In anderen Parlamenten hätte ein solcher Ministerpräsident ausgespielt gehabt, — im österreichischen Parlamente konnte er noch lange Zeit den deutschfreundlichen Biedermann spielen und sich an Bierabenden von ‚übermannen‘ deutschen Parteiführern als die Hoffnung Österreichs feiern lassen. Sogar jetzt noch scheint sein Einfluß groß genug zu sein, die deutsche Politik in seinem Sinne zu beeinflussen. Er arbeitet nämlich mit dem bewährten Trick, die Erhaltung seiner Regierung als ein Staatsinteresse auszugeben. Das Kabinett des Herrn von Seidler ist der Staat Österreich — wenn wir ihm das Budget verweigern, so verweigern wir es dem Staate, wenn wir es zu Falle bringen, so besorgen wir die Geschäfte des feindlichen Auslandes, das an dem Zusammenbruche des Parlamentarismus in Österreich das größte Interesse habe . . .

Das glimmende Feuer des Mißtrauens der Bevölkerung ist zu lohender Flamme aufgeschossen, als der Kaiserbrief an den Prinzen Sixtus bekannt wurde. Diesmal war die unverantwortliche Nebenregierung nicht mehr zu leugnen, diesmal war der Gegensatz zwischen der offiziellen und der geheimen Politik aller Welt sichtbar geworden. Endlich dämmerte selbst dem einfachsten Manne der innere Zusammenhang dieser geheimen äußeren Politik mit der geheimen slawenfreundlichen inneren Politik auf. Heute weiß man, wer das Einschreiten gegen die aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden hochverräterischen Slawen verhindert, wer sogar der kaiserlichen Hilfsaktion in dem hungernden Deutschböhmen mit Hilfe der staatlichen Bureaucratie entgegenarbeitet und für Nordböhmen bestimmte Nahrungsmittel in tschechischen Stationen aufhält und an Prag überweist.

Das Volk sieht eine Ententeagentur am Hofe am Werke. Sein gesundes Empfinden sagt ihm, daß eine Besserung nur eintreten kann, wenn mit dem System der Zweideutigkeiten, geheimen Versprechungen, kurz, mit der Hintertreppenpolitik aufgeräumt wird. Es läßt sich nicht mehr länger Herrn von Seidler als eine sakrosanfte Person, als ein Sinnbild des Staates aufschwätzen — es verlangt vielmehr, daß die deutschen Abgeordneten sich endlich auf ihre wahren staatlichen Pflichten besinnen. Sie bestehen in der Beseitigung aller Personen, die an dieser Hintertreppenpolitik teilgenommen haben, vor allem des Ministerpräsidenten.

Der Vorstand des deutschen Nationalverbandes — wir behalten diesen Namen bei, obwohl er parteioffiziell nicht mehr angewendet wird — hat seine bisherige und seine künftige Politik damit zu begründen versucht, daß die Deutschen niemals eine staatsverneinende Politik machen dürfen. Dagegen hat sich nun im Verbands, aber auch im Volke, ein sehr gefährlicher Widerspruch erhoben — es sei entgegen der Meinung der Parteileitung Pflicht einer deutschnationalen Politik, ihr Verhältnis zum Staate abhängig zu machen von dem Verhältnisse des Staates zum deutschen Volke. Die Gefahr dieser Auffassung liegt darin, daß die Deutschen Österreichs nicht leicht dazu zu bringen sein werden, die letzten Konsequenzen zu ziehen — d. h. im äußersten Falle zur Kündigung der Staatstreue zu schreiten und gleich den Slawen eine Politik der Treudenta zu

beginnen. Will man aber diese letzte Konsequenz nicht ziehen, dann gleicht die Drohung mit der bedingten Staatsstreue einem Messer ohne Heft und Klinge.

Wenn man jedoch das Wort ‚Staat‘ ersetzt durch ‚Regierung‘, so wird man den Notwendigkeiten einer kräftigen staatlichen und völkischen Politik der Deutschösterreicher am frühesten gerecht.

Nicht eine vergängliche Regierung ist der Staat, nicht einmal die Krone repräsentiert ihn allein, sondern vor allem das Volk, das ihn geschaffen und erhalten, das deutsche Staatsvolk. Wir müssen gleich den Madjaren der ganzen Welt immer wieder zurufen: Der Staat sind wir! Wir wollen keine germanisierende Gewalt Herrschaft ausüben, wir wollen aber auch nicht aus unserer Stellung verdrängt werden, damit einem mechanischen Gleichberechtigungsprinzip entsprochen werde.

Weil wir den Staat Österreich — den in tausend Jahren gewordenen — vorwiegend repräsentieren, müssen wir jede Regierung als staatsfeindlich betrachten, die an den natürlichen und geschichtlichen Grundlagen rüttelt. Weil wir den Staat wollen, müssen wir die Entfernung des Kabinetts Seidler fordern, die Opposition ist daher geradezu eine staatliche Pflicht. Wenn man uns damit schrecken will, daß ohne unsere fernere unbedingte Regierungstreue ein parlamentarisches Regime nicht aufrechtzuerhalten ist, so sollten wir der Regierung kaltblütig den Rat geben, sich eine Mehrheit aus den slawischen Parteien und der deutschen Sozialdemokratie zu bilden.

Alle Bedenken über schädliche Rückwirkungen einer Parlamentskrise auf die militärische, finanzielle und diplomatische Lage sind heute gegenstandslos. Die militärische Lage ist günstiger denn je — und damit auch die diplomatische. Diese bleibt nur so lange ungünstig, als die Entente mit der Hintertreppenpolitik in der Monarchie rechnen kann. Darum muß endlich die Atmosphäre in Wien gereinigt werden — dabei aber kann man nicht mit Glacehandschuhen arbeiten, sondern muß sich an das Rezept halten, daß zuzeiten ‚goldne Rücksichtslosigkeiten‘ geboten seien. Die deutschen Parteien haben es bisher beim Mundspitzen bewenden lassen — jetzt werden sie wohl endlich zur Ordnung pfeifen müssen, wenn sie nicht mitschuldig werden wollen an der Fortfristung korrupter staatlicher Zustände.

Die Katastrophe in der inneren Politik ist nach dem Zusammenbruche der äußeren Politik der Nebenregierung unaufhaltsam. Je rascher sie eintritt und je vollständiger sie wird, desto nützlicher wird sie für den Staat und das deutsche Volk werden.“





## Wie Erzberger zu seinem Einfluß gelangt ist

wird von einer Zuschrift aus Zentrumskreisen in der „Köln. Stg.“ angedeutet:

„Wenn man die Wurzeln des Einflusses, den Erzberger heute noch besitzt, bloßlegen will, dann darf man noch folgendes nicht vergessen. In seiner überaus einflußreichen Stellung hat er viele persönliche Gefälligkeiten erweisen können, deren Empfänger ihm zu Dank verpflichtet wurden. Durch ihn sind auch in manchen Ämtern viele zu Stellung und Würden gekommen, die nun seine Partei halten. Auch in der Partei sind wohl manche ihm durch allerhand von ihm geleistete Dienste verbunden. Ähnliches gilt von der ihm ergebenden Presse. Sein Einfluß reicht weit und die Presse, über die er verfügt, ebenfalls. Eine Erklärung der Persönlichkeit Erzbergers sollte versucht werden. Man soll ihm den guten Willen, dem Lande zu dienen, nicht abstreiten. Er tut es so, wie er es versteht. Auf der andern Seite soll man sich hüten, in ihm den eigentlichen Leiter und Lenker der deutschen Politik zu sehen. Das ist er nie gewesen und niemals weniger als gerade heute. Wir können uns auf den Bund des Grafen Hertling mit der Obersten Heeresleitung verlassen. Und noch ein Gedanke drängt sich auf: Die ganze Entwicklung des Krieges macht die Dinge so zwangsläufig, daß einzelne Personen wie Erzberger sie entscheidend weder nach der einen noch nach der andern Seite beeinflussen können.“

Für heute — ohne Kommentar. Auch das Tatsächliche dieser Mitteilungen genügt

vorderhand. Damit ist der Fall Erzberger aber noch lange nicht abgetan.

## Was dem Baltischen Lande not tut

zuallererst not tut, wird von den „Stimmen des Ostens“ überzeugend dargelegt:

Es gibt, das bolschewistisch verseuchte Fabrikproletariat Rigas und Revels abgerechnet, das einen verschwindenden Bruchteil bedeutet, in dem agrarischen Lande gewiß niemand zwischen Memelfluß und Finnischem Meerbusen, der die Befreiung von der Moskowitertyrannie nicht dankbaren Herzens empfände. Aber die Befreiten wollen nun auch leben, wollen ihre Wirtschaft, ihr Recht, die Grundmauern ihrer künftigen Gemeinschaft aufbauen, und sie schweben immer noch zwischen Himmel und Hölle und wissen einstweilen nicht einmal, ob sie nicht wieder zum Inferno verdammt werden könnten. Für Kurland liegen die Verhältnisse ja einigermaßen klar. Aber die drei Provinzen gehören nun einmal zusammen und sind nach Wirtschaft und völkischer Schichtung aufeinander angewiesen. Der derzeitige Zustand indes reiht sie in der unglücklichsten Weise auseinander, zerschneidet nicht nur den lettischen Volksstamm, trennt auch, wenn schon in bescheidenerem Ausmaß, den Esten von dem Esten, macht nicht nur die Wiederaufnahme des wirtschaftlichen, macht auch die primitivsten Formen staatlichen Lebens unmöglich. Hier ist die eine Gewalt zuständig, dort die andere. Das hat dann die ganz natürliche Folge, daß jeder bestrebt ist, unbequeme Dinge von sich abzuschieben und so und so viele Fragen überhaupt unentschieden zu lassen. Und daß viel-

fach noch Bestimmungen herrschen, die im eroberten und besetzten Feindesland wohl angebracht sind, die aber, wie die annoch mangelsnde Freizügigkeit, in einem Gebiet einermassen ihren Sinn verloren, das seine Zukunft im engsten Anschluß an das Deutsche Reich zu gestalten strebt.

Die Ostseelände haben selber alles getan, was zu tun ihnen möglich war. Nach dem Vorgang Rußlands haben auch die geordneten Vertretungen Livlands und Estlands den Wunsch nach einer Angliederung an Deutschland ausgesprochen und ihn in feierlicher Abordnung dem Kanzler übermittelt. Jetzt muß das Reich den Liv- und Estländern helfen, das Verhältnis zu Großrußland zu lösen. Sie selbst besitzen ja einstweilen gar nicht die Organe, die Lösung diplomatisch zu betreiben. Das ist das erste, das Dringlichste, das nachgerade unaufschiebbar Gewordene. Statt dessen ist bisher nicht einmal der Friedensvertrag von Brest-Litowsk im Reichsgesetzblatt publiziert worden, und auch, wo der beste Wille vorhanden ist, sind die Behörden nicht in der Lage, die Rechtsfolgen aus ihm für die unglücklichen Bewohner der Baltienmark zu ziehen.

Manche meinen: die von den Landesvertretungen der drei Provinzen angestrebte Personalunion erschwere einermassen die Lage. Solange in Preußen der Streit um das Wahlrecht währe, würde man an die Entscheidung dieser Frage nicht herangehen mögen. Dazu wird zu sagen sein, was wir hier immer gesagt haben: die Personalunion, die den König von Preußen zum Herrscher ihres Landes macht, ist ein inniger Wunsch baltischer Herzen. Höher aber steht der Bevölkerung der Baltienmark, die in unsagbar schwerer Leidenschule gelernt hat, politisch zu denken, die Realunion, die Verankerung und Festigung ihrer Institutionen, der schon bestehenden und der noch zu schaffenden, im Anschluß an das Deutsche Reich. Und ganz allgemein glaubt man im Baltikum: es wäre statthast, gewisse Möglichkeiten für den Aufbau seiner Staatlichkeit schon jetzt zu gewähren und es einer späteren Frist zu überlassen, den Bau durch die ersohnte monarchische Spitze zu krönen.

Noch einmal: die Baltienmark muß leben. Und gerade, weil sie befreit ist, will sie leben. Es handelt sich da nicht nur (oder vielleicht überhaupt nicht) um die Deutschtalten. Die sind an Opfer und Entisagen gewöhnt und werden, nun sich der Himmel über sie entwölkt hat, sicher in Geduld und Ergebung und in dem hoffnungsstohen Optimismus, der ein Erbteil ihres Blutes ist, noch weiter harren. Aber mit ihnen siedeln auf der gleichen Scholle Letten und Esten, und deren Stimmung, die zurzeit uns noch überwiegend günstig ist, gilt es zu erhalten. Das ist der Punkt, in dem reichsdeutsche und baltische Interessen sich berühren.

## Bodenschätze im Baltienlande

Die große wirtschaftliche Bedeutung der Ostseeprovinzen, die mit ihrem fruchtbaren Boden und ihren herrlichen Waldungen an Steuerkraft und Hektarerträgen alle anderen Teile des ehemaligen Rußlands weit übertreffen, ist während der letzten Jahre schon oft und eingehend erörtert worden. Auf einen Umstand, über den bisher noch fast nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist, lenkt Dr. Frhr. von Rosen in der Monatschrift „Deutschlands Erneuerung“ die Aufmerksamkeit: auf die reichen mineralischen Bodenschätze Estlands. In dieser Provinz finden sich nämlich, abgesehen von der bereits sehr entwickelten Industrie von Dorf, Ziegeln, Zement, den Marmorbrüchen und der Porzellanerde, noch gewaltige, 2 Milliarden Kubikmeter liefernde Lager von Brandschiefer mit 20% naphthaartigem Öl und großen Mengen Leuchtgas, sowie noch mächtigere Phosphatlager, die hauptsächlich aus 5 Milliarden Kubikmeter phosphorsaurem Kalk bestehen. Die nördlichste und unfruchtbarste der drei baltischen Provinzen ist demnach überreich an einem Rohstoff, der für die Landwirtschaft die größte Bedeutung hat und in Deutschland, abgesehen von verschwindend geringen Mengen in Württemberg, gar nicht vertreten ist.

## Bayern und Tirol

Die Wiener Regierung hatte über 800 für Tirol bestimmte Waggons bayerischer Kartoffeln bis auf einen Rest von 175 Waggons zuungunsten Tirols verfügt, ohne die Tiroler hiervon zu benachrichtigen. Nur einem Zufalle war es zu verdanken, daß auch nur der kleine Rest von 175 Waggons für Tirol gerettet werden konnte!

Dieses Verhalten der Wiener Regierung hat natürlich große Aufregung verursacht. So wurde, nach einer Drahtung an die „E. R.“ aus München, vom Alldeutschen Verein für Bozen und Südtirol eine Entschliebung gefaßt, die im Sinne des deutschtiroler Volkes entrüsteten Einspruch gegen eine solche Behandlung erhebt. Empörend sei es, daß sich ein l. u. l. Amt, das Wiener Volksernährungsamt, dazu herbeiläßt und sich der Aus Hungerspolitik des deutsch-österreichischen Volkes durch die Slawen förmlich anschließt. Die deutschen Abgeordneten werden ersucht, mit allen Mitteln das System Seidler samt seiner Verwaltung endlich hinwegzufegen. An die Deutschtiroler erging der Aufruf, auch die letzte Rücksicht fallen zu lassen und Bayern zu bitten, die Tiroler dadurch vor dem völligen Untergang zu bewahren, daß Bayern die dauernde Aufnahme Tirols in das Wirtschaftsgebiet Deutschlands herbeiführe.

Ich mußte mich bei dieser, wenn auch freien Wiedergabe an die Wortbestimmung „Deutschtiroler“ halten. Aber gibt es einen treudeutscheren Volksstamm, als die Tiroler? (Auch die „Welschtiroler“ sind ja zum allergrößten Teil nur verweschte Deutsche.) Und nun gar Tiroler und Bayern! Sind sie nicht sogar im engeren Sinne eine Volksfamilie, wie etwa die Niedersachsen in Westfalen, Hannover, den Lippechen und Braunschweiger Landen bis zu den Hanseaten in Bremen, Hamburg, Lübeck und noch eine ganze Strecke nach Ost und Nord, nach West und Süd weiter?

„Bleiben wir aber — in diesem engeren Rahmen — bei den Bayern und Tirolern.

Seit wann sollen sie nicht mehr des selben Stammes sein?

Wenn Deutsch-Österreich an diesem Kriege zugrunde ginge — nein, auch nur zur Ohnmacht gegen ein übermächtiges Slawentum verurteilt würde, dann hätte „Deutschland“ sich allerdings, „großzügig“, wie Dumme immer sind, für die „Menschheit“ geopfert. Der Japaner würde nicht einmal anerkennen: Garaliki gemacht. Denn diese Sache wäre ihm denn doch zu dumm.

Aber — ein schlimmer Trost — die „Monarchie“ wäre nicht besser dran. Sie würde durch eine Reihe selbständiger slawischer Staaten abgelöst werden, bei denen Verständnis für irgendwelche Familieninteressen kaum vorauszusetzen wäre.

Ist denn aber noch kein deutscher Staatsmann darauf verfallen, daß in diesem Spiele auch ein tieferer Sinn liegen könnte? Man sehe sich daraufhin einmal die von „uns“ unter Führung der „Monarchie“ „getätigten“ Friedensverhandlungen und -abschlüsse an . . .

## Wozu in die Ferne schweifen?

„Aus Italien“, stellt mit Bedauern General z. B. von Liebert fest, „verlautet leider noch immer keine Kunde von neuen Taten unserer Bundesgenossen. Den Gegnern ist es nicht nur ermöglicht, die französischen und britischen Divisionen wieder nach Flandern zurückzurufen, sondern sogar italienische Truppenverbände dorthin zu senden.“

Die Tatsache brauchte nicht erst festgestellt zu werden, aber es schadet nicht, daß ein hoher Militär sie in aller Öffentlichkeit (7. Mai) ausgesprochen hat.

Und doch geht alles ganz natürlich zu, man darf nur nicht zu hoch greifen. Auch der treueste deutsche und österreichische Patriot wird nicht bestreiten können, daß zwischen Makkaronis und Parmesantäse eine gewisse Wahlverwandtschaft besteht. Selbstverständlich nur gastronomische, aber um so natürlichere. Und wenn daneben noch Heinrich IV. mit Recht berühmt es französisches „Huhn im Topfe“

liegt? — „Wozu in die Ferne schwelven? Bleib, das Gute liegt so nah.“ Gr.

## Noch eine Erinnerung an Herrn von Bethmann Hollweg

Bei Kriegsausbruch flüchtete der sozialdemokratische Agitator Münzenberg aus Erfurt, 25 Jahre alt, um sich der Heerespflicht zu entziehen, nach der Schweiz, machte sich dort wichtig, wurde vor Jahresfrist von den schweizerischen Genossen als Vertreter zu den Stockholmer Besprechungen ausersehen, und Herr von Bethmann Hollweg nahm keinen Anstand, diesem Deserteurfreies Geleit durch Deutschland zuzusichern! Inzwischen ist Münzenberg von seinem Schicksal ereilt und wegen antimilitaristischer Umtriebe, wegen Aufreizung junger Leute zur Verweigerung ihrer Dienstpflicht und wegen revolutionärer Bearbeitung der Schuljugend vom Bundesrat aus der Schweiz ausgewiesen worden. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland wird er mit offenen Armen empfangen werden, aber nicht von Herrn von Bethmann Hollweg und seinen Palabinen, sondern von der zuständigen Heeresstelle.

P. D.

## England und Elsaß-Lothringen

Was um die Wende des Jahrhunderts dachte kein englischer Staatsmann daran, für die französischen Hoffnungen und Pläne auf Elsaß-Lothringen einzutreten. Nach Sedan hatten leitende Londoner Blätter mit „Times“ und „Daily News“ an der Spitze die Wiederangliederung Elsaß-Lothringens an Deutschland begrüßt, und noch im Jahr 1894 fand der angesehenen englische Politiker William Harbutt Dawson mit seinem zweibändigen Werk „Germany and the Germans“ (London 1894), auf Grund umfassender Studienreisen in Deutschland geschrieben, Beachtung und Zustimmung. In diesem Werk wies Dawson Frankreichs Ansprüche auf Elsaß-Lothringen nachdrücklich zurück. Er schrieb: „Eine Lieblingsbehauptung der Franzosensfreunde geht dahin, die Besetzung Elsaß-Lothringens durch die Deutschen sei eine

stehende Bedrohung des europäischen Friedens. Es wäre viel richtiger, zu sagen, daß die Weigerung Frankreichs, die Entscheidung eines Krieges, den es selbst suchte, anzunehmen, mit anderen Worten: den Gedanken der Vergeltung aufzugeben, die wahre Quelle aller Beunruhigung ist. . . Was Deutschland mit Waffengewalt und unter schrecklichen Opfern an Leben und Gut gewonnen hat, was ihm durch feierlichen Vertrag zugesichert ist, das wird es behalten und nötigenfalls verteidigen, bis der letzte pommersche Grenadier sein Blut vergossen und der Juliusturm den letzten Groschen ausgespien hat. Deutschland wird in der Tat tun, was Frankreich, was jeder andere Staat an seiner Stelle täte. Es würde viel zur größeren Ruhe Europas beitragen, wenn einerseits Frankreich sich mit der Gewißheit ausöhnen wollte, daß Elsaß-Lothringen nur durch Kampf und, was mehr, nur durch Sieg wieder zu haben ist, und wenn andererseits die wohlmeinenden Friedensapostel Englands und anderer Länder die Frage der eroberten Provinzen ganz außerhalb ihrer Berechnungen ließen und ihre Pläne auf jede andere Hypothese gründeten als die unbedingt unmögliche, daß das Reichsland verkauft, abgetreten oder neutralisiert werden könne.“

Aber diese Auffassung setzte sich zunächst Eduard VII. hinweg, als er seine Einkreisungspolitik gegen Deutschland einleitete. Ohne Frankreichs Mitwirken konnte sie nicht gelingen. Um die Pariser Machthaber dafür zu gewinnen, verhiß er ihnen für den Kriegsfall die Mithilfe Englands bei der Wiederoberung Elsaß-Lothringens. Nach den englischen Ministererklärungen von Mitte Oktober 1917 will England für die Herausgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich kämpfen, so lange wie Frankreich selbst darauf beharrt. Die Betonung der Worte „so lange“ sollte auf die Möglichkeit eines Kompromisses hinweisen. Diese Erklärung wurden abgegeben, als im französischen Volke die Abneigung gegen die Weiterführung des Krieges und gegen die englische Politik stärker hervortrat, und hatte den Zweck, die Franzosen bei der Stange zu halten und zu äußersten Opfern anzuspornen.

## Ein englischer Wunsch erneuert

In seinem Werk „Life of Richard Cobden“ (London 1896, II., 132) äußerte John Morley folgenden heute wieder recht zeitgemäßen Wunsch: „Gern möchte ich einmal eine Erdkarte veröffentlicht sehen mit roten Punkten an allen denjenigen Stellen, wo die Engländer blutige Schlachten geschlagen haben. Man würde da entdecken, daß wir im Verlauf von sieben Jahrhunderten überall gegen fremde Feinde gekämpft haben, doch zum Unterschiede gegenüber anderen Völkern niemals in unserem eigenen Lande. Ist das nicht Beweis genug, daß wir die angrißlustigste Rasse unter der Sonne sind?“

\*

## Französische Übersetzungskunst

Der „Miroir“ vom 26. August 1917 bringt im Bild einige in den Fels gesprengte, eroberte Unterstände mit deutschen Inschriften. Eine lautet: „Hier gut Brandenburg alleweg!“ und die französische Übersetzung: „Le Brandebourg passe partout.“ Noch interessanter ist die Übersetzung des Bismarckschen Spruches: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.“ „Seuls les Allemands craignent Dieu. Sans eux, rien sur le monde.“

\*

## Wie erscheint unsern Kriegsgefangenen die Heimat?

Tiefstes Gefühl des Dankes und der Bewunderung für die Leistungen der Heimat auf jedem Gebiet, so antwortet ein kriegsgefangener Offizier Ostern 1918 in den „Süddeutschen Monatsheften“, gab uns in der Gefangenschaft die Kraft, Schweres, Schwerstes zu ertragen. Aber neben diesem Gefühl des Dankes und der Anerkennung ergreift den Gefangenen immer wieder das Gefühl tiefsten Kummers, wenn er auf die inneren Kämpfe sieht, die gerade im letzten Jahre die Einheit des Vaterlandes durchfurchen.

Der Gefangene versteht die Heimat nicht mehr; er versteht nicht den Beschluß des Reichstages vom 19. Juli 1917. Wie kann

man trotz aller wirtschaftlichen Not Führern nicht mehr vertrauen, die nicht wie jene feindlichen im August 1914 voll Haß, Chauvinismus und Zerstörungslust zum Kampfe zogen, sondern in stillem Pflichtgefühl warteten, bis die Stunde von Tannenberg schlug.

Der Gefangene versteht es nicht, daß man dem Gegner die Hand zur Versöhnung anbietet, während man sich selbst im Innern erbitterter denn je bekämpft. Würde England und Frankreich jemals an Versöhnung denken, wenn es auf solche Erfolge blicken könnte wie wir jetzt? Haben Frankreich und England in ihrer Geschichte je an Versöhnung gedacht, wenn sie so dastanden wie wir jetzt? Mehr als widersinnig ist es, nach außen von Versöhnung, nach innen von Kampf zu sprechen. Wie denkt der Gegner darüber? Er lacht und stärkt den Willen seiner kriegsmüden Bevölkerung durch den Hinweis auf die möglichen Folgen unserer Uneinigkeit. Die Pazifisten der Westgegner arbeiten ganz im Sinne ihrer Regierungen, wenn sie von Frieden sprechen, und jene Regierungen hängen ihren schroffen Kriegsbedingungen das versöhnliche Mäntelchen nur deshalb um, um die unpolitisch denkenden Deutschen in ihrem Versöhnungswahn zu stärken.

\*

## Auch das noch?!

Jetzt sollen auch noch die Lebensmittel in Postpaketen unter Amtskontrolle gestellt werden! Dem „Deutschen Kurier“ wird aus dem Leserkreise geschrieben:

„Der Landrat in Lübben erläßt eine amtliche Bekanntgabe, nach welcher durch Verfügung der zuständigen Kaiserlichen Oberpostdirektion angeordnet worden ist, daß auch über die Lebensmittelverfendung in Postpaketen von jetzt ab eine Kontrolle ausgeübt wird und Pakete mit Lebensmitteln, welche dem Ausfuhrverbot unterliegen, von der Beförderung auszuschließen sind. Zu diesen verbotenen Lebensmitteln gehören in Lübben auch Mohrrüben, Quark, Graupen, Erbsen, Hülsenfrüchte, also so ziemlich alles, was irgendwie in Frage kommen kann.“



Dieses Verhalten der zuständigen Oberpostdirektion durchbricht das bisherige Prinzip der Post, sich in dieser Beziehung um den Inhalt der Pakete nicht zu kümmern, um so einer Nachspüffelung und Spionage in den Posträumen jede Möglichkeit zu entziehen. Die Post hatte daher bisher trotz der vielen Unregelmäßigkeiten, die auch bei ihr als Kriegsfolge und als Folge des nicht immer einwandfreien unteren Personals vorkommen, das unbedingte Vertrauen des Publikums, und sie war eigentlich im öffentlichen Leben die Lichtseite gegenüber der das Leben stark verschattenden neuentstandenen Reichsämter. Wenn man ferner bedenkt, daß dadurch, wie im vorliegenden Fall, selbst die Schwester ihrem auswärts wohnenden Bruder nicht einmal ein Paket mit Mohrrüben schicken kann, die sie im Überfluß hat, so muß man dieses landrätliche Verbot als einen Eingriff in die persönlichen Rechte betrachten, der um so krasser wirkt, als heute sogar die Regierung einer Demokratisierung der Staatsform nicht mehr widersteht. . . Daß sich aber die Post jetzt auch noch zum Handlanger derartiger Verbote hergibt, ist im höchsten Grade bedauerlich, und es wäre wohl zu wünschen, daß der Staatssekretär der Post dieser Neuerung in seinem Bereich umgehend ein Ende macht.“

Daran läßt sich nicht rühren: was vom grünen Tisch, von den „Ämtern“, Kriegsgesellschaften usw. usw. geschehen kann, um dem Volke das Durchhalten zu erschweren und zu vereteln, das geschieht ehrlich und unermüdlich.

### Eine „ungehörige Bezeichnung“

Das „Israelitische Familienblatt“ schreibt in einer Briefkastennotiz: „Die Bezeichnung ‚jüdisches Aussehen‘ in der Fahndungsbekanntmachung des Armeetagebefehls 9 vom 23. Februar 1918 halten wir für ungebührlich, wenn dieser Personalbeschreibung auch eine direkte antisemitische Tendenz nicht zugrunde liegen mag. Es werden doch auch Angehörige anderer Reli-

gionsbekenntnisse in ähnlichen Fällen nicht in analoger Weise charakterisiert. Der beabsichtigte polizeiliche Zweck ließ sich auch ganz gut auf andere Weise erreichen.“

Die „Wahrheit“ gestattet sich die Frage, woran man erkennen kann, ob jemand evangelischer oder katholischer „Konfession“ ist.

### Das junge Deutschland

Unter diesem und ähnlichen Namen haben sich an verschiedenen Orten lose Vereinigungen zur Aufführung junger Dramatiker gebildet. Ich gönne dem Talente jede Förderung, so daß selbst der Mißbrauch in den Kauf genommen sei. Aber es ergibt sich ein anderes, unabweisbares Bedenken. Es sind durchaus nicht immer rein literarische Gesichtspunkte, aus denen diese Förderung erteilt wird. Manche Werke kommen nicht um ihres literarischen Wertes willen in die Aufführungsreihe dieser Vereine, sondern weil ihre öffentliche Aufführung — verboten ist. Das Zensurgesetz erlaubt in geschlossener Gesellschaft ohne weiteres, was es für die öffentliche Aufführung verbietet. Darin liegt sicher ein berechtigter Gedanke, der sich auch in manchen Fällen als fruchtbar erwiesen hat. Aber zurzeit wird ein übler Mißbrauch damit getrieben. Daß für die Mitgliedschaft an diesen „geschlossenen Gesellschaften“ nicht die geistige Reife und die literarische Urteilsfähigkeit ausschlaggebend sind, sondern der Geldbeutel, gute Verbindungen oder auch nur die schnelleren Beine bei der Beforgung der Karten, läßt sich vielleicht nur schwer ändern. Schlimmer schon ist, daß sehr leicht eine Fälschung des literarischen Urteils zustande kommt. Immer wieder heißt es in den Berichten: „Das Stück fand lebhaften Beifall, der nicht in seinen dramatischen Werten begründet war. Aber das Publikum wollte demonstrieren gegen das unbegreifliche Zensurverbot.“ Man mag darüber denken, wie man will, Tatsache bleibt, daß die Beurteilung mit reiner Kunst nichts zu tun hat.

Aber wichtiger erscheint mir ein Drittes. Es werden jetzt manche Stücke aus politischen Gründen verboten. Ob mit Recht oder Un-

recht, braucht uns nicht zu beschäftigen. Tatsache ist, daß die staatliche Gewalt im Interesse dieses Staates es für Pflicht hält, diese Stücke in ihrer Wirkung auf das Volk zu verhindern. Nun werden die Stücke aber vor geschlossener Gesellschaft aufgeführt und danach in der Presse möglichst öffentlich und besonders ausgiebig besprochen. Das ist doch ein unsinniger Zustand. Auf diese Weise wirken diese Stücke doch viel aufregender, zumal nicht einmal die Korrektur der Pressestimmen durch eigenes Anhören des Stückes möglich ist. Und was dieses Presse-Echo an Widerspruch sich leistet, ist kaum glaublich. Bei Goerings „Seeschlacht“ herrscht noch nicht einmal über die äußere Aufnahme Einigkeit. Was die einen als stille Ergreiftheit deuten, nennen die andern stumme Ablehnung.

Also, man mache dieser nur dem Snobismus und der Verwirrung dienenden Einrichtung ein Ende. Wenn die Zensur von ihrem Verbotrechte Gebrauch machen muß — es sollte nur in den schwersten Fällen geschehen —, so darf sie auch keine Ausnahmen zulassen, wenigstens keine, die bei äußerer Befolgung des Gesetzes schweren inneren Schaden anrichten. R. St.

## Die Kinoschönheit auf Freiersfüßen

Ein recht bezeichnendes Heiratsinserat findet sich im „Berliner Tageblatt“. Es atmet so richtig den Geist von Berlin WW. und verdient deshalb liebevolle Betrachtung:

„Greif zu . . . ! ! ! Im Frieden hält er Vorträge über Lebenskunst usw. Sein Beruf ist mit glänzendem Einkommen verbunden. Nach Ableben des kranken Vaters (!) (auswärtiger Großkaufmann) erbt er ca. ¼ Million. Er ist eine Individualität mit eisernem Willen und goldigem Herzen. Lebt in absolut geregelten Verhältnissen. Hochgewachsen, schlanke Gestalt mit Diplomatenstypus (!), 35 Jahre alt, glattrasiert (!), Aussehen eines 27jährigen. Erscheinung eines eleganten Kinodarstellers (!). Weitgereift, 5 Spra-

chen beherrschend, umfassende literarische Kenntnisse, eifriger Theaterbesucher, musikalisch, leidenschaftlicher Automobilist und Tennisspieler. Dieser tatsächlich seltene Mensch wohnt bei Inserentin zur Miete und weiß nichts von diesem Inserat (na, na!). Trotz seiner vielseitigen Veranlagung fühlt er sich vereinsamt und würde unbedingt glücklich an der Seite einer liebend sorgenden Gattin. Nur ausführliche Zuschriften, mit Bild bevorzugt, von Damen, Witwen (evtl. auch mit Kind) finden Berücksichtigung. Vermögen erwünscht. Gewerbmäßige Vermittler Papierkorb. Schreiben von Eltern oder Vormund willkommen. Offerten unter . . .“

Das, bemerkt die „Wahrheit“, ist unbedingt der gegebene Mann für die Launenbälger! Man denke: „glattrasiert“ . . . „Diplomatenstypus“ . . . „Erscheinung eines eleganten Kinodarstellers“. Das letztere ist natürlich das höchste der Gefühle; höher geht's nimmer! Und Tennis spielt er auch leidenschaftlich. „Er“ ist also schlichtweg das vollkommene Ideal! Wie sie sich um ihn reißen werden!

## Die Zuderfabrik Stuttgart

Unter dem Titel „Wohin zielt das?“ brachte das Zweite Februarheft des Fürmers einen Warte-Artikel, der im Anschluß an einen Bericht der „Schwäbischen Tagwacht“ die außerordentlich hohen Gewinne der Zuderfabrik Stuttgart-Cannstatt beleuchtete. Wir erhalten nun von der genannten Fabrik ein Berichtungsschreiben, das wir in seinem vollen Wortlaut zum Abdruck bringen:

„Im Zweiten Februarheft 1918 der Zeitschrift ‚Der Fürmer‘ findet sich unter der Überschrift: ‚Wohin zielt das?‘ ein Aufsatz, welcher sich mit dem neuerlichen Gewinnergebnis der Zuderfabrik Stuttgart in Stuttgart-Cannstatt beschäftigt. Wir beschränken uns darauf, in sachlicher Beziehung zu dem Aufsatz Stellung zu nehmen und dadurch die Schriftleitung des ‚Fürmer‘ instand zu setzen, die zum großen Teil unrichtigen Folgerungen, zu denen jener Artikel gelangt, richtigzustellen.“

Es ist richtig, daß den Aktionären auf je drei alte Aktien eine neue Aktie unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden soll. Dies erfordert bei einem Aktienkapital von 1,8 Millionen Mark eine Aufwendung von  $\text{M} 600\,000$ .— Unrichtig dagegen ist, daß dieser Betrag aus den Gewinnergebnissen des abgelaufenen Jahres entnommen werden soll. Es steht vielmehr hierfür der Vortrag des vorausgegangenen Geschäftsjahres mit  $\text{M} 631\,000$ .— zur Verfügung. Dieser Vortrag rührt nun aber nur zu einem verschwindend kleinen Teil aus den in den Kriegsjahren erzielten Überschüssen her. Vielmehr ergab sich bereits nach Abschluß des Geschäftsjahres 1913/14 auf 1. September 1914 ein Vortrag auf neue Rechnung in Höhe von  $\text{M} 570\,000$ .—, das sind 95 % der neuerdings beabsichtigten durch Ausgabe von Gratisaktien zu bewertstelligenden Stammkapitalerhöhung.

Um nun sowohl die geplante Erhöhung des Stammkapitals als auch die für das abgelaufene Geschäftsjahr verteilte Dividende von 25 % richtig zu würdigen, ist es erforderlich, zu berücksichtigen, daß das seitherige Stammkapital von 1,8 Millionen Mark schon seit längerer Zeit nicht mehr im Einklang steht mit der Größe und Leistungsfähigkeit der drei der Zuckerrfabrik zugehörigen Betriebe (Rübenzuckerrfabrik, Raffinerie, ausgebehrnte Landwirtschaft). Dies rührt zum Teil davon her, daß das Aktienkapital in früheren Jahren wegen ungünstigen Geschäftsganges verschiedentlich hat zusammengelegt werden müssen, und daß es bei der Einverleibung der Zuckerrfabrik Böblingen, die vor 10 Jahren erfolgt ist, nur unwesentlich erhöht worden war. Die fortgesetzten Erweiterungen des Werkes und die ständigen Verbesserungen des technischen Betriebs sind in Friedenszeiten vorgenommen worden ohne irgendwelche entsprechende Vermehrung des Aktienkapitals. Eine solche innere Konsolidierung einer gesellschaftlichen Unternehmung ist sonst als Zeichen einer guten Finanzgebarung aufgefaßt worden. Diese schließt aber nicht aus, daß nicht in einem gewissen Zeitpunkt dem eingetretenen Wachstum des

Unternehmens auch durch Erhöhung des Aktienkapitals Rechnung getragen wird, wobei die Frage, auf welche Weise dem gesetzlichen Bezugsrecht der Aktionäre Rechnung getragen wird, immerhin von untergeordneter Bedeutung sein dürfte.

Wenn nun aber die Höhe der Dividende beanstandet werden will, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß sowohl die Preise für Rüben als auch diejenigen für Rohzucker und Verbrauchszucker durch Verordnung vorgeschrieben sind. Wenn etwa behauptet werden sollte, daß bei Festsetzung der Preise die Regierung der Zuckerindustrie gegenüber zu nachgiebig gewesen sei, so ist dem entgegenzuhalten, daß die Gewinnergebnisse der größten Anzahl der deutschen Zuckerrfabriken zurzeit sehr bescheiden genannt werden müssen, ja daß sie bei manchen kaum die derzeitigen Betriebskosten decken. Wie unbegründet aber die Behauptung ist, daß die Dividende durch die Zuckerpreise in die Höhe geschraubt werde, erhellt wohl am besten aus folgenden Tatsachen: Für die von der Zuckerrfabrik Stuttgart während der letzten drei Jahre jeweils zur Verteilung gebrachte Dividende von 25 % wurden bei einem Aktienkapital von 1,8 Millionen Mark jeweils  $\text{M} 450\,000$ .— benötigt. Die Herstellung von Verbrauchszucker durch die Zuckerrfabrik Stuttgart ergab im Durchschnitt der letzten 3 Jahre 501 490 Zentner. Gesezt den Fall, die Aktionäre hätten auf die Dividende von 25 % verzichtet, und es wäre der so erparte Betrag von  $\text{M} 450\,000$ .— dazu verwendet worden, die erwähnte Produktionsmenge von 501 490 Zentner zu verbilligen, so würde sich für das Pfund Zucker noch nicht einmal eine Verbilligung von einem Pfennig ergeben. Damit dürfte klar bewiesen sein, daß die beanstandete Dividende mit der Erhöhung des Zuckerpreises nichts zu tun hat. Hochachtungsvoll Zuckerrfabrik Stuttgart.“

Nach wiederholtem Lesen des Briefes frage ich mich umsonst, was nun eigentlich berichtigt worden ist. Die hohe Dividende bleibt bestehen, ebenso die unentgeltliche Zuteilung der neuen Aktie. Berichtigt ist, daß der Gewinn nicht aus dem letzten Jahre allein stammt;

aber auch in den Jahren vorher sind 25 % Dividende ausgeschüttet worden. Von der theoretischen Aufklärung über die Erhöhung des Stammkapitals verstehe ich nichts. Dazu bin ich zu sehr Laie. Das bisherige Kapital hat ausgereicht, glänzende Geschäfte zu machen. Mehr Kapital ist doch auch in Zukunft nur dem Namen nach da, insofern die neuen Aktien den bisherigen Aktionären ja geschenkt und aus dem aufgespeicherten Gewinnvortrag bezahlt worden sind. Für Laien Augen ist also die Kapitalvermehrung lediglich ein Mittel, den zu groß angewachsenen Gewinnvortrag unterzubringen. —

In einem zweiten Briefe führt die Zuckersfabrik Stuttgart-Cannstatt dann weiter aus:

„Wie wir Ihnen schon am 16. April geschrieben, ist Ihr Artikel — nicht etwa die Behauptungen des sozialdemokratischen Stuttgarter Blattes — die Veranlassung gewesen, daß die törichten Behauptungen in eine große Anzahl von Zeitungen übergegangen sind. Im Anschluß an diese Entstellungen sind dann hämische Bemerkungen über die Zuckerpriese gemacht, wodurch die Bestrebung des Kriegsernährungsamtes, die Zuckerproduktion im Deutschen Reich zu erhöhen, sehr erschwert wird.“

Es wird auch Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Zuckerrübe auf einer bestimmten Flächeneinheit dreimal so viel Nährwerte erzeugt, als unsere besten Getreidearten. Es liegt daher durchaus im volkswirtschaftlichen Interesse, in der Kriegszeit möglichst viel Zuckerrüben anzubauen, ganz besonders auch deshalb, weil die bestehenden 350 deutschen Zuckersfabriken leicht in der Lage sind, in wenigen Wochen die ganze Rübenernte zu Trockenprodukten, die keinem Verderben mehr ausgesetzt sind, zu verarbeiten.

Der Zuckerrübenanbau wird nun aber leider nicht vergrößert, sondern geht von Jahr zu Jahr mehr zurück, weil der Rübenpreis, der in einem bestimmten Verhältnis zum Zuckerpriese steht, den Rübenbauern nicht annähernd den Nutzen läßt, den sie bei anderen Feldprodukten erzielen können. Das

Kriegsernährungsamt ist aber in seinen Entschlüssen in gewissem Grade abhängig von der öffentlichen Meinung auch dann, wenn dieselbe irreführt wird durch einen Artikel, wie ihn das zweite Februarheft des Türmers bringt. Daß derartige Artikel auch in nationalgesinnten Blättern, wenn auch nicht in böswilliger Absicht, so doch in leichtfertiger Weise Aufnahme finden, ist geradezu ein Unglück für das deutsche Volk.“

Es leuchtet mir ohne weiteres ein, daß der Anbau von Zuckerrüben gefördert werden sollte durch Bewilligung höherer Preise an die Rübenbauern. Es müßte das nach meinem Gefühl um so eher möglich sein, als die hohen Gewinne der Zuckersfabriken doch schließlich nur darauf beruhen können, daß das Rohmaterial im Vergleich zum Verkaufspreise der aus ihm gewonnenen Erzeugnisse außerordentlich billig ist. Jergendwo müssen doch schließlich die 25 % Dividende herkommen. Es müßte demnach möglich sein, den Preis des Rohmaterials zu steigern, ohne den Verkaufspreis der daraus gewonnenen Erzeugnisse, also vorab des Zuckers, zu erhöhen. Gerade diese Verteuerung aber wird erstrebt. In einem Artikel der „Tägl. Rundschau“ (1. März 18) z. B. heißt es: „Was macht es heutigentags im Haushalt aus, o 1 Pfund Zucker mit 40 oder 60—70 S bezahl. werden muß?“ Was ist das für ein Standpunkt?!

Wir haben hier den zugestandenen Fall, daß eine Zuckersfabrik nicht nur 25 % Dividende bezahlt, sondern darüber hinaus ihren Aktionären noch Vorteile zuwendet. Der Fall steht nicht allein. Es ist doch mehr als grotesk, nun dem Volke eine Erhöhung von 50 % und mehr des Zuckerpriese als eine Nichtigkeit zuzumuten, damit den — Rübenbauern mehr bezahlt werden kann. Warum faßt man denn gar nicht die Möglichkeit ins Auge, daß die Zuckersfabriken mit geringerem Gewinn arbeiten könnten?!

Nach alledem wiederhole ich die Frage, die ich dem Artikel im Zweiten Februarheft voranstellte: „Wohin zielt das?“ R. St.



XX. Jahrg.

Zweites Juniheft 1918

Heft 18

# Die Unabhängigkeitserklärung Estlands und Livlands und die russische Gefahr

Von J. G. Freiherrn von Grothuß

**A**m 13. Mai 1918, so wurde amtlich gemeldet, haben die Vertreter Estlands und Livlands an den Reichskanzler die Bitte gerichtet, dem Berliner bevollmächtigten Vertreter der russischen Republik, Herrn Joffe, die Unabhängigkeitserklärung der Länder Livland und Estland zu übermitteln. Herr Joffe hatte es abgelehnt, diese Erklärung direkt aus den Händen der genannten Herren in Empfang zu nehmen, sich aber bereit erklärt, die Urkunde entgegenzunehmen, falls sie durch das auswärtige Amt übermittelt würde. Der Reichskanzler hat daraufhin der von den Vertretern Livlands, Estlands und Finnlands geäußerten Bitte entsprochen und die Unabhängigkeitserklärung durch das Auswärtige Amt Herrn Joffe übersenden lassen; sie lautet:

Am 28. Januar 1918 haben die Bevollmächtigten der liv- und estländischen Ritter- und Landschaft dem Vertreter der russischen Regierung in Stockholm, Herrn Worowski, im Auftrage der genannten Körperschaften eine Note übergeben, in der genannte Körperschaften als die verfassungsmäßigen Vertreter Livlands und Estlands die Selbständigkeit dieser ehemaligen russischen Provinzen erklärten.



Die Ritter- und Landschaften Livlands und Estlands handelten dabei in voller Übereinstimmung mit den Wünschen der örtlichen Bevölkerung, die ihren Ausdruck gefunden hatten nicht nur in den Rundgebetungen zahlreicher Körperschaften, Vereine und Organisationen beider Provinzen, sondern auch in einem Beschlusse der auf breiter demokratischer Grundlage gewählten Vertreter des estnischen Volkes, die gleichfalls für eine Abtrennung der von den Esten bewohnten Gebiete Livlands und Estlands von Rußland gestimmt haben.

Gegenwärtig haben diese Erklärungen eine weitere Bestätigung erfahren. Auf Beschluß der Landtage der Ritter- und Landschaften Livlands und Estlands, die in Riga am 22. März 1918, in Reval am 28. März 1918 tagten, sind Landesversammlungen berufen worden, die aus Vertretern aller Bevölkerungsgruppen ohne Unterschied der Nationalitäten zusammengesetzt wurden. Diese Landesversammlungen traten in Reval am 9. April 1918 und in Riga am 10. April 1918 zusammen. Ihre einstimmig gefaßten Beschlüsse lauten:

1. In Estland: Die vollständige staatsrechtliche Loslösung Estlands von Rußland wird hiermit auf Grund des laut Dekret vom November 1917 von der russischen Regierung proklamierten Selbstbestimmungsrechts der Völkerschaften und entsprechend der am 28. Januar 1918 dem russischen Gesandten in Stockholm vom Vertreter der Ritter- und Landschaften Livlands und Estlands übergebenen Unabhängigkeitserklärung ausgesprochen.

Die Beschlüsse über die definitive Regelung der staatsrechtlichen Stellung Estlands sind von dem in Riga gemeinschaftlich für Livland und Estland zusammentretenden Landesrat zu fassen.

2. In Livland: Die livländische Landesversammlung erklärt ihre völlige Übereinstimmung mit der Unabhängigkeitserklärung Livlands und seine Loslösung vom russischen Reiche.

Die Bevölkerung Livlands und Estlands hat somit durch die Erklärung ihrer Vertreter von dem Recht, ihr Schicksal frei zu bestimmen, Gebrauch gemacht und die Loslösung von Rußland vollzogen, wovon wir die russische Regierung in Kenntnis zu setzen die Ehre haben.

Noch bevor sich die wohl etwas mehr interessierte Regierung der russischen Republik zu dieser Erklärung auch nur geäußert hatte, sind die Mannen vom „Berliner Tageblatt“, „Vorwärts“ und Genossen als freiwillige bolschewistische Garde und russischer Vortrupp gegen die „Vergewaltigung“ Mütterchen Rußlands durch deutsche „Habsucht“ und „Beutegier“ ins Feld gerückt. So eilig hatten sie's, dem eigenen Lande und der eigenen Regierung in den Rücken zu fallen! Ist das nicht, wenn schon keineswegs überraschend, so doch über die Maßen bezeichnend? Keine Gnade mehr findet der Reichsanzler Graf Hertling vor den Augen des „Vorwärts“; um so reiner erstrahlt ihm als frischgewaschener weißer Engel mit Bügelfalten im politischen Unschuldsgewande Herr von Rühlmann. Der habe gegen den an Rußland zu verübenden „Bruch der Vertragstreue“ mannhaft sein Haupt erhoben, ja sogar — fürchterlich! — mit seinem Rücktritte gedroht, falls der „Bruch“ dennoch verübt werden sollte. Und doch und doch habe der berühmte Empfang der „baltischen Barone“ im Großen Hauptquartier — o über die Böse-

wichter! — stattgefunden, der Reichskanzler die Unterstützung der Loslösung versprochen, ohne daß (Gott sei Dank) Herr von Rühlmann von seiner fürchterlichen Drohung Gebrauch gemacht hätte. Diese allzu innige Zutunlichkeit scheint nun doch nicht ganz nach dem Geschmade Herrn von Rühlmanns gewesen zu sein, denn er hat die vom „Vorwärts“ mit aller Bestimmtheit als Tatsache vorgebrachte fürchterliche Drohung bestreiten lassen, trotzdem der „Vorwärts“ in der Wissenschaft um Rühlmann doch sonst so gut beschlagen ist. Unereschüttert behauptet denn auch Georg Bernhard in der „Vossischen Zeitung“: „Die Tatsache, daß seine Unzufriedenheit sich bis zu dem ernststen Willen verdichtet hatte, seinen Abschied zu nehmen, steht unzweifellos fest und kann durch kein Dementi erschüttert werden.“ Nicht bestritten hat Herr von Rühlmann, daß er sich gegen eine Loslösung Estlands und Livlands vom russischen Joch bemüht hat, und das wird er auch wohl kaum bestreiten können und wollen.

Es muß schon sehr übel um diese Sache stehen, wenn selbst die „Germania“ des Herrn Erzberger sich gedrungen fühlt, sie ohne jede zarte Rücksicht preiszugeben und kaltlächelnd darauf hinzudeuten, daß Rußland ja selbst durch seine Erklärung über das Selbstbestimmungsrecht der Völker auf jeden berechtigten Einspruch verzichtet habe, daß es sich selbst dann nicht beklagen dürfe, wenn „noch mehrere Duzend unabhängiger Länder entstehen würden und ihm kein Fehendes Landes übrigbliebe“.

Wie man die Stimmungen im Baltischen Lande sonst auch beurteilen möge, — Tatsache, feststehende, unzweifelhafte Tatsache ist, daß alle Bevölkerungsschichten und alle Volksstämme dort bis auf eine verschwindende Minderheit in dem Wunsche eines Sinnes und eines Entschlusses sind, unter allen Umständen von der russischen Herrschaft loszutommen. Sie müßten ja auch von allen guten Geistern, vom einfachsten Selbsterhaltungstrieb verlassen sein, wenn sie nach ihren Erfahrungen mit der Blut- und Schreckensherrschaft der bolschewistisch-russischen „Freiheit“ und „Demokratie“ anderen Sinnes wären. Muß doch sogar ein Wortführer der estnischen Minderheit, R. Menning, der als „Vertreter Estlands“ (!) in Kopenhagen (!) unterzeichnet, im „Berliner Tageblatt“, dem in deutscher Sprache geschriebenen internationalen Organ aller gegen deutschen Bestrebungen, mit einer Träne in dem nach Rußland rückwärts gewandten Auge bekennen, daß für die nächste Zeit in Rußland eine Periode ruhiger Entwicklung und geordneter Zustände nicht zu erwarten sei, daß aber ein Hinüberspringen der jetzigen russischen ultrarevolutionären Bewegung nach Estland für dieses geradezu katastrophal werden würde. „Die bolschewistische Bewegung in Estland hat gezeigt, daß die estnischen Bolschewisten im Lande in einer derartigen Minderheit sind und über so geringe materielle und geistige Kräfte verfügen, daß sie die organische Entwicklung in keiner Weise gefährdet hätten. Die russischen Bolschewisten aber, die, wie die Ereignisse in Finnland zeigen, immer bereit sind, zugunsten ihrer Gesinnungsgenossen mit Waffengewalt beizuspringen, verhalten sich auch den estnischen zur Herrschaft, die dann eine Reihe trauriger und grausiger Geschehnisse für das Land zur Folge hatte und im Falle eines erneuten bolschewistischen Terrors das Furchtbarste verspricht. Weicht aber die bolschewistische Regierung in Rußland

irgendeiner anderen, so beseitigt das die Gefahr für Estland, kulturell und national unterdrückt zu werden, nur in sehr beschränktem Maße. Das hat der Zarismus gezeigt, dessen furchtbare Feindlichkeit gegen jede selbständige kulturelle Entwicklung der Fremdvölker ich hier nicht darzulegen brauche, da sie nur zu bekannt ist. Das hat aber leider auch die revolutionäre temporäre Regierung Rußlands gezeigt, bei der sich, allen theoretischen Prinzipien zum Troß, in der Praxis imperialistische Bestrebungen auf Schritt und Tritt durchsetzten, und die die zugesagten Freiheiten des estnischen Volkes bei der Durchführung auf alle Weise zu beschneiden und zu hintertreiben versuchte. Es sei hier nur an das Ungeheuerliche erinnert, daß sie die Muttersprache als Unterrichtssprache für die niedere Volksschule nicht gestattete. Diese Erfahrungen haben die Verbitterung der Esten, die das korrupte und brutale zaristische Beamtentum großgezogen, nicht verschwinden lassen, und die Geschehnisse der russischen Revolution haben das Gefühl der Abneigung gegenüber der kulturellen Zurückgebliebenheit des russischen Volkes noch vertieft.“

So urteilt ein Vertreter der estnischen Minderheit, ein Este, der sich gegen einen Anschluß an das Deutsche Reich erklärt, über die Segnungen der russischen „Kultur“ und „Freiheit“. Wie recht hat doch Sven Hedin: „Wenn die Russen von Freiheit sprechen, so meinen sie die russische, unter der die anderen in Eisen geschmiedet werden.“ Und für diesen blutgetränkten „Freiheits“mantel, den sich der tief in der russischen Volksseele lauernerde uferlose Ausdehnungsdrang und Imperialismus um die Schultern wirft, werden die deutschen Arbeitermassen gegen ihre eigene friedliche Wohlfahrt und Sicherheit von „Führern“, die nichts Besseres wissen und können als leere, starre Parteidogmen und verschwommene Wald- und Wiesentheorien, systematisch aufgepeitscht, um alle politische Vernunft gebracht. Es wäre Wahnwitz von diesen „Führern“, wenn eben nicht hinter alledem die eigene Herrschsucht über die Massen, bewußt oder unbewußt, sich versteckte und die Furcht, die Zügel dieser Herrschaft aus der Hand zu verlieren. —

Was sollte denn, wenn es nach dem Wunsche einer kleinen estnischen Minderheit ginge, aus Estland und Livland als „unabhängigen Staaten“ werden, wenn nicht, wie ich hier schon öfter dargelegt habe, ein dauernd glimmender Herd zur Entfackung neuer Kriegsbrände, ein Sankapfel zwischen den stärkeren angrenzenden oder sonst „interessierten“ Mächten, ein neuer Balkan und schließlich eine Beute der einen oder anderen wettraufenden Macht? Das Deutsche Reich käme dann ja kaum noch in Frage, denn wenn es einmal seine Hand von diesen Ländern zurückgezogen und ihre „Unabhängigkeit“ im Sinne der Bolschewiken russischer und deutscher Zunge anerkannt hätte, würde es — ganz allein — die abgeschlossenen „Verträge“ auch bierehrlich einhalten, bis ihm dann doch, zwar wieder sehr gegen seinen Willen und zu seinem tiefsten Erstaunen, die Tatsachen über den Kopf wachsen und es, schon aus Gründen der Selbstverteidigung, in die mörderische Rauferei mit hineinzwingen würden. Die englischen Absichten in diesen Ländern hat kein Geringerer als der englische Botschafter Buchanan verraten, indem er an eine estnische Abordnung die Frage stellte: ob wohl die Esten gegen eine „britische Schutzherrschaft“ was einzuwenden hätten? Ein bal-



tisches Belgien also! Rein übler Gedanke — vom englischen Standpunkte gesehen. Die sozialdemokratische „Internationale Korrespondenz“ berichtete über eine zehntägige Reise von Vertretern der konservativen, liberalen und sozialdemokratischen Presse nach Livland und Estland, bei der sie Gelegenheit hatten, mit den estnischen Führern der Minderheit, der Gruppe Lönnisson-Mening-Martna, sich eingehend über deren politische Wünsche auszusprechen. Daß erstaunt ist der Verfasser, der sozialdemokratische Politiker Ernst Heilmann, über die politische Naivität dieser Leute. Ihr Ideal sei eine Republik Estland, möglichst international garantiert (!) nach dem Muster Belgiens (!) oder der Schweiz. Die deutsche Militärverwaltung in Estland sollte möglichst rasch verschwinden. Als man sie aber gefragt hatte, was sie denn nach Abzug der deutschen Truppen tun wollten, wenn von Rußland her die bolschewistische Welle wiederkäme, da mußten sie „nach vielem Wenn und Aber“ zugeben, „daß sie dann nötigenfalls wieder an Deutschlands Hilfe appellieren müßten“! Und auf die Frage, ob denn die Esten jemals in der Lage sein würden, ihr Land gegen ein auch nur halbwegs wiedererstarktes Rußland zu verteidigen, erwiderten die guten Leute, „sie würden sich auf den Schutz der internationalen Verträge verlassen“! Sehr richtig bemerkt Heilmann, es käme also in diesem estnischen Programm letzten Endes alles darauf hinaus, daß hinter der estnischen Republik ständig der Schutz der deutschen Waffenmacht als latente Drohung stehen solle, während andererseits Deutschland in Estland nichts zu sagen hätte und die Esten selbst die Freiheit behielten, je nach Stimmung zwischen Deutschland und Rußland hin und her zu taumeln. „Eine solche Lösung“, sagt Heilmann, „können sich die naiv kindlichen estnischen Politiker vorstellen, die über keinerlei praktische Erfahrung verfügen.“

Und diese „naiv kindlichen estnischen Politiker“ sind von sehr einflussreichen deutschen Stellen noch ermutigt und gefördert worden! Sollte Herrn von Rühlmann nichts davon bekannt sein? Herrn Erzberger auch nicht? —

Am 24. April hängte die „Frankfurter Zeitung“ in einem längeren Aufsatz u. a. folgende nicht mehr ganz ganz neue, aber immer noch zugkräftige Ware ins Schaufenster:

„Für die Angliederung Rurlands können Gründe geltend gemacht werden, denen sich, wer nicht in einer Doktrin einseitig befangen ist, schwer verschließen wird. Die gänzliche Umgestaltung des Ostens, die Ablösung Polens und Litauens von Rußland machen eine Verrückung des deutschen Einflusses nach Osten hin allerdings erwünscht, und die Möglichkeit, in mäßigem Umfange europäisches Siedlungsland zu gewinnen, zählt mit. Aber weil Rurland angeschlossen wird, folgt nicht, daß Livland und Estland folgen müssen, sonst müßte man nach historischen Rezepten Politik treiben. Die Vorschübung der deutschen Macht- und Verantwortlichkeitsgrenze bis an die Tore von Petersburg bringt uns dauernd in ein sehr kritisches Verhältnis zum Osten, sie macht uns zu Interessenten an der bleibenden Ohnmacht Rußlands und damit zu Segnern jedes künftigen russischen Aufstiegs. Dies ist eine Hypothel schwerster Art auf jeder auswärtigen deutschen Politik.“

Damit glaubt die „Frankfurter“ schon schwerstes Geschütz abgefeuert zu haben, und sicher erzielt sie auch Treffer — bei den braven Leuten, aber schlechten Musikanten, die bei jedem Schuß, auch wenn er nur ein Loch in die Luft reißt, vor Schreden und Bestürzung platt auf den Rücken fallen. Es sind die alten, bekannten Scheingründe, die Logik, die nicht den Mut zu sich selbst hat, und darum just auf dem Punkte stehen bleibt, wo sie anfangen könnte, sich selbst unbequem zu werden. Wie? — die Ablösung Polens, Litauens und Kurlands wird keinen bitteren Stachel bei den „Russen“ hinterlassen? Erst, wenn noch Livland und Estland dazu kommen, wird der Stachel sich automatisch auslösen? Und England? Das dann, an Stelle des Deutschen Reiches, das „Protectorat“ über die baltische Küste übernehmen, sich dort festsetzen und „an die Tore Petersburgs vorschieben“ würde, um Rußland hübsch unter der Fuchtel zu halten? Zu unserem Heile etwa? — Warum aber sollte uns eine Angliederung Estlands und Livlands zu „Interessenten an der bleibenden Ohnmacht Rußlands und damit zu Segnern jedes künftigen russischen Aufstiegs“ machen? Umgekehrt könnte ein Schuß daraus werden. „Interessenten“ an unserer eigenen Sicherheit gegen russische Masseneinbrüche und Verheerungen nach dem von der „Frankfurter“ wohl schon vergessenen Muster Ostpreußen werden wir — mit ihrer gütigen Erlaubnis — wohl bleiben dürfen; auf die abgetrennten westlichen Kulturgebiete des ehemaligen, nur durch Blut und rohe, grausamste Gewalt zusammengeschweißten Imperium hat Rußland keinerlei Rechtstitel, sowenig es dort irgendwelche Kulturaufgaben und überhaupt etwas zu suchen hat, als eben die ihm mangelnde Kultur, friedlichen wirtschaftlichen Verkehr und Warenaustausch. Damit muß sich Rußland abfinden; daß es sich damit abfinde, dafür gibt es kein anderes Mittel, als seinen verftiegenen imperialistischen Gelüsten nach dem Westen einen eisernen Kiegel vorzuschieben. Hat es sich aber damit einmal abgefunden, dann haben wir nur ein wohlbegründetes, starkes, nicht zuletzt auch politisches Interesse, seinen Aufstieg zur Kultur und zur wirtschaftlichen Blüte zu fördern, wird es auch nicht von dem freien wirtschaftlichen Verkehr durch die baltischen Häfen abgesperrt sein. Das können und wollen wir ihm ja alles in Verträgen verbürgen und sicherstellen, — die „Frankfurter“ hält doch sonst so viel von Verträgen, wenn — andere sie uns aufhängen sollen. Ist es aber einmal dahin gebracht worden (denn es muß dahin gebracht werden, freiwillig wird es nie seine ausschweifenden, in der Nomadennatur seiner mongolischen Blutmischung liegenden Ausdehnungsgelüste aufgeben) —, dann wird Rußland auch einsehen lernen, wieviel reichere Kraftquellen sich ihm aus seinen ehemaligen westlichen Randgebieten erschließen, die ergiebig zu machen es trotz jahrhundertelanger Herrschaft sich vollständig unfähig erwiesen hat; die es nur immer trostloser versichern, vertrocknen ließ, bis dann die dürre Wildnis des abgeholzten russischen Steppenlandes sie vollends aufgefogen hätte und die Lösung nur um so heißer und hungrier erschollen wäre: „Neues, blühendes Land! Weiter, immer weiter nach dem Westen! Entvölkert das Land, rottet die fleißigen Pfleger mit Rind und Kindeskindern aus, damit ihr euch in den Alleinbesitz ihrer schön hergerichteten Äder und Weiden setzen könnt!“ War das nicht etwa schon die Absicht bei den Massenverschleppungen, Verstümmelungen und Abschlächtungen in

Ostpreußen und Galizien? Welch kurzes Gedächtnis haben doch manche Leute, wenn sie's nicht an sich selbst erlebt haben, oder aus guten Gründen glauben, es nicht befürchten zu müssen.

Die politische Weisheit der „Frankfurter Zeitung“ ist nichts anderes als eine Politik der Halbheit, die sich, wenn auch nach dem Vorhergegangenen durchaus nicht überraschend, aber doch empfindlich genug mit der dreisten Absage der Trozki-Regierung auf die Unabhängigkeitserklärung Estlands und Livlands durch seine berufenen verfassungsmäßigen Vertreter gerächt hat. Diese Erklärung, das wollen wir doch nicht so ganz unter den Scheffel stellen, ist aber durch die deutsche Reichsregierung dem Vertreter Rußlands übergeben worden, und dieser Unabhängigkeit haben Kaiser und Reich feierlich und in aller Form ihre Unterstützung zugesagt. Die Folgerungen daraus ergeben sich von selbst und müssen gezogen werden. Aber in wieviel günstigerer Lage befände sich heute unsere Regierung, wenn sie, wie es sich eigentlich von selbst verstand und auf keinen ernstlichen Widerstand stoßen konnte, auch diese Länder als durch das Selbstbestimmungsrecht ihrer Völker aus dem großrussischen Reichsverbande ausgeschieden erklärt hätte, — wenn schon einmal mit dieser Phraseologie gearbeitet werden sollte. Denn nichts weiter als eine, gewissen deutschen und österreichischen „Demokraten“ und ihren politischen Exponenten auf den Leib geschriebene Komödie waren ja die von den Bolschewiki im Sinne des Wortes geführten Verhandlungen in Brest-Litowsk. Jetzt soll die Komödie wieder von vorne angehen und gar noch in — Moskau (!) in Szene gesetzt werden!

Wenn wir in der Tat (nach der „Frankf. Stg.“) unsere Rußlandpolitik mit „schweren Hypothenen“ belasten, so hätten wir sie schon durch die Ablösung des ganzen russischen Königreichs Polen (Kongreßpolens), Litauens, Kurlands, weiter (im Gefolge des Krieges) Finnlands, der Ukraine und all der anderen Gebiete, die sich als selbständig erklären, bis zum Schornstein geschrieben. Psychologisch aber am schwersten belastet durch die bloße Tatsache, daß wir das russische Riesereich niedergeschmettert, in Trümmer geschlagen haben. Und wenn auch nicht für alle Zukunft, — wäre der Russe nicht Russe, sondern Franzose, so würde er uns das nimmer vergessen und all sein Trachten und Sinnen darauf einstellen, blutigste, grausamste Rache zu üben. Nun ist der Russe aber Russe; es ist nicht seine Sache, sich über einmal Geschehenes noch lange Jahre hindurch Gedanken zu machen. Er nimmt es in seinem mit Leichtfertigkeit gepaarten Fatalismus als Gottes Willen hin. Unversöhnlicher, nachtragender Haß liegt ihm nicht; er haßt auch nicht die klare, zielbewußte, sich geltend machende Überlegenheit des Starken; er beugt sich ihr in Ehrerbietung und fühlt sich zu ihr als zu einer Ergänzung seines eigenen, mehr femininen Wesens triebhaft hingezogen.

Nicht also dauernde russische Revanchelust haben wir zu fürchten, sondern den russischen Ausdehnungsdrang, und nichts wäre verkehrter, als sich der bequemen Selbsttäuschung anzuvertrauen: wir könnten diesen Drang durch großmütige Verzichte und „demokratische“ Veröhnungssphrasen aus der Welt schaffen. Selbst wenn wir das Unglaubliche, doch wohl auch bei uns Undenkbare fertigbrächten und die baltischen Provinzen, etwa auch „nur“ Estland und Livland — in

der einen oder anderen Form — wieder an Rußland auslieferten, so würden wir Rußland damit zwar keine „goldene“, wohl aber eine eiserne Brücke gegen uns bauen, die ihm nur ein Anreiz zu beschleunigtem, um so leichterem Einbruch wäre. Einen Hindenburg aber wird uns der Herrgott so bald wohl nicht wieder senden — die Hindenburg und Ludendorff wachsen nicht wild auf der Wiesen. Wir hätten uns also nur selbst um ein starkes Bollwerk beraubt und geschwächt und die feindliche Angriffskraft um eben dieses Bollwerk verstärkt, die Spitze des feindlichen Degens mit eigener Hand auf die eigene Brust gelenkt, — das Beginnen eines hoffnungslos Irfsinnigen. Nur dadurch, daß wir unsere Grenzwehr so günstig ziehen und so stark festigen, wie es nur immer in unserer Macht liegt, können wir der russischen Gefahr mit Erfolg begegnen. Versicherungsscheine auf Jahrhunderte freilich hält die Weltgeschichte nicht auf Lager. Gewöhnen wir „Rußland“ erst an den Gedanken, daß der Deutsche nicht nur zu siegen, sondern das durch den Sieg Errungene auch festzuhalten versteht, daß es ein ganz gefährliches Spiel und eine verheerend teure Sache ist, mit ihm anzubinden, dann wird die erste und grundlegende Voraussetzung zu einem freundschaftlichen, sogar freundschaftlichen Einvernehmen geschaffen sein. Allein schon das Bewußtsein, über so viele Deutsche, dazu über Länder, die der Russe (im Gegensatz zum Reichsdeutschen!) immer als Deutsche angesprochen hat, als unumschränkter Herr und Gebieter nach Willkür schalten und walten zu dürfen, mußte seiner nationalen Überhebung und seiner unverhohlenen Verachtung deutscher nationaler Unterwürfigkeit und politischer Dummäuferei eine ständige Nährquelle sein. — Alle anderen Vorschläge und Bestrebungen noch so brav besorgter Deutsche, die russische Gefahr zu bannen, sind Dilettantismus übelster und gefährlichster Art, das jeden psychologischen Schätzungs- und Einstellungsvermögens.

Mit dem „Wirtschaftlichen“ allein ist es aber auch nicht getan. Es steht überhaupt nicht immer und überall unmittelbar an erster Stelle. Mag sein, daß wir bereits so verhandelt sind, bei anderen Völkern ist es nicht das Alleinseligmachende und Ausschlaggebende. Gewiß, „Verdienen“ wird von allen groß geschrieben, aber die anderen wissen sich auch darin zu beherrschen, wo ihr nationaler Ehrgeiz erweckt wird, die Fanale nationalpolitischer Ziele, das „Prestige“ usw. ihnen aufleuchten. Und sie haben den sicheren Instinkt, daß sie dabei auch — und erst recht — auf ihre wirtschaftliche Rechnung kommen. Wäre es den französischen Machthabern wohl möglich, ihr verblutendes Volk durch Vorhaltung rein wirtschaftlicher Ziele fort und fort zur Schlachtbank zu führen? Unterschätzen wir auch die Engländer nicht, indem wir ihnen rein händlerisch-kapitalistische Kampfziele unterstellen. Wohl hat sich England von solchen beherrschen lassen, als es den Krieg gegen uns anzettelte und selbst in den Krieg eintrat. Jetzt kämpft es längst nicht mehr nur um diese, es kämpft vor allem um sein Prestige, um die Macht, das Ansehen der Firma, damit zwar auch für das Geschäft, aber doch mit dem klaren Bewußtsein der vollen Bereitschaft, auch wirtschaftlich schwerste Opfer zu bringen, Schädigungen auf sich zu nehmen, von denen es selbst am besten weiß, daß es sie auch nach dem Kriege nicht gleich in klingende Münze wird umsetzen können.

Von keinem der uns feindlichen Völker werden so reichlich die rein „wirtschaftlichen“, händlerischen „Interessen“ geschwungen, in keinem dürfen sich die Wortführer dieses „Kriegszieles“ so breit machen, erfreuen sie sich so großen Einflusses und Ansehens, wie bei uns. Und es soll doch am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen —? Wenn wir „der Welt“ nichts weiter zu bieten oder von ihr zu fordern haben, als wirtschaftliche Interessen, dann wird „die Welt“ auf solche „Genesung“ wohl lieber verzichten, und mit Recht. Nicht einmal unsere eigenen wirtschaftlichen Interessen werden dabei „genesen“, und der allzu piffige geschäftstüchtige Michel wieder einmal der Geprellte sein. Dafür hätten wir dann diesen Krieg mit diesen Opfern auf uns genommen!

Welcher Geist durfte bei uns in die Halme schießen, daß das edle Wachstum nur noch geduldet, demnächst vielleicht — als lästiges Unkraut — gar ausgeredet wird? Welche erstaunlichen, schier abenteuerlichen Unfähigkeiten und Minderwertigkeiten in Sekundastunden ohnegleichen die Zügel an sich reißen, sie, trotz denkbar klüglichen Niederbruchs, in der Hand behalten! Wie konnte solches Elend zu hohen Jahren kommen? Zu welchen Abgründen sind wir geritten worden und vor welchen schweben wir vielleicht noch? — Nur eines durchlichtet und durchlüftet befreiend diese drückende, spießbürgerlich-kleinräumerische Atmosphäre —: Hindenburgs blühendes, geistgeschaffenes und -geführtes Schwert. In seinem Lager ist Deutschland, ist das wahre deutsche Wesen, und nur an diesem lauterem, bis auf den Grund klaren Stahlbrunnen, in dem sich irdisch Gefild und Himmelsstirn spiegeln, kann die Welt, können wir selbst einmal noch genesen.



## Gewißheit · Von Ina Seibel

In mir ist das Herz des Vaterlandes,  
Und drum weiß ich, Land, du wirst bestehen!  
Denn ein Herz so blütenvollen Standes  
Kann nicht untergehn.

Mich an deinen Boden schmiegend,  
Der mich nährt und hält,  
Unter deinen Sternen liegend,  
Die die Sterne sind der ganzen Welt,

Fühl' ich mich ins Ewige gerettet  
Ohne Zeit und Raum,  
Weiß ich unauflösl'ich mich vertettet  
Zwischen Stern und Baum. —



# Konrad Nordmann

## Skizze von Gustav Rohne



Schnurstrass von Osten nach Westen stößt eine neu angelegte Riestraße in das Maiensfelder Moor- und Bruchgelände. Bis zu einer halben Stunde Entfernung macht der grün beangerte Weg auch nicht den leisesten Versuch, von der eingeschlagenen Richtung abzuweichen. Starr, steif, eigensinnig schießt er dahin, das Moorgelände von der Bruchniederung trennend. Junge, weißstämmige Birken an den Grabenrändern, die schon in geringer Entfernung so nahe aneinandergedrängt erscheinen, als bildeten sie eine weiße Bretterwand, bringen einen freundlichen Zug in sein starres, hartes Gesicht. Kein Fußgänger, kein Gefährt belebt die lange Strecke, nicht einmal ein Hase hopft über sie hinweg. Einsam, still und groß liegt die Landschaft zu beiden Seiten des Weges da. Über ihr wölbt sich die gewaltige Himmelskuppel.

Endlich — es ist an jener Stelle, wo sich rechter Hand im Bruchgelände das Maiengestrüpp und Riefenbuschwerk zu einem dichten Rudel zusammengefunden hat — bewegen sich die Zweige.

Nun — nun?

Eine hohe, bärtige Gestalt tritt heraus aus dem Gebüsch und springt mit langem Schritt über den Graben weg. Ein Sechziger ist's, in hohen Stiefeln und Lodenjoppe, auf dem Kopfe einen verschossenen Hut und in der Rechten einen derben Eichenstod. Es ist Konrad Nordmann, der führende, tonangebende Bauer von Maiensfeld, der Schöpfer dieses Weges.

Mitten auf dem Fahrdamm bleibt er stehen, schaut die kurze Strecke in der Richtung auf das Dorf entlang, wendet sich und läßt die Blicke gen Westen schweifen. Lange steht er unbeweglich da, als laure er darauf, daß da hinten — ganz, ganz hinten — das kleine, schwarze Etwas in der Gestalt eines Bodes über den Weg traben solle. Aber das ist's nicht, was ihn bannt und fesselt. Er träumt. Wahrhaftig: Konrad Nordmann träumt! Und das wettergebräunte Gesicht mit den scharfen Zügen, der wuchtigen Adlernase und den wulstigen Brauen drüber sieht doch gar nicht danach aus, als sei die Seele dieses Mannes fähig, zum Träumen eingestellt zu werden. Und dennoch: Konrad Nordmann träumt! Er denkt daran zurück, wieviel Sorge ihm dieser Weg gemacht, wieviel Widerstand er bei den Ortsbewohnern zu überwinden hatte, ehe sie einwilligten in seinen schönen, ach so schönen Plan.

Nun ist der Zuweg fertig, und es kann daran gegangen werden, das große Bruchgelände zu seiner Rechten der Kultur dienstbar zu machen. Viel, sehr viel Überredungs- und Berechnungskunst wird noch erforderlich sein, um das Geld für diese Arbeit aus den Truhen und Koffern seiner Standesgenossen herauszuholen. Auch weiß er, daß das Werk in den zehn, fünfzehn Jahren, die er bestenfalls noch wirken kann, nicht zu vollenden ist.

Seine ganze Hoffnung setzt er auf Franz, seinen ältesten Sohn. Wie er selber einstmals noch ein paar Jahre über die Dorfschule hinaus sein Wissen be-

reichert und seinen Geist geschärft, so hat auch Franz die Stadtschule besucht und ist als sechzehnjähriger Junge mit dem Einjährigenschein auf den Hof zurückgekehrt. Sie verstehen sich, er, der Vater, und Franz, der Sohn. Denn auch Franzens Blick reicht über den Gartenzaun hinaus, und die Begeisterung für das große Werk und die Entschlossenheit, es zu vollenden, ist bei ihm nicht geringer, ist bei ihm nicht minder drängend als bei dem Vater. Dieser Sohn ist Konrad Nordmanns Stolz und Glück. Und mehr: er soll ihm dereinst auch den Fortgang aus dem Leben leicht machen und ihn ohne Sorgen sterben lassen. Mit dieser Zuversicht im Herzen schreitet Konrad Nordmann auf seinem Wege dem Dorfe zu und lehrt ein in das wuchtige, langgestreckte Haus, das da unter den Eichbaumriesen seines großen, schönen Hofes in behäbiger Ruhe liegt und schlummert.

Die Jahre gehen hin. Nach mehreren Beratungen in der Gemeindeversammlung wird endlich eine mäßige Summe für ein paar Entwässerungsgräben im Bruchgelände ausgeworfen. Franz, der Sohn, vertritt den Vater bei der Ausmessung des Geländes und gibt Rat schläge bei den Ausschachtungsarbeiten. Viel Schwierigkeit und Willenskraft erfordert die Hebung eines mächtigen Findlingssteines, der in der Fluchtlinie des Hauptkanales liegt. Der Vater macht den Vorschlag, den Stein zu umgehen. Franz aber trägt sich mit dem heimlichen Gedanken, diesen Stein dereinst mit den Jahreszahlen der Kultivierungsarbeit zu versehen, und läßt nicht nach, bis der Koloß in seiner massigen Fülle auf festem Untergrunde am Ufer liegt.

Da bricht der Weltkrieg aus. Statt der Kulturförderung setzt allem Anschein nach eine Kulturvernichtung ein. Auch die Entwässerungsarbeit wird abgebrochen, jäh und jach; denn mit Franz und zweien seiner Brüder wird der größte Teil der Ausschachtungsmannschaft zu den Fahnen einberufen.

Konrad Nordmanns breiter Niedersachsenbrust entfährt ein hartes, bitteres Stöhnen. Indessen er fügt sich und sucht Hilfe, Schutz und Trost bei seinem Gott. War er sonst nur ein mäßiger Kirchgänger gewesen, so sieht man ihn von nun an fast allsonntäglich mit ernster Miene und voll Andacht in seinem Stände sitzen. Kehrt der Franz nicht zurück — o Gott! Der Atem will ihm schon stehen bleiben, wenn er nur an die Möglichkeit des grausen Schicksalschlages denkt. Inniger, mit schlichterer Andacht und mehr Treue und Biederkeit im Herzen als Konrad Nordmann mag wohl keine Mutter, keine Tochter, keine Braut um die Gesundheit und das Leben des Angehörigen die Hände gefaltet haben.

Viele Wochen und Monate geht auch alles gut. Und Konrad Nordmann vergißt es auch nicht, neben den Bittgebeten manches Dankgebet zu sprechen.

Franz ist schon dreimal auf Urlaub gewesen, und auch Wilhelm und Ernst, die beiden andern Söhne, haben wiederholt im Elternhause geweiht. Konrad Nordmanns Hoffnung, daß sein großes Kulturwerk doch noch wieder in Angriff genommen und dereinst durch Franz der Vollendung entgegengeführt werden könnte, wird wieder sicherer, zuversichtlicher. Er schreckt nicht mehr davor zurück, sich auf seinen Gängen durch das Feld und über die Heide mit Einzelheiten des schönen Planes zu befassen. Und als er erst den frischen, grünen Weg der Hoffnung wieder betreten hat, fühlt er sich auch bald heimisch darauf. Ein starker Glaube

reißt heran in seinem bisher so angstgeschwängerten Herzen. Wie könnte Gott, der Gute und Gerechte, der Ordnung hielt in der Unendlichkeit des Sternenhimmels, der jedes Kräutlein auf der Wiese, jedes Tierchen, das im Sande kriecht, mit so viel liebender Weisheit bedacht hat — wie könnte ihn dieser Gott mit seinem Kultivierungswerke, das doch dem Wohle der Mitmenschen, der ganzen Gemeinde galt, im Stiche lassen? Seine bisherige Düsternis weicht einer heiteren Zuversicht.

Franz und Wilhelm stehen an der Ostfront, wo ja der Wind mit weniger Schärfe zu wehen pflegte als im Westen, und Ernst, der Jüngste, der Student, der zwar schon oft an Flanderns Küste eine stürmische Brise über sich ergehen lassen mußte, ist ein Glücks- und Sonntagstind. Er weiß allen Vorgängen des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen und schreibt einen launigen, humor-gepöckelten Brief nach dem andern.

Nun vergehen aber Tage und Wochen, daß Franz und Wilhelm, die beide in demselben Regimente dienen, weder Brief noch Kartengruß an die Eltern senden. Konrad Nordmann grübelt hin und her, und der heitere Zug in seinem Gesichte verliert an Licht und Glanz. Indessen er rafft sich zusammen, wirft sich in die Brust und geht mit festen Schritten durch Stall und Flur und Garten. Wetterwendisch ist er nie gewesen in all den fünfundsiebzig Jahren seines Lebens. Treue und Beständigkeit sollen ihn auch am Abend seiner Tage nicht verlassen. Und siehe da, der Entschluß trägt Frucht, noch ehe die Blüte kaum verwelkt. Die Söhne schicken Briefe; doch nicht vom Osten, sondern aus dem Westen. Sie schreiben auch, daß alle Maßnahmen, die getroffen würden, auf baldige Kämpfe deuteten.

Wochten sie kommen, die Kämpfe! Konrad Nordmann weiß, was er sich und seinem Gotte schuldig ist. Die Treue und der Glaube sind die ihm anvertrauten Pfunde, womit er zu wuchern hat. Durch nichts sollen sie ihm entzissen werden. Fest zupackend will er sie halten mit seinen herben Bauernfäusten und sie verteidigen mit zähester Niederachsentrast. Will's, solange der letzte Hoffnungsschimmer noch nicht durch düstere Wetterwolken verdrängt und vernichtet ist. Das ist sein Wille. Und er tut ihm wohl, dieser Wille. Denn wieder bleiben die Briefe aus, und das Herz macht den Versuch, ihn mit neuen Sorgen zu bedrücken.

Aus dem Hauptquartier werden schwere Kämpfe gemeldet. Wieder einmal füllen sich die Anzeigenseiten der Tagesblätter mit all dem herben, bitteren Leid gebrochener Mutterherzen, vereinsamter Bräute, verwitweter Frauen; auch der Heldentod zweier junger Ortsbewohner wird bekanntgegeben. Konrad Nordmann aber hört nichts von seinen Söhnen, weder Erfreuliches noch Beängstigendes. Hm! Warum nur nicht? Als er eines Tages durch den Garten geht, ertappt er sich darüber, daß er gedanken- und sorgenschwer den Kopf gesenkt hat. Nein! Das nicht! Er gibt sich einen Ruck und beißt die Zähne aufeinander. Herrisch, als wolle er einen Jungen bei einem Subenstreich erwischen, stapft er weiter.

Endlich trägt auch ihm der Postbote einen blaugrauen Brief ins Haus. Wie ein Stein fällt's ihm von dem Herzen. Als er aber den Brief zwischen den Fingern hält, verblaßt sein Gesicht, die herben Fäuste fangen an zu zittern, und er hat nicht den Mut, den Brief zu öffnen. Denn weder Franz noch Wilhelm



noch Ernst hat die Aufschrift geschrieben, und ein Absender ist nicht angegeben. Frau und Tochter stehen neben ihm, zittern vor Erwartung und wissen zu dem Bödgen nichts zu sagen.

„Hier!“ läßt sich Konrad Nordmann mit heiserer Stimme vernehmen und reißt den Brief der Tochter. Ohne nach der Anschrift zu sehen, reißt sie die Hülle auf und liest. „Verwundet. Auf dem Transport. Wahrscheinlich nach Berlin. Herzlichen Gruß. Wilhelm.“

Viele Sekunden lang sagt niemand auch nur ein einziges Wort. Die Mitteilung ist so kurz und laug, beängstigend laug. Schweres läßt sie ahnen und befürchten. Ein jeder fühlt's und mag es doch nicht sagen.

„Zeig' — zeig' mal her!“ unterbricht Konrad Nordmann endlich die Stille. Er hält den Brief in den Händen, starrt die Schrift an und wirft einen scheuen, ängstlichen Blick auf Frau und Tochter. Die Züge sind so statig, die Beilen liegen so weit auseinander, und sie sind so schief — so schief. Ganz als wenn ein Kind zum ersten Male auf einem Blatte ohne Linien schreibt. Was hatte das zu bedeuten? Niemand wagt eine Antwort zu geben, niemand getraut sich's, eine Vermutung auszusprechen. In beklemmender Wortlosigkeit kriechen die Tage schwer dahin. Wenn doch nur erst eine nähere Nachricht, eine bestimmte Adresse käme!

Statt deren kommt ein zweiter Brief. Wieder von fremder Hand geschrieben. Als Absender zeichnet ein Major und Bataillonsführer. Vielleicht berichtet er irgend etwas über Wilhelms Verbleib und Heldentat. Vielleicht? Nein, gewiß! Eine Anerkennung seiner Tapferkeit oder ähnliches wird es sein. Konrad Nordmann öffnet ihn selber, den Brief.

„In aufrichtigem Mitgefühl muß ich Ihnen eine traurige Mitteilung machen; aber ich mache Ihnen die Mitteilung trotz des bitteren Schmerzes, der in ihr liegt, mit großem Stolz! Und ich bin gewiß, daß auch Ihr Vaterherz in Stolz schlagen wird, sobald Ihnen die ersten Stunden und Tage über das, was geschehen ist, hinweggeholfen haben. Ihr Sohn Franz —“

Konrad Nordmanns Lippen entfährt ein heiseres Röcheln, und blaß wie ein Leinentuch sinkt die robuste Bauerngestalt ohnmächtig auf die Erde nieder.

Zwei Tage später trifft das Eisene Kreuz erster Klasse ein. Konrad Nordmann würdigt es kaum eines Blickes. Auch den Brief des Majors hat er noch nicht zu Ende gelesen. Wozu das auch? Was soll er damit, daß Franz in größter Eile und Not freiwillig die Mine unter die Brücke getragen, den Übergang gesprengt und damit das ganze Bataillon vor der Vernichtung oder der sicheren Gefangennahme gerettet hat! Für ihn ist's auch eine Phrase, wenn da berichtet wird, daß Franzens Geist und Heldentat auf ewige Zeit in der Geschichte des Regiments weiterleben werde. Franz, der gute, arbeitsfreudige und willens-tapferere Franz, ist dahin! Ist mitten herausgerissen aus der Kulturarbeit für seine Mitmenschen. Und warum das? Wozu das? Wo blieb die Ordnung, die Gerechtigkeit? Mancher Nichtsnutz und Tagedieb kam mit heiler Haut davon, verstand es sogar, sich als Orüdeberger in den warmen Stuben der Heimat umherzutreiben. Und Franz, der noch so vieles für seine Mitmenschen würde geleistet

haben, ist dahin! Dahin für immer! Warum hatte man nicht einen Zuchthäusler und Verbrecher die Mine legen lassen? Er hätte die Arbeit ebensogut erledigen können, vielleicht sogar mit größerer Ruhe und Kaltblütigkeit; aber das Maienfelder Bruchland konnte er der Menschheit nicht dienstbar machen. Dazu wäre nur Franz fähig gewesen, nur er allein. Und doch hatte ihm Gott den Schutz und Beistand versagt? War es gerecht, die Guten vor der Zeit zu vernichten und den Bösen ein langes Leben zu schenken? Nein! Und dreimal nein! Konrad Nordmanns Bauernmuskeln ballten sich, und die Adern auf seiner breiten Stirn schwellen an. Sein Ausdruck zeigt dieselbe Entschlossenheit wie früher, aber es liegen Finsternis und Bitterkeit in seinen Zügen. Die Frau bittet ihn, sie auf dem Kirchgang zu begleiten; er räuspert sich und wendet ihr den Rücken zu. Und eines Tages, als sie laut aus der Hauspostille den Abendsegens liest, fängt er mitten im Texte satirisch an zu lachen.

Endlich, nach acht oder zehn Tagen, trifft die Adresse von Wilhelm ein. Er hat schwere Brandwunden im Gesicht erhalten und liegt in einem Berliner Reservelazarette. Ob das Sehvermögen seiner Augen gerettet werden könnte, stünde noch nicht fest.

Schon am zweiten Tage nach Eingang dieses Briefes fährt Konrad Nordmann nach Berlin. Es ist das erstemal, daß er die große Stadt sieht.

Wilhelms Stimmung ist über Erwarten gut. Was mit seinen Augen wird, ist noch nicht vorauszusehen. In drei Tagen sollen sie operiert werden. Konrad Nordmann entschließt sich, so lange in Berlin zu bleiben.

Das sind nun lange, lange Stunden für ihn. Am zweiten Tage sucht er einen Lehrer seiner Heimatgegend auf, der in Charlottenburg im Volksschuldienste steht. Der hat Verständnis dafür, wie wenig Reiz und Unterhaltung das Straßenbild und das ganze Leben und Treiben einer Großstadt einem Bauern der Lüneburger Heide zu bieten vermag. Er lädt ihn ein zu einer Bootsfahrt nach den Potsdamer Anlagen. Bis zur Wannseestation fahren sie mit der Eisenbahn. Da es noch fast eine halbe Stunde dauert, bis der Dampfer abgeht, spazieren sie die Straße auf und ab und treten auch hinunter an jene Stelle, wo der junge Heinrich v. Kleist vor mehr als hundert Jahren den gewaltigen Tod gesucht und das friedliche Grab gefunden hat. Konrad Nordmann kennt kaum den Namen des großen Dichters und läßt sich gern von seinem Landsmanne über das Schicksal des unglücklichen Geisteshelden berichten. Aber mitten im Erzählen wird er abgelenkt. Die Inschrift des Steines, in der von dem Fortleben des Dichters in seinen Werken die Rede ist, fesselt ihn. Auch der Hinweis auf einen entsprechenden neutestamentlichen Bibelspruch macht ihn stuhig. Lange Zeit kommt er nicht von der Inschrift los. Auch des Schreibens von Franzens Bataillonstommandeur erinnert er sich. Franz sollte weiterleben in der Geschichte des Regiments. Regiment? Ha! Haha! Was ging ihn, Konrad Nordmann, das Regiment an! Was hatte im Grunde genommen auch Franz mit dem Regiment zu tun! Franzens Heimatboden und Arbeitsgebiet hätten in Maienfeld gelegen. Und dennoch: Konrad Nordmann kann nicht los von dem Gedanken des Weiterlebens.

Wilhelms Operation verläuft günstig. Nicht daß er das volle Augenlicht

zurückhält; aber er kann doch hell von dunkel unterscheiden und vermag sich auch ohne Führung auf der Straße und in der heimatischen Feldmark zurechtzufinden.

Der Vater grübelt noch immer an Heinrich von Kleists Grabchrift herum und versucht es, sie auf Franz und dessen Taten anzuwenden. Franz hatte das Bataillon gerettet, hatte den Truppen das Leben und deren Angehörigen den Vater und Ernährer erhalten. Sie alle — und nicht nur sie, auch deren Kinder und Kindeskinde — mußten ihn in dankbarer Erinnerung tragen. In ihren Herzen mußte Franz noch weiterleben, wenn all die vielen, die im hohen Alter eines natürlichen Todes gestorben, längst vergessen waren. Im —? Ordnung und Gerechtigkeit? — Lag hier der Ausgleich, die Vergeltung? — Sein Herz wird ruhiger, und der schwere Groll weicht von seiner Stirn.

Die Dorfbewohner sehen es, und viele atmen erleichtert auf. Ein paar nachdenkliche Gemüter geben sich damit aber nicht zufrieden. Sie lassen heimlich einen Bildhauer kommen und in den massigen Findlingsstein im Bruchgelände Franzens Namen meißeln. Durch eine knapp gefasste Inschrift lassen sie auch auf seine Heldentat und auf sein Kultivierungswerk verweisen.

Als Konrad Nordmann diese Inschrift liest, weiß er, daß Franz auch in der Heimat weiterleben wird, lange, vielleicht noch nach Hunderten von Jahren.

Da geht er am nächsten Sonntag zum ersten Male wieder in die Kirche und am Tage darauf stapft er mit gradem Rücken und festen Tritten seinen Weg hinunter. Ganz wie ehemals; nur daß seine Augen matter geworden sind und seine Züge die alte Schärfe verloren haben. Das Wort „Entsagung“ steht auf seiner breiten, braunen Stirn. Es mahnt ihn, sooft er beim Haarkämmen vor den Spiegel tritt, zur Nachdenklichkeit über des Lebens Sinn und Ziel.



## Das Gebet · Von Michael J. Vermontoff

Trübt mich ein Leid, ein drückendes,  
In Stunden bang und schwer,  
Ein wunderbar beglückendes  
Gebet sag' ich dann her.

Gewalten, segentündernde,  
Hat sein lebend'ger Klang,  
Und Lust, nicht zu ergründende,  
Der heilige Gesang.

Wie eine Last rollt nieder dann  
Der Zweifel und entweicht.  
Ich glaub' und weine wieder dann,  
Und leicht wird mir, so leicht ...

Deutsch von J. G. Freiherrn von Gottshut



# Von der Weltgeltung des deutschen Films

## Von Peter Paul Schmitt



In der Zeit vor dem Krieg war es nicht immer ein reines Vergnügen, in ein Kino zu gehen. Wir kamen im Geschmack und Schmiß mit den Ausländern noch nicht ganz mit, indessen war das noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war, daß wir gezwungen wurden, die Welt, unsere Welt, mit fremden Augen zu sehen. Wer erinnert sich nicht noch der Gaumont-Woche, die auf der ganzen Welt jedes Geschehnis gepachtet hatte und den harmlosen dummen Deutschen die französische Brille vorhielt. Wenn so eine Woche zu schnurren anfang, dann schnurrte sie zuerst einmal zehn- oder zwölfmal von allem, was auf den Namen französisch hört — die ehrwürdige Weinrestaurateurstypen Poincaré etwa wurde uns selten geschenkt —, dann schnurrte sie englisch, russisch, italienisch und alles mögliche und erst ganz zuletzt kamen drei oder vier deutsche Erlebnisse auf die Leinwand. Ich erinnere mich noch genau, welche eigentümlichen Eindruck diese Vorführungen auf mich machten. Ich zitterte fast, ob jetzt der neue Gaumont käme und siehe, da kam er auch und es ging wie immer und wir kamen wieder zuletzt, und während ich dasaß, beschämt von soviel, sagen wir einmal Ungerechtigkeit auf der Welt, war ich doch so hypnotisiert von der Kraft der Aberredung, die von alledem ausging, daß ich mich ordentlich geschmeichelt fühlte, wenn die Deutschen zum Schluß ihrentritt abbekamen. Gott, was da schon groß von uns gezeigt wurde — ein Eisenbahnunglück, ein kaputtner Zeppelin, ein höfischer Empfang, das war die ganze Propaganda, die unsere Sönnner in allen Winkeln der Erde von uns machten resp. die wir uns gefallen ließen.

Es ist schwer, sich heute vorzustellen, daß es einmal so etwas auf der Welt gegeben hat und daß alle wie Lämmer herumgefressen sind, statt den ganzen Schwindel zum Lande hinauszuprügeln. Und wer erinnert sich nicht noch der Sorte von Deutsch, die auf den fremden Filmen verzapft wurde? Das „Zeppelinunglück bei Düsseldorf“ hieß es einmal. Es gab mir einen Stich und ich sah mich um, ob irgend etwas geschehe. Nein, es geschah nichts — das Publikum lachte dumm, das war alles. Ist es zu glauben, daß wir uns ein Düsseldorf vormachen lassen mußten, weil diese großen Herren zufällig kein ü haben und das immer noch gut genug für uns ist?

Das war einmal, würde der Vaterlandsfreund sagen, inzwischen haben wir den Weltkrieg gehabt, resp. wir haben ihn noch, und zu seinen guten Folgen gehört, daß wir mit diesem ausländischen Kram aufgeräumt haben. Ja, da liegt eben der Hund begraben. Ich lade denselben Vaterlandsfreund ein, mit in das erste beste Kino zu kommen und sich den neuesten amerikanischen Film anzusehen, greifen wir nur hinein ins volle Menschenleben, also den „Milpferdloffer“. Warum soll es nicht auch amerikanische Filme geben, wird der Arglose sagen. Selbstverständlich, zugegeben, es weiß ja bei uns ohnehin kaum jemand, daß wir mit Amerika Krieg haben. So eine echte amerikanische Detektivgeschichte, das macht ihnen keiner nach, alles, was recht ist. Also sehen wir uns die Geschichte einmal näher an, da treten

auf Herr Harry Higgs, Reginald Clark, John Harris, Jacques Tournelles, Flamborough & Co., alles echt amerikanisch bis auf den einen Franzosen, und alle Sahlungen und Erpressungen gehen richtig in Dollar vor sich. Merkwürdiger ist schon, daß die ganze Geschichte in Paris, Calais und London spielt und daß alle Mitspieler biedere Deutsche sind, aber noch mehr staunst du, lieber Leser, wenn du mit mir die Kolonnaden im Berliner Kleistpark, das Eingangsportale zum Reichstagsgebäude, den Tiergarten, ein Kaffee der Obberitzer Heerstraße und das Restaurationsgebäude der Rennbahn Grunewald erkennst, und daß der Schnellzug, der in Calais einbraust, am Anhalter Bahnhof mündet. Ja, da schaust.

Aber so spaßhaft ist die Sache gar nicht. Man könnte vielleicht auf den Gedanken kommen, unsere Filmmacher wären Nachkommen von jenen guten Leuten, die glaubten, beim Billardspielen müsse man französisch zählen und beim Tennis englisch, wiewohl sie von keiner dieser beiden Sprachen einen Schimmer haben, aber was tut man nicht alles für den guten Ton. Nein, lieber Leser, so harmlose Gemüter gibt es auf dem Filmmarkt nicht. Jedermann weiß, wie wir in der ganzen Welt verschrien, verleumdet und verpestet sind, kein Hund der Entente würde noch eine Kohlrübe von uns nehmen, geschweige ihre Anhänger sich einen deutschen Film ansehen also muß der Film frisiert werden und das geschieht gründlich, auch die leiseste Mahnung an etwas Deutsches wird ausgemerzt. Man begnügt sich nicht damit, die in einem Vorort von Berlin spielende Handlung mit Paris, Calais und London zu etikettieren, auch die Uniformen, die hier umgehen, der Briefträger, der Schuhmann und der Liftjunge, sie haben alle französische Uniformen oder englische oder eine Mischung von beiden, alles, nur nichts Deutsches. Gewiß, und um ganz sicher zu gehen, steht am Rixdorfer Postschalter, wo die Erpresserin ihre Briefe abholt, „Poste restante“, kloß der Beamte mit dem Käppi sieht unverfälscht deutsch aus.

Die Franzosen, Italiener und Dänen erfüllen den Erdball mit dem Ruhm ihrer ersten Schauspieler, ihrer erfindungsreichsten Köpfe und ihrer besten Regisseure, und es gibt kein amerikanisches Kinostück, wo nicht vorn und hinten und auch in der Mitte noch ein paarmal die amerikanische Flagge vorkommt, aber der Deutsche versteckt seinen Stolz ganz und gar in seiner Tasche, aus ganz gewöhnlicher Angst, diese Tasche nicht voll genug zu kriegen. „Business as usual“, lautet das Feldgeschrei dieser Kulturkämpfer; daß deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit auch irgendwo moralische Eroberungen in der Welt zu vollbringen haben, das liegt ihnen weltenfern. Nun gibt es immer noch zwei Wege, wenn man seine paar Kilometer Film absolut auch nach Montenegro, Rumänien und Aikaragua vertilgschen will — das gehört, wenn ich nicht sehr irre, auch zu der bewußten bis auf den letzten Blutstropfen zusammengeschworenen Eidgenossenschaft. Man kann ja immerhin — warum nicht, ich bin auch kein Spielwerber — für die biederen Neutralen etwas englische Schminke auflegen — es ist nur die Frage, ob sie nach Friedensschluß noch so wirkt wie vorher —, aber zu glauben, daß auch wir in Deutschland, also innerhalb von Deutschland, wo der ganze Dred gewachsen ist, uns diese fremde Maske gefallen lassen müssen, das ist — nun, irgendein Wort muß sich dafür doch finden, das ist eine Hundsfötterei.

Und das liebe Publilum? Solche echten ameritanischen Schmarren werden ja jede Kriegswoche, die Gott gibt, neu verzapft. Hat das Publilum schon einmal mit Kartoffeln oder roten Rüben — faule Äpfel gibt es ja auch nicht — geworfen oder den Humbug zusammengescrien? Es denkt nicht daran. Das sind dieselben Leute — ich meine nicht die, die französische Parfümerien mit französischem Text kaufen, gewiß nicht, das tue ich auch manchmal, so gut wie echte Schweden mit schwedischem Text, wenn es nur noch genug davon gäbe —, nein, ich meine diejenigen, die kein Auge und kein Organ für den Schimpf haben, der ihnen angetan wird, wenn sie sich eine gute deutsche Arbeit als den Ruhm von Frankreich oder den Stern von Amerika aufschwätzen lassen. Diese Leute haben nicht verdient, daß sie den Krieg gewinnen — vielleicht gewinnen sie ihn auch nicht — sie sind noch nicht reif dazu.

Vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges schrieb der „Daily Graphic“: „Was in Berlin nicht englisch ist, das ist französisch. Dieser Mangel an Achtung für die eigene Kultur ist das Haupthindernis für die Verbreitung des deutschen Einflusses.“ So denkt der stolze, sich seines Wertes bewußte Engländer über uns. Diese Pest steckt uns so tief im Blut, das ist mit einem einzigen Weltkrieg gar nicht herauszukriegen. Aber, und das prophezeie ich hiermit, mit dem nächsten ganz sicher.



## Zuberficht · Von Hans Bauer (Champagne)

Wir sind nicht mehr so feuerdurchweht,  
Nicht mehr die glühenden Flammenberger,  
Aber wir fühlen nun fester und stärker:  
Deutschland besteht.

Ja, es fehlt ihm wohl dies und das:  
Hier ein Großes und da ein Kleines,  
Aber wir wissen von ihm nun eines:  
Es ist Verlaß.

Kennten sie alle auch wider uns an,  
Wäre das Würgen noch wilder und toller:  
Wir sind bestärkter und zuberfichtsvoller  
Als irgendwann.

Ja, wir wissen, ein glückhaftes Los  
Schmiedet sich Deutschland im Funkengestiebe,  
Denn wir haben zu ihm eine Liebe,  
Die ist gut und groß.



# Das Einjährige stirbt

## Von Fritz Müller

Die württembergische Zweite Kammer nahm einen Antrag auf Abschaffung des Einjährig-Freiwilligen-Privilegs einstimmig an.



Was ist in diesem Krieg nicht alles schon gestorben, draußen und drinnen! Wieder zimmern sie im Innern einen Sarg, einen länglichen. „Hört mal, Zimmerleute, wie lang der Sarg?“ — „Ein Jahr lang, Herr.“ — „Und wer ist gestorben?“ — „Das Einjährige liegt im Sterben, gleich werden sie im Parlament das Sterbeglädchen läuten.“ Ich ziehe den Hut. Ich habe den Sterbenden gekannt. Erst als sein Bedienter, später als sein Herr.

Als sein Bedienter: Zehn Jahre hab' ich ihm gedient, von der ersten Volksschulklasse aufwärts. Fast sorgenlos die ersten Jahre im weiten Abstand. Dann schwitzend über Buch und Heften: „Heinrich IV. regierte von — bis . . . Das Atomgewicht des Schwefels beträgt — . . .  $a$  Quadrat plus  $b$  Quadrat gleich  $c$  Quadrat . . . Das Archimedische Prinzip des Auftriebs lautet — . . . Die Schillerschen Dramen, chronologisch geordnet, sind — . . . Die Kraniche des Ibykus  $a$  Einleitung,  $b$  Ausföhrung, erstens, zweitens, drittens, Alpha, Beta, Gamma . . . Dann erschauernd vor den Prüfungsbrillen des St. Einjährigen selber: „Am Gottes willen, er wird mich doch nicht durchfallen lassen; heiliger Spickzettel, bitt' für uns . . .“

Als sein Herrscher, selbst mit einer gefühllosen Lehrerbrille in einem Einjährigeninstitut ausgestattet, schmählich, hartherzig vergessend eigener Examensnöte: „Niedermeier, wenn du dem Pythagoras nicht mehr Verständnis entgegenbringst . . . Bernheim, wenn du nicht einmal  $a$  hoch drei minus  $b$  hoch drei zerlegen kannst . . . Frielinghaus, wenn dir die dritte Wurzel nicht im Schlaf geläufig ist . . .“ Nur der Wenn-Bedingungssatz wechselte, der So-Hauptsatz dahinter blieb unabänderlich der gleiche: „— so wirst du mit Glanz durch das Einjährige fallen, mein Lieber.“ In starken Fällen war die Beugung ins Dramatische verstattet: „Wie, Schragenmaier, dein Einjähriges willst du machen, und weißt nicht mal die Inhaltsformel für den abgestumpften Regel!“ Während ich in verzweifelten Fällen elegisch flöten durfte: „Laß es gut sein, Faltenmüller: Eher geht ein Kamel durch das bekannte Nabelöhr, als einer, der das doppelte Produkt bei der Quadrierung eines Aggregats vergißt, durch das Einjährige . . .“

Nun, der Faltenmüller hat es damals nicht gut sein lassen. Glatt ist er durch das Einjährige durchgestiegen, trotzdem er bei dem Prüfenden der Regierungskommission abermals das doppelte Produkt vergaß. „Er macht sonst einen tüchtigen Eindruck,“ sagte der Regierungsgewaltige bei der Prüfungsberatung, „lassen wir ihn durch, den Faltenmüller.“ Ich hab' es nicht begriffen, damals. Wie konnte ein Mensch ohne doppeltes Produkt bei der Quadrierung eines Quadrats seinen Mann im Leben stellen? Wie konnte ein doppelproduktenloser Kerl vor dem Feind im Ernstfall überhaupt bestehen?

Heute, wo ich meine Prüfungsbrille längst im Kasten liegen habe, weiß ich's freilich besser. Heute lese ich ohne Kopfschütteln in der Zeitung, daß der Faltenmüller wegen hervorragender Tapferkeit vor dem Feinde mit dem ersten Kreuz geziert ist. Und dabei hat die Zeitung nicht einmal erwähnt, daß der Faltenmüller eigentlich Einjähriger ist, geschweige denn, daß er hinter dem Examen noch volle zwanzig Jahre produktenlos und doch heil und aufrecht durch des Lebens Aggreate lief.

Heil dir, Faltenmüller! Heute habe ich Respekt vor dir. Heute will ich dir gestehen, daß ich dich in meiner Lehrerzeit unter meinem Fenster einmal sagen hörte: „Und weißt du, Lippel, auch wenn ich durchfall': Ich pfeif' auf das ganze Einjährige!“ Einer, der zur Glanzzeit des Einjährigen auf es pfeifen hätte können! — Faltenmüller, für deinen alten Lehrer ist deine erstkreuzige Tapferkeit vor dem Feinde keine Überraschung.

Dein alter Lehrer hat auch sonst im Weltkrieg mancherlei gelernt. Erinnert hat er sich an vieles, was er damals an der Einjährigenherrlichkeit bodbeinig übersehen hatte: Leute sind ihm im Krieg begegnet, die das Einjährige nicht hatten — ganz nette Leute, Faltenmüller — nein, nicht nett nur, prächtig waren sie. Erinnert hat er sich an zentnerweisen eignen Lernballast, den er nutzlos schweigend durch sein Leben schleppte, — ja, wenn er allein damit geschwigt, wenn er nicht auch hundert andre damit schweigen hätte machen! Erinnert hat er sich an hundert arme Jungen, die von Eltern, einjährigenblöder noch als er, unbarmherzig durch das Einjährigenjoch gepeitscht wurden. Deren Jugend man mit Einjährigenvorbereitungsfolttern zerquälte. Deren goldne Mittwoch- und Samstagnachmittage man von einem Heer bezahlter Nachhilfelehrer mitteleidslos zertrampeln ließ: „Nicht wahr, Herr Doktor, Sie fördern meinen Jungen durchs Examen, kost' es, was es wolle?“ O, es hat viel gekostet! Nicht nur Mark und Pfennig. Tränen, Flüche, auf Lebenszeit zerhackte Nerven: „Nur acht Tage, wenn er es noch aushält, Doktor — stellen Sie ihn täglich zweimal unter die kalte Brause, lassen Sie ihn für die letzte Repetition von einem weiteren Instruktor behandeln — tun Sie, was Sie können — und bedenken Sie: die Schande für die Familie, wenn er nicht einmal das Einjährige . . .“

„Nicht einmal das Einjährige!“ Drohend stand das Schreckwort über tausenden „besserer“ Familien und quirlte einen Hexensabbat auf von Martern und zerblättern Blüten.

Faltenmüller, Faltenmüller, daß dir's dein alter Lehrer nur bekennt: Wenn sie morgen die Sterbeglocke des Einjährigen läuten, wenn sie es übermorgen feierlich begraben — mitgehn will ich schon bei dem Begräbnis, meinnetwegen achtungsvoll mit dem Zylinder — mehr noch: die üblichen Grablobreden will ich anhören, ohne eine Miene zu verziehen — aber eines, Faltenmüller, wird dein alter Lehrer nicht tun: Tränen weint er ihm nicht eine nach, dem Einjährigen, Gott hab' es selig . . .





## Die Nacht · Von J. G. Freiherrn von Grotthuß

Über den Bergen hingegossen,  
 Ruht eine königliche Gestalt:  
 Die Nacht.  
 Auf ihrem Haupte  
 Funkelt die Sternenkronen;  
 In ihrer Hand  
 Schimmert ein Lilienzepter,  
 Aus bleichen Mondes  
 Strahlen gewoben;  
 In ihrem Gewande buhlen  
 Weiße, kosende Lüfte.

Aber sie weint.

Sie weint und seufzt:  
 „Allewiger, warum gabst du mir  
 Die dunkle Pracht  
 Und diese funkelnde Krone  
 Und dies schimmerndezepter?  
 Und nimmst mir alles:  
 Meine Kinder!  
 Hab' ich sie nicht mit Schmerzen geboren,  
 Meine kraftvollen Söhne,  
 Die ragenden Bäume,  
 Und meine lieblichen Töchter,  
 Die süßen Blumen?  
 Sind sie nicht alle, alle  
 Aus meinem Schoße emporgestiegen:  
 Die weichen, begünstigten Täler,  
 Die stolzen, schneegekrönten Berge,  
 Die klaren Seen?  
 Und alles, Herr,  
 Wofür die Menschen,  
 Meine verlorenen Kinder,  
 Dir täglich danken?  
 Und ich darf sie nicht sehen,  
 Wenn sie offenen Auges  
 In strahlender Fülle  
 Sich freuen des Vaseins,  
 Das ich ihnen schenkte!  
 Und sie vergessen der Mutter  
 Und wollen mich nicht kennen  
 Und verachten mich! —  
 Nur im Traum darf ich sie besuchen  
 Und muß mich von hinnen stehen  
 Wie eine Diebin vor deinem Morgen,  
 Und sie sind doch meine Kinder!

„Aber ich weiß:  
 Einstmals,  
 Wenn sie müde und elend,

Getäuscht von dem falschen  
 Glanze des Tages,  
 Nach Ruhe und Frieden sich sehnen,  
 Dann lehren sie wieder  
 An meinen Busen zurück,  
 Und ich wiege sie ewig  
 In meinen Armen,  
 Ich, ihre verachtete  
 Mutter, die Nacht.“

Und die Königin seufzt.  
 Und im Hauch ihres Seufzers  
 Erschauert der See  
 Und pocht mit träumernder  
 Welle ans Ufer.  
 Und eratmend wiegt  
 Der Wald seine Wipfel  
 Und flüstert im Traum.

Und die Königin weint,  
 Und weinend küßt sie  
 Zum Abschied die schlafenden Blumen,  
 Und ihre Tränen fallen  
 Mit heimlichem Klingen  
 Auf die blühenden Wangen  
 Ihrer lieblichen Töchter,  
 Der süßen Blumen.

Und sie schwindet auf leisen  
 Sohlen von dannen. —

Im Purpur prangend  
 Erscheint der Tag,  
 Der junge König.  
 Und eifersüchtig  
 Will er schnell  
 Die Tränen verwischen  
 Der verbannten Mutter,  
 Der Nacht.  
 Aber den erwachenden Blumen  
 Ist's so selig-süß,  
 So heimlich-sehnsuchtsvoll  
 Und so wunderbar  
 Ums Herz. [träumen!  
 Ach, noch länger möchten sie schlafen und  
 Sie ahnen:  
 Ihre Mutter war bei ihnen im Traum  
 Und hat über ihnen geweint  
 Und hat sie geküßt, —  
 Ihre Mutter und unsre:  
 Die Nacht.





## Großfürst Nikolai Nikolajewitsch

**I**n Jdulber in der Krim befindet sich Großfürst Nikolai Nikolajewitsch mit der Kaiserin-Mutter von Rußland nebst einigen weniger beträchtlichen großfürstlichen Persönlichkeiten aus dem sogenannten Hause Romanoff in unserer Gewalt. Als Staatsgefangene wurden sie dort bis zum Eintreffen der deutschen Truppen von bolschewistischen Matrosen in Gewahrsam gehalten.

Nikolai Nikolajewitsch unser Gefangener — und alles bleibt still! Wie stumpf ist unser Volk im Laufe des Krieges doch geworden! seufzt die „Deutsche Zeitung“. „Daß wir auf diese Weise die Person Maria Feodorownas [die dänische Prinzessin Dagmar] in die Hand bekommen haben, ist natürlich nicht unwichtig. Die Dänin war von jeher eine unserer gefährlichsten Gegnerinnen am Zarenhose. Sie war eines der eifrigsten Mitglieder der internationalen Fürstenschwörung gegen den deutschen Kaiser, die alljährlich in Kopenhagen, der Zentrale aller dieser Treibereien, an ihrem väterlichen Hofe tagte. Auf der Witwe Alexanders III., auf ihren Schwestern, auf ihrer verstorbenen Mutter, der ‚Großmutter Europas‘, ruht ein gut Teil der Blutschuld dieses Krieges. Durch eine merkwürdige Laune des Schicksals war sie, wenn wir nicht irren, auf der Durchreise von Kopenhagen nach Petersburg, 1914, gerade am Tage der Mobilmachung, in Berlin. Sie mußte ihre Fahrt unterbrechen und nach Dänemark zurückkehren, von wo sie dann zu Schiff oder über Schweden nach Petersburg gelangt ist. Der Verkehr über Eydtkuhnen war selbstverständlich vom Augenblick des Erscheinens des Mobilmachungsbefehls an gesperrt. Die Kriegsnachrichten, die Aussicht auf Rückbeförderung in geschlossenem Salonwagen bei verhangenen Fenstern, ihre Stellung unter selbstverständlich in die schonendsten Formen getleidete Überwachung gaben der sehr reizbaren Dame Veranlassung, ihrem Herzen über die Deutschen im allgemeinen, den ihr beigegebenen ‚Ehrendienst‘ im besonderen, ganz besonders aber über den Kaiser in äußerst drastischer Weise Luft zu machen. Ihre kaiserliche Würde kam ihr dabei so gut wie vollständig abhanden. Ob sie auch dem sie bewachenden Matrosenkommando von der Flotte des Schwarzen Meeres gegenüber während der neueren Beschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit sich ungestraft so deutlich aussprechen durfte, wie damals in Berlin, mag dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich hat sie diesmal die Pidelhauben mit anderen Empfindungen vor sich erscheinen sehen, als an jenem 1. August in Berlin. Ramen sie ihr doch als Retter aus ständiger Lebensgefahr! Vielleicht hat sie auch seither über manches anders denken gelernt, als bis zur Thronentsagung ihres stumpfen Sohnes und bis zum Sturz der Romanoffs. Aber auf dieses ‚Vielleicht‘ können und werden wir uns hoffentlich nicht einlassen. Es handelt sich um eine gefährliche Frau, die immerhin noch Unheil stiften kann und im Reichsinteresse demgemäß zu behandeln

ist. Die Rücksichtnahme auf den dänischen Hof kann und darf daran nichts ändern. Für uns ist sie Russin und das Mitglied eines souveränen Hauses, das seinerseits noch nicht dazu gekommen ist, seinen Frieden mit uns zu schließen. Daß die Regierung der Lenin und Trozki sie staatsrechtlich vertritt, werden die Gefangenen von Malta selbst schwerlich behaupten. Tun sie's, so soll man sie über die russische Grenze abschieben. Sie alle, bis auf einen. Bis auf Nikolai Nikolajewitsch nämlich.

Nikolai Nikolajewitsch in unserer Hand! Und alles bleibt still! Kaum ist's, als hätte sich irgend etwas ereignet! So sehr hat die Fülle des Aufregenden, das der Krieg uns gebracht hat, die Aufnahmefähigkeit der Öffentlichkeit auch für das bedeutsamste Neue gemindert, wenn es nicht gerade von dem Punkte kommt, auf den sich im Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit richtet! Was die Nachricht bedeutet, wird einem sofort klar, wenn man sich vorstellt, daß sie etwa in den Tagen von Tannenberg, Lodz, Gorlice oder als Madefsen die Russen in Südrufland jagte, gekommen wäre!

Es ist richtig, — damals wäre es eine Nachricht von unmittelbarem und größtem Einfluß auf Operationen, die noch in vollem Gange waren, gewesen. Heute ist das nicht mehr der Fall, und doch ist sie nach wie vor hochbedeutsam. Rein militärisch, und was einstweilen noch vollständig übersehen zu werden scheint, auch politisch. Rein militärisch zunächst. Nikolai Nikolajewitsch ist einer der stärksten Feldherren, die in diesem Kriege eine Rolle gespielt haben. Vielleicht der stärkste auf der Seite unserer Gegner. . . Wohl durchweg ist es diesseits als eine gewaltige Dummheit eingeschätzt worden, die der Zar beging, als er ihn damals von der Westgrenze nach dem Rautajus abberief. Nein! er hat unserer Kriegführung das Leben in der Tat ehrlich sauer gemacht. Und daß er nunmehr fürs erste unseren Segnern unter keinen Umständen mehr zur Verfügung stehen wird, ist bei der politisch schließlich doch noch immer reichlich ungeklärten Lage im Osten militärisch immerhin von großem Wert.

Zur militärischen Bedeutung kommt die politische seiner Gefangennahme. Er ist der willensstärkste, tatkräftigste und geschickteste der lebenden Romanoffs. Derjenige Großfürst, der am ehesten das Zeug hätte, den Torso des heiligen Rußland zaristisch zu organisieren, wenn je wieder die Möglichkeit dazu auftauchen sollte. Ein Mann von starkem Anhang. Ein Thronpräsident, wie er im Buche steht. Die Person eines solchen, eines Mannes, mit dem man verhandeln kann, in der Hand zu haben, hat immer seinen Wert. Mehr über diesen Punkt zu sagen, ist überflüssig. Bei ihm handelt sich's noch obendrein ebenfalls um die Person eines Deutschenfressers ersten Ranges.

Echt deutsch werfen verschiedene Blätter die Frage auf, ob wir eigentlich ein Recht hätten, die Befreiten von Malta als Gefangene zu behandeln. Sie ist lächerlich! Abgesehen, wenn man besondere Rechtsgründe brauchte, was aber gar nicht der Fall ist — was den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch anlangt, wäre man wahrhaftig am allerwenigsten in Verlegenheit. Das nachstehende Schreiben eines Mannes, der die Vorgänge bei Ausbruch und während des Krieges auf russischer Seite aus nächster Nähe gesehen hat, enthält das Nötige. Es lautet:

„Soeben lese ich, daß unsere Truppen den früheren russischen Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch in der Krim vorgefunden haben. Nikolai Nikolajewitsch ist es gewesen, der, wie feststeht, deutsche Reichsangehörige in die Gefängnisse stecken ließ, in Ketten zu legen befahl und auch leichtfertig gefällte Todesurteile bestätigte. Die ganze Deutschenheke in Rußland, bald nach dem Ausbruch des Krieges, ist sein Werk, um gegen Deutschland Stimmung zu machen. Durch seine Verfügungen wurde der deutsche Besitz vogelfrei, wurden wehrlose Bewohner Ostpreußens nach Sibirien geschafft, wo viele Hunderte ungelkommen sind. Auf ihn, den Höchstkommandierenden, ist es zurückzuführen, daß man die deutschen Frauen, Männer und Kinder (Zivilgefangene) überall aus dem europäischen Rußland nach Sibirien verschleppte, wo viele elend verkommen sind. Damals hatte der deutsche Reichskanzler als Vertreter der Regierung im Reichstag erklärt,

daß man für das, was man deutschen Reichsangehörigen an Gut und Gesundheit an Schaden zufüge, daß man auch für Beleidigungen und schlechte Behandlung Rechenschaft fordern würde. Sind das leere Worte gewesen, oder wird das jetzt geschehen? Wird man den Großfürsten vor Gericht stellen? Nicht um Rache zu nehmen, sondern um den Russen zu beweisen, daß man einen Deutschen nicht ungestraft beleidigen kann! Es wäre dringend wünschenswert!

So liegt die Sache — für den Notfall! Die Erinnerung an die damalige Erklärung des deutschen Reichsanzlers ist, ganz abgesehen vom vorliegenden Zusammenhange, unter allen Umständen dankenswert. Es ist im Augenblick noch nicht bekannt, wie der Kaiser über den künftigen Aufenthalt des Großfürsten verfügt hat. Wilhelmshöhe als Unterkunft für einen fürstlichen Gefangenen läge ja in der Erinnerung an 1870 nahe. Geschähe aber damit dem Andenken Napoleons III. schließlich doch Unrecht. Er war an sich ein anständiger Gegner. Und das war der Großfürst, bei all seinen hervorragenden militärischen Eigenschaften, denn doch nicht!

Unfühnbare Blutschuld lastet auf diesem großfürstlichen Ungeheuer! Dennoch hat es bisher nicht den Anschein, daß den Reichsinteressen in der Weise entsprochen werden wird, wie es der Verfasser der dankenswerten Mahnung erwarten zu dürfen glaubt.



## Wilson und das deutsche Ansehen

Bei der Nachwahl für den Senatsitz des Newyorker Bezirks Madison suchte Präsident Wilson die zweifelhaften Aussichten des demokratischen Kandidaten Davis dadurch zu verbessern, daß er in einem der Öffentlichkeit anvertrauten Briefe dessen „echt amerikanische Haltung“ seit Kriegsausbruch hervorhob und den Gegensatz zu dem republikanischen Kandidaten Luntroot betonte, der bei den drei entscheidenden Abstimmungen im Kongreß vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg sich „höchst unamerikanisch“ verhalten und „geradezu im deutschen Sinne“ gewirkt habe. Das Ergebnis der Wahl war für Wilson eine bittere Enttäuschung. Senator Luntroot siegte mit 164000 gegen 148000 Stimmen über Davis. Daß der Unterschied nicht erheblich größer ausfiel, lag daran, daß der Sozialist Victor Berger wider alles Erwarten 110000 Stimmen erhielt, trotzdem wegen seines Verhaltens im Kriege ein Hochverratsverfahren gegen ihn schwebt, und trotzdem er im Wahlkampfe forderte, daß Amerika mit Deutschland sofort Frieden schließen und seine Truppen unverzüglich vollständig aus Frankreich zurückziehen solle.

Es ergeht den angelsächsischen Weltkennern mit der Brandmarkung aller Deutschen und deutschfreundlichen Gesinnten als „Hunnen“ und Hochverräter wie seinerzeit bei der „Made-in-Germany“-Bewegung mit der Brandmarkung deutscher Waren. Nachdem man damals den deutschen Wettbewerb genügend als „German blight“, deutsche Rache, als „Bazillus deutscher Geschäftsunehrlichkeit“ usw. verleumdete hatte, glaubte man ihn dadurch wirksam bekämpfen zu können, daß man durch die Merchandise Marks Act vom 23. August 1887 bei Strafe der Konfiskation vorschrieb, daß alle aus Deutschland eingeführten Waren die Ursprungsbezeichnung „made in Germany“ tragen müßten. Die Wirkung war bekanntlich, daß man nun erst merkte, woher so viele gute, gebiegene Waren kamen, die auf dem englischen Markte erschienen und, soweit sie im eigenen Lande keine Abnehmer fanden, durch englische Kaufleute nach allen Weltgegenden wieder ausgeführt wurden. Im Grunde bedeutet dieser Krieg für die Engländer und ihre „Wettren“ nur eine Fortsetzung des Kampfes gegen den deutschen Wettbewerb. Man möchte Deutschland überhaupt zerstückeln; für den Fall, daß das nicht ge-

lingen sollte, verleumdet man uns in aller Welt als Barbaren, „Hunnen“, Feinde der Menschheit. Man tröstet sich mit der freundlichen Zuvorsicht: „Germany will be anyhow the most hatred nation after the war.“ Das erwähnte amerikanische Wahlergebnis beweist, daß die Werbetraft der deutschen Waffentaten sich in breiten Kreisen des Volkes der Vereinigten Staaten schon als viel stärker erwiesen hat als die Verleumdungen der Staatsmänner angelsächsischer Herkunft und Gesinnung. Der große Krieg, der auf unser geistiges Auge wie eine Staroperation wirkte, hat uns auch von mancher irrthümlichen Auffassung, die wir im Frieden von dem Amerikanertum gewonnen hatten, befreit. Wir erkennen jetzt, daß der „Schmelztiegel“ weniger gute Arbeit geleistet hatte, als es uns schien. Das Angelsächsentum ist in den Vereinigten Staaten durch die Einwanderung längst zu einer Minderheit geworden, aber es ist die herrschende, trotz allem Demokratismus ziemlich abgefordert lebende Rasse geblieben. In den maßgebenden Stellungen im öffentlichen Leben Amerikas findet man fast nur Leute angelsächsischer Herkunft. Das trifft z. B. gegenwärtig zu für den Präsidenten und Vizepräsidenten der Union und für sämtliche Mitglieder des Kabinetts. Angelsächsischer Abstammung sind ferner 7 von 9 Mitgliedern des Obersten Gerichtshofes, 83 von 96 Mitgliedern des Senats, je 3 von 4 Mitgliedern des Abgeordnetenhauses, 326 von 383 höheren Beamten der Regierungen der Einzelstaaten, 242 von 277 Oberrichtern und Richtern der obersten Gerichtshöfe der Einzelstaaten, 29 von 32 Generalen des amerikanischen Heeres vor Beginn des Kriegszustandes mit Deutschland. Diese überwiegend angelsächsische Abstammung des Führertums im Volke der Vereinigten Staaten erklärt zur Genüge die deutschfeindliche Haltung Amerikas während des Krieges. Sie beweist aber auch, daß die Union ein ganz anderes politisches Gesicht erhalten wird, wenn die Massen der Bevölkerung anderer als angelsächsische Herkunft durch den Weltkrieg zum Bewußtsein ihrer Kraft und Macht aufgerüttelt werden sollten.

Otto Corbach



## Ferdinand Hodler

**N**am Pfingstsonntag ist Ferdinand Hodler in Genf gestorben. Vor einigen Monaten war er 65 Jahre alt geworden (geb. 14. März 1853 zu Gurzelen im Kanton Bern). Wir kämpfen nicht gegen Tote, aber es wäre nicht nur heuchlerisch, sondern auch ungerecht gegen die Allgemeinheit, am Grabe so zu tun, als ob nichts geschehen wäre. Hodler hat jenen aus entartetem Haß entsprungenen Genfer Protest gegen uns Deutsche unterschrieben, der dazu bestimmt war, Haß und Verachtung der Welt, soweit sie damals noch nicht in den Krieg hineingezogen war, gegen uns zu lenken. Wer, wie ich, noch kurz vor Kriegsausbruch in Genf gewohnt hat, kennt die milderen Umstände, die für einzelne der Unterschreiber geltend gemacht werden können. Wir wollen unsererseits dem Pharisäertum nicht verfallen und die Macht solcher Massenpsychosen ruhig anerkennen.

Das ändert nichts an der Tatsache, daß ein Mann wie Hodler nicht nur durch seine weltkluge und klar rechnende Art, sondern auch durch seine Lebenserfahrungen gegen eine solche seelische Aberrumpelung gewarnt sein mußte. Diese Lebenserfahrungen hatten ihm Deutschland als bestes Wirkungs- und Absatzgebiet seiner Kunst gezeigt. Er hatte auch nie Widerspruch dagegen erhoben, wenn er von einem großen Teil der deutschen Kunstkritik als Verkünder und Prophet germanischer Kunstart gefeiert worden war. Er hatte in Jena und Hannover große Wandgemälde ausgeführt, die die urdeutschen Erlebnisse der Reformation und der Freiheitskriege verherrlichen sollten. Wenn er sich trotzdem bei dieser ersten Gelegenheit einer so wüsten Beleidigung dieses deutschen Volkes, in dem Augenblick, als es um sein Bestehen rang, teilhaftig machte, so muß da irgendwie etwas nicht stimmen. Wir sind ja so bescheiden,

wir hätten kein mannhaftes Eintreten für uns gegen die hassende Meute verlangt; aber wenigstens ein Nichtschimpfen, ein Schweigen war geboten. Wo es nicht einmal dafür reichte, muß es um das Menschliche schwach stehen. Entweder war schon zuvor in Hodler die Abneigung gegen uns Deutsche vorhanden, dann durfte er die oben genannten Aufträge nicht ausführen, weil ihm dann ja das innere Verhältnis zu den Aufgaben fehlte; oder er hat sich aus irgendwelchen rechnerischen Erwägungen auf die andere Seite geschlagen und damit sein früheres Empfinden verleugnet.

Ich kenne die Phrase zur Genüge, daß wir uns beim Künstler an seine Werte halten sollen, der Mensch gehe uns nichts an. Abgesehen davon, daß das nicht möglich ist, wenn wir mit diesem Menschen zu tun gehabt haben, ist die Forderung auch eine bequeme Phrase, nur dazu bestimmt, einem über die Schwierigkeit hinwegzuhelfen, scheinbare Widersprüche zwischen Mensch und Künstler zu überbrücken. Ist es doch nur natürlich, daß diese beiden sich wechselseitig bedingen, daß sie in jedem Falle eine Einheit bilden. Wenn diese nicht harmonisch ist, wenn sich Dissonanzen nicht auflösen lassen, so muß eben die Dissonanz als Tatsache hingenommen werden; sie hat dann tiefere Gründe, deren Untersuchung sicher auch Aufschlüsse über das Wesen der Kunst eines solchen Menschen bringt. Ich bin überzeugt, das ist auch bei Hodler der Fall. Auch seiner Kunst fehlt die letzte Harmonie, die höchste seelische Durchbildung, ihr fehlt die letzte geistige Überzeugungskraft, wie sie nur die Liebe gibt; es bleibt ein Rest des Rechnerischen, des willkürlich Gewollten und nicht Gewußten.

● Dafür mag die tiefste Ursache in einer nicht ganz geglückten Mischung der verschiedenen Bildungseinflüsse von Rasse, Volkstum und Erziehung liegen. In den Nachrufen unserer Zeitungen wird noch stärker, als in den früheren Abhandlungen, Hodler als urgermanischer Künstler hingestellt. Es ist nicht ohne Humor, zahlreiche jener Kunstschriftsteller so stark das Rassistische betonen zu sehen, die recht empört zu sein pflegen, wenn man es als Erklärung für Kunsterscheinungen auf dem Rassengebiete anwendet, dem sie selbst angehören. Mit dem Germanentum darf man offenbar arbeiten, mit dem Semitentum nicht. Der Fall wird ergötlich, wenn die Herrschaften sich nun hinstellen und mit erhobenem Finger die Deutschvölkischen zurechtweisen, „daß deutsch und germanisch nicht dasselbe ist“ (Fritz Stahl, geb. Lilienthal, im „Berliner Tageblatt“). In diesem Zusammenhange nennt Stahl als die drei germanischen Maler und Bahnbrecher der neuen, dem zugespitzten Realismus entgegengesetzten Kunst: den Holländer van Gogh, den Norweger Munch und den Schweizer Hodler. Es ist nun in der Tat eigentümlich, daß wir Deutschen jedem dieser drei Künstler gegenüber Widerstände zu überwinden haben, die sicher nicht bloß im Äußeren liegen. Jedenfalls sind alle drei Beispiele dafür, daß mit dem Rassenbegriff allein, mag man ihn noch so hoch einschätzen, nicht zu arbeiten ist. Er ist eben eine, vielleicht die ursprünglichste, aber doch immerhin nur eine der das Wesen des Menschen bestimmenden Kräfte.

Auf die beiden erstgenannten Künstler können wir hier nicht eingehen, bei Hodler aber liegt auch die Rassenfrage nicht so einfach. Wer, wie ich selbst, schweizerisches Alemannenblut in den Adern und immer wieder nicht bloß als flüchtiger Reisender in der Schweiz gelebt hat, wird niemals die Rassengleichheit von Deutsch- und Welschschweizer zugeben. Gewiß sind die Welschschweizer auch keine Franzosen und beruht ihre Verschiedenheit von diesen nicht nur auf ihrem Verflochtensein mit der schweizerischen Geschichte. Aber jedenfalls sind die Juraesser keine französisch sprechenden Germanen. Deutsches Blut wird drin sein, aber auch romanisches, wohl auch keltisches. Mich hat dieser Menschenschlag immer stark gefesselt; seine Lebensform zeigt viele eigenwillige Züge, unter denen das Engespanntsein eines beweglichen Temperaments in einem schweren Körper einen besonderen Reiz ausübt. Diese schwerere Körperlichkeit, die zum Teil im Gebirgletum begründet sein mag, bildet das Bindeglied mit den Deutschschweizern auch der Urkantone, wobei wir bedenken wollen, daß auch bei diesen

seit Jahrhunderten viel süßliches Blut eingeströmt ist. Ich betone das so ausführlich, weil es für die Körpergestaltungen Hodlers bedeutsam geworden ist.

Bei Hodler wirken die Männer überzeugender, bodenständiger, als die Frauen, die viel mehr konstruiert sind, während die Männer als Stillisierungen der schweizerischen Wirklichkeit erscheinen. Der Schweizer zeigt diese körperliche Geschlossenheit, aus der sich die Gilder nur schwer auslösen. Dafür bekommt dann die Bewegung etwas Großes, breit Ausholendes, aber in den Gelenken scharf Betontes. Bei schweizerischen Schwingfesten, bei ihren echt vollstümlichen, weil vom Volke selbst dargestellten Festspielen, kann man diese eigenartige Bewegtheit am besten kennen lernen, die von einem großen Rhythmus beseelt ist, dessen einzelne Takteile sie in den Höhepunkten festhält und nicht durch allmähliche Übergänge auflöst. Wir wollen uns daran erinnern, daß auch Jaques-Dalcroze, der Schöpfer der rhythmischen Gymnastik, diesem Teile der Schweiz entstammt.

Zu den Einflüssen der Rasse kommen die der Erziehung und der kulturellen Umwelt, in der wir leben. Hodler hat in Genf gelebt, wo die französische Kultur nicht als bodenständige, und damit selbstverständliche lebt, sondern bewußt betont und gehegt wird. Von der Bedeutung der in ihrer Art einzigen Landschaft des Lemaner Sees wird noch zu sprechen sein. Rein entwicklungsgeschichtlich angesehen, ist denn Hodler auch viel leichter in die neuere französische, als in die deutsche Kunst einzugliedern. Hodler selbst hat sich gelegentlich zu Puvis de Chavannes bekannt, der neben der vom Naturalismus gespeisten rein malerischen Richtung des Impressionismus die Linie des älteren Klassizismus forsetzte und ablöste. Und während der Impressionismus ganz im Tafelbilde aufging, wollte Puvis den „Mauern Leben geben“. Wir haben hier ein Streben nach Monumentalität, für die in romanischen Ländern die natürlichste Nährquelle der Katholizismus ist. Katholisch bedeutet allgemein; eine katholische Kunst heißt Allgemeinkunst, die Kunst einer Gemeinsamkeit, einer Gesamtheit. Es ist sehr bezeichnend, daß Puvis einer der ganz wenigen französischen Maler ist, die von den italienischen Großkünstlern der Wandmalerei befruchtet sind. Man tut gut, daran zu denken, weil auch Hodler später noch einmal von sich aus den Weg zu den Florentinern gefunden hat. Die unmittelbaren Nachfolger von Puvis, wie Denis, sind ganz in die Kirche gegangen. Der Kunst der ganzen Richtung ist die Auflösung ins Metaphysische, eine Art Entkörperung gemeinsam, die entweder im vollen Verflüchtigen der Farben oder jedenfalls in einem eigentlich unmalerischen Verwenden derselben ihr Ausdrucksmittel fand. Die volle Bedeutung dieser Entwicklung wird einem klar, wenn man erwägt, daß dem Impressionisten die Farbe nicht nur das eigentliche Gestaltungsmittel, sondern überhaupt das künstlerische Lebenselement darstellt. Denken wir ferner daran, daß Frankreich die ursprüngliche Heimat der Gotik ist, so gewiß diese nicht eine Schöpfung des gallischen Geistes, sondern des germanischen Blutes in Frankreich ist. Diese Gotik ist Ekstase, betonte Seelenhaftigkeit. Der Körper ist für sie Gewand der Seele, Ausdrucksmittel des seelischen Lebens. Hier fühlen wir uns ganz im Germanischen zu Hause, und wir werden für diese tieferen Fragen der Kunst eben niemals auskommen, wenn wir uns an die geographischen Grenzen der heutigen Staaten, ja selbst nicht, wenn wir uns an die Sprachgebiete halten. Diese gotische Richtung in der neueren französischen Kunst ist in Deutschland schon deshalb weniger bekannt, weil ihre Schöpfungen als Wandmalerei an die Entstehungsorte gebunden sind, während die Tafelbilder durch Kunstausstellung und Handel Gemeinbesitz der Welt werden.

In Deutschland ist Hodler erst allgemeiner bekannt geworden, als er, ein mehr als Vierzigjähriger, noch einmal die Italiener, vor allem Giotto, gründlich studiert hatte (1905). In der Schweiz war er zuvor schon Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen gewesen durch seine großen Gesichtsbilder, unter denen der Rückzug der Schweizer bei Marignano eine der gewaltigsten Schöpfungen der geschichtlichen Malerei ist, die wir besitzen. Die Zusammenhänge mit Holbein in der Menschenendarstellung und auch in der Komposition liegen offen zu-

tage, stören aber nicht. Das Bild verblüffte mehr durch die Helligkeit seiner Farbe, wohl hauptsächlich, weil es zu nahe gesehen wurde. Am Standort, für den es gemalt wurde, ist sein Leuchten durchaus natürlich und von stärkster Wirkung. Vielleicht wenn man Hodlers Bilder überhaupt aus so weitem Abstand und auch hoch über sich, wie die Fresken im Züricher Museum, sehen könnte, würde sich mancher Widerspruch geben. Es müßten große Säle sein, deren Schmalwände auf diese Weise eine ähnliche Bedeutung bekämen, wie Altar- und Orgelwand in der Kirche. Es ist kein Bildinhalt, den wir da suchen, sondern belebte Gliederung durch ein in der Architektur fremdes und doch ihr ganz eingegliedertes Element. Wir haben uns aber daran gewöhnen müssen, Hodler als Tafelbildmaler anzusehen, und er hat diese Gewöhnung recht schmerzlich gemacht, indem er von einigen seiner Bilder, z. B. dem Holzfäller, Duzende zum Teil schlechter Wiederholungen vertrieben hat.

Trotzdem liegt hier wohl das bleibendste Verdienst Hodlers: er hat überzeugender als ein anderer verkündigt, daß die Monumentalmalerei ihre eigenen Lebensgesetze hat. Mit der lediglich räumlichen Vergrößerung eines Tafelbildes wird man nach ihm als Wand schmücker keinen Eindruck mehr machen, und zwar liegt seine in die Zukunft weisende Wirkung hier nicht bei den in ihrer Art restlos gelungenen Bildern, wie der Schlacht von Marignano, sondern bei den späteren. Dabei fällt es uns Deutschen vielleicht besonders schwer, den „Aufbruch der Freiwilligen“ in der Zener Universitätsaula unbefangen anzusehen, weil sich uns dabei eine Fülle geschichtlicher Erinnerung mit eindrängt, die in dem Bilde nicht auf ihre Kosten kommt oder gar beleidigt wird. Reiner ist in der Hinsicht der Genuß bei jenen Bildern, die mit keinem irgendwie gearteten äußeren Geschehen zusammenhängen, sondern nur eine oder mehrere menschliche Gestalten in einer ganz vom Künstler konstruierten Umwelt zeigen. Wenn wir hier ganz von der Idee absehen, die diesen Bildern zugrunde liegt, bieten sie uns die durch rhythmisch bewegte Körper verlebendigte und gestaltete Fläche. Hier ist erreicht, was Poussin de Chavanne wollte; „Mauern sind lebendig gemacht“. Es ist ganz logisch, daß dieses Leben die Dreidimensionalität gar nicht vorzutauschen sucht und in keiner Hinsicht in Wettbewerb mit der Wirklichkeit tritt.

Das Darstellungsmittel ist die Linie. Die Farbe wird insoweit benutzt, als sie die Wirkung der Linie erhöhen kann. Das war in einem Zeitalter, dem mit dem Impressionismus die Farbe alles war, eine ins Tiefste reichende Umwälzung und gehörte wohl zu dem, was als besonders deutlich empfunden wurde. Die Art der Linienführung wird dann im besonderen als schweizerisch zu gelten haben. Das Deutsche sah man endlich in der Ideenmalerei. Es ist aber die düstere Welt Calvins, die in dieser unfreudigen Schwermut, in der glücklosen, höchstens zu einem Gleichmut gelangenden Strenge der Gestalten sich ausdrückt. Woran liegt wohl diese Unfreudigkeit im höheren Sinne, die der Kunst Hodlers anhaftet und nach meinem Gefühl ihren schwersten Mangel bildet? Ich glaube lesterdings doch an der Gewolltheit, man könnte fast sagen Lehrhaftigkeit dieser Kunst.

Hodler hat in seiner Frühzeit eine Anzahl köstlicher Landschaften geschaffen. Sieht man dagegen Landschaften der späteren Jahre, vor allem in größerer Zahl gleichzeitig, so empfindet man sie als Schulbeispiele für gewisse Erkenntnisse der Naturgestaltung. Ich habe oben angedeutet, daß das auf die Einwirkung der Genesee-Landschaft zurückgeführt werden kann. Ich kenne keine Landschaft, in der das rhythmische Gesetz der geordneten Wiederholung so leicht als Wirkungsgrund auf die menschliche Seele erkennbar ist. Wir haben an den Ufern das Abereinander verschiedener Horizontale, in den Bergen eine seltsame Gleichmäßigkeit der Regelformen, die wiederum in verschiedenen Höhenlagen abwechseln. Dazu die breite Fläche des Wassers, der immer scharf abgegrenzte Horizont — jedem, der länger an diesem See weilt und nach dem Grunde seiner eigentümlichen, seit Jahrhunderten gerühmten, beinahe musikalischen Wirkung forscht, wird sich schließlich dieses einzigartige rhythmische Formenspiel offenbaren. Hodler vergewaltigt nun in seinen Bildern die Natur, um dem Beschauer



dieses rhythmische Leben zu verdeutlichen. Nach meinem Gefühl bringt er es damit um die feinste künstlerische Wirkung. Entschleierte Geheimnisse haben keinen Wert.

Ähnlich ist es mit seiner Behandlung der Linie. Es hat für jeden etwas Beglückendes, wenn sich ihm in der Kunst das Wesen der ästhetischen Stille (Ehrenberg) offenbart und er so erkennt, wie z. B. lebhaftere Bewegung im Kunstwert die stärkste Stillisierung verlangt, um den wohltuenden Eindruck des Gleichgewichts hervorzurufen, wie überhaupt der bildende Künstler das Bild der Natur auf geometrische Figuren vereinfacht, um es so einprägsamer zu machen. Myrons „Diskuswerfer“ wird, wie Ehrenberg gezeigt hat, zu einem geometrischen Gerüst verschiedener mathematischer Figuren. Aber das alles muß als innere, als heimliche Kraft wirken. Im selben Augenblick, wie es als System sichtbar wird, empfinden wir es als Vergewaltigung und werden befreundet (Kubismus). Etwas Ähnliches ist es bei Hodler mit der Linie; sie ist ihm nicht mehr Wirkungsmittel, sondern um ihrer selbst willen da. Die Natur muß sich ihr beugen. Die Körperform wird vergewaltigt, die Köpfe werden unnatürlich klein, die Gliedmaßen beliebig verlängert. Und hier liegen auch die Grenzen der monumentalen Wirkung seiner Gestalten, denn monumental ist für uns lezterdings immer nur der Mensch als Vollbringer einer Arbeit, nicht die Tätigkeit an sich. Hodler gibt eigentlich nicht einen Holzfäller, sondern die physikalische Formel des Holzfällens durch den Menschentörper. Darum gibt ihm auch der Individualismus des Menschenantlitzes nichts; und überhaupt der ganze unendliche Reichtum des Drumherums der Welt, in dem wir doch nun einmal stehen, kommt in Wegfall. Die menschlichen Gestalten, die er uns gibt, sind eigentlich entmenslicht, alles dient einem Ding an sich.

Man könnte meinen, daß auf diese Weise die Idee nun besonders eindringlich zum Ausdruck gelangen müßte. Es ist aber nicht der Fall. Sie bleibt zu kalt, weil alles zu abstrakt ist. Es ist am Ende doch auch bei Hodler so, daß ihm die Liebe fehlt und darum die wahre soziale Kraft. Gewiß ist aller Stil Ausdruck eines gesellschaftlichen Empfindens, er erfüllt das Verlangen einer Gesellschaft. Damit dieses zustande kommen kann, muß der Individualismus überwunden werden. Es muß jeder von seinen Eigenheiten preisgeben, um sich in dem Gemeinsamen mit den andern zusammenzufinden und dadurch dieses gemeinsam Gefühlte gewaltig zu verstärken. Entscheidend aber ist, weshalb das geschieht, ob im Zwang einer Allgemeinheit, die mich individuell nicht gelten lassen will, oder aus Sehnsucht nach dieser Allgemeinheit in dem besellenden Gefühl, mit Tausenden eins zu sein. Im ersteren Falle verarme ich, nur im letzteren werde ich reich, denn was mich treibt, ist Liebe. Und diese Liebe fehlt, um es noch einmal zu sagen, Hodler. Man fühlt es, wenn man seine Gestalten, wie etwa den Holzfäller, mit einigen der Arbeitergestalten Meuniers vergleicht. Formal, stilistisch, ist Hodler weitaus der Monumentalere; dennoch wirkt Meunier stärker, tiefer, denn er hat die Liebe.

Karl Stord





## Der Krieg

**A**usbau und Vertiefung unseres Bündnisses mit Österreich-Ungarn — die Tschechen und Südslawen haben nicht gesäumt, uns und aller Welt auf das deutlichste vor Augen zu führen, „wie sie es auffassen“. Willkommenen Anlaß bot ihnen die Prager Jubelfeier der tschechischen Universität. „Was wir davon erfahren,“ schreiben die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, „ist nur ein schwacher Nachhall dessen, was wirklich vorgegangen. Die volle Wahrheit werden wir wohl erst aus der Entente-Presse entnehmen können, denn daß sie dort verbreitet wird, dafür werden die getreuen Bundesbrüder der Entente im Lande Österreich gesorgt haben. Indes gibt die Rundmachung der Prager Polizeidirektion schon eine Vorstellung von dem erbaulichen Schauspiel, wenn sie ungeschminkt von ‚einer Reihe hochverrätherischer Vorfälle‘ spricht. Nicht etwa in der Absicht, ihre gerechte Bestrafung anzukündigen! Sondern nur, um den Schuldigen rechtzeitig mitzuteilen, daß ‚jede weitere Duldung‘ ausgeschlossen sei, und daß ‚von nun an‘ die Staatsgewalt sich nicht länger auf der Nase werde herumtanzen lassen. Man kann sich also nach Belieben einen Begriff davon machen, was in den drei Tagen der Feier geduldet worden ist. Ein tschechisches Blatt hebt rühmend hervor, eine tausendköpfige Menge sei am Deutschen Hause vorbeigezogen, ohne dort zu toben oder die Fenster einzuwerfen. Diese zarte Rücksicht wird also wohl weniger der Staatsgewalt zu gelten haben, als der üblen Nachwirkung, die eine Prager Straßenschlacht nach altem Muster außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle hätte haben können. War doch die ganze Feier auf das Thema abgestimmt: ‚Was wir Tschechen, Polen, Südslawen in Österreich zu leiden haben!‘ Außerdem hätte es wahrscheinlich seine Schwierigkeiten gehabt, in dem Maße, wie das früher beliebt war, Prager deutsche Studenten zu Ehren des tschechischen Zukunftsstaates durchzuprügeln. Die werden auf den zahlreichen Schlachtfeldern liegen, wo ganze tschechische Regimenter so verblüffend schnell den Weg in die Arme der russischen Brüder fanden.

Es war alles da, was Österreich haßt. Gerade die Anwesenheit der Rumänen und Italiener, dieses Franzosen- und Belgiererkafes, gibt dem Fest

die eigene Note', so sagt die 'Bohemia' von der dreitägigen Prager Festfeier. Vertreter des Ministeriums Seidler waren nicht da. Alle Kräfte waren unabkömmlich, um die neuen Verordnungen über die Kreisregierungen in Böhmen herauszubringen. Schon am 1. Januar 1919 soll der erste Schritt zur Verwirklichung getan werden! Aber niemand soll sich einbilden, daß es sich dabei um den Schutz des deutschen Besitzstandes handelt! Vergessen wir doch nur nicht, daß gegen deutsche Gemeinden, die den Jammer ihres Hungerelends über die reichsdeutsche Grenze schreien, prompt 'das Verfahren eingeleitet' wurde, während die tschechischen Urheber 'einer Reihe hochverräterischer Vorgänge' nur sanft verwarnt werden, daß dergleichen 'von nun an' nicht mehr geduldet werden könne. Vergessen wir auch nicht, daß unter dem Ministerium Seidler gegen deutsche Versammlungen in Böhmen tschechische Truppen bereitgestellt wurden, die von der Sponzofront hatten zurückgenommen werden müssen, weil sie es nicht übers Herz bringen konnten, auf ihre 'italienischen Brüder' zu schießen. So werden wir begreifen, was es heißt, wenn eindringlich versichert wird, die Kreisregierung für Böhmen sei nichts als eine 'verwaltungstechnische Maßnahme'. Diese Versicherung umschließt die dringende Bitte an die Tschechen, es doch nur nicht überzunehmen! Bis zum 1. Januar 1919 ist noch eine lange Frist, und im Staate Österreich ist sie noch viel, viel länger als anderswo.

Ein italienischer Gast der Prager Theaterfeier hat den Wunsch ausgesprochen, der brüllende tschechische Löwe möchte sich bald niederlegen und auf seinen Lorbeeren ruhen können. Zur Verdauungsruhe wird der brüllende Löwe aber nicht eher gestimmt sein, als er verschlungen hat, worauf sein hungriger Blick ruht. Das sind nicht nur Teile österreichischen, nicht nur Teile ungarischen Landes, sondern, wie mit erfreulicher Offenheit gesagt wurde, auch Teile reichsdeutschen Bodens. Bis zu den Wenden in der Lausitz erstreckt sich die ungestillte tschechische Sehnsucht. Hat man den Tschechen erlaubt, ihre Begehrlichkeit in vier Jahren gemeinsamen Krieges immer mehr die Zügel schießen zu lassen, so wird man mithin auch uns erlauben müssen, vor dieser zügellosen Begehrlichkeit auf der Hut zu sein. Wir im Reich haben nichts gegen das tschechische Volk, ... aber wir haben sehr viel gegen die tschechische Verhezung und den vaterlandslosen Größtenwahn tschechischer Volksführer und Verführer [Nur? Siehe unten. D. L.], und es war für uns im Reich eine peinliche Überraschung, daß die österreichische Regierung den gemeinsamen Krieg nicht zum Anlaß nahm, der weiteren Verhezung mit starker Faust ein Ende zu machen, daß sie ihr vielmehr, durch Begnadigung rechtskräftig verurteilter Hochverräter, einen Freibrief für unbegrenzte Zukunft ausstellte. Das neuerliche Brüllen des tschechischen Löwen ist auch eine Antwort auf jenen Akt der Schwäche, der uns Reichsdeutschen einen so tiefen Einblick in die innere Verfassung des österreichischen Staates erlaubt hat, wie wenig Ereignisse der letzten Jahrzehnte. Die natürliche Folge davon ist, daß wir manches, was wir vordem, im Bewußtsein unserer Stärke, auf die leichte Achsel zu nehmen geneigt waren, in Zukunft ernster nehmen werden, nicht weil wir an unserer Stärke zweifelten — dazu haben wir am Ende des vierten Kriegsjahres weniger Anlaß denn je —, sondern weil wir gewisse innere Schwächen Österreichs klar erkannt haben.

Wir sind durchaus damit einverstanden, daß das Bündnis mit Österreich-Ungarn vertieft und ausgebaut werde. Aber wir begleiten die Vertiefung und den Ausbau mit einer ganz anderen Stimmung, als wir's im ersten Kriegsjahr getan hatten. Damals wurde von Wien aus eifrig abgewinkt, wenn bei uns von etwas Ähnlichem die Rede war. Und den Deutschen in Österreich, die davon reden wollten, wurde der Maulkorb der Zensur angelegt. Heute vernimmt man die tönenden Worte über das, was geplant sein soll, mit einer gewissen Ernüchterung, die für den Abschluß politischer Verträge eigentlich nicht unerwünscht sein sollte, die aber durch das Gebrüll des tschechischen Löwen höchstens um einige Grade verstärkt werden kann. Zumal dieser Löwe, durch seine Vertrauensleute im Auslande, die Entente ausdrücklich versichern läßt, die Tschechen würden im Widerstande gegen das Bündnis nimmer erlahmen. Das mahnt uns doch sehr zur rechten Zeit an die Grenzen, die dem Werte des Bündnisses durch die unaufhaltsame innere Entwicklung Österreichs nun einmal gezogen sind. Vertiefen und ausbauen wollen wir das Bündnis recht gern, aber nicht über den Kopf des Deutschthums in Österreich weg, und erst recht nicht gegen das Deutschthum in Österreich. Ist die russische Gefahr für Österreich-Ungarn auf absehbare Zeit beseitigt, so ist sie's auch für uns. Ohne die Deutschen in Österreich hat das Bündnis keinen Wert mehr für uns, darüber sollte auch die Reichsregierung keinen Zweifel aufkommen lassen.“

Was der Türmer je und je dargelegt hat, obwohl es schon beschämend genug ist, daß solche Darlegung erst nötig war und leider heute noch nötig ist! Ein sonderbares Bündnis, das sich auf Völkerschaften stützen möchte, die, wie die Tschechen mit ihrer weiteren slawischen Gefolgschaft, aus ihrer geschworenen Feindschaft gegen uns und unsere Volksgenossen, ja sogar gegen die eigene Staatshoheit und Staatsgemeinschaft gar kein Hehl machen! Es kann ja nicht die Rede davon sein, daß es sich um bedauerliche „Ausnahmen“ handele, — das gesamte tschechische Volk ist deutschfeindlich und insoweit auch österreichfeindlich, als der österreichische Staat die tschechischen Ansprüche und Forderungen nicht rückhaltlos zu den seinigen macht, und die erste dieser Forderungen heißt: Abkehr vom Bündnisse mit dem Deutschen Reiche. Vor diesen offenkundigen, von unseren Feinden längst in ihre politische Rechnung eingestellten Tatsachen krampfhaft die Augen verschließen zu wollen, wäre mehr als kindisch, wäre bewusster politischer Selbstmord. Kann diese staatsverräterische Gesinnung noch greller beleuchtet werden, als durch die Aufschlüsse der „Italia“ über die an der Front gebildete, hauptsächlich aus Tschechen bestehende Freiwilligenlegion? Diese Truppe wird nicht auf einem besonderen Sektor verwendet, sondern auf die ganze Front verteilt. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, durch Führungnahme mit den auf österreichischer Seite kämpfenden Landsleuten Verwirrung in die Reihen des Segners zu tragen. Durch Singen der nationalen Lieder, durch Zurufe in tschechischer Sprache und durch gemeinsame Patrouillengänge nach den feindlichen Gräben soll Anschluß gesucht werden. Unter den tschechischen Freiwilligen sind alle Berufsclassen vertreten, in besonders großer Anzahl Studenten. Den Kern der Legion bilden

— selbstverständlich! — die Mitglieder der Sokolvereine rühmlichen Angebens schon aus Friedenszeiten her. —

Aber dieser tschechischen Jubelouvertüre zum „Ausbau“ und zur „Vertiefung“ des deutsch-österreichischen Bündnisses schwebte der Geist des Herrn Rramarsch. Aber, wie der „E. N.“ aus Wien berichtet wird, er selbst auch rein körperlich in höchstgelegener Person. Wie ein Triumphator wurde er von tschechischen Jünglingen in Nationaltracht in das Pantheon des Museums getragen, wo er die Festrede hielt, in der er das Schlagwort unter die Menge warf, die tschechische Nation sei von dem Glauben erfüllt, daß keine Kraft der Welt sie aufhalten könne. In einer nächtlichen Feier auf dem Wenzelsplatze erklärte der Südslawe Radic, in Prag sei der slawische Dreibund gegründet worden. Der Pole Tetmajr erklärte, daß die vereinigten Tschechen und Polen eine Macht bilden, die nicht überwunden werden könne. Ein Redakteur des inzwischen verbotenen Rramarsch-Blattes „Narodni Listy“ feierte das vereinigte Großpolen, den einheitlichen südslawischen Staat und das Tschechenreich vom Böhmerwalde bis zur Tatra. Schließlich faßten Tschechen, Polen, Slowenen, Kroaten, Serben und Italiener eine gemeinsame Entschließung, alles zu tun, was in ihren Kräften stehe, damit ihre Nationen nach dem Kriege ihre Befreiung erreichten und auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes zu einem neuen freien Leben auferstünden, wobei (als Hieb gegen Österreich) alle staatlichen Verträge auf das entschiedenste abgelehnt wurden, die nicht durch den souveränen Willen der Nationen bestätigt seien.

Alle offenen und geheimen Feinde des österreichischen Staates und selbstverständlich auch des Deutschen Reiches und der Deutschen überhaupt waren zu dieser allslawischen Verbrüderung geladen, die Slowenen, die Kroaten, die Slowaken, die Polen, sogar die Serben (!), und auch der österreichische Italiener Conci war an der Spitze von 17 Landsmännern erschienen. Sogar die Russen hatte man einladen wollen. Das war aber der österreichischen Regierung doch etwas zu stark, und sie legte ihr Verbot ein. Daß der Neoslawismus seine begehrlchen Blicke auch bereits über die Grenzen des Deutschen Reiches hinüber richtet, dafür spricht, daß man auch die Sorben aus der preußischen Lausitz und aus Sachsen eingeladen hat, selbstverständlich auch die preußischen Polen, von denen jedoch ein polnischer Festredner mit Bedauern feststellen mußte, daß sie nicht erschienen seien. Doch „ihr Geist weilt hier“, fügte er mit Emphase hinzu. Einzig und allein von allen Slawen hat man die Bulgaren nicht eingeladen, und zwar auf ausdrückliches Betreiben des Herrn Rramarsch. Welch feines Empfinden, sicheres Unterscheidungsvermögen für alles, was im Lager der Entente steht, und was als Freund und Bundesgenosse zu den Mittelmächten hält!

Es ging sehr heiter her. Man demonstrierte, so heißt es in einem Bericht der „München-Augsburger Abendzeitung“, nicht unter sich, sondern man führte den Hochverrat offen durch die Straßen der Stadt spazieren und kümmerte sich weder um Verordnungen noch um irgendwelche Bestimmungen. Während der ganzen Dauer des Nationalfestes trugen die Teilnehmer die verbotenen Kokarden, und bei den Straßenumzügen, die täglich einigemal stattfanden, wurde das tschechi-

ſche Heklied Hej Slovane mit einem neuen hochverräteriſchen Text geſungen. Eine Schilderung der Szenen, die ſich vor dem Hotel abſpielten, ja auch nur eine Andeutung des Inhalts der Anſprachen, die an die Menge gehalten wurden, läßt ſich aus Zensurgründen nicht machen. Erwähnt ſei nur, daß, wie auch das ‚Prager Tagbl.‘ mit Bewilligung der Zensur feſtſtellt, nicht nur das tſchechiſche Heklied Hej Slovane mit dem erwähnten hochverräteriſchen Text geſungen wurde, ſondern daß man auch die Nationalhymne der uns feindlichen Staaten anſtimmte.

Die Tſchechen haben ſich offen, auch dem Schwerhörigſten unmißverständlich, als unentwegte Anhänger des Vielverbandes betannt; ſie haben dieſem auf das Tatkräftigſte, wo immer nur die Gelegenheit ſich ihnen bot, Vorſchub geleistet; ihre ſüdslawiſchen Brüder drohten in harmoniſcher Übereinstimmung mit den Weiſungen des Vielverbandes unaufhörlich mit der Revolution; der polniſche Redner Daszinski erklärte im Reichsrat: der Stern der Habsburger iſt am 9. Februar am polniſchen Himmel erloſchen. „Alle dieſe verbitterten Feinde der Monarchie aber wußten,“ ſo durchleuchtet Hermann Ullmann (in der „Tägl. Rundſchau“) dieſes freſſende innere öſterreichiſche Geſchwür, „immer wieder mit einem Augenzwinkern nach oben hin ihren Worten den Sinn zu geben, als kämpften ſie nicht gegen Öſterreich ſchlechthin, ſondern nur gegen ein mit Deutſchland verbündetes. Dieſe außenpolitische Zuſpizung des Nationalitätentampfes und der inneren Politil in Öſterreich überhaupt muß man verſtehen, um ſeinen tiefften Sinn zu begreifen. Auch die Angriffe der Slawen gegen die Deutſchöſterreicher, ‚Unterbrüder‘, gelten vor allem den Trägern des Bündniſſes. Wenn dieſe, trotzdem ſie noch immer wirtschaftlich das Doppelte bis Sechsfache gegenüber den Nichtdeutſchen leiſten und kulturell ganz allein die Aufgabe tragen, Öſterreich bei Mitteleuropa zu erhalten, politiſch immer weiter zurückgedrängt werden, wenn ſie durch den Krieg, deſſen Hauptlaſten ſie getragen haben, bis in die Wurzeln ihrer Volkskraft hinein durch ihre unverhältnismäßig hohen Blutopfer und durch die Aushungerungspolitik ihrer ſlawiſchen ‚Nachbarn‘ erſchöpft werden, ſo erdulden ſie dies alles lezten Endes für den Staatszuſammenhang und für das Bündnis. Nicht paſſiv, wie es dem weniger unterrichteten Reichsdeutſchen ſcheinen mag, ſondern, wenigſtens was den gebildeten deutſchen Mittelſtand, die politiſch und publiziſtiſch ſchlecht vertretene Mittelschicht anlangt, mit äußerſter Kraftanſtrengung. Ihre Leiſtungen ſind nach außen hin nicht im vollen Maße erkennbar. Wie im Heere der deutſche Reſerveoffizier und der deutſche Soldat vielfach dafür ſich verbrauchte, um die negativen Leiſtungen anderer auszugleichen, ſo verzehrt ſich die wirtschaftliche, kulturelle, politiſche Organisationskraft des deutſchöſterreichiſchen Bürgertums nicht zum geringen Teile in den Widerſtänden, die von den bündnisfeindlichen Kräften ausgehen. An ſich zahlenmäßig unterlegen, werden ſie noch dadurch in ihrem Widerſtande geſchwächt, daß ſie bei jedem Widerſtand gegen die Regierungen, durch den allein ſich der Druck der Slawen auf dieſe ausgleichen ließe, in Gefahr geraten, gegen einen Staat zu kämpfen, deſſen Beſtand ſie nicht gefährden wollen und der als Bundesgenoffe Deutſchlands ſeinen Daſeinſtampf fährt. Sie können niemals ſo ganz reine Nationalpolitik treiben wie die Slawen: nicht als Öſterreicher und nicht als Träger des Bündniſſes.

So hat sich allmählich eine Art Raubwirtschaft mit den Kräften der Deutschösterreicher herausgebildet. Um die Bündnisfeinde, am Staate zu interessieren, wie es ein deutscher Abgeordneter ausdrückte, werden die Rechte der Deutschösterreicher stückweise den Slawen aufgeopfert, die aufs kräftigste von den gegen das ‚imperialistische‘ Deutschland wühlenden, auf dem Standpunkte der ‚Unabhängigen‘ stehenden österreichischen Sozialdemokraten unterstützt werden. Die Deutschösterreicher bedeuten gewissermaßen das Kapital an Konservatismus, an Festigkeit und Ordnung, ohne das kein Staat, nicht einmal Österreich, bestehen kann. Aus ihm wurde die ständig wachsende Beche für das Bündnis bezahlt.

Eines der erschütterndsten Beispiele bieten augenblicklich die Deutschen in Böhmen und Tirol. Kinder, Frauen, Greise, gerade aus den Gebieten, deren Regimente sich bis auf den letzten Mann geschlagen haben, verhungern buchstäblich — weil man es nicht wagt, in benachbarten ländlichen (slawischen!) Bezirken gründlicher zu requirieren.

Man muß sich in Deutschland ganz klar darüber sein, daß dieses System nicht über den Krieg hinaus dauern kann. Es findet seine Grenze dort, wo die Kräfte und die Geduld der Deutschösterreicher erschöpft sind. In diesem Augenblick, träte er je ein, würden die bündnisfeindlichen Kräfte nicht nur das Bündnis, sondern auch die Monarchie sprengen. . .“

Wird man im Reiche den Ernst der Lage endlich begreifen lernen? Wird man sich auch an den maßgebenden Stellen — endlich — zu der Erkenntnis durchringen, daß es nicht länger angeht, mit gekreuzten Armen gelassen zuzuschauen, wie sich das Geschick an den Deutschösterreichern vollzieht, das, wenn nicht der Mut aufgebracht wird, ihm entschlossen in die Zügel zu fallen und noch in letzter Stunde eine andere Wendung zu geben, nur der Untergang sein kann. Nur deutsche politische Gedankenlosigkeit und Verlehrtheit kann hier noch das Wort „Gefühlspolitik“ vor sich herleiern oder sich durch diesen mit Recht beliebten Köder politischer Träger von seinen Lebensbedingungen weglocken lassen. So berechtigt das Gefühl auch ist, in diesem Falle sogar eine Gefühlspolitik Realpolitik im höchsten Sinne wäre, sie stehen hier nicht in Rede. Nein, es handelt sich hier um die Selbsterhaltung, nicht nur deutschen Volkes, sondern des Deutschen Reiches, um den Bestand des Reiches. Es sei denn, wir hätten diesen ganzen Krieg mit all seinen unfäglichen Opfern umsonst geführt, machten einen dicken Strich durch unsere ganze bisherige politische Rechnung und politischen Kriegsziele und entschlossen uns zu einer von Grund aus neuen Orientierung. Die könnte dann aber keine andere sein als eine englische, was aber wiederum auf nichts anderes hinausliefe, als auf eine in mehr oder minder schönes Vertragspapier eingewidelte Unterwerfung unter Englands Willen. Das Papier dazu würde uns England, großmütig wie immer gegen „kleinere Nationen“, bereitwilligst borgen.

Gelingt es uns nicht, die slawische Gefahr zu bannen, dann bliebe uns in kürzerer oder längerer Sicht schlechterdings nichts anderes übrig. Und die slawische Gefahr ist noch lange nicht gebannt. Auch im russischen Osten nicht. Das ist hier wiederholt mit allem Nachdruck betont worden und hat uns kürzlich auch Sven Hedin mit beredten Worten, aber noch beredteren Tatsachen in einem Berliner Vortrage zu Gemüte geführt. Der berühmte, uns so freundlich gesinnte

Schwede knüpfte dort (nach einem Bericht von Professor Walter Stahlberg in den „Berliner Neuesten Nachrichten“) an ein Erlebnis an, das er im August 1915 im Gefolge der Armeegruppe von Woyrsch gehabt hat, wo er des Abends neben dem Strohbündel seines Lagers in der Ecke der dürftigen Hütte ein zerrissenes Schulbuch fand. In 14. Auflage bot es die vom russischen Unterrichtsministerium gutgeheißene Darstellung der russischen Geschichte für die russischen Kinder dar, ein Genuß auch für den Kenner, dem sich Hedin noch vor der Nachtruhe hingab. „Von den 172 Seiten des Lehrbuches, deren Raum noch durch 92 Bilder erheblich beschränkt war, handelten je fünf von Karl XII. und Napoleon und von den Zaren, die sie überwandten. Kein Wunder vom russischen Standpunkt, da diese Zeiten die einzigen großen Ereignisse vor dem Weltkriege umfassen, bei denen das Moskowiterraich zitterte. Der japanische Krieg war ihnen gegenüber nur ein kleines Zwischenpiel, das schließlich für die Entfaltung der russischen Kräfte in diesem Kriege nur förderlich wurde. Seit Peter dem Großen hat nichts das Wachstum Rußlands verhindert, die ganzen 200 Jahre hindurch, bis in Hindenburg der Feldherr erstand, der einsah, daß in der russischen Macht nicht nur der Feind Deutschlands vernichtet, sondern die größte Gefahr für die gesamte europäische Kultur abgewandt werden mußte.“

Seit Rurik und seine Waräger mit der Bitte ins Land gerufen wurden, die auch das Lehrbuch mitteilt: ‚Unser Land ist groß und reich, aber es fehlt ihm die Ordnung. Komm, über uns zu herrschen‘, seitdem ist hier eine Macht entstanden, die weiter und weiter um sich greift. Die Schilderung von Peters des Großen Jugend und seinen Neigungen gibt in dem Büchlein den Vorgesmack von seinem ‚Testament‘ und eine Vorbereitung dafür. Wo die Erzählung zu der Gründung von Petersburg kommt, da heißt es, ‚sein geheimer Gedanke war erreicht, er stand an der Küste, die er erstrebte‘. Das russische Wort für den ‚geheimen Gedanken‘ ist dasselbe wie für Testament, und das berühmte Testament Peters des Großen ist wahrscheinlich genau so Mythe, wie die weitausschauenden Pläne, die er nach dem Büchlein am Anfang des Krieges gegen Karl XII. hegte. Aber er hat durch den Erfolg den Russen ihren Weg gegen Schweden gewiesen, wie Katharina II. gegen die Türkei. Es hat wenig Wert, rückschauend zu erörtern, ob für Rußland die Notwendigkeit bestand, ans offene Meer vorzudringen; tatsächlich hat die russische Geschichte in dem Sinne gewirkt, die russische Macht nach allen Richtungen dahin vorzuschieben. Und durch das Lehrbuch ist den Millionen russischer Kinder die Notwendigkeit einer Ausbreitung des Reiches bis zu dem warmen Wasser wie ein religiöses Dogma vorgetragen worden, an dem niemand zweifeln darf. Es machte sie mit dem ‚geheimen Gedanken‘ Peters des Großen vertraut und sagt doch damit nur die Wahrheit. Der einzelne Russe mag die Kraft des Ausdehnungsstrebens der russischen Nation leugnen; die Geschichte zeigt, daß sie besteht als ein massenpsychologisches Problem, das in derselben rätselhaften Art drängt und wirkt, wie der Trieb in großen Heuschreckenschwärmen oder bei den wandernden Nagetieren des Nordens.

Geschichte Staatsmänner haben sich dieser Kraft, vom russischen Standpunkt völlig berechtigt, stets zu Eroberungszwecken bedient. Nie war sie deutlicher zu erkennen, wie im jetzigen Jahrhundert. Rußland hatte sich erfolgreich vorgearbeitet



nach Osten, nach Westen und nach Süden. Das Ergebnis war, daß es in Port Arthur und Dalni schließlich durch Japan von dem warmen Wasser des Stillen Ozeans verdrängt, daß seinem Streben nach Bender Abbas zum Indischen Ozean von England durch seine Koweit-Besetzung und durch das Petersburger Abkommen von 1907 ein Halt geboten wurde, und daß das Drängen von Finnland aus über Skandinavien zum Atlantischen Ozean hin durch diesen Weltkrieg unterbrochen und durchkreuzt worden ist.

Unvorsichtig wäre es, zu glauben, daß das Rußland nach der Revolution von der Eroberung absähe. Am Anfang des Krieges hatte der Gedanke des Panflawismus das ganze Volk durchdrungen. Die Agrarreform versprach eine gewaltige Stärkung der russischen Macht. Sie hatte das unstillbare Verlangen des russischen Bauern nach Land nur noch gesteigert; die Vernichtung Deutschlands und Österreich-Ungarns sollte dem Bauern neues Land auf Kosten von Deutschen und Polen geben. Der Krieg war durchaus populär. Einsichtige Patrioten wollten ihn allerdings noch um einige Jahre verschieben, weil die Festigung der russischen Macht mit dem Fortschreiten der Reform immer größer wurde.

Als Rußland den Weg nach Konstantinopel durch das Brandenburger Tor antrat und so seine alte Art des Vordrängens, den Druck auf den Punkt geringeren Widerstandes aufgab, da mußte es zusammenbrechen. Der Zarismus ist jetzt tot. Sein erobernder Geist lebt fort. Wohl hat sich Rußland der zivilisatorischen Aufgabe versagen müssen, als Dampfwalze niederdrückend und zermalmend über Deutschland dahinzurollen; es mußte sich in seinen innersten Kern zurückziehen. Großrußland zu retten, darauf kam es zuletzt allein noch an. Jetzt sehen wir einen verkrüppelten Staat, ausgeschlossen vom Gelben und Schwarzen Meer, zurückgedrängt von der Ostsee. Karls XII. Absicht ist es gewesen, die Ukraine von Rußland loszutrennen und durch eine Barriere selbständiger Staaten Europa vor dem russischen Wesen zu retten. Damals versagte Mazepa im entscheidenden Augenblick. Heute, nach 200 Jahren, ist seine Absicht in Erfüllung gegangen. Was die schwedische Großmachtpolitik vor 1718 nicht erreicht hatte, ist der deutschen von 1918 beschieden. . .

Die Gefahr ist zunächst vorüber. Der Verlust von Kohlen und Eisen wird Rußland für einige Zeit lähmen; aber sein Expansionsdrang wird fortbestehen. Der Charakter eines Volkes ändert sich nicht mit seiner Verfassung. Das Fenster nach dem Westen wird auch fernerhin offen gehalten werden. Das haben die Finnländer in ihrem Freiheitskampfe schon jetzt erfahren und erfahren es noch. Der Russe ist seinem Wesen nach amorph. Er kann geformt werden. Er ist geduldig und gelangt mit der Zeit ans Ziel. Er ist gutmütig und verträglich. Wird er geschlagen, so sagt er sein ‚Mitschewo‘, das tut nichts, und wartet die Zeit ab. Der alte Russe bleibt mit seinen Fehlern und seinen Verdiensten. Wenn sie von Freiheit sprechen, so meinen sie die russische, unter der die andern in Eisen geschmiedet werden. Die Heilige Mutter Rußland bleibt, für die sie sich schlagen. Der Ausdehnungsgedanke hat die Kraft einer Religion. Die öffentliche Meinung in Rußland wird überzeugt sein, daß mangelhafte Unterstützung durch die Freunde die Schuld an dem jetzigen Mißlingen trug. Durch den

äußeren und inneren Staatsbankerott ist die finanzielle Lage Rußlands gegen früher gebessert. Die französischen 20 Milliarden drücken nicht mehr. Man kann von neuem anfangen. Die russischen Wunden heilen schneller als die von Völkern höherer Kultur.

Jetzt weiß Rußland, was ihm fehlt. Mit dem Ergebnis des Krieges wird es sich nicht begnügen. Rußland steht — Hedin benutzte damit ein geographisches Gleichnis — am Anfang eines neuen Kreises seiner Entwicklung. Der alles nivellierende Schlamm der Revolution breitet sich über das ganze Land, neue Kräfte werden neue Formen schaffen. Das Chaos ist da, eine neue Ordnung muß eintreten. Wohl fehlen Kohle und Eisen; man kann sie importieren. Die Führer fehlen; auch die kann man einführen, wie zu Kuriks Zeiten. Wann, fragte Hedin, wird aufs neue ein Zar seine Krone über das Land hinaussenden? Der Zeitpunkt dürfte so weit entfernt nicht sein. Rußland braucht einen starken Führer. In den Händen Lenins und Trozkis kann es nicht erstehen. Es zerfällt.

Moskau wird der Kern für eine neue Festigung des neuen Rußlands werden. Und dieses wird sich des Vergessens bei seinen Nachbarn erinnern, wird wieder auf ihre politischen Parteitkämpfe, auf ihren demokratischen Leichtsinne bauen, wird darauf rechnen, daß sie nichts aus der Geschichte lernen wollen, und wird warten, warten, bis die Nachbarn müde geworden sind. Rußland braucht nicht zu fürchten, daß es allein stehen wird. England und Amerika greifen den Bolschewiki schon jetzt unter die Arme. Finnland weiß, um was es sich handelt. England wird weiter dafür sorgen, daß Rußlands Kraft sich gegen den Westen richtet. Es wird sie, wie seine Bemühungen jetzt schon in Estland zeigen, immer als Gegengewicht gegen Deutschland gebrauchen. Sich selbst hält es dabei klug die Slawen vom Leibe. Sollte die russische Entwicklung sich gegen den Südosten richten, so würde man andere Töne von England hören. Es hat seine Hand nicht umsonst auf Persien gelegt, hat Mesopotamien erobert. Diese Schritte hat es gegen Deutschland und Rußland zugleich getan.

Rußland vor dem Beginne eines neuen Kreislaufs, wie zu Kuriks Zeiten, im Chaos. Bleibt also die Frage, woher die Ordnung der neuen Zeit kommt. Wird sich der deutsche Gedanke und Wille mächtiger erweisen oder der englische Drang zur Beherrschung des einst so gefürchteten Kolosses? Die Entscheidungen reifen heran. Auf dem Boden Flanderns steigt das neue Zeitalter empor. Wie wird es aussehen? „Auf dem Grunde der Kriegsgeschichte findet sich die Erkenntnis, wie alles gekommen ist, wie es kommen mußte und wie es wieder kommen wird.“ So sagte Schlieffen einmal in einer Rede auf Moltke. Wer die russische Geschichte überblickt, weiß, wie wahr dieses Wort ist.“

Das ist die erste, nicht zu überhörende Warnung eines Mannes, der es so ehrlich mit Deutschland meint, wie mit seinem schwedischen Volke. Eines klugen und erfahrenen Mannes, von dem auch unsere zünftigen Staatsmänner und Politiker über die Zielstrebigkeiten der russischen Geschichte und die Imponderabilien der russischen Volksseele vieles lernen könnten. Aber das russische Problem läßt sich aus dem gesamtlawischen nicht künstlich herauschneiden und durch am grünen Tische zurechtgemachte „staatsmännische“ Theorien, die man

dann noch gar als „Realpolitik“ zu verschleißen beliebt, mit noch so „unnachahmlichen Griffen“ meistern. Zwischen dem imperialistisch-panslawistischen Eroberungsgedanken der Russen, den Absonderungsbestrebungen der Tschechen und Südslawen in Österreich, den Großmachtplänen der Polen in Rußland, Österreich und Preußen mit den berühmten „historischen Grenzen“ besteht ein tieferer innerer Zusammenhang, der sich auf das Gemeinschaftsgefühl der Rasse, des Blutes gründet. Das will dem Reichsdeutschen zwar nicht oder nur schwer eingehen, bleibt darum aber nicht weniger wahr. Ist es doch gar nicht so lange her, daß der Deutsche nicht einmal den Deutschen schlecht hin gelten ließ, nur Preußen, Sachsen, Hessen, Bayern usw. kannte, und daß „die gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands“ von Obrigkeit wegen mit Feuer und Schwert verfolgt und unterdrückt wurde. — Wenn sie einmal vor der Erfüllung ihrer Wünsche ständen, dann freilich würden die slawischen Brüder wohl übereinander herfallen und ein wütendes Raufen unter ihnen anheben. Aber erst dann: erst müßte deutsches Land und Volk geopfert werden, bis dahin bleibt das Gemeinschaftsgefühl des Slawentums herrschend.

In Österreich scheint man ja nun, in allerletzter Stunde, der Not gehorchend, fester zugreifen zu wollen. Was man an Einzelheiten über die dort ergriffenen Maßnahmen zu hören bekommt, klingt ja soweit recht erfreulich. Aber man wird auf alle Fälle gut tun, erst abzuwarten, was an grundsätzlichen, realen Sicherungen des deutschen Volkes in Österreich geschieht. Wir im Reiche und unsere Brüder jenseits unserer politischen Grenzpfähle sind ja von Wien so wenig verwöhnt, daß es menschlich wohl begreiflich ist, wenn wir schließlich auch über das Selbstverständliche, das von dorthin schon aus reinem staatlichen und monarchischen Selbst-erhaltungstrieb unternommen wird, vor Freuden schier aus dem Häuschen geraten. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es in Österreich an guten Worten für die Deutschen nie gemangelt hat, wenn das Schiff der Monarchie zu kentern drohte und sich keinen anderen Rat wußte, als eben den Opferwillen und die nie versagende Treue und Hilfe der Deutschen, die ja tatsächlich und in des Wortes erschöpfendster Bedeutung das ganze österreichische Staatsgefüge zusammenhalten. Sobald dann die Lebensgefahr abgewendet worden war, wurden diese Deutschen den liebenswürdigen slawischen „Nationalitäten“ geopfert. Denn die forderten nur und opferten nichts, die Deutschen aber opferten nur und forderten nichts. Man braucht nicht nachtragend zu sein und darf darum doch die Vorzüge eines guten Gedächtnisses nicht unterschätzen. Neben der Pflicht des Opfern steht ebenbürtig die Pflicht des Erhaltens. Ein Volk aber hat überhaupt nicht das Recht, sich zu opfern, es sei denn im Kampfe um sein eigenes Dasein, seine eigene Freiheit und Würde. Denn es hat unter den anderen Völkern seine besondere gottgewollte Bestimmung und Sendung. Wo ständen wir heute, oder wo ständen die Russen, Franzosen, Engländer, Italiener heute, wenn das deutsche Volk in Österreich nicht gewesen wäre und der Monarchie die Zielrichtung und den Zusammenhalt gegeben hätte? Wo anders denn, als in Berlin und Wien? Vergessen wir das nicht! Wehe uns, wenn wir's je vergäßen!





## Schleichendes Bethmanngift

Eine wirkungsvolle „politische Offensive“ fordert die „Kreuzzeitung“ von der Reichsregierung: „Die deutsche öffentliche Meinung hat bisher in der Behandlung der Kriegszielfrage eine derartige Zersplitterung und Vielseitigkeit gezeigt, die der konstruktiven Begabung der Kriegszielpolitiker alle Ehre macht, aber zu einer gefährlichen Zerrüttung der inneren Einheit geführt hat, die die Programmlosigkeit der Regierung doppelt schuldig spricht. Die Einsicht, daß es dem Feind leicht ist, aus diesem Chaos Vorteile zu ziehen, müßte längst der Regierung die Pflicht zur Führung dringlicher gemacht haben. Alles wartet mit großem Vertrauen, aber mit einer durch die amtliche politische Latenlosigkeit doppelt erregten Spannung auf den Fortgang der militärischen Ereignisse, ohne zu wissen, wie, und mit dem leicht bereiten Zweifel, ob die Erfolge auf dem Kriegsschauplatz politisch ausgenutzt werden.“

Es ist dieses schleichende Bethmanngift, das noch immer den Willen zu klarem großangelegten Zusagen lähmt und in beschwichtigender Kulissenpolitik weiterkriecht. Auch die ganze geheimnisvolle Legendenbildung über die Dissonanzen zwischen Oberster Heeresleitung und Reichsleitung und das mißtrauische Überwachen ihrer Zuständigkeiten hat hier ihren Ursprung. Wir brauchen aber die Einheit beider, d. h. ihre Arbeit muß gleichwertig sein. Weiß die Reichsleitung nicht, daß das Volk wissen muß, wohin der Weg führt?“

## Kein Frieden ohne Rohstoffe!

In der „Voss. Ztg.“ schreibt Konteradmiral Kalau vom Hofe:

„Kommt man einmal zu dem Schluß, daß wir nach Eintritt des Waffenstillstandes unsere Industrie nicht genügend beschäftigen können und daß wir auch keine praktische Sicherheit haben, daß in den ersten Friedensjahren genügende Rohstoffmengen zu vernünftigen Preisen in unsere Häfen gelangen werden, so ist es Pflicht, dafür zu sorgen, daß vor Eintritt des Waffenstillstandes von England die Rohstoffe geliefert oder zugelassen werden, die zur Umschaltung unserer Kriegsindustrie auf den Friedensbetrieb notwendig sind, und daß vor Friedensschluß mindestens ein voller Jahresbedarf an all den Einfuhrartikeln nach den Handelsverhältnissen vom Jahr 1913 zur Stelle ist. Dies muß um so dringender gefordert werden, als es bekannt ist, daß England im stillen überall auf die Hauptrohstoffartikel in dieser oder jener Form auf Jahre hinaus die Hand gelegt hat und wir, wahrscheinlich aber auch die Neutralen und Englands bisherige Bundesbrüder, ohne seinen Willen davon nichts bekommen werden, da es gerade auf diese Weise noch hofft, die Vorteile in Handel und Industrie sich zu sichern, die es während des Krieges, wo das Geschäft nicht ‚wie gewöhnlich‘ ging, nicht einbringen konnte.“

## Die beiden Erzberger

Ich habe unsere Kraft nie unterschätzt, vor allem auch nie versucht, sie dadurch klein zu machen, daß ich sie im Nebelgewöl

trafmeleischer Schlagwörter untergehen ließ“, erklärt der Herr Erzberger vom wunderschönen Monat Mai 1918 stolz und lähn in der „Germania“. Der Erzberger von Ende Oktober 1914 aber schrieb in der „Allgemeinen Rundschau“: „England sei am Kriege schuld, es habe den Krieg gewollt. Englands Macht und brutale Gewaltherrschaft muß gebrochen werden, es koste, was es wolle... Zwei Fragen rein militärischer Art werden über die künftige Gestaltung Belgiens allein die Entscheidung geben können, und kein Untenruf (!) und keine berufene oder unberufene Diplomatie wird gegenüber diesen Kernfragen ins Gewicht fallen können. Die erste Frage geht dahin, daß unter allen Umständen sichergestellt werden muß, daß wir an unserer westlichen Grenze in Zukunft keinen angeblich neutralen Staat dulden können, der zum Spielball uns feindlicher Mächte wird, und die zweite Frage lautet: Wie sichern wir uns gegenüber England die freie Durchfahrt durch den Kanal? ... Es soll vielmehr nur gesagt werden, daß unter dem Gesichtspunkte der militärischen Sicherung unseres Volkes das künftige Schicksal Belgiens ganz allein entschieden werden darf. ... Nicht das Schicksal Belgiens ist es, das in erster Linie hierbei in Betracht kommt, sondern die Zukunft Deutschlands hat das entscheidende Wort zu sprechen... Darum kann das Schicksal Belgiens von Deutschland nur (!) unter dem einen Gesichtspunkte beurteilt werden: Wie ist das heute in unserm Besitz befindliche Belgien künftig als schärfste Schutz- und Eruchwaffe gegen England zu gestalten? ... Das Schwert ist gezogen und das Schwert allein muß auch entscheiden über Belgiens künftiges Schicksal.“ — Im Reichstage 1918: Man müsse unter allen Umständen Belgien wiederherstellen, denn es sei „der Liebling der Welt“. Nebenher: Welche widerliche demagogische Kriecherei!

Als ganz besonders unsittlich brandmarkt der Erzberger von Ende Mai 1918 („Germania“) den Gedanken: Derartige Opfer wie in diesem Kriege dürften nicht umsonst ge-

bracht worden sein. — Der Erzberger vom Herbst 1914: „Englands Macht- und brutale Gewaltherrschaft muß gebrochen werden, koste es, was es wolle. Dieser Kampfpreis (!) allein rechtfertigt alle die hohen Werte, die in diesem Kriege geopfert werden müssen... Nie und nimmer hat der Kaiser sich verbürgt, daß die Grenzen des Reiches nicht geändert werden sollen. Nie und nimmer hat der Kaiser sein Wort dazu gegeben, daß die europäische Welt Herrschaft nach diesem blutigen Kriege ebenso aussehen werde wie vor demselben. Man darf noch mehr sagen: Niemand im deutschen Volke würde es verstehen, wenn auf die heutigen schweren Opfer nicht ein Siegespreis (!) kommen würde, der diese Opfer in etwas lohnt, und lediglich (!) von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet das deutsche Volk das Schicksal Belgiens.“ Mit dieser Politik des Erzberger von 1914 geht der Erzberger von 1918 auf das grausamste ins Gericht. Es ist schon fast ein Justiz- oder — Selbstmord: „Diese Kriegszielpolitik werde ich immer und bei jeder Gelegenheit mit allem Nachdrucke bekämpfen, da ich sie als ein Unglück in erster Linie für Deutschland, dann für die Welt und für das Christentum ansehe.“ Der Gedanke eines Siegespreises für die Kriegsoffer sei ein „erschütternder Ausdruck für das Maß, bis zu welchem die Materialisierung aller Werte in dem Bewußtsein der Menschen gedeihen kann“.

Es ist in der Tat ein „erschütterndes“ Schauspiel, wie sich die beiden Erzberger in den Haaren liegen und gegenseitig abwürgen. Aber sind es ihrer nur zwei? — Das ist der Fluch des allzu Vielseitigen und Geschäftigen, daß fast jede neue Kundgebung Erzbergers fortzeugend neue Erzberger muß gebären. Man wird die vielen, um sie fein säuberlich auseinanderzuhalten, — numerieren müssen.

Er.

## Erzberger und die katholischen Interessen

Bei aller Milde und Schonung für den Glaubens- und Parteigenossen erhebt Rechtsanwalt Ruß (Worms) in der „Röln-

schen Volkszeitung“ die schwere Anklage gegen Erzberger, daß er ein Schädiger nicht nur der vaterländischen, sondern auch der katholischen Interessen sei:

„Der Weltkrieg hatte mit den vielen kränkenden Vorurteilen gegen uns deutsche Katholiken gründlich aufgeräumt. Die große, strenge Schule der Prüfung und Bewährung hat den andersgläubigen Mitbürgern endlich Gelegenheit gegeben, an den vaterländischen Taten und Opfern der deutschen Katholiken die Ungerechtigkeit der Anzweiflung ihrer nationalen Zuverlässigkeit zu erweisen.“

Da pläzen in diese geschichtliche Rechtfertigungsperiode der deutschen Katholiken die sog. Fälle Erzberger hinein. Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß der Abgeordnete Erzberger bewußt und absichtlich diese Annäherung unterbrechen will oder auch nur diese Folge richtig erkennt; aber es muß offen herausgesagt werden, daß die Wirkung seiner vielseitigen, unruhigen und allzu geschäftigen Tätigkeit leider sehr leicht zu einer uns deutschen Katholiken nachteiligen Anzweiflung unserer vaterländischen Kreditwürdigkeit führt oder führen kann. Tatsächlich hören wir ja auch schon wieder Äußerungen wie die: „Da sieht man wieder, daß die Katholiken bei uns nicht national sicher sind. Ihr Abgeordneter Erzberger führt das große Wort nicht im Sinne Deutschlands und des deutschen Sieges, sondern im Sinne der schwarzen Internationale“; oder: „Die Katholiken in Deutschland sind in nationalen Dingen trotz alledem mit Vorsicht zu behandeln, das beweist wieder ihr Führer Erzberger“ ...

Nur mit vieler Mühe, durch das Blut, den bitteren Schweiß, die Tränen und große Opfer unserer Glaubensgenossen, durch die innigste Kampf- und Leidensgemeinschaft mit den übrigen deutschen Brüdern und Schwestern ist es uns endlich gelungen, die so lange und hartnäckig in Zweifel gezogene vaterländische Haltung und Größe des katholischen Volksteils in Deutschland so sicherzustellen, daß wir es nicht mehr nötig haben, auf unsere nationale Gesinnung immer wieder hinzuweisen. Wir sind demgegenüber beunruhigt und emp-

finden es bitter, daß ein an hervorragender Stelle stehender parlamentarischer Vertreter der deutschen Katholiken störend in diese der Kirche und dem Vaterlande nützliche Entwicklung eingreift.“

## Die „Norddeutsche Allgemeine“ bittet um Verzeihung

Wie bekannt, wird in einem Anhängsel an den deutsch-rumänischen Friedensvertrag bestimmt, daß wir nun doch einen gewissen, bescheiden vertausulierten und noch bescheidener formulierten Schadenersatz von Rumänien erhalten sollen. Darob ein tiefgefühltes Bedürfnis der „Norddeutschen Allgemeinen“, sich vor der Reichstagsmehrheit zu verantworten und zu rechtfertigen; Bruder Studio würde sagen: sich herauszupaulen und wieder bierrechtlich zu machen. Man werde, stammelt das Blatt des deutschen Auswärtigen Amtes mit verlegenem Räuspern, in diesen Bestimmungen „an gewissen Stellen“ eine indirekte Kriegsentschädigung, die Rumänien auferlegt worden ist, erblicken. „Aber abgesehen davon, daß sich der Ersatz dieser Kriegsschäden durchaus mit den Regeln des Völkerrechtes verträgt, wird man sich gegen eine derartige Deutung der Bestimmungen nicht allzu heftig zu wehren brauchen. Man wird es im Gegenteil wohl ziemlich allgemein als der Sachlage durchaus entsprechend finden, daß wir den Ersatz unserer Schäden bis auf den letzten Pfennig von den Rumänen verlangen, es aber ablehnen müssen, ihnen unsererseits die Schäden zu ersetzen, die bei unserem Feldzuge entstanden sind. Eine internationale Kommission, die zu gleichen Teilen aus Rumänen, Deutschen und Angehörigen neutraler Staaten zusammengesetzt sein wird, wird über die Höhe der zu ersetzenden Schäden zu entscheiden haben.“

Die Art, in der die „Nordd. Allg. Ztg.“ von der Kriegsentschädigung spricht, gibt ihr die „Tägliche Rundschau“ zu verstehen, ist zum mindesten originell. Es wird zugestanden, daß wir eine Entschädigung erhalten, und dabei muß der Verzichtsmehrheit des Reichstages gut zugeredet werden, daß sie

sich damit abfinde und sich „nicht allzu heftig wehren“ solle gegen dieses „Unglück“, das dem Deutschen Reiche geschieht. Es ist für die Anhänger der Resolution des Reichstages, die einen entschädigungslosen Frieden verlangten, charakteristisch, daß man von ihnen erwartet, sie würden sich „heftig“ dagegen wehren, daß das Deutsche Reich seine Aufwendungen für Rumänien wiedererstattet erhält und somit nicht das deutsche Volk die Kosten des rumänischen Feldzuges auch noch bezahlen muß. Die deutschen Hüter der internationalen Verständigung erscheinen in diesem Lichte fast als Gegner des deutschen Volkes, wenn man sie erst bitten muß, daß sie sich gegen das rumänische Geld nicht wehren bzw. „nicht allzu heftig“ wehren sollen! So erfreulich die rumänische Entschädigung ist, so bleibt es dennoch unverständlich — oder ist eben nur mit der Rücksicht auf die Reichstagsmehrheit zu erklären —, daß man es bei den Butarester Verhandlungen nicht gewagt hat, im Hauptvertrage mit Rumänien klipp und klar eine Kriegsentchädigung festzusetzen, wozu wir als Sieger ein Anrecht gehabt hätten. Wenn es, um mit der „Nordd. Allg. Ztg.“ zu sprechen, „wohl ziemlich allgemein als der Sachlage durchaus entsprechend gilt“, daß wir den Ersatz unserer Schäden „bis auf den letzten Pfennig von den Rumänen verlangen“, dann brauchte man nicht die rumänische Kriegsentchädigung hintenherum in den Zusatzvertrag verlausuliert hineinzuarbeiten und im Hauptvertrag das Gegenteil zu sagen, sondern man mußte ehrlich genug sein, von vornherein die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und die Summe, die in Frage kommt und die auf etwa  $4\frac{1}{2}$  Milliarden geschätzt wird, im Vertrage festsetzen, zumal der Verzicht auf eine Entschädigung durch das reiche Rumänien ein unentschuldigbarer Fehler gewesen wäre, der zur allerhöchsten Kritik herausgefordert hätte ...

Jedenfalls erweckt die Form, in der die „Nordd. Allg. Ztg.“, das Blatt der Regierung, die Sache ansatz und mundgerecht macht, den Eindruck trauriger Entschuldigung, der Bitte um Nachsicht an die Mehrheit und die

Rumänen: Verzeiht, daß wir den Rumänen etwas abverlangt haben, und daß wir den Rumänen keine Kriegsentchädigung gezahlt haben. Glaubt man, daß eine solche Politik im Auslande und bei den geschlagenen Gegnern den Eindruck unserer Kraft erhöht? Daß man uns nicht vielmehr verachtet, wenn wir Erfolge für uns einbringen, als hätten wir dabei etwas Unehrenhaftes, etwas Schlimmes getan, dessen man sich schämen müßte?

\*

## Eine Glanzleistung!

Wie oft schon, angesichts deutscher politischer Undegreiflichkeiten, Narrenstreiche und Unterlassungssünden — von Schlimmerem nicht zu reden — haben wir, mehr oder minder überzeugt, ausgerufen: „Höher geht's nimmer!“ Und doch —: es ging und geht immer noch höher! Jetzt (31. Mai) werden von Luz Korobi in der „Täglichen Rundschau“ folgende Tatsachen weiteren Kreisen bekanntgegeben: „Schon im April vorigen Jahres hatten achtenswerte rumänische Persönlichkeiten, die sich drüben uneingeschränkten Ansehens erfreuen und die uns immer sehr wohlgesinnt waren, in Wien und in Berlin Fühler ausgestreckt, ob man hier nicht eine Bewegung in rumänischen Landen unterstützen oder wenigstens dulden wolle, die auf Beseitigung des heruntergekommenen und ganz in den Klauen der Entente befindlichen Herrscherhauses abzielte. In Wien zog man die Vertrauensmänner hin, in Berlin verhielt man sich kühl und unzugänglich. Graf Czernin wollte sich nicht festlegen, und Herrn v. Bethmann erschien das Unternehmen offenbar zu gewagt, obwohl es sich zunächst nur darum handelte, einer Stimmung, die im rumänischen Volk nach den Erfahrungen des unglücklichen Krieges guten Boden hatte, freien Lauf zu lassen. Das entschiedene Zugreifen war aber nun einmal dem politischen Charakter des damaligen Reichkanzlers nicht angemessen. Sein Nachfolger schien dafür etwas mehr Verständnis zu haben; Michaelis duldete wenigstens das Erscheinen des Blattes ‚Lumina‘, in dem

die natürliche Verknüpfung unserer mit den rumänischen Belangen geschieht vertreten wurde. Die Gegner der rumänischen Dynastie hatten offenbar die Absicht, im gegebenen Augenblick das Volk zu Worte kommen zu lassen und auf diese zwanglose Weise das wohlverdiente Ende dieser mißratenen und überfülligen Gesellschaft herbeizuführen. Leider ist diese Bewegung, die nach dem Urteil aller Landeskundigen ganz von selbst hübsch in Fluß gekommen wäre, dadurch zum mindesten stark verlangsamt worden, daß der von Rechts und Gesicht wegen erledigte König Ferdinand von Czernins Gnaden verhandlungsfähig gemacht wurde. So erleben wir das widernatürliche Schauspiel, daß dieser Fürst, vielmehr seine betriebsame Gattin, lustig weiterregiert, im Vollgenuß des Vertrauens ihrer englisch-französischen Auftraggeber und unter wohlwollender Förderung der Vielverbandsgesandten in Bukarest und Jassy als völkerrechtlich installierten Spionen, — um die nächste passende Gelegenheit abzuwarten, wo wir nach allen Regeln der Bauernfängerkunst am erfolgreichsten um die Ohren gehauen werden.“

Eine Glanzleistung! Wer erkennt hier nicht den Abgott unserer Philipp Scheidemann und Theodor Wolff mit ihrer ganzen mehr oder weniger „vornehm“ aufgemachten Stippe? Ihren „großen, führenden Staatsmann“, der, obschon selbst auf Krüden daherkumpelnd, keinen Schritt tun konnte, ohne von anderen geführt zu werden — war's nicht ein Graf Czernin, nahm er auch mit einem Erzberger, Scheidemann oder Theodor Wolff fürtlieb. — Noch, hofft Korodi, sei es vielleicht nicht zu spät, um dies böse Verlustkonto durch behutsames Vorgehen wettzumachen:

„Die diplomatische Geschichte Rumäniens während der letzten viertel Jahr bietet gewiß in ihren Akten die wunderbarsten Handhaben zu einer gelegentlichen Auseinandersetzung mit diesen Schuldigsten des rumänischen Krieges, sobald etwa von selten des rumänischen Volkes Anregung dazu gegeben wird. Mag man nur die gekennzeichnete Volksstimmung unter dem Drucke des für Rumänien in seinen wirtschaftlichen Wir-

tungen immerhin wenig erbaulichen Friedens sich ruhig weiter entwickeln lassen! Hemmen wir aber diese Entwicklung künstlich, dann werden wir diesen Fehler in kürzester Frist hundert- und tausendfach bezahlen. Neue und immer neu Blutopfer zu bringen, sind wir ja gewohnt; ob es jedoch gerade notwendig wäre, genau an der Stelle, wo wir eben ein verheerendes Feuer gelöscht haben, einen neuen Brandherd errichten zu lassen, dürfte dem schlichten Bürger nicht so ohne weiteres einleuchten. Und das fatalste dabei wäre, daß wir uns versichert halten könnten des grausamsten Hohngelächters von Albion bis Monaco!“

Ich fürchte: auch an das Hohngelächter haben wir uns gewöhnt. Wer diese vier Kriegsjahre mit offenen Sinnen im Reiche miterlebt, nicht nur an sich hat vorüberziehen lassen, den wird so leicht nichts mehr in Erstaunen setzen oder aus der Fassung bringen.  
Er.

## Die Großzüchtung der ausländischen Heze

In ihrer Nummer vom 25. April sagen die „N. Zürcher Nachrichten“, an einer gewissen schweizerischen Pressebeharung gegenüber Deutschland hätten doch auch die reichsdeutschen Stellen eine bestimmte Mitschuld, „weil sie im Bundespalais [zu Bern] allzuwenig hiergegen auftraten“.

Ja, aber du lieber Himmel, unter einer Bethmannschen „staatsmännischen Leitung“! Mir fällt bei der nur immer wieder ein, wie ich vor zwanzig Jahren zu Gast in einem fröhlichen Pfarrhaus in einer Thüringer Kleinstadt saß. Die eine der Töchter warf lachend ein gebrauchtes Packpapier durchs offene Fenster auf die Straße. — Na na, die Polizei kommt! — „Ach was, wenn's der Bürgermeister sieht, der sagt doch höchstens: „Entschuldigen Sie!““



## Verschmähte Fügung

Nicht nur in erdichteten Geschichten, auch im Buch der Geschichte lesen wir immer wieder von der gerechten Fügung, die einen gemeinen oder falschen Feind in die Hände seines Segners gelangen läßt. Wir empfinden das mit tiefer Befriedigung als Walten eines höheren Richters. Die Tragiker und Balladendichter der Weltliteratur haben solche Fälle immer wieder gefeiert. Unsere Zeit dagegen scheint den Sinn für dieses große Walten der Weltgerechtigkeit verloren zu haben. Oder vielleicht ist es nur unsere Staatsklugheit, die von Weisheit so fern ist, die gerade diese „Zwangsläufigkeiten“ einer höheren Lenkung nicht wahrnehmen will, während sie sich denen ihrer eigenen Kurzsichtigkeit so gern beugt. Das Volk empfindet sicher anders.

Da ist es unserem Heere gelungen, den heimtückischen rumänischen Feind in die Knie zu zwingen. Es ist nach allem anzunehmen, daß der größte Teil des rumänischen Volkes den Krieg gegen uns nicht gewollt hat. Einige able Heher, die ränkesüchtige Königin an der Spitze, haben den charakterlosen König zum verräterischen Überfall bewogen. In den Friedensverhandlungen ist von alledem nichts gesagt. Tausende Rumänen und, was mehr ist, Tausende von Deutschen haben durch die Schuld dieser Männer ihr Leben eingebüßt. Wo bleibt die Sühne für diese Meintat? Die Rumänen haben sie offenbar als natürlich angesehen: die schlimmsten Heher sind geflohen, und vor den Friedensverhandlungen wurde angekündigt, daß der König den gleichen Weg wählen wolle. Das Schicksal, nein, die Fügung hat es in unsere Hand gelegt, diese verbrecherischen Kriegsheher zu strafen. Für mein Empfinden machen wir uns der Ungerechtigkeit schuldig, wenn wir diesen höheren Auftrag nicht erfüllen. Von der politischen Torheit eines solchen Verschümmnisses will ich schweigen. Die Heher werden natürlich in das Land zurückkehren und wie alle unbefragten Gauner doppelt frech ihr altes Handwerk wieder aufnehmen. Aber was soll das Volk, das rumänische wie das deutsche, denken, wenn diese mit großer Schuld

Beladenen ungestraft ausgehen, während die Schuldlosen so schwer an dem durch sie verursachten Leide zu tragen haben?

Die Fügung hat uns in der Krim jene russische Großfürstenclique in die Hand gegeben, die auf Deutschlands Vernichtung hingearbeitet hat; sie brachte Nikolai Nikolajewitsch, den Verwüster Ostpreußens, in unsere Gewalt. Ob der Sinn dieses großen Geschehens wirklich darin liegt, daß wir diese Bande gegen die Bolschewisten schlingen? Ob es nicht viel natürlicher wäre, den Herrn Nikolai irgendwo in einem engen Turm in Ostpreußen einzusperrern? Unsere Presse, die sich sonst so gern das Sprachrohr des Volkes nennt, hat sich früher nicht genug tun können, gerade diese Männer und Frauen, die jetzt in unserer Hand sind, als Untäter zu brandmarken. Warum schweigt sie jetzt? Man rede doch nicht von Edelmut! Der mag edlen Segnern gegenüber angebracht sein. Und davon abgesehen: die Gerechtigkeit ist das Fundament der Herrschaft. R. St.

\*

## „Kramarsch ausgewiesen!“

Rlingt das nicht wie ein Trompetenstoß? Klingt das nicht so, als ob die Wiener Regierung dem gerichtlich überführten und verurteilten, dann aber begnadigten Hochverräter nun wirklich ernsthaft an den Kragen gehen wolle? Kopfschüttelnd ob so erstaunlich schneidigem, wider alle bisherige Übung verstoßendem Vorgehen liest man die Wiener Meldung: „Dr. Kramarsch wurde von der Polizei auf unbestimmte Zeit aus Prag ausgewiesen.“ Aber unmittelbar darauf folgt der beruhigende Satz: „Er hält sich gegenwärtig in einem kleinen Orte bei Prag auf.“ Also kein Grund zur Aufregung. Kramarsch bleibt Kramarsch und in der Mitte seiner Leben und Getreuen.

Kramarsch war der Organisator und die Seele der jüngsten hochverräterischen Kundgebungen in Prag gegen den österreichischen Staat und für die mit der Monarchie im Kriege liegenden feindlichen Staaten. Ist schon seine Begnadigung wegen seiner früheren Verbrechen nicht mehr rückgängig und

gutzumachen, so drückten die Prager Vorgänge der Regierung die untadeligsten Rechtsmittel förmlich in die Hand, ihn wegen dieser neuen hoch- und landesverräterischen Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen und in Gewahrjam zu nehmen. Aber Kramarsch bleibt Kramarsch, geht seinem Berufe als Hochverräter in Freiheit und weiter nach —: bleibe im Lande und nähre dich friedlich.

Wenn das die von unbelchrbar harmlosen Deutschen bejubelte „neue Ara“ bezeichnen soll, das „scharfe Vorgehen gegen die staatsverräterischen Umtriebe“, dann täten unsere deutschen Brüder in Osterreich wohl daran, sich weiteren Aufwand zu sparen und allein auf sich selbst, ihr eigenes Volkstum und ihre eigene Kraft zu stellen. Die Tschechen sind sich denn auch keinen Augenblick im Zweifel geblieben, wie sie solche fortischen Ankündigungen zu nehmen haben. Der Tschechenklub nahm in einer Vollversammlung in Prag eine Einspruchsentscheidung gegen eine Vertiefung der Waffenbrüderschaft mit dem Deutschen Reiche an. Eines muß man den Tschechen lassen: sie wissen, was sie wollen, und wissen auch die Mittel zu gebrauchen. Gr.

## Livlands und Estlands Selbstbestimmungsrecht

Die Segenerklärung des Berliner Gesandten der russischen Republik, Joffe, auf die Unabhängigkeitserklärung Livlands und Estlands wird von baltischer Seite durch Gründe entkräftet, deren Rechtmäßigkeit und klare Logik es fast unbegreiflich erscheinen lassen, daß darüber in deutschen Kreisen noch irgendwelche sachliche Meinungsverschiedenheiten bestehen können:

Herr Joffe geht so weit, den Livländern und Estländern vorschreiben zu wollen, in welcher Weise sie ihre inneren Angelegenheiten ordnen sollen. Dem kann nur in schärfster Weise widersprochen werden, denn in der Gesamtbevölkerung beider Länder besteht der Wunsch, ihre politischen Angelegenheiten unabhängig von fremder Einmischung zu regeln. Livland und Estland haben ihr eigenes Entscheidungsrecht, das

durch die verfassungsmäßigen Vertretungen, die Ritter- und Landschaften, bereits zur Geltung gebracht worden ist. Die vielfach auch in der deutschen Presse zum Ausdruck gelangte Anschauung, als unterstehen Livland und Estland laut dem Brester Friedensvertrag noch der russischen Oberhoheit, ist rechtlich unhaltbar und unbegründet. Der Friedensvertrag regelt nur das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland in bezug auf diese Länder und stellt sie unter deutschen Schutz, unterwirft sie aber nicht der vom ganzen Gebiet abgelehnten russischen Herrschaft. Daher beruht auch die Anschauung des „Vorwärts“ und anderer Blätter, die Angliederung Livlands und Estlands an Deutschland widerspreche der Rechtslage des Brester Vertrages, auf einem fundamentalen Fetzum. Denn Livland und Estland sind durch den Brester Vertrag in keinem Punkte gebunden und beanspruchen ihr Recht der selbständigen freien Entscheidung.

## Estnische Selbstbestimmung

Nachdem Buchanan knapp vor dem Einmarsch der Deutschen in Estland dort noch rasch eine England dienstbare „Regierung“ eingerichtet hat, tritt nun in Petersburger Telegrammen vom 26. April ein republikanisches Haupt der Esten hervor, welches Seligman heißt und unseren stets etwas sparsam versorgten deutschen Zeitungen unbekannt geblieben war. Der neue Napoleon von Reval meldet den in Moskau regierenden Freunden: Gegenüber den Beschlüssen von Riga „erkläre ich als Vertreter der estnischen Republik, daß die Resolution“ (das Wort mußte kommen) „eine grobe Fälschung der Meinung des estnischen Volkes ist, . . . und ich protestiere gegen diese . . . Realisierung des Rechtes der Völker, selbst über ihr Schicksal zu bestimmen.“ Sez. Seligman.

Da auch die Selbstbestimmung des deutschen Volkes wesentlich in den Händen von Herrn Seligmans ethnographischen Verwandten liegt, sollte doch eigentlich die Personalunion dadurch eher zur Anbahnung gelangen. h.

## Englische Offenherzigkeiten

bringt, wie schon öfter, der „Manchester Guardian“. „Mit Flandern dauert Englands militärische Unterstützung“ — für Frankreich — „weiter. Seht Flandern verloren, so müßte unsere Hilfe auf die See beschränkt werden.“

Nur muß es umgekehrt gelesen werden. Vermag uns Frankreich nicht zur englischen Eroberung Flanderns zu helfen, so ist für England verpielt, weswegen es am Kriege aktiv teilgenommen. Dann haben Truppen sendungen nach Frankreich auch keinen Zweck mehr.

Bemerkenswert ist nebenbei, daß hier, Ende April, auch die englische Erörterung von Flandern, statt von Belgien, spricht.

\*

ed. h.

## Scheidemanns Zusammenarbeit mit dem Feinde

Mit dieser Überschrift veröffentlicht die „Unabhäng. Nationalkorrespondenz“ folgende Aufschrift:

„Wer aus den Blättern die Vorgänge in Moskau und auf der Berliner russischen Botschaft mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wird über die unvermindert feindselige Gesinnung der Herren Bolschewiki und ihres Berliner Beauftragten keinen Zweifel hegen. Infolge dessen charakterisiert sich auch die andauernde Kooperation des Führers der deutschen Sozialdemokratie als eine vollkommen planmäßige Zusammenarbeit des Abgeordneten Scheidemann mit dem Feinde, gerichtet gegen das eigene Volk und dessen höchste nationale Interessen. Der Abg. Scheidemann betätigte die gleiche Intimität bereits mit Herrn Sewjutz, dem vormaligen Berliner Vertreter der alten sozialistischen Kiewer Rada, der hier gegen unsere wie gegen seine eigene Regierung intriglierte und dem Abg. Scheidemann das Material zu dessen Vorstoß gegen die Oberste Heeresleitung und den Grafen Hertling lieferte, weil durch diese der Sturz der alten Regierung herbeigeführt worden sei . . . Außerdem ist neulich aus Kiew berichtet worden, daß gelegentlich der

Haussuchung bei einem verhafteten ukrainischen Minister ein Telegramm an Herrn Sewjutz gefunden wurde, in dem der frühere ukrainische Ministerpräsident den Gesandten ersucht, bei der deutschen Regierung wegen des Eingreifens Eichhorns in ukrainische Angelegenheiten Protest zu erheben, Schutz bei den deutschen Sozialdemokraten zu suchen und die Abberufung des Generals von Eichhorn zu verlangen . . .

Was hinsichtlich der Ukraine noch unter den neuen Begriff des parlamentarischen oder parteipolitischen, jedenfalls ‚tolerablen‘ Landesverrats fallen mochte, das hört auf, tolerabel zu sein, sobald es sich um die Sicherheit unserer eigenen künftigen Nordostgrenze, um die baltischen Provinzen handelt, die im Osten für den Kriegsausgang von ähnlicher lebenswichtiger Bedeutung sind, wie im Westen die flandrischen Küstengebiete. Und wenn die Zusammenarbeit des Abg. Scheidemann mit dem Feinde auch hier den ungestörten Fortgang nimmt wie bisher, wenn keine der verantwortlichen Stellen die deutschen sozialdemokratischen Führer daran zu hindern wagt, daß sie die Geschäfte ihrer bolschewistischen Gesinnungsgenossen betreiben — Geschäfte, die darauf hinauslaufen, die Angliederung der zu uns gehörigen und zu uns hinstrebenden Baltikländer an das Deutsche Reich durch Winkelzüge und illoyale Vertragsauslegung auf jede Weise zu hintertreiben —, dann wird es Zeit, daß der ‚Arbeiterführer‘ Scheidemann vor dem ganzen Lande und den eigenen Wählern gebrandmarkt und an den Pranger gestellt wird. Denn es kostet letzten Endes neue Ströme von Arbeiterblut, wenn dem Abg. Scheidemann das gelingt, was er neuerdings in dem heißen Bemühen, die Heimat zu schädigen, mit dem ‚Botschafter‘ Joffe ausgehebt hat: der Verbleib der baltischen Küste bei Rußland hat die dortige Festsetzung der Engländer zur sofortigen Folge, die dann den neuen, noch blutigeren Krieg um so aussichtsreicher vorbereiten können.“

\*

## Rein Mittel ist zu schmutzig!

Der „Vorwärts“ hat festgestellt, „daß Herr von Bethmann Hollweg der erste und letzte führende Staatsmann Deutschlands gewesen ist, der für den Zusammenhang zwischen den Kriegsnotwendigkeiten und den moralischen Kräften des Volkes ein gewisses Verständnis bekundet hat“. Seitdem verlasse man sich ganz auf die fortwirkende Mechanik des Krieges und trage kein Bedenken, breite Volksschichten in einen Zustand der Erbitterung und des Mißtrauens hineingleiten zu lassen.

„Herr von Bethmann Hollweg“, bemerkt die „Deutsche Zeitung“, „hat der Sozialdemokratie die Regierungsfähigkeit zugesprochen, in dem Wahne, ihr damit die Fähigkeit, grundsätzlich zu heken, wenigstens im Kriege abgewöhnen zu können. Die Sozialdemokratie hekt aber im Kriege genau so, wie sie es im Frieden getan hat. Ihr Parteivorstand hat das Heken in seinem Pfingstaufruf von Partei wegen angeordnet. Er empfiehlt darin als zeitgemäßes Haupthekmittel die Verkürzung der Brotration. In jenem Pfingstaufrufe steht der Satz: ‚Statt in absehbarer Zeit das gleiche Wahlrecht zu erhalten, wird das deutsche Volk zunächst mit einer Verkürzung der Brotration zu rechnen haben.‘ In die sozialdemokratische Heksprache übertragen heißt das nichts anderes als: ‚Arbeiter! Euer Anspruch auf das gleiche Wahlrecht wird mit dem Ruf: ‚Hungert! beantwortet.‘ Nicht ein beliebiger sozialdemokratischer Wähler von Partei, Berufs oder Geschäfts wegen hekt so, sondern der Parteivorstand ist es, der diese Hekschlussung ausgibt. Der Parteivorstand weiß nur zu gut, daß die Verkürzung der Brotration eine unbedingt notwendige Maßnahme ist, um mit der Volksernährung durchhalten zu können. Er weiß, daß diese unabweisliche Maßnahme mit dem Kampf ums gleiche Wahlrecht sachlich nicht das mindeste zu tun hat; daß Wahlrechtspolitik und Ernährungs politik zwei völlig voneinander un-

abhängige Gebiete sind. Wenn dennoch der Parteivorstand einen Zusammenhang herstellt, so kann das nur in der bewußten Absicht geschehen, um zu heken. Das gleiche Wahlrecht allein zieht nicht. Die meisten Arbeiter lassen sich heute nicht einen Augenblick deswegen aufregen, weil sie noch nicht alle fünf Jahre bei den Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus denselben vor den Sozialdemokratie vorgeschriebenen Wahlzettel in die Wahlurne stecken können, wie bei den Reichstagswahlen. Aber wenn den Arbeitern vorgelogen wird, daß die Herabsetzung der Nahrung eine sie verhöhnende Bosheit darstellen soll, um die Arbeiter für ihre Forderung des gleichen Wahlrechts an ihrem Leibe zu strafen, so muß das nach der Berechnung des sozialdemokratischen Parteivorstandes unfehlbar aufhekend wirken.

Der Parteivorstand will den Wahlkampf. Denn für die sozialdemokratische Hekarbeit kann es nichts Ergiebigeres geben, als eine leidenschaftlich erregte Wahlbewegung. Da kann tagaus, tagein geschürt und gewühlt werden; und wenn nun noch obendrein den Arbeitermassen in jeder Wählerversammlung vorgeschwindelt wird, man lasse das Volk aus Nichtswürdigkeit hungern, so muß der sozialdemokratische Weizen üppig wachsen und blähen.“

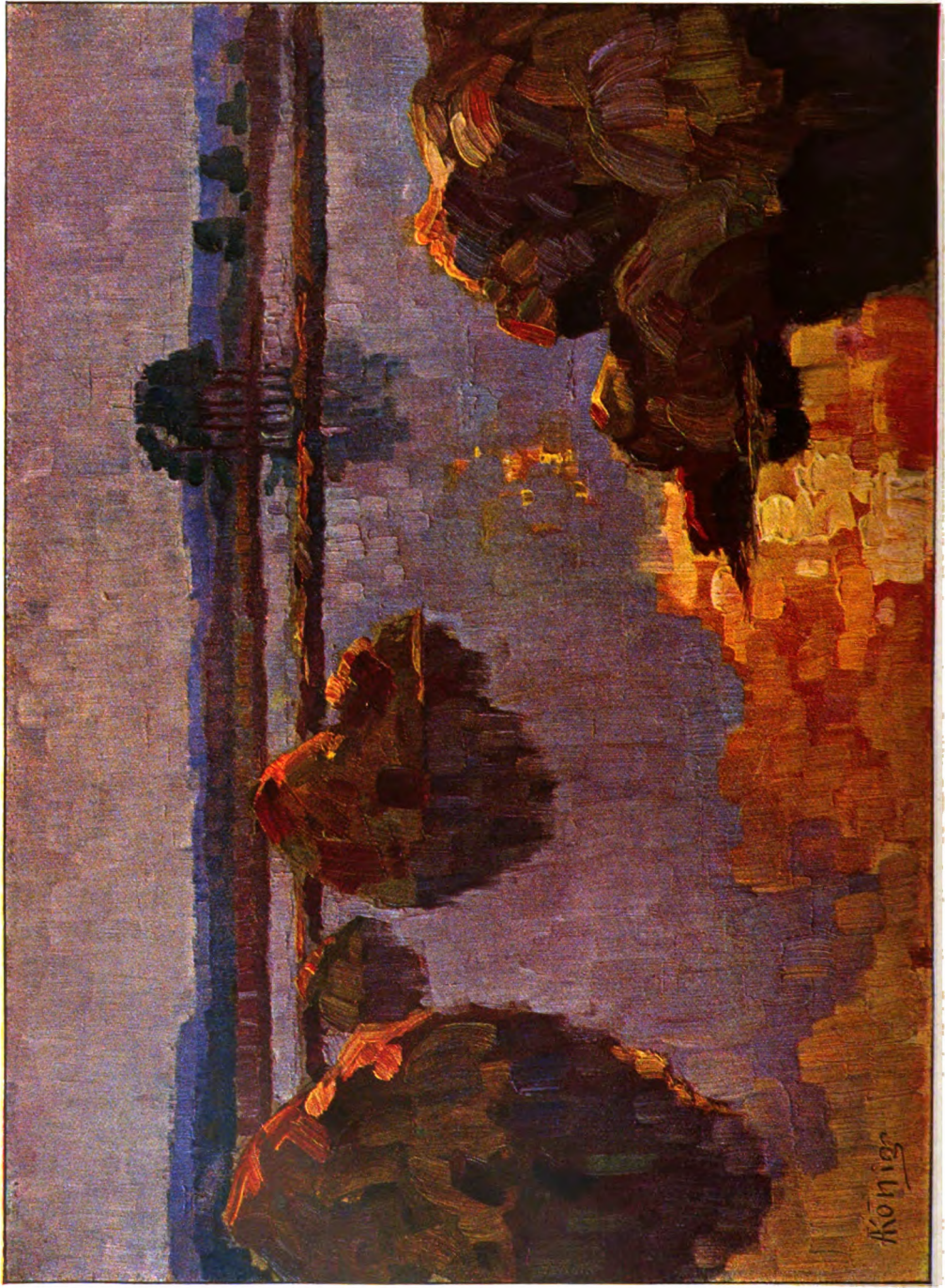
\*

## Schwarze Listen

Die Wahlrechtsvorlage ist abgelehnt. Der „Vorwärts“ ist wütend über die große Mehrheit der „Wahlrechtsgegner“. So bringt er am 3. Mai eine Zuchrist aus dem Abgeordnetenhaus, in der es heißt: „Wir hatten es für nötig, diejenigen Mitglieder der Zentrumsfraktion, die den Gegnern des gleichen Wahlrechts mit zum Siege verholfen haben, öffentlich bekanntzugeben. Gegen das gleiche Wahlrecht haben folgende Zentrumsabgeordnete gestimmt: . . .“ (Es folgen die Namen.) An den Pranger mit den Verfecktern ihrer eigenen Meinung! so denkt der „Vorwärts“! — Auch ein Beitrag zum Kapitel der „persönlichen Freiheit“. Echol.

Verantwortlicher und Hauptgeschäftlicher: J. E. Freyherr von Grottkuh • Silberde Kunst und Musik: Dr. Karl Stood  
Alle Zuchristen, Einsendungen usw. nur an die Geschäftsleitung des Lärners, Schlenker-Verlag (Wannseebahn)  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Am Weiber

Stollage zum Kleiner





XX. Jahrg.

Erstes Jahrbuch 1918

Heft 19

## Deutschland oder die Angelsachsen!

Von Fritz Bley

**D**ie große Westoffensive, mit der der Krieg zu seinem ursprünglichen Ziele, der Rücke von Frankreich-Vlaandern zurückkehrt, sowie die Ereignisse im Osten zeigen unzweideutig auf, wie recht diejenigen gehabt haben, die von vornherein das große Weltringen als die Entscheidung zwischen Deutschland und der angelsächsischen Welt betrachtet und den russischen, ja selbst den französischen Gegner politisch nur als Kräfte zweiten Ranges bewertet haben. Es kann auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß der Weltkrieg durch keinen noch so fein ausgetiftelten Frieden beigelegt werden wird. Die Geschichte Englands beweist vielmehr, daß wir mit einem wirtschaftlichen Kampfe zu rechnen haben, in dem es kein Remis, geschweige denn gar eine ernsthafte Verständigung gibt.

Der im September 1914 beschlossene zeitweilige Verzicht auf Calais, das nach Schlieffens Plan das erste große Ziel bildete und dies nun wieder geworden ist, führt uns mitten hinein in den Kernpunkt der in der Überschrift aufgeworfenen Frage. Sicherlich hätte kein englischer Feldherr in gleicher Lage so herrliche Erfolge zu erringen vermocht wie unsere Heerführer an der Marne. Aber das steht fest, daß kein Engländer genötigt gewesen wäre, eine Entscheidungsschlacht abzubrechen aus Mangel an Vorsorge der Heimat. Wir wissen ja heute, daß die Marneschlacht keineswegs verloren, daß vielmehr nach den Erfolgen von Klud

und Bülow Joffres linker Flügel tief erschüttert war. Aber bei allem schmerzlichen Bedauern über den trotzdem erfolgten Abbruch der Schlacht war nicht über die Tatkraft hinwegzukommen, daß für die beiden Korps, die auf Hindenburgs dringenden Wunsch an den Osten hatten abgegeben werden müssen, kein Ersatz rechtzeitig herangezogen werden konnte, und daß dieser Mangel an einer Heeresreserve für die Entscheidung der damaligen Obersten Heeresleitung bestimmend geblieben ist.

Den Grund aber erkannten nun alle Unterrichteten in der unser Volk tief beschämenden Kleinlichkeit, mit der die deutsche Volksvertretung die Ausbildung der Ersatzreserve versagt hatte. Es wurde gerade in jenen Marnetagen bekannt, daß eine Million Freiwillige sich gemeldet hatten. Wäre von diesen auch nur der fünfte, ja vielleicht nur der zehnte Teil ausgebildet gewesen, so hätte am 7. und 8. September 1914 Joffres Schicksal und damit das unseres Vaterlandes sich anders erfüllt.

Daß die Kriegsbereitschaft der verbündeten Donaumonarchie tief im argen lag, war bekannt und hätte unseren Staatsstreichern ein schwerwiegender Grund zur um so pflichtmäßigeren Berücksichtigung der eigenen Heeresnotwendigkeiten sein müssen!

England hatte bis dahin geglaubt, nach den Erfahrungen seiner bisherigen Kriege auch diesen mit einigen Kolonialen und hauptsächlich Frankreichs Heereskraft und der russischen Dampfwalze mühelos gewinnen zu können. Mit bewundernswerter Entschlossenheit brachte es nun, nachdem es den schweren Ernst seiner Lage erkannt hatte, nicht nur den Rest der von uns abgekehrten Welt gegen uns auf, sondern nahm zum ersten Male das eigene Volk bis zum letzten Mann für den großen Daseinstampf in Anspruch. Wohl wissend, daß der Deutsche kaum besiegbar ist, es wäre denn, daß man ihn durch ihn selbst besiegen könnte!

Die Heeresfeindschaft der deutschen Demokratie, die Unfähigkeit breiter deutscher Kreise, über die von dem „Central Committee for national patriote Organisations“ auf dem Umwege über die französischen „Amitiés“ und „Souvenirs“ in den Reichslanden und in Belgien betriebene Hege sich klar zu werden, und der Saberner Skandal waren englischerseits längst als starke Erwartungen in Rechnung gestellt, wie das vernichtende Wort zeigte, mit dem Campbell Bannerman im Unterhause auf die „denkenden Menschen“ in Deutschland hinwies. Die Staatsnörgelei von 1913 und 14 war ja leider nur das Erbe des Geistes, der 1863 „Preußen den Großmachtstihel austreiben“ wollte und Ende 1869, als bereits das französische Wetter heraufzog, zu dem Antrage Borchows auf allgemeine Abrüstung führte. Als reife Frucht dieses Schlingkrautes mußten wir, während in Ost und West vor unsern Heeren die Reiche der Feinde zusammenbrachen, auf der Höhe unser Erfolge im Daseinstampfe in der Heimat die berühmte Mehrheitsentschließung vom 19. Juli 1917 erleben!

Es ist klar, daß hier Charaktereigenschaften einander gegenüberstehen, von deren Siege das Schicksal des Weltkrieges und damit für absehbare Zeit das Schicksal der Völker dieser Erde abhängt. Dem geschichtlichen Rückblicke tritt das alte Erbübel schon in der Jugendzeit der Germanen entgegen. Ganz Europa haben die Goten mit ihrer Kraft erfüllt. Die herrlichsten Bauten Italiens, Frank-



reichs und Spaniens sind Zeugen ihres geistigen Geburtsadels. Als Volk aber sind sie verschwunden, weil sie an ihrer Veröhnungspolitik und ihrem Kulturbestreben zugrunde gehen mußten. Das Römertum ist durch ihre Milde und Großmut nicht zur Dantbarkeit veranlaßt, sie selbst aber sind am Römertum verborben. Selbst Theoderichs des Großen Reichschöpfung konnte ihn nicht überleben, da er seine ganze Kraft darangesetzt hatte, das verborbene Römertum zu erneuern, ihm sein römisches Recht und seine festen Plätze überließ und derweilen auf den verstreuten Gütern des Landes den von Rom verödeten Ackerbau zu neuer, ehrsüchtgebietender Größe brachte.

Die alte Klage über diese Zerlassenheit zieht sich dann auch durch die ganze deutsche Kaisergeschichte. Bliden wir auf die Sachsen oder die Saller und die Stausen: immer dasselbe Lied, daß die ursprüngliche Stammestüchtigkeit den Nachfahren in dem Erbe fremden Mutterblutes verloren geht. Friedrich Rotbarts Enkel bereits tritt uns als Saragenenzögling ohne Kenntnis der deutschen Sprache entgegen, und Konrabin endet unter dem Hentersbeil. Wie anders steht demgegenüber der Welfen-Löwe, der dieser Politik den Rücken kehrt und mit eiserner Faust dem Deutschtum neuen Boden im Osten erwirbt!

Unsre Geschichtsauffassung aber kann sich nicht erschöpfen in Bewunderung des Glanzes und Schimmers der Stausenzeit. Und während sie die Rohkraft Cromwells und die von ihm ausgehende Erstarkung des britischen Volkstolzes in weicher Zärtlichkeit bellebäugelt, hat sie für den Welfenherzog bisher immer noch wenig übrig gehabt. Um so leidenschaftlicher verliert sie sich noch heute an die Gedanken der französischen Revolution in der von Ernst Moriz Arndt so bitter beklagten „Weltenliebe“. Daher noch immer die Vorherrschaft der Auffassung von einer gesetzmäßigen geschichtlichen Fortentwicklung der Menschheit.

Abseits dieser Betrachtungsweise steht das Aschenbrödel der deutschen Rassenforschung, dem die Wissenschaft vom Spaten und die Erforschung der Bildnisse zu neuen Werten verholfen hat. Es gilt, im Sinne von Gobineau und Woltmann zu neuen Erkenntnissen zu streben; ihre Lehre findet in diesem Weltkriege glänzende Rechtfertigung. Hoffentlich wird das kommende Geschlecht nun lernen, die Völker selbst als Gesamtpersönlichkeiten zu bewerten, und wird prüfen, wie weit sie sich selbst treu geblieben sind und den in ihnen kämpfenden Gedanken. Auch für die Völker wird die Verheißung zu gelten haben: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben! Denn in der Tat zeigt uns jeder Vergleich, insbesondere aber der zwischen Angelfachsen und Deutschen, daß nur das Volk zur Höhe emporsteigen kann, das in Kultur und Politik dem eigenen Geiste treu bleibt, seine eigene ursprüngliche Gliederung wahr und sich bei jeder Berührung mit fremder „Weltkultur“ gegen das Gift geistiger Ansteckung schützt.

Bliden wir hin auf die im Kampfe stehenden Völker, so entgeht uns nicht die Tatsache, daß einerseits die beiden Inselvölker der Engländer und Japaner und andererseits die seit Jahrhunderten in starkem Kampfe bewährten inselartig zwischen andere Völker eingebetteten Madjaren und Bulgaren unbestreitbar die größte Selbsttreue bewiesen und den Nationalgedanken in sich am kräftigsten herausgebildet haben.

Es ist belehrend, unter diesem Gesichtspunkte die Kriegszielpolitik der Bulgaren und Madjaren zu betrachten und die Stellung, die unsere Diplomatie zu ihr eingenommen hat. Während in Deutschland die Forderung der notwendigen Sicherungen seit Beginn des Krieges als ein wahres Verbrechen verfolgt wurde, hat Bulgarien unter ausdrücklicher Billigung unserer Diplomatie von Anbeginn an als grundsätzliches Kriegsziel die Vereinigung aller Bulgaren aufgestellt.

Die gute Frucht dieses musterhaften Eintretens des ganzen bulgarischen Volkes für seine großen nationalen Ziele liegt in dem Ergebnisse des Bularester Friedens vor uns. Bulgarien wußte, was es wollte, und hat es dementsprechend nahezu — bis auf die Norddobrubtscha — erreicht!

Die Madjaren waren durchaus im Rechte, als sie gegenüber Rumänien eine stärkere Sicherung und dementsprechend die Verschiebung der siebenbürgischen Grenze forberten. Inzwischen aber hatte die sonderbare Politik des Grafen Czernin Deutschland im Vereine mit unserer Reichstagsmehrheit tugendhafte Enthaltensamkeit gepredigt. Der ehemalige Vertrauensmann des Erzherzog-Erbprinzen setzte sich damit zugleich in Widerspruch mit seiner eigenen besseren Überzeugung, und wie er zu Lebzeiten seines Gönners für die Berechtigung der Nationalitäten in Ungarn nach Maßgabe des Gesetzes von 1866 eingetreten war, so schnitt er sich auch in dieser Frage die Nase aus dem Gesicht, indem er nunmehr ganz und ausschließlich für die Rechte der Madjaren eintrat. In der Grenzfrage freilich soll ihm nach einer sehr glaubhaften Lesart Graf Tisza durch einen Druck an anderer Stelle zu Hilfe gekommen sein.

Wie steht es dagegen um den deutschen Erfolg? Allerdings haben die Herren v. Rühlmann und Dr. Helfferich unsern Heeresölbedarf gedeckt und die Ansprüche der deutschen Banken auf Rumäniens Petroleum einschließlich der zur Verladung erforderlichen Pacht der Donauwerft von Giurgiu erledigt. Aber die politischen Belange des Deutschen Reiches und die Forderungen des deutschen Volkes sind unerfüllt geblieben. Das unwürdige Königspaar, das leicht durch einen sehr würdigen Fürsten hätte ersetzt werden können, ist uns erhalten geblieben, und Ferdinand blickt bereits wieder „als König und Rumäne voller Hoffnung in die Zukunft seines braven und tapferen Volkes“, wie es in einem Drahtgruß an Marghiloman heißt. Weniger entzückt sind davon die Angehörigen der in Rumänien unter der Anleitung französischer Offiziere in viehischer Weise gequälten deutschen Gefangenen: von diesen sind im Lager Sipote von 16000 im Laufe eines Winters 12000 gestorben, von 102 deutschen Offiziersaspiranten sind heute nur noch 7 am Leben. Dies teure Blut ist nicht zu ersetzen. Aber daß es nicht möglich geworden ist, von diesem Volke eine angemessene Kriegsentschädigung zu erzielen, daß man überhaupt dem österreichischen Plane eines Wiederaufbaues Rumäniens in so weitgehendem Maße zugestimmt hat, bleibt eine Vernachlässigung unserer deutschen Notwendigkeiten, die im umgekehrten Verhältnisse zu unsern militärischen Leistungen steht. Hoffentlich wird wenigstens nunmehr bei der Dobrubtscha-Konferenz uns ein deutscher Hafen gesichert, am besten an der Sulina-Mündung zugleich mit Besetzung der Schlangeninsel! Oder sollen wir wirklich nach allen Erfahrungen von Osnabrück, Rijswijk und des berühmten

ten *Jusqu'à-la-mer-Vertrages* von 1815 erleben, daß abermals ein deutscher Quellfluß an seiner Mündung uns versperret wird?

Am allerbetrüblichsten stellen sich die Auswirkungen dieses Friedens auf die benachbarte *Ukraina* dar. Wir haben im Norden der *Dobrußscha* und im Süden des jetzt an Rumänien ausgelieferten *Bezarabien* einen außerordentlich wertvollen Stamm von deutschen Ansiedlern, die sich jetzt hilfesehend an das *A.O.R.* in *Kiew* gewandt haben mit der Bitte, sie gegen rumänische Bedrückung zu schützen. Lassen wir diesen wohlhabenden deutschen Bruderstamm auf seinem bisherigen Vorposten im Stiche, so werden wir uns wirklich nicht zu beklagen haben, wenn der letzte Rest von deutschem Ansehen in die Brüche geht. Denn wo in aller Welt gäbe es wohl einen minderwertigeren Gegner als dieses Rumänien?

Auch die *Ukraina* legt ja, wie bekannt, leidenschaftliche Verwahrung gegen die Auslieferung der Deutschen und ihrer Volksgenossen an Rumänien ein. Insbesondere ist der ganze Süden *Bezarabiens* von der *Dobrußschagrenze* bis zur Stadt *Alttermann* fast frei von Rumänen. Dieser Teil des Vertrages ist also undurchführbar, und Deutschland muß dafür Sorge tragen, daß es auch dort am Ufer des Schwarzmeeres bleibt, schon um bei den zukünftigen Beratungen, die ja in der Verwahrung der Ententemächte an Rumänien bereits jetzt sich ankündigen, dafür sorgen zu können, daß die Schwarzmeerfragen auf die Anliegerrmächte beschränkt bleiben. Herr *Marghiloman* hat mit Fug und Recht bei einem Festmahl kürzlich darauf hingewiesen, daß *Bezarabien* nicht in *Rischinaw*, sondern in *Bukarest* von Rumänien erworben sei.

Hoffentlich gelingt uns die Verständigung mit der *Ukraina* in besserer Weise, zumal dort und in der *Krim* eine starke und einflußreiche deutsche Ansiedlerschaft lebt, die nur unter deutschem Schutze ihres Lebens froh werden kann, und weil wir ferner in dem Wasserwege *Eherson-Riga* unter Verbindung des *Onjepr* mit der *Düna* durch Ausbau des Kanals von *Orscha* nach *Witebst* ein wertvolles Seitentück und Gegengewicht gegen den *Donaueg* schaffen können und müssen.

Der Ernst der militärischen Forderungen scheint nun zur Ausgleichung der bedauerlichen Minderleistungen und politisch dahin geführt zu haben, daß wenigstens die allerdringlichsten Notwendigkeiten in dem neuen Vertrage mit Österreich berücksichtigt sind. Sachlich war der alte ja in dem Augenblicke erloschen, als unter *Hindenburgs* Schwertthieben das Reich der *Romanows* und *Bolschewiken* zusammenbrach, denn schon bei Begründung des Bündnisses ließ Graf *Julius Andraffy* der Ältere *Bismarck* keinen Augenblick im Zweifel daran, daß er dies nur als Schutz gegen einen russischen Angriff betrachten könne. In Pest wie in Wien ist man sich zweifellos darüber klar geworden, daß Deutschland mit der Niederringung der Russen sich in eine gewisse Abhängigkeit von Österreich-Ungarn hineinsiegte. Diese Auffassung kommt leider auch zum Ausdruck in der Behandlung der Deutschen beider Hälften des *Habsburger* Reiches. So wie wir in dem Bunde die weitaus schwerste militärische Leistung gehabt haben, sind auch innerhalb des Doppelreiches die Deutschen in verhängnisvoller Tragik das Opfer unsrer und ihrer Staatstreue geworden. Während die *Slawen* mit Verrat und Überlaufen die Zahl der Gefangenen auf 1600000 Mann ge-

bracht haben und ganze Brigaden von Tschechen jetzt gegen uns kämpfen, ist in den Alpen und den Subeten Hof um Hof durch den Opfertod des Bauern und seiner Söhne verwaist. Und während in Ungarn und Tschechien die Bevölkerung in Wohlleben schwelgt, müssen die Deutschen in Tirol, Böhmen und Schlessen sich hilferufend an das benachbarte Bayern und Preußen wenden. In Ofen-West aber hat man im Winter 1916/17 in einer Geheim Sitzung des Abgeordnetenhauses Klage darüber geführt, wie die deutschen Erretter das notleidende Ungarn „ausgefogen“ haben. Der Haß aus Dankbarkeit ist eine neue Form, die zu studieren unsern Diplomaten und allen denen vonnöten wäre, die noch immer die Frage aufwerfen, „warum die Deutschen im Auslande so unbeliebt sind“!

Zugleich haben die Madjaren die Gelegenheit der rumänischen Schwierigkeiten dazu benützt, die Zugeständnisse zu beseitigen, die unter dem von Franz Ferdinand geübten Druck in der Sprachenfrage auch den Deutschen im Ungarlande gemacht waren.

An alledem geht die Mehrheit des deutschen Volkes mit einer Gleichgültigkeit vorüber, als handele es sich um Kirgisen oder Bototuden und nicht um Brüder vom eigenen deutschen Blute.

Gewiß ist diese Politik auch vom habsburgischen Standpunkte aus letzten Endes kurzfristig, denn die leitenden Männer müssen im Hinblick auf die Haltung der Slawen immer wieder zu dem Schlusse gelangen, den Kaiser Karl selbst zur Zeit, als er als Thronfolger im Felde stand, gegenüber den Herren seines Stabstisches geäußert hat: „Ihr Deutschen seid die einzigen, auf die ich mich wirklich verlassen kann.“ Alle übrigen Völker seines Reiches arbeiten an der Schwächung der Reichseinheit. Und doch ernten auch von amtlicher Seite die Deutschen nur Unbath, da man glaubt, ihrer auf alle Fälle immer wieder sicher sein zu können. Verlieren sie aber erst einmal den Mut und wird ihr Volkskörper zum Ausbluten gebracht: wo soll dann noch Habsburgs Zukunft liegen?

Trotzdem bleibt Österreichs Zaudern und der Einfluß so vieler deutschfeindlicher Kreise von entscheidender Bedeutung in dem Kampfe, den wir gegen die Angelsachsen führen. Im Oktoberhefte des zu Lausanne erscheinenden Ententeblattes „Revue Internationale Contemporaine“ veröffentlichte Graf Julius Andrássy Sohn einen Aufsatz, in dem er die Zerschmetterung Englands als ein ebenso großes Unglück für Österreich-Ungarn bezeichnet, wie die Vernichtung Deutschlands gewesen sein würde. Er erblickt in der „Niederrichtungspartei“ beider Länder das schwerste Friedenshindernis und nimmt für Österreich-Ungarn die Aufgabe des gegebenen Vermittlers zwischen der älteren und der jüngeren germanischen Weltmacht in Anspruch. Er hält ein auf eigenen Füßen stehendes, starkes Österreich-Ungarn nur dann für lebensfähig, wenn England in seine alte, überlegene Vermittlerstellung wieder eingesetzt wird. Zu diesem Zwecke erstrebt er einen Frieden, der England wieder zur Zunge an der Wage des europäischen Gleichgewichtes macht. Auf alle Fälle kann England darauf rechnen, daß Wien einer solchen Wiederherstellungspolitik auf halbem Wege entgegenkommt. Graf Czernin hat unverkennbar jede Gelegenheit gesucht, um Österreich-Ungarns Macht auf Kosten des Deutschen Reiches zu stärken, und die tschechische Politik deckt uns

Einflüsse auf, die ebenso wie die ganze habsburgische Polenpolitik den Wünschen Englands entgegenkommen. Diese Einflüsse, von denen der Kaiserbrief und die Rolle der Prinzen von Bourbon-Parma noch gar nicht einmal die stärksten Erscheinungen darstellen, werden immer wieder auf eine Zurückschraubung der deutschen Vormachtstellung hinarbeiten, solange nicht unsrerseits die ganze Frage entschlossener behandelt und Osterreich-Ungarns Rückzug aus Polen gefordert wird.

Ist es nötig, diese Gedankenreihe noch weiter auszuspinnen, um den Beweis zu liefern, daß es sich letzten Endes in dem ganzen gewaltigen Weltringen um den Kampf zwischen der deutschen und der angelsächsischen Welt handelt? Sollte man wirklich noch immer nicht begriffen haben, daß alle unsre Feinde vereinbartermaßen den Krieg nicht lediglich gegen das Deutsche Reich, sondern gegen das deutsche Volk geführt haben? Unzweideutig hat Goremykin den Balten, die ihn bei Ausbruch des Krieges um Schutz baten, dies erklärt. Noch unzweideutiger lehrt es die planmäßige Ermordung, Mißhandlung, Beschimpfung und Beraubung aller Deutschen durch die Engländer, insbesondere auch die Schändung deutscher Frauen durch Eingeborene vor den Augen der Eingeborenen auf Befehl verruchter Franzosen, ja jetzt sogar nach dem Friedensschlusse durch das rumänische Gesindel: daß es für die Volksgesamtheit um Sein oder Nichtsein geht. In den feindlichen Staaten sowohl als anderwärts. Soll nicht endlich im ganzen Volke das Verständnis dafür erwachen, daß aus seiner eigenen Seele das Rüstzeug genommen werden muß, um diesen Weltkampf zu bestehen? Auf den Wagschalen der Geschichte hält der richtende Herrgott den deutschen und den englischen Schädel!



## Theodor Storm · Von Fritz Alfred Zimmer

Zum Gedächtnis seines 30. Todestages am 4. Juli

In das Vergrollen dieses Krieges klingt ein Sommerlied.  
 Dazu verträumte Cellodöne, volle, weiche,  
 Und süßes Wänschen und Weinen einer alten Geige,  
 Daß noch das bange, vergräunte Herz kaum weiß, wie ihm geschieht.  
 Ein Märchensinnen schöner Sonntagsnachmittage  
 Friedet die Einsamkeiten dunkler Gartenhage,  
 In die der Duft der stillen Städte und ihrer Meere weht,  
 Und manchmal auch im blütenweißen Schimmerkleide  
 Ein silbernes Jungmädchenlachen hinter Busch und Beet,  
 Und fernher dumpfe Donner über heller Heide.



# Ein halber Tag . . .

## Skizze von Alfred Hein



Cecilie schreibt: Lieber! Wir werden uns wiedersehen. Nein, wir werden uns das erstemal erschauen! Denn das letztemal irrten unsre Regungen und Gefühle noch aneinander vorbei; diesmal spüren wir jetzt schon ineinander versinkende Zweieinigkeit. Und — — wollen — wir — uns küssen? Ja! Ja! Ja!!! Meiner Du! Es wird eine heilige Heimlichkeit für uns geben! Es muß eine geben, und wenn alles wider uns wär! Ich fühle es ahnend — — — Aber sei vorsichtig und hüte unser Geheimnis!

Mein Gott, der Brief findet Dich noch in Losen und Tod, in Wüste und Weh. Wie mein Herz arm wird, wie arm — — ein Nichts — — —: wenn Du — nicht — kämest — — nie mehr — — —

Ja. Du kommst. Du mußt. Ein großes Glück wartet in uns auf Erfüllung. Es ist stärker als aller Geschosse Haß. Ich bin ganz Andacht. . . Ich tue meine sehrende Seele um Dich.

Aber komm bald! Ich freue mich!

Cecilie.

Dieser Brief ruht nun in einem Feldpostfach einem Müden zu Füßen. Einem Zimmermüden. Einem nimmer Aufstehenden. . . Denn sein Antlitz ist sah! sein Auge starren, wehen Glanzes. . . Lehm und Blut haben seine Uniform schaurig bunt gemacht. Er hat sich zwischen den Gräben verirrt, als die Kugel ihn riß. Wer findet den Toten? Wann wird man ihn in der Öde überhaupt das erstemal sehen? Wann wird man ihn in dem höllischen Feuer holen können?

Ach, der hoffende Brief ist nach dem Land geflogen, wo keiner auch nur ganz zag hoffen darf. . . Nach Flandern.

Durch die Wüste, in der nichts aufsteht, nur weit und breit Eisen, Qualm und Erde aufsprizen in düsteren Fontänen, rennt schwarz ragend gegen goldene Sonne ein Mensch! Geknatter von Maschinengewehren. Er aber rennt, rennt, rennt. Eine Granate in seiner Nähe. Rauchwolke verschluckt ihn einen Augenblick. Dann rast er schon wieder weiter, Faust am pochenden Herzen, Augen grellweiß im schweißigen, lehmverklebten Gesicht. Jetzt kommt er am Toten vorbei. Er erschrickt, er kennt den Armen. Doch nur für Sekunden ist er ruhigen Leibes voll, dann hat das Gesicht wieder das Harte, Starre, Grimmige der Helden hier vorn. Er kniet, entreißt dem Liegenden die Erkennungsmarke durch die zerfetzte Uniform hindurch, greift hastig in die Taschen, birgt Briefmappe, Uhr in den seinen, krallt dann die Faust um den Feldpostfach, springt auf. Eine Kugel siiiirrt. Er hört sie seelenruhig. Da spürt er plötzlich warmes Rinnen den Rücken entlang. . . .

Er schleppt sich von einem Trichter zum andern. Schon verfolgen mehrere Maschinengewehre. Der Laufgraben! Er nimmt die letzte Kraft zusammen, springt einige Schritte — — rollt bewußtlos in den Graben hinein.

Und der Sack wird abermals gefunden. Wieder neben einem Toten. . . Zwei sind um der Kameradenbriefe willen verglüht. Wer erzählt von ihrer schlichten Heldentat?

Nun in der Nacht kommen die Briefe auf dem Rücken eines ruhig dahin-schreitenden Landsturmmannes, der zugleich noch Essen mitbringt, sicher nach vorn.

„Du hast einen Brief!“ schreit einer den andern an. Er rennt gebückt von Trichter zu Trichter, schon zeigt sich die Sonne!

Und Musketier Hans Ansgard kriecht durchs Trichterfeld. Nur jetzt kein Ende. Nur noch den Brief lesen — —!

Dort hoct der Leutnant. Da wird auch die Post in der Nähe sein!

Ansgard springt auf! Er hält es nicht mehr aus. Cecillie! sehnt es in ihm! Und er sucht aufrecht stehend, wo ein gelber Sack vielleicht leuchtet.

Da!

„Bist woll verrückt? Sollen wir das Feuer denn direkt für uns bestellen? Dud dich! Es qualmt ja schon rings an allen Ecken!“

„Ein Brief für mich!?“

„Hier.“

Auftreißen. Übersiegen. Du!! Ach — —

Und in demselben Augenblick heult's, heult's, — — zertracht's!!

„Sie haben uns gesehen! Wir müssen hier fort“, knirscht der andere.

Und die zwei kriechen paar Trichter weiter ab.

Lang ist der Tag noch. Abertausend durchtoste Sekunden noch.

In der Nacht erst darf Hans Ansgard nach hinfen. Urlaub! Urlaub!!

Vierzehn lange Tage! (O sie vergehen schneller als vierzehn Minuten hier vorn. . .)

Urlaub!!!

Still, still im Land, wo man nicht hoffen darf. . .

\*

Noch immer hat er sie nicht gesehen. Noch drei Tage, er muß fort. Heimliche Briefe sind hin und her geirrt. Noch war kein „Zufall“ gefunden, der ihn nach dem Nachbarstädtchen führt, ohne daß es den Klatschbasen und der gestrengen, fürnehmen Frau Mutter auffiele. Denn „er“ ist nichts für „sie“.

Da kommt das Glück! Es ist so gut, das Glück! Es gibt und gibt und gibt — aber auch, ach das Glück sagt plötzlich: Schluß. Oder: Soviel diesmal noch nicht. Und geizt. . .

Eines Tages klingelt das Telephon. „Herr Ansgard dort? Guten Tag, mein Lieber. Hier Frau Elementied. Ich hab 'ne dringende Bitte. Kann Ihr Sohn, der damals in Berlin den lausigen Vertrag mit Berenstein und Cie. für mich abschloß, nicht heute nachmittag herüberkommen? Es stimmt da etwas nicht. Vertreter von Berenstein ist auch hier. Bitte schicken Sie ihn, ja? — Dante. — Wie geht's ihm denn? — Bald wieder fort? — Wieder nach Flandern? — Der Armste. Ach ja, der Krieg. — Also bitte schicken Sie ihn! — Vielen Dank. Grüßen Sie Ihre Frau. Und Ihren Sohn natürlich auch. Ich freue mich, ihn wiederzusehen.“ —

\*

Der Vertrag ist in Ordnung. Der Vertreter von Berenstein ist schon abgefahren. Es ist fünf Uhr. Um neun Uhr muß Hans zurück. Bis jetzt hat Hans Cecillie nur von ihrem Mädchenzimmer her singen hören. . .

Frau Elementried ist sehr liebenswürdig, aber auch nur das. Und etwas hoheitsvoll dem Sohn ihres früheren Geschäftsführers gegenüber, der zwar ein virtuoser Geiger sein soll. . . Ne, brotlose Kunst!

Da geschieht etwas unerwartet überflammend Schönes für Hans.

Die Tür öffnet sich. Cecilie darin im himmelblauen Kleid.

Augen voll Glück! Lippen erbeben! Hände heben sich heiß hastig zum Gruß entgegen!

Nur die Worte sind sehr alltäglich: „Guten Tag, Herr Ansgard!“

„Guten Tag, gnädiges Fräulein!“

„Hertaaa!!“ jubelt es übermütig aus Mädchenmund zum Fenster in den Rirschblütengarten hinaus.

„Komm herauf! Besuch!!“

Frau Elementried rümpft die Nase: Großartiger Besuch!

„Meine Freundin Herta! — Der Geigenkünstler Herr Ansgard!“

\* \* \*

Cecilie, Hans und Herta gehen sitzhaft im Schloßpark spazieren.

Das riesige Ringen der Welt ist zweien ein Nichts. Sie wissen nicht einmal zur Stunde, daß gerade ihre Seelen heiß daran hängen. Ach, sie wissen nicht einmal mehr, was sie alles an Widerwärtigkeiten am heutigen Tag besiegt haben, ehe sie zum jubelnden Jetzt gelangt sind.

Sie sind Nebeneinander-Schreitende, die sich Blicke voll Liebe geben.

Manchmal ein weiches, alltägliches und doch seltsam werbendes Wort.

Ein Weg im Park wird nun den beiden unvergeßlich. Sie werden, wenn sie ihn in Jahren gehen, sagen können, in welcher Richtung der Ruckstuch schrie und welche Blumen um die alte Linde standen. Sie werden sich wohl noch erinnern, wie die Uhr vom Turme her schlug, welche Stunde sie aber schlug, werden sie ebensowenig wissen, wie ob der Tag des Glücks ein Montag oder Freitag war. Denn jedes Geräusch, jedes Blinken, jedes Aufplattern eines Falters nimmt die Seele in solcher Stunde für immer fühlend auf; Berechnungen und Maße aber wirft sie fort. Denn sie ist etwas Ewiges.

O der Rausch, die bei jedem leichten Berühren zusammenzuckende Sehnsucht, das nah wogende Blut des andern. . .!

Cecilie spricht von der Musik. Ihre braunen Augen überglänzen die Worte voll silberner Nührung, ihr dunkelgüldenes Haar bebzt manchmal, als sei es Saite, auf der Frühlingswind geigt, ihre schmalen, weißen Hände formen die weichen, warmen Worte noch mit andächtiger Geste nach, so daß sie Hans mit großen Augen und lächelnden Lippen in sich trinkt als kostbar Unvergeßliches.

Sie sagt jetzt: „Du wirst mir heut abends geigen.“

Und er: „Ja, ich werde die Seele singen lassen — für dich allein —“

Stahl blüht in seinem Blick. Er redt sich. Man merkt, daß er mehr ist als Mustetier. Ein Seltsamer. Ein Einsamer.

Und sie: „Musik aus dir — — Da werden wir ganz, ganz ferne sein — ganz . . ganz . . ferne . . . zweieinsam süß versinkend in ein Meer Seligkeit — —“



Die Freundin geht stumm neben den zwei Bitternden. Sie ahnt alles seit dem ersten Augenblick. Wie gern ließe sie die beiden allein.

Aber wir sind in der Kleinstadt!

Sie kommen an eine Bank. Es ist Einsamkeit. Jubelnde Finken und Amseln werfen mit der guldnen Sonne und dem seltsam beruhigenden Licht junggrüner Bäume und dem lauen, leichten Wind eine Überfülle an Frühling in die Allee. Man ist trunken. Man muß sich lieben. Man muß sich küssen können.

Die Freundin spürt, daß dieser Orang die zwei beherrscht.

Sie will ein wenig weiter gehen, indes die zwei sich niedersetzen.

Cecilie hält sie zurück. „Bleib! Küsse improvisieren? Nein. Oder sie sich in wenigen ängstlichen Sekunden von den Lippen reißen? Nein.“

Und Hans sagt traurig, aber fest: „Es wäre nur Halbes.“

Alle drei schauen ins Leere. . .

Nach einer Weile sagt Hans: „Bleiben Sie, Fräulein Herta. Wir sind sehr glücklich und wollen nichts sonst zur Stunde.“

Da springt Cecilie auf, tritt vor ihn hin, der in der Bank zurücklehnt, die Hände auf der Rückenstütze nach beiden Seiten ausgereckt. Er brauchte sie bloß zusammenzuschlagen, da hielt er die Geliebte innig umfassen — —!

„Du. Lieber! Das war schön gesagt. Das war wunderfein schön.“ Und leis, leise lächelt sie mehr als sie flüstert: „Ich liebe dich.“

Ihre Knie berühren sich eine Sekunde lang ganz sacht und unwillkürlich. . .  
War — das — der — erste — Kuß — —?

\* \* \*

Eine Seele ist über eine Geige gespannt. . .

Und die Saiten erbeben:

Denn du, zu der alle diese Klänge hauchen, jubeln, weinen und entzückt taumeln, bist ewig. Darum fürchte ich mich nicht, Tod von Flandern. Donnere, Tod, schreie, Tod, reiße, raube, räche dies Glück, Tod! Du kannst es nicht. Dieses Glück ist und ist und ist! Es hat keine Stunde.

Meine Liebe liegt lachend in deiner, Cecilie. Ich werde ein hohes Fest in mir tragen, wenn wir auch wüßtes, tosendes Land durchwateten.

Nun aber will ich von dir singen, die ich an bete.

Wenn ich mit andächtigen Händen über dein Haar gleite, über dein feines Haar, welche zauberzitternde Klänge sinken da hinein. Klänge der trunkenen Seele — — —

Wenn ich deine großen Augen trinke, deine braunen Augen, welch' Klänge erbeben im seltsamsten Rausch! Klänge der trunkenen Seele — — — Wenn ich deinen Mund sehe, deinen niegeküßten Mund . . . welch' — Klänge —

Die Geige schweigt seufzend. Es wäre doch zu schön gewesen.

„Warum, Herr Ansgard?“ fragt Frau Elementied. (Man sitzt im Salon bei Wein und Zigarette.)

Hans muß, alle Kraft zusammennehmend, ein Lächeln auf seine Lippen zwingen.

„Vergessen, gnädige Frau.“

„Vergeßen —“ haucht's leise zwischen schmalen, blassen Lippen aus zer-rissenem Mädchenherzen heraus. Cecilie, die im Erker im Lehnstuhl sitzt, schlägt die Hände vors Gesicht.

Hans erschrickt vor Entdeckung, errötet.

Herta zieht eilends Frau Ementried in ein Alltagsgespräch.

Cecilie schaut aus ihrem dämmrigen Winkel mit grell glänzenden Augen voll Bangigkeit auf. Nur noch wenige Minuten — — —

„Flandern“, denkt Hans Ansgard.

„Allein“, denkt Cecilie.

Wo ist die Siegesgewißheit, die noch vorhin aus seiner Musik klang? Abschied zer schlägt doch alles.

Man spürt wohl, daß alles Liebe geblieben ist, aber es wird stärkster Wille und Glaube überdunkelt von der Pein des Risses. Man weiß, später wird es wieder lichter. Hoffnung kehrt wieder.

Was nützt der Gedanke, wenn alles jetzt Qual, Qual, Qual ist!

Da — in den letzten Minuten beginnen die Seelen wieder zu ragen.

Herta tritt ans Fenster: „Es ist eine wundersame Vollmondnacht! Können wir Herrn Ansgard nicht zur Bahn begleiten? Frau Ementried, dürfen wir? Da schlafen wir auch besser!“

„Humm — Meinetwegen.“

Herzen jauchzen auf: Du!! Du!! Noch einen süßen Weg durch die Voll-mondnacht! Du!! Du!!

Wie in guter, alter Zeit liegt die kleine Stadt im Mondlicht. Das gibt Mär-chen in die eben noch zerquälten Gedanken. Er ist kühn und legt den Arm in den ihrigen. Eine stille Gasse lang — — Turmuhrklänge rollen durch sie. Die alten Häuser rumoren. Ein Brunnen singt.

Doch jetzt kommt die Hauptstraße. Klatschtanten lehren vom Kaffeeschmaus heim. Spießbürger vom Abendshoppen. Der Nachtwächter.

Vom Bahnhof her ertönen schon schrille Schreie von Lokomotiven. Die Arme lösen sich voneinander. Augen starren geradeaus. Minuten rasen. Herzen stocken.

„Schreib viel!“

„Ja.“

„War's schön, Armer?“

„Ja, es war schön, Ärmste!“

„Ich bin nicht arm. Unendlich reich!“

„Ich auch! Du! Ja!“

Noch zwei Minuten, bis der Zug kommt, der ihn fortträgt. Sollen sie jetzt noch hier auf dem Bahnsteig vor allen Leuten den Kuß wagen? Denn — Hans — Ansgard — geht — ins — Land — des — Todes — — —

Nein. Sie haben sich ja geküßt!

Ihre Seelen sind tief ineinander getaucht, tausendmal!

Der Zug donnert heran.

Ihre Hände wollen sich nicht lassen.

Ein Riß.

Sie gehen auseinander, schauen sich nur halb an („Auf Wiedersehen, Fräulein Herta! Wir danken Ihnen für die Idee des Begleitens!“)

Im Einsteigen schiebt er Cecile einen großen, heißen Blick. Dann springt er, ein Schluchzen in der Kehle, in den Wagen hinein; schlägt die Tür zu und kann nicht mehr hinaus schauen.

Herta führt die blasse, weh lächelnde Cecile langsam fort.

Tränen.

Ein Name wird in die Nacht geschrien!

Ein Stern fällt vom Himmel.

Herta spricht weich und lieb: „Ich habe mir gewünscht, daß ihr glücklich werden sollt.“ Denn sie sah den Stern fliegen.

Einer sitzt im trüblichten Eisenbahnzug, schlägt die Hände vors brennende Gesicht. Nichts denken, nichts denken, nichts denken — — nur immer wieder fühlen ihre Hände, ihre Blicke — — — die Sekunde der leisen Berührung im Park — — —



## Der Soldat · Von Georg Betting

So sitzt er auf der Kante seines Betts;  
Schwer baumeln seine Beine in die Tiefe,  
Er stützt den Kopf, als sei er schlapp und schlief,  
Gefangen hält die Schwermut ihn im Netz.

Er horcht nach innen, als ob ihn wer rief,  
Und beugt den Kopf und weiß, geschrieben steht's —  
Der Tod ist nah, doch auch die Liebe stets:  
Er tastet nach der Tasche: ah, die Briefe!

Mit trüben Augen, Lesens ungewohnt,  
Die Finger streichelnd jedes liebe Wort —  
So buchstabiert er Zeil' für Zeile fort  
Und hört das Brausen nicht der nahen Front.

Stumm sitzt er auf dem Bett bei Kerzenschein,  
Und seine Beine baumeln in die Tiefe.  
Mit schwerer Hand liebkost er seine Briefe  
Und neigt den Kopf und nickt und schlummert ein.



# Amerikanische Getreidepreise

## Von Franz v. Kleff



In der Londoner „Daily Chronicle“ vom 13. Dezember findet sich an wenig auffallender Stelle in kleinstem Druck folgende für uns mehr als interessante Meldung der „Exchange Telegraph Co.“ aus Washington, deren Zahlen so recht geeignet sind, uns die überaus schwierige, um nicht zu sagen verzweifelte Lage unserer europäischen Feinde vor Augen zu führen; und die es uns gleichzeitig erklären, woher die so manchem von uns unbegreifliche Begeisterung der Amerikaner für die Weiterführung des großen Krieges stammt. Die Meldung lautet wörtlich: „Die Schätzung der Kriegsernte in Amerika durch das Landwirtschafts-Departement zeigt, daß sie die wertvollste ist, die die Geschichte kennt. Roggen wird auf zusammen 315949000 Bushels geschätzt, die einen Farm-Wert von 810726400 Pfund Sterling nach dem Preise vom 1. Dezember repräsentieren. Der Ertrag an Winterweizen war schätzungsweise 65082000 Bushels, im Werte von 261483600 Pfund Sterling.“

So arbeiten englische Journalisten. Man jongliert etwas mit Zahlen, unter der Voraussetzung, daß es doch keinem der Leser so leicht einfallen wird, diese Zahlen sich zu berechnen, und sollte der eine oder der andere es wirklich tun — nun, so hat man ja die Wahrheit gesagt, ohne die große Öffentlichkeit irgendwie zu beunruhigen. Begehrt später, wenn die Tatsachen ihre bittere Sprache sprechen, die Menge auf, so kann man mit gutem Gewissen darauf verweisen, daß man ja schon längst auf diese Dinge aufmerksam gemacht habe.

Was aber die obigen Zahlen besagen, wollen wir unseren Lesern einmal in deutsche Werte umrechnen. Dreihundertundfünfzehn Millionen neunhundert und neunundvierzigtausend Bushels Roggen haben einen Marktwert von achthundert- undzehn Millionen siebenhundert und sechsundzwanzigtausend vierhundert Pfund Sterling, d. h. ein Bushel zu 35,237 l kostet Mark 52.42. Rechnet man den Liter Roggen zu einem Durchschnittsgewicht von 730 Gramm, so wiegt ein amerikanisches Bushel 25,722 Kilogramm. Das entspricht einem Preise von zwei Mark und vier Pfennig für ein Kilogramm Roggen.

Bei Weizen wiegt der Liter etwa 760 Gramm, das Bushel also 26,780 Kilogramm. Hier stellt sich, da der Wert eines Bushels vom Landwirtschafts-Departement auf £ 4.017 = Mark 82.07 angegeben wird, der Preis für ein Kilogramm Weizen auf drei Mark und sechs Pfennig. Diese Preisschätzungen verstehen sich, wie ausdrücklich betont wird, ab Farm. Es kommen also noch alle die Zuschläge des Zwischenhandels, des Transportes und der Transportversicherung hinzu. Bis also das amerikanische Getreide von 1917 in die Hände der Engländer, Franzosen usw. gelangt, bildet sich ein ganz gefalzener Preis dafür aus.

Amerika hat eine recht geringe Ernte gehabt, und das Staaten-Ministerium hat schon vor Monaten darauf aufmerksam gemacht, daß man nur in der Lage sei, um rund zweihundert Millionen Zentner Weizen weniger zu liefern, als die mit Amerika verbündeten Staaten unbedingt zum Durchhalten

benötigen. Bis zu dem Augenblicke, wo aus diesen Gründen nichts, überhaupt nichts mehr geliefert werden kann, müssen also diese noch nie dagewesenen Preise bezahlt werden, wenn man überhaupt etwas von Amerika erlangen will und damit ist das Getreide noch lange nicht in den Häfen unserer Segner angelangt. Was wird da das Pfund Brot in den Ländern der Entente kosten?

Fast wäre man versucht, diese Angaben der „Daily Chronicle“ für irrtümlich oder übertrieben anzusehen, wenn nicht einige Nummern später die Schriftleitung nochmals auf die hohen Getreidepreise zu sprechen käme, wobei sie hervorhebt, daß die diesjährigen Preise alles bisher Dagewesene weit in Schatten stellen. Es stimmt also tatsächlich. Möchten daher unsere Staatsmänner bei den kommenden Verhandlungen mit England diese verzweifelte Lage in der Nahrungsmittelversorgung bei den Feinden auch keinen Augenblick aus den Augen lassen!



## Golbe Verlockung · Von Robert Walter

Zwischen Wettern, zwischen Sonnen  
 Macht mein Herz die liebe Reise.  
 Über Schroffen, Furt und Schneise  
 Ist das stillste Tal gewonnen.

Gärten schlafen ein im Grunde,  
 Mond hebt sich zum Tau der Sterne.  
 Schwärmend lieg' ich, ach! wie gerne!  
 In der Träume süßem Rande.

Hier hält dich Natur geborgen.  
 Wo die sanften Quellen steigen,  
 Spielt aus dir das Licht den Reigen.  
 Holder kränzt dich jeder Morgen.

Sonne gräbt in deine Schlüfte.  
 Reisewind, wird dir gewogen.  
 Regen spannt den Farbenbogen,  
 Und Gesang bewegt die Lüfte.

Was soll all dein Heimverlangen?  
 Biege, süßer Wind, und brause!  
 Überall bist du zu Hause,  
 Wo du ganz von dir umfange.

Ewig still und ewig schnelle  
 Bleibst du, Herz, mit Lust umflossen.  
 Glück der Welt auf allen Rossen!  
 Feuerspiel und blaue Welle!



# „Ich hunn aach e Glied geseibe“

## Von Alice Weiß-v. Rudteschell

**A**ls die Bawett ihr schönes Schedete schlachten mußte, verkaufte sie das Fleisch billig und ohne Markten. Aber damals gab sie den Leuten viel mehr als nur billiges Ruchfleisch. Auf einmal war halt das Unglück hinter der Bawett her. Daß der Peter ins Feld mußte, no ja, das passierte fast allen Weibern. Dann starb das kleine Hänsche — das war schlimm und traurig, doch war er immerhin der Fünfte von sieben. Aber als acht Tage darauf die schöne große Schedete geschlachtet werden mußte, da war's um der Bawett ihre Fassung geschehen. Die Schedete war ihre beste Milchkuh und hatte vor kurzem gelalbt. Irgendwie war eine Haarnadel ins Heu geraten; daran fraß sich die Schedete den Tod. Sie wälzte sich stöhnend im Stall und starrte die Bawett mit großen, bangen Augen an. Die lief zum Tierarzt — und vierundzwanzig Stunden später hing die Schedete als marktenfreies Fleisch in Mehger Heilebergers großer Scheune, das Pfund zum Höchstpreis von einer Mark fünfzig.

Die Bawett stand dabei und weinte. Ihr war's, als schnitte man mit jedem Pfund Fleisch ein Stück von ihrem Herzen.

„Ich trau' mir als nit, es dem Peter schreibe“, klagte die Bawett. „Liewer Gott — der vorich Woch' der Su, un heit' die Ruh!“ Sie schluchzte leise.

Die anderen trösteten. Jeder hatte sein Leid. „No, Bawett,“ sagte der Bäcker Geiß, „alleweil hast noch Glied aach beim Unglück. Es hätt' aach su kumme lenne, daß de 's Fleisch ni' hättst verkaafe derse. Der Herrgott mecht's alleweil gut. De Mensche sehe nor immer 's Unglück, awwer 's Glied sehe se net.“

Da hob die Bawett den Kopf. Ihr blasses, vergräntes Gesicht sah beinahe schön aus durch den geschmerzten Leidenszug um den Mund und die rotgeweinten Augen. Sie hatte gerade der Zeit gedacht, wo die Schedete noch ein Kälbchen war und der Peter daheim und der Su klein und froh und lebendig. Ihre Hände hatten sich unter der Schürze gefaltet.

„Nau, nau!“ sagte sie, wie abwehrend, und schüttelte den Kopf, und nun klang ihre Stimme ganz fest und freudig. „Ich hunn aach e Glied geseibe.“

Und sie sagte das so überzeugt davon, daß sie einmal restlos glücklich war, und ihre Augen blieben so trocken von diesem Augenblick an, daß alle, die trösten hatten wollen, still blieben. Und sie dachten: Wenn ein Unglück ums andre kommt, wieviel Kraft muß das geben, wenn man so voll Dank sagen kann, wie die Bawett: „Ich hunn aach e Glied geseibe.“





## Vermögensabgabe oder Reichssteuer?

**A**ls gegen Ende des Jahres 1916 der Reichstagsabgeordnete Dr. Stresemann zum ersten Male das Wort „Vermögensabgabe“ in das Land schleuderte, bemächtigte sich fast des ganzen Volkes eine Aufregung, wie sie trotz der Kriegszeiten lange nicht dagewesen war. Die Sparkassen und Banken wurden bestürmt und konnten nicht genug Geld flüssig machen in der kurzen Zeit, um all die Ängstlichen zu befriedigen. Nach und nach brach sich, durch die maßgebenden Kreise beruhigt, die Welle, der „ran“ ebte ab, und die Massen füllten sich wieder mit den „Spargroschen“ der Kleinkapitalisten. Warum diese Aufregung, haben die meisten dieser Überängstlichen wohl nicht gewußt, und an den gesetzmäßigen Weg einer jeden neuen Geldquelle und an die vorherige Stellungnahme des Reichstags hat niemand gedacht. Zunächst war es daraufhin verpönt, eine Vermögensabgabe in die Erörterung zu ziehen, aber nach und nach gewöhnt sich der Mensch betanntlich an alles.

So kam aus Ungarn die Nachricht, daß die Vorarbeiten zu einer einmaligen Vermögensabgabe, welche die Deckung der Kriegskosten aufbringen soll, bereits getroffen werden, und kein Mensch in Ungarn scheint sich dadurch aus der Ruhe bringen zu lassen. Auch aus Österreich hört man keinerlei Stimmen, die ein Übergreifen dieser Finanzmaßnahme in das eigene Haus fürchten und deshalb in Erregung geraten. Und wenn heute oder morgen der eine oder andere Finanzmann unseres Reichs trotz der bereits erfolgten scharf ablehnenden Stellungnahme des Grafen Posadowsky ein derartiges „Steuerungeheuer“ bis zum Regierungsvorschlage und bis zum Reichstag brächte, so würde zweifellos der Vorschlag eine rein sachliche Erörterung finden.

In Ungarn plant man eine 15prozentige Vermögensabgabe zugunsten des Staates, die in fünf Jahren getilgt werden kann, und wobei die kleinen Sparer geschont, Vermögen unter 10000 Kronen nicht in Mitleidenschaft gezogen werden. Es soll jedem Leistungspflichtigen freigestellt werden, seine Abgabe in natura zu leisten, das Wie bedarf noch der näheren Vereinbarung. Andererseits wird sich die Steuerpflicht auch auf Kunstwerke und Juwelen erstrecken, damit nicht durch Anlauf von derartigen Luxusgegenständen der Staat um seine volle Einnahme gebracht wird.

Auch in England wird die Frage der Vermögensabgabe ganz angelegentlich erwogen, und zwar in Folge einer Äußerung des Schatzkanzlers Bonar Law „in einer privaten Unterredung mit zwei Arbeiterführern“, wie er jetzt selbst im Unterhause betont. Die Möglichkeit der Abgabe hat aber im Lande große Erregung hervorgerufen und den Minister zu einer Erklärung im Unterhause veranlaßt. Mit vielen Worten versucht er nun die ganze Erwägung als eine rein akademische hinzustellen, der er ganz vorurteilslos gegenüberstehe. Im Grunde will er aber doch die Frage der Kapitalsabgabe einigermaßen schmachhaft machen und seine Leute an den Gedanken gewöhnen.

Auch Asquith weist in seiner nachfolgenden Rede die Möglichkeit einer Vermögensabgabe nicht ganz von der Hand. Die Folge davon ist, daß sich alle englischen Zeitungen mehr oder weniger mit dieser Frage beschäftigen, sie aber zum weitaus größten Teil bekämpfen. „Die ganze Idee ist unmöglich“, sagt die „Financial Times“. „Die Erträgnisse des Kapitals zu besteuern, ist wohl angebracht, das Kapital selbst wegzunehmen ist aber etwas ganz anderes und bedeutet nichts als die Henne zu töten, die die goldenen Eier legt. Die einzige ‚Zwangsaushebung des Reichtums‘, die möglich und mit gesunden Finanzverhältnissen verträglich ist, besteht in der unmittelbaren Einkommensbesteuerung, — die Einkommensteuer beträgt in England bis zu 25 % —, und wir freuen uns, daß Bonar Law scheinbar begriffen hat, daß man damit schon so weit wie möglich gegangen ist. Aber indem er mit dem Gedanken einer Vermögensabgabe spielt, hat er diesen in einer tief bedauerlichen Weise gefördert, und gerade die Unbestimmtheit der von ihm dabei gebrauchten Ausdrücke macht das noch gefährlicher, denn der Gedanke würde wenig Anhänger finden, wenn Natur und Folgen der Maßregel voll und ganz erläutert würden.“

In England findet der Gedanke der Vermögensabgabe also wenig Gegenliebe. In Deutschland würde es vermutlich ebenso sein, wenn ein solcher Vorschlag eingebracht würde. Eine derartige Konfiskation des Vermögens ist ein so starker Eingriff in das Eigentumsrecht der Staatsbürger, daß von einer „Steuererhebung“ nicht mehr die Rede sein kann, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß jede Besteuerung etwas Konfiskatorisches an sich hat. Das natürliche Gefühl des Steuerzahlers sträubt sich jedenfalls heftig dagegen. Auch die wirtschaftlichen Folgen einer derartigen Maßnahme sind ganz ungeheuer und lassen sich in ihrer ganzen Tragweite gar nicht voraussehen. Es soll indes an dieser Stelle nicht die Rede sein, inwieweit die Volkswirtschaft Schaden davon tragen würde — Graf Posadowsky hat das in der Besprechung des Reichshaushaltplanes näher begründet, und die „Financial Times“ deuten das recht gut an mit dem Töten der Henne, welche goldene Eier legt —, sondern die praktische Frage ist die, hat Deutschland eine Vermögensabgabe nötig und auf welche Weise kann es diese umgehen?

Wenn man sich mit der Finanzierung der Reichsflotte und mit der Abbürdung der Kriegslasten beschäftigt, so ist man gern geneigt, einen Blick auf das Ausland zu werfen, um zu sehen, ob dort ein Allheilmittel gefunden ist; denn auch vom Segner soll man lernen. Aber von allen ausländischen Staaten, die durch den Krieg in große Schulden gestürzt worden sind, ist nur England und Amerika unter denjenigen zu nennen, die bereits während des Krieges bessere Einnahmen und Steuern erzielen als Deutschland; und zwar verdankt England den Mehrbetrag seiner bereits erwähnten hohen Einkommensteuer und nicht zuletzt seiner Kriegsgewinnsteuer, die bis auf 60 % hinaufgeschraubt worden ist und mit 7 bis 8 Milliarden Mark gebucht werden muß. Auch die Vereinigten Staaten haben neben der Erhöhung der Einkommensteuer (4 Milliarden Mark) die Kriegsgewinne stark zugunsten der Gesamtstaaten belastet und daneben ein sehr vielseitiges indirektes Steuersystem ausgebildet.

Für Deutschland gestaltet sich die Frage dadurch schwierig, daß nicht allein das Reich einer vermehrten Steuereinnahme bedarf, sondern auch die Einzelstaaten und die Gemeinden. Ursprünglich wollte man dem Reiche gemäß Art. 70 der Reichsverfassung nur indirekte Steuern zusprechen, daneben die Erwerbseinkünfte, die naturgemäß gering sind, und die Matritularbeiträge. Abgesehen davon, daß der Art. 70 mit den Worten, es dürfen Matritularbeiträge erhoben werden, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, mutmaßlich direkte Steuern gemeint hat, denn indirekte bestanden damals bereits, entbehrt diese Frage meines Erachtens jedweder praktischen Bedeutung; denn wenn es gilt, dem Reiche Geldmittel zur Verstopfung der durch den Krieg gerissenen Lücken zu verschaffen, könnte man notfalls auch die Abänderung eines Verfassungsartikels verantworten, wenn nicht der Verfassungstext diese Maßnahme unnötig machte. Außerdem hat das Reich an direkten Steuern bisher bereits einige eingeführt. Es sei nur an den Wehrbeitrag und an die im Kriege eingeführte Vermögenszuwachssteuer erinnert.



Daß Deutschland, lediglich um die auf über 100 Milliarden Mark angewachsenen Kriegsschulden zu verzinsen, und zu diesem Zwecke allein ohne Kapitaltilgung 6 bis 7 Milliarden aufzubringen, mit dem sog. „Omnibus“-Programm, d. i. zu fast allen bestehenden Steuern Zuschläge zu erheben, nicht auskommen kann, bedarf keiner weiteren Erörterung. Es müssen neue Steuerquellen zum Fließen gebracht werden, aber welche? —

Der Gedanke an eine Reichseinkommensteuer tauchte bereits im Frieden des öfteren auf, hat aber als größten Gegner die Tatsache, daß das Einkommen bereits von seiten der Einzelstaaten und der Gemeinden so stark in Anspruch genommen ist, daß eine weitere Belastung durchaus ungesund, der Ertrag außerdem so gering wäre, daß er der aufzubringenden Summe gegenüber sehr wenig ins Gewicht fallen würde. Es bleibt außerdem zu beachten, daß eine zu starke Belastung des Einkommens Veranlassung zur Auswanderung und deshalb zur Schwächung unserer Volkskraft gibt.

Die im Juni 1917 eingeführte Kriegsgewinnsteuer ist demgegenüber bei weitem ertragreicher und ist mit 5 ½ Milliarden Mark veranschlagt worden. Diese Steuerquelle versiegt indessen mit Kriegsende, und das Reich wird sich in erster Linie der indirekten Besteuerung zuwenden müssen.

Als Nordamerika sich nach dem Sezessionskriege einer Schuldenlast von 11 Milliarden Mark gegenüber sah, konnte es sich aus dieser für damalige Verhältnisse starken Verarmung nur durch allseitig Verbrauchssteuern retten. Auch wir werden uns an den Gedanken eines vielverzweigten Verbrauchssteuersystems gewöhnen müssen, sei es nun eine Umsatzsteuer, die sich auf jeden Besitzwechsel erstreckt, sei es eine Erzeugungssteuer, die vom Hersteller erhoben wird. Weniger zu empfehlen ist in jedem Falle die Besteuerung der Rohstoffe, aber auch das wird sich nicht vermeiden lassen. Eine ergiebige Quelle ist z. B. die voriges Jahr eingeführte Kohlensteuer mit 500 Millionen Mark (20 % der Kohlenförderung), wengleich zu bedenken bleibt, daß diese Steuer nicht nur alle Personen, sondern auch alle Industrieerzeugnisse belastet. Aus diesem Grunde ist eine schärfere Heranziehung der Fertigfabrikate mehr zu empfehlen, die sich nach den Bedürfnistreifen richtet und den Luxus am stärksten trifft.

Man hat den Warenumsatz in Deutschland auf 37 Milliarden Mark jährlich geschätzt und dem Reiche ausnahmsweise eine 15 %ige Steuer vom Verkaufspreise zugesprochen, dann würde dadurch bereits ein Gewinn von über 5 Milliarden erreicht. Die Folge davon wäre natürlich eine allgemeine Verteuerung der Lebenshaltung. Aber man könnte ja die notwendigen Nahrungsmittel geringer belasten. Das Minus wäre dann durch Zölle und Monopole auszugleichen. An Monopolen kommt vielleicht in erster Linie das auf Tabak in Frage, das bereits Bismarck in Vorschlag gebracht hatte; dann ein Branntweinmonopol, ein solches auf Salz, Petroleum usw. Besonderen Ausbau verdient das natürliche Kalimonopol Deutschlands, das mit einer guten Zolleinnahme in Verbindung gebracht werden kann.

Indes, wenn man alle diese Steuersysteme noch so fein ausklügelte und so gerecht als möglich zu gestalten suchte — eine absolut gerechte Steuer gibt es ebensowenig wie eine gern bezahlte — es haftet ihnen allen der Mangel an, daß die unteren und mittleren Klassen der Bevölkerung sehr stark in Anspruch genommen werden. Man wird deshalb von selbst auf das Gebiet der Reichserbschaftssteuern gelenkt. Es wurde vor einiger Zeit wieder einmal das System vorgeschlagen, wonach das Reich jeweils bei Vorhandensein bis zu drei Kindern einen Kindeserbschaftsteil miterhält. Sind also drei Kinder vorhanden, so steht dem Reiche der vierte Kindeserbschaftsteil zu. Bei vier und mehr Kindern erbt das Reich dagegen nicht mit. Dieses System hat in erster Linie bevölkerungspolitische Bedeutung, dürfte aber gleichzeitig eine gute Einnahmequelle des Reiches bedeuten. Der Gedanke ist indes wenn auch nicht neu, so doch zu wenig geläufig, als daß er Aussicht hätte, verwirklicht zu werden.

Mehr Anhänger und mehr Aussicht auf Verwirklichung hat die Bambergersche Reichserbschaftsteuer, die schon im Jahre 1913 Gegenstand eines Gesetzesentwurfs war. Wenn auch


Bamberger nicht als der Urvater des Gedankens anzusprechen ist, so versucht er doch, man muß sagen leider, seit 25 Jahren vergebens, seinem System zu einem Gesetz zu verhelfen. Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, auf das „Reichserbrecht“ näher einzugehen. (Vergl. Bamberger, Erbrecht des Reiches und Erbschaftsteuer, Weichertsche Verlagsbuchhandlung Leipzig 1917.) Es sei nur auf den Grundgedanken hingewiesen.

An Stelle des testamentlosen Erbrechts der Seitenverwandten, eines Produkts des alten römischen Rechtes, tritt das Erbrecht des Staates. Die „lachenden Erben“ sollen also in Wegfall kommen. Derartige Glüdliche gab es im Jahre 1912 nicht einmal 50000, die in Schutz zu nehmen das Reich kein Interesse hat. Das Ergebnis dieses Erbrechts beläuft sich auf zirka 1 Milliarde. Schließt man die Seitenverwandten auch von der Testamentserbfolge aus, wie es bereits Schmoller und 1907 auch Bamberger vorschlug, und setzt an deren Stelle das Reich, so kann man diese Summe leicht um ein Beträchtliches erhöhen. Diese Art der Steuer dürfte zu den ergiebigsten zählen und am wenigsten drückend empfunden werden.

Dr. jur. et phil. Wilhelm Thieme



## Drei Sachverständige des „Berliner Tageblattes“

rei Weise aus dem Morgenlande“ nennt sie Prof. Dr. Frhr. v. Freytagh-Loringhoven, der sie in der „Deutschen Tageszeitung“ einem staunenden publicoo vorführt. Diese drei starken Männer oder Weisen hat er sich mit einem glüdlichen Griff aus der Wochen- ausgabe des „Berliner Tageblattes“ und zwar der Sondernummer „Osteuropa“ eingefangen. Eine derart veranstaltete und betitelte Ausgabe läßt immerhin schon allerhand Sachkenntnis, ehrliche Liebe zur Wahrheit, einen Wettstreit der Besten erwarten. Aber die Erwartungen werden noch übertroffen, der Sprecher darf in seiner köstlichen Vorführung feststellen: „Erschütteret und vernichtet muß man da eine Fülle von Weisheit über sich ergehen lassen. Zum ersten Male erfährt man aus berufenem Munde, was eigentlich dem Deutschen Reiche frommt, wie man fremde Völker behandeln muß, wer diese Völker eigentlich sind.

Aber diese letzte Frage orakelt niemand geringeres, als der Abgeordnete Gothein, einer der feinsten Köpfe im Lager der Freisinnigen. Und wichtig, wertvoll und neu ist es, was er uns mitzuteilen hat. Er legt Deutschlands Verhältnis zu den ehemals russischen Randstaaten fest. Mit Litauen befaßt er sich nur flüchtig. Bloß im Vorübergehen sagt er aus, daß die Litauer ugrofinnischen Stammes seien. Dann aber wendet er sich den baltischen Provinzen zu und verkündet, daß Kurland, Livland und Estland eigentlich Lettland heißen müßten, da sie von dem gleichfalls ugrofinnischen Stamme der Letten bewohnt sind, während die Deutschen nur eine dünne Oberschicht bilden. Denn ‚die Bauern, wie die Land- und Industriearbeiter, das Gesinde, die Kleinhandwerker sind Letten, ob sie sich nun Kuren, Liven oder Esten nennen‘. Dieses Lettland nun will Herr Gothein keinesfalls in ein näheres Verhältnis zu Deutschland bringen, da das eine ewige Reibungsfläche zwischen ihm und Rußland schüße. Daran aber, daß England nach dem Baltikum strebt, vermag er nicht zu glauben.

Damit hat Herr Gothein von seinem Standpunkt aus natürlich recht. Psychologie beruht bekanntlich in erster Linie auf Selbstbeobachtung. Wenn englische Staatsmänner die Denk- und Empfindungsweise freisinniger Abgeordneten hätten, würden sie auf solche verbrecherische Machtpläne sicherlich nicht verfallen. Und wenn es gelänge, Rußland in den Glauben zu versetzen, daß dieselben freisinnigen Abgeordneten in Deutschland etwas zu sagen haben, wird es sich selbstverständlich die Ablösung der Randstaaten nicht gefallen lassen. Von diesen Thebanern würde auch San Marino nichts hinnehmen, vielmehr gegen das von ihnen regierte Reich eine energische Macht- und Annexionspolitik treiben.

Im übrigen aber müssen wir Herrn Gothein dankbar sein, daß er uns so ganz neue Aufschlüsse gibt. Bisher glaubten selbst die ungenügend unterrichteten Fachgelehrten, nicht bloß die unwissenden Landesbewohner, daß Letten und Litauer indogermanischen Stammes sind und mit den einflügeligen Preußen einen besonderen, den Slawen nahestehenden Zweig desselben darstellten, ferner, daß die Kuren ganz, die Liven bis auf einen kleinen Rest von einigen hundert Menschen ausgestorben sind, daß die Letten hingegen Kurland und Südlivland, die Esten aber, die wirklich ugrofinnischen Stammes und den Finnen nahe verwandt sind, Nordlivland und Estland, d. h. etwa die Hälfte des baltischen Gebiets, bewohnen. Nach dieser nunmehr als irrig erkannten Ansicht bestand sogar ein recht ausgesprochener Gegensatz zwischen Letten und Esten, die weder in Abstammung, noch in Sprache auch nur das mindeste miteinander gemein haben, und es hieß, daß dieser Gegensatz politisch sehr bedeutsam ist und die Stellung der Deutschbalten immer wesentlicher erleichtert hat. Aber jetzt wissen wir, daß alles das ganz anders ist, als wir glaubten. Dank, heißen Dank schuldet man Herrn Gothein, dem freisinnigen Reden, für diese Aufklärung.

Würdig ihm zur Seite steht Herr Hans Vorst, der Sachverständige des ‚Berliner Tageblatts‘ für russische Angelegenheiten. Auch er warnt im Kassandratoone vor einer Angliederung der Ostseeprovinzen. Man binde das Deutsche Reich nicht durch eine endgültige Regelung, ehe es sich erwiesen hat, daß ein freiwilliges Hand-in-Hand-Sehen auf demokratischer Basis denkbar ist‘, d. h. natürlich ein Hand-in-Hand-Sehen mit den Letten und Esten. Denn es versteht sich von selbst, daß das glücklichen demokratischen Zeiten entgegenschreitende Deutschland eine reaktionäre Politik, die es mit den Deutschbalten verbände, nicht treiben wird. Wie schön, daß Herr Hans Vorst für Deutschlands Zukunft sorgt, der selbe Herr Hans Vorst, dessen völkisches Empfinden so stark ist, daß er, der freilich nur seiner Abstammung aus achtbarer Pfarrersfamilie, nicht aber seinem Lebensgang nach, selbst Balte ist, bei Kriegsbeginn alle Beziehungen zu den Landsleuten abbrach, damit ihre deutsche Gesinnung ihn nicht in den Augen der russischen Regierung kompromittiere. Und wie gut, daß er die Fahne der Freiheit und Demokratie hochhält, er, der ohne in irgendeinem Verhältnis zur Wissenschaft zu stehen und unter gefekwidriger Umgehung der akademischen Instanzen, von dem reaktionärsten aller russischen Unterrichtsminister, Casso, ein mehrjähriges Auslandsstipendium zwecks Ausbildung zu einer Professur erbat und damit die bindende Verpflichtung übernahm, sich diesem späterhin bedingungslos zur Verfügung zu stellen, ein Ratheder aus seiner Hand zu empfangen und ihm als Werkzeug in seinem Kampf gegen die Selbständigkeit der Hochschulen zu dienen. Nun freilich ist Casso tot und das Stipendium verzehrt. Die Volkswölke werden den Wechsel des Herrn Vorst kaum diskontieren, und nichts hindert ihn, für alles Gde und Hohe zu schwärmen. Hoffen wir, daß das ‚Berliner Tageblatt‘ ihm demnächst die Redaktion der Hochschulnachrichten und damit den Kampf für die Freiheit der Wissenschaft gegen die Tyrannei des preußischen Kultusministeriums überträgt.

Als dritter im Bunde tritt Herr Dr. Bernhard Dernburg auf, der es nie vergißt, den demokratischen Lesern des ‚Berliner Tageblatts‘ mitzutheilen, daß er Staatssekretär a. D. ist. Er beschäftigt sich mit der baltischen Siedlungsfrage und mißbilligt natürlich alle in dieser Richtung gehegten Pläne. Eines aber wurmt ihn besonders. Die baltischen Großgrundbesitzer haben bekanntlich ein Drittel ihres Landes zu Siedlungszwecken zur Verfügung gestellt, und zwar zu den sehr niedrigen Preisen, die vor dem Kriege galten. Herr Dernburg findet das unbescheiden und schlägt statt dessen allen Ernstes vor, nur ein Viertel zu nehmen, dieses aber unentgeltlich. Dem lindlich reinen, stets opferwilligen Sinn, wie ihn die Tätigkeit als Bankdirektor nun einmal unermelblich züchtet, mag solches natürlich scheinen. Darin liegt wohl die Erklärung für den Vorschlag, den man, tief gerührt durch Herrn Dernburgs grenzenlose Uneigennützigkeit, dankbar zur Kenntnis nehmen möge.

Im Gefolge dieser drei Weisen tritt Herr Josef Schwab auf, der im Leitartikel flehentlich

maht, das jetzt wehrlose, aber bald wieder märchenhaft starke Rußland nicht zu schädigen, insbesondere aber, soweit es um die Randstaaten und unter ihnen die baltischen Provinzen geht, die Befestigung der von den Landesräten geäußerten Wünsche, auf breiter Grundlage abzuwarten.

Soll man ihnen noch Herrn Joffe angliedern, der den freibeiheitsdürstigen Lesern ebenso warm als Botschafter empfohlen wird, wie Herr Dernburg als Staatssekretär? Tatsächlich, auch er wird als Mitarbeiter des 'Berliner Tageblattes' vorgeführt, obgleich er sich damit begnügt hat, auf eine Reihe ungewöhnlich — sagen wir — naiver Fragen Antworten zu erteilen, in denen er sich noch sichtbarer über das 'Berliner Tageblatt' lustig macht, als sein Herr und Meister Trogti seinerzeit über des Tageblattes Abgott, Herrn v. Kühlmann. . .

Es klingt ja recht lustig, was sie zusammenschreiben, vom ugrofinnischen Lettland, vom starken Rußland, von den habgierigen Baronen. Ist's aber nicht eigentlich entsetzlich, daß so etwas in deutscher Sprache deutschen Lesern gesagt, in Zehntausenden von Nummern im Deutschen Reich verbreitet werden darf?"



## Der Vater der fäulnisfreien Wundbehandlung

**W**ährend, wessen wir alle schon Zeuge waren, die Schöpfer höchst fragwürdiger Heilverfahren in den Himmel erhoben wurden, hat man umgekehrt unansechtbaren Wohltätern der körperlich leidenden Menschheit das Leben zur Hölle gemacht. Ein geradezu grauerregendes Beispiel für diesen Satz ist das Schicksal des Vaters der fäulnisfreien Wundbehandlung, des Ignaz Philipp Semmelweis, der am 1. Juli 1818 wohl der Erde, aber nicht sich zum Heile geboren wurde. Daß ihn die Briten einen Ungarn nennen, ändert ja nichts an der Tatsache seiner Deutschbürtigkeit, obwohl er in Ofen zur Welt kam. Wohl aber könnten sich deutsche Gelehrte an den Briten ausnahmsweise ein Beispiel nehmen und Semmelweis wenigstens in der Vorgeschichte der fäulnisfreien Wundbehandlung nennen, wenn anders sie ihn nicht als ihren Schöpfer feiern wollen. Denn selbst die Encyclopaedia Britannica gibt diese Vorläuferchaft zu; dagegen haben es noch in den letzten Jahren deutsche Professoren fertiggebracht, Lord Lister, den Briten, in allen Tonarten als den Bringer des Segens zu preisen, den wir grade unserm Semmelweis verdanken, und dabei diesen ins Irrenhaus gekehrten Märtyrer der Medizin auch nicht mit einem Sterbenswörtchen zu erwähnen! Und dabei konnten sich diese Britenanbeter aus mehr als einem halben Duzend fachmedizinischer Werke die Belehrung holen, daß alles Entscheidende in der fäulnisfreien Wundbehandlung bereits urwüchsig durch Semmelweis gefunden und bereits von ihm auch der Weg gewiesen war, den man nach dem Lord Lister'schen Zwischenspiel, dessen Verdienste nicht gelehnet werden sollen, wieder beschritten hat.

Sonne und Sauberkeit hat man als Heilfaktoren in dem letzten Jahrhundert immer höher einschätzen gelernt. Sauberkeit ist ein vergleichsweise Begriff. Der Erhebung der Heilwissenschaft auf eine höhere Stufe der Sauberkeit verdankt die Kunst des Arztes vielleicht ihren größten und ansehnlichsten Fortschritt im 19. Jahrhundert. Und der Erzieher zu dieser größeren Reinlichkeit war Semmelweis. Einzig und allein durch gründlicheres Verfahren in der Reinhaltung von Wäsche und Werkzeugen hat dieser Heilbringer die medizinische Wissenschaft mehr gefördert, als wohl den modernen Verjauchungspriestern, den Verunsauberern des Blutes, in völliger Verkennung oder Verdrehung der Wahrheit nachgerühmt wird. Seine folgenreiche Entdeckung hat Semmelweis nicht etwa durch Versuche am Tier gemacht. Auch hat er sie nicht im Drüberstolpern aufgelesen. Sondern sie war die Frucht unausgesetzten, vom mitfühlenden Herzen angetriebenen Denkens.

Als junger Assistenzarzt war Semmelweis Zeuge der entsetzlichen Sterblichkeit, die bis auf seine Zeit in den Hospitälern für Wöchnerinnen herrschte. An der Wiener Gebärklinik, wo er tätig war, gab es nun zwei Abteilungen: eine, wo Hebammen angelehrt wurden, mit geringerer Sterblichkeit; eine andre, wo Studenten sich übten, mit hohen Totenziffern. Die statistischen Aufzeichnungen, die Semmelweis zu Rate zog, brachten ihn auf den Gedanken, ob nicht die Tatsache von Belang sei, daß diese Studenten vorher, ehe sie zu den Wöchnerinnen kamen, an Leichen zu tun gehabt hatten. Wie nun in Luthers Leben, so sollte auch in dem von Semmelweis der Tod eines Freundes eine große Rolle spielen: der Tod des Professors Kolletschka. Blutvergiftung infolge Hantierens an Leichen war die Ursache. Semmelweis wurde aufs tiefste betroffen durch die Gleichheit des Krankheitsbildes sowohl beim Kindbett- wie beim Wundfieber. Für ihn war es keine Frage mehr, daß auch beim Kindbettfieber Ansteckung mit dem Fäulnisgift der Leichen die Hauptrolle spiele. Er ordnete deshalb an, daß sich alle Personen des Krankendienstes einer viel gründlicheren Reinigung unterzögen als bisher; Bürste und Chlorkalkwaschung traten in Tätigkeit, die Instrumente mußten vor jedem Gebrauch neu gereinigt werden, strengste und bisher nicht entfernt beobachtete Sauberkeit auch der Bettwäsche, der Tücher, Bezüge, Unterlagen wurde bedingung. Der Erfolg dieser Vorschriften war verblüffend. Die Sterblichkeit sank auffallend. Und in der Folgezeit zeigte sich überall, wo man das Semmelweis'sche Verfahren in Anwendung brachte, das gleiche überraschende Ergebnis. Wiener Professoren von Ruf erkannten den großen Fortschritt an, doch taten sie nichts zur Beförderung des jungen Arztes; vielmehr erfuhr dieser, statt Erhebung in einen größeren Wirkungskreis, Veretzung und gewissermaßen Abschlebung in die Provinz. Zumal sein unmittelbarer Vorgesetzter betrieb diese Kaltstellung eines gefährlichen Nebenbuhlers. Zwar wurde Semmelweis bald danach auch Professor, aber sein Verfahren brach sich nur langsam Bahn. Gerade die Autoritäten der Frauenheilkunde, die Direktoren großer Wöchnerinnenhospitäler ließen noch jahrzehntelang die armen Frauen an der verheerenden Seuche sterben, der sie durch Beachtung der Semmelweis'schen Asepsis hätten Einhalt gebieten können. Versammlungen von Naturforschern und Ärzten erklärten sich unter Virchows Führung gegen Semmelweis; auch die Pariser Akademie der Wissenschaften ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen, sich vor Mit- und Nachwelt zu blamieren. Semmelweis mußte ohnmächtig zuschauen, wie sein segensbringendes Verfahren zur Verhütung von Wundfäulnis, also die Asepsis, die der Chirurgie eine so gewaltige Entwicklung ermöglichte, meist unbenuzt blieb! Das Bild von menschlicher Gewissenlosigkeit und wissenschaftlicher Eitelkeit, das sich ihm fortgesetzt aufdrängte, war niederdrückend und empörend zugleich. Diese Verhältnisse waren zum Verrücktwerden. Im Gefühl seiner Ohnmacht wurde der glücklich-unglückliche Entdecker wahnsinnig. Man brachte ihn in eine Irrenanstalt bei Wien, wo er bald nach seiner Einlieferung 1865, erst 47 Jahre alt, gestorben ist, angeblich an Blutvergiftung infolge einer Verletzung. So war Semmelweis's Schicksal noch tragischer als das seines Zeitgenossen Robert Mayer, dessen für die moderne Physik und Technik bahnbrechende Arbeiten ja ebenfalls nicht nur auf Unverstand, sondern auch auf üblen Willen, auf freche Verhöhnung stießen. Beide Forscher sind mit den damals bereits vom Ausland verworfenen Zwangsmitteln für Geistesranke gequält worden, also mit Zwangsjacke, Zwangsstühlen, Zwangsbetten — Mayer dabei geistig gesund, Semmelweis angeblich verrückt; aber vielleicht wollten Leute, die sich eine große Schuld ihm gegenüber aufgeladen hatten, den Mann, der möglicherweise nur sehr nervös war, durch das Irrenhaus loswerden? Die Tragik im Leben beider Forscher erstreckte sich auf den Sohn eines jeden: beider Söhne endeten durch Selbstmord.

Das Schicksal des Semmelweis ist von A. v. Berger in einer Novelle behandelt worden. Die Kunde von seiner Entdeckung gelangte sehr bald durch Wort und Schrift auch nach England, wo wenige Jahre nach Semmelweis' Tod, wohl ohne Kenntnis von dessen Arbeiten, Lord Lister, auf den Arbeiten Pasteurs über Gärung und Fäulnis fußend, mit seiner anti-

septischen Methode auftrat und trotz der Nebenschäden seines Verfahrens zu Erdenberühmtheit gelangte. Auch in Deutschland hat man Lister zu Lebzeiten fast vergöttert, dem Briten gegeben, was man dem eigenen Landsmann vorenthalten hatte. Und, wie schon gesagt, konnte man noch 1916 und 1917 in Zeitungen und Büchern Lister als den verherrlicht lesen, der der Vater der säulnisverhütenden Wundbehandlung gewesen sei, während die bessere, urwüchsiger und frühere Leistung der Ruhm des Deutschen ist.

Gemmelweis erhob die ärztliche Menschheit im besonderen und die ganze Menschheit im allgemeinen auf eine höhere Stufe der Sauberkeit: unmittelbar wahrnehmbaren Segen, millionenfache Lebensrettung brachte er, und doch widersezte sich diesem Erzieher zur Reinlichkeit die höchstbetiteltete Ärzteschaft, das heißt das Professorentum. Danach läßt sich ermessen wieviel schwerer es noch sein mag, die Menschheit auf eine höhere Stufe der inneren Sauberkeit zu erheben, deren Vorteile noch größer, aber weniger greifbar und sinnfällig zu machen sind . . .

Dr. Georg Biedenlapp



## Ein Hildebrand-Drama

**W**ährend dieses Krieges hat sich oft die Erkenntnis ausgesprochen, daß wir mit allen Mitteln darauf bedacht sein müssen, unser inneres Verhältnis zu unserer eigenen Volksvergangenheit zu vertiefen. Das nächstliegende Mittel dazu ist, die Kenntnis dieser Vergangenheit zu verbreiten. Die Vertiefung wird sich dann ganz von selbst einstellen: denn Art läßt schließlich nicht von Art, und im Ur-Ur-Entel lebt mit dem Blutstropfen auch noch eine der altvorderlichen wefensverwandten Fühlweise, so daß sich die Beziehungen ganz von selbst einstellen, wenn man sie nur nicht stört. Gerade die Störenfriede sind aber immer gleich eifrig am Werke, wenn irgendwo ein in dieser Richtung liegender Versuch gemacht wird.

Da hat in diesen Tagen das Wiener Hofburgtheater Heinrich Lillienfeins Drama „Hildebrand“ zur Aufführung gebracht. Die von der Mehrzahl der Berliner Blätter veröffentlichten Berichte bieten ein eigentümliches Schauspiel. Keiner vermag die dichterische Bedeutung des Wertes zu bestreiten, aber keiner findet ein Wort der Freude darüber. Der Burgtheaterdirektor von Millentovich — besser bekannt unter seinem Schriftstellernamen Max Morold — erhält nur Nadelstiche und höhnische Hinweise auf sein „christlich-germanisches“ Programm. Daß er das wertvolle Werk eines seinem ganzen Schaffen nach förderungswerten Dichters herausgebracht hat, wird ihm nirgendwo zugunsten gebucht. Wenn er eines der zahllosen alttestamentarischen Dramen aufgeführt hätte, die uns in der letzten Zeit beschieden worden sind, würde er wenigstens diesen literarischen Dank erhalten haben. Ich glaube auch nicht, daß diese Herren Berichterstatter dann betont hätten, daß diese alttestamentarischen Helden „unserer Fühlweise zu fern“ liegen. Für die Herren Berichterstatter mag es ja auch nicht der Fall sein, denn, wie ich oben betont habe, glaube ich an das Nachwirken des Blutes der Altvordern auch noch im fernsten Nachkommen. Aber gerade darum müßte doch für uns Deutsche eher eine Beziehung zu den altgermanischen Reden herzustellen sein, als zu den Erzählungen der alten Juden.

Lillienfeins Dichtung liegt im Druck vor (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 2 M.) und wird auch in dieser Form jedem Leser Freude bereiten. Ein Vorspiel führt in den Heldengarten zu Walhall. Dietrich von Bern, Siegfried, Wieland der Schmied und Hildebrand geraten nach frohem Rampfspiel in ein ernstes Gespräch. Hildebrand bestreitet, daß sich bei den Menschen der besonnene Sinn lerne, „Leid nur lernt' ich unter den Menschen, nicht Weisheit“. Und jeder der Helden vermeint, das Schwerste gelitten zu haben. Hildebrand hat sich von bannen

geschlichen. „Schweigend geht er und schlägt die lauten Gefellen durch sein Schweigen.“ Hat doch keiner gelitten, wie er, als er wider Willen das Schwert mit dem eigenen Sohn kreuzte.

Und nun folgt das Drama, das in drei Akten den Stoff des alten Hildebrandsliedes aufnimmt.

Das urgewaltige Bruchstück ist wohl allgemein bekannt. Das Lied ist nach einem schönen Worte Lilienfeins „Inmitten entzwei geborsten vor wildem Wehe“. Wie es geendet, wissen wir nicht. Das tragische Ende bestätigen die Worte des sterbenden Hildebrand aus einer alt-nordischen Fassung des 12. Jahrhunderts:

„Sticht mir zu Häupten der Heerschild geborsten ...  
Sind an der Zahl zehnmal acht,  
Lauter Männer, denen ich Mörder ward.  
Liegt hier der Sohn selbst mir zu Häupten.  
Erbsproß er, den ich eigen gehabt ...  
Unwollend sein Ende schuf ich.“

Das jüngere deutsche Hildebrandslied, ein viele Spielmannszüge tragendes Volkslied des 15. Jahrhunderts, endigt günstig. Nachdem sich die Helden arg verbeult haben, erkennen sie sich und ziehen vereint nach Hause, wo nun der alte Held an der Seite Frau Utens einem geruhsamen Feierabend seines kampfbewegten Lebens entgegen sieht.

Lilienfein hält sich natürlich an die alte, tragische Auffassung, übernimmt aber aus dem jüngeren Hildebrandsliede die Heimkehr in sein Haus. Sie ist meisterhaft begründet, und er gewinnt dadurch, entgegen allen mit zu Gesicht gekommenen Zeitungsberichten, dem alten Geschehen einen neuen Zug ab, der eine Vertiefung bedeutet und im guten Sinne eine Modernisierung. Als Mensch von heute denkt er auch an die Frau, für deren tiefes Leid weder das alte noch das jüngere Hildebrandslied Sinn hat. Frau Ute ist bei ihm keine Penelope. Als ihr nach jahrelanger Abwesenheit Hildebrands der Tod des Satten gemeldet ist, erliegt sie der Werbung eines anderen Mannes; es ist ein feiner Zug des neuen Dichters, daß dieser Sindolt kein Held ist, sondern ein Mann des Friedens, der geschmeibigen Rede und des behaglichen Wohllebens. Den Halbgott ehrte die herbe Jungfrau, das vollblütige Weib ersehnte den Lebensgenuß.

Ihr und Hildebrands Sohn Hadubrand aber hat des Vaters Blut. Noch ist es der Mutter gelungen, den Jungen von kühner Heerfahrt zurückzuhalten; als aber jetzt Boten von der Grenz-burg melden, daß dort ein Fremder sich für Hildebrand ausbe und seine Ankunft ankündigt, stürzt er davon, den frevlen Betrüger zu strafen. Und nun stehen sich Vater und Sohn gegenüber. Mit stolzer Freude erkennt Hildebrand in seinem Sohne den würdigen Sproß. Mit der weisen Überlegenheit des weltgereiften Mannes überwältigt er den stürmischen Jüngling, so daß dieser ihn hochgemut in seine Burg führt, wo die Mutter entscheiden soll. Erkennt sie ihn nicht an, so muß er sich zum Kampfe stellen. Hildebrand geht den Weg, der für ihn ein Schmerzensweg geworden ist, als er von seines Weibes Bund mit Sindolt erfährt.

Mann und Frau sind allein. Hildebrand findet warme Worte, aber Ute verleugnet ihn. Und wenn sie den Satten erkennen müßte, sie will ihn nicht kennen. Sie hat sich ihr Recht ans Leben genommen und will es nicht weggeben. Sie will Hildebrands Lebensauffassung nicht verstehen. Hildebrand möchte, im Innersten getroffen, von dannen gehen. Da tritt ihm Hadubrand entgegen und fordert die Einlösung des Wortes. Umsonst versucht Ute, dem „fremden Mann“ friedlichen Abgang zu erlehen. Sicher hat Hildebrand recht, wenn er dem Sohn entgegenhält: „Knabe, du kennst mich! Es wühlt in deinem Herzen nicht der Haß wider mich. Es tobt von Wehe.“ Doch Hadubrand: „Laßt es toben, von was es mag, und sehtet.“ So schreiten sie zum Kampfe. Und auch jetzt findet Ute kein anderes Wort, als das doppelstinnige: „Ihr seid mir ein Fremder.“ So schreitet das Verhängnis seinen Weg; von des Vaters gewaltigem Schlag fällt der Sohn. Die Mutter will dem Alten ihren Fluch entgegenschleudern, da bricht auch sie vor der Gewalt des Geschehenen zusammen: „Hildebrand bist du!“

„Hört nicht! Glaubt nicht! Irre redet Frau Ute.  
 Redet nur im Wahn, der die Sinne verdunkelt ...  
 Hildebrand war ich vielleicht: ich bin's gewesen.  
 Der sein eigen Geschlecht mit dem Schwert geschlagen,  
 Ausgelöscht wie den Stamm hat er den Namen ...  
 Selber kennt er sich nicht mehr ... Wer will ihn kennen?“

Mit den anrückenden Hunnen zieht er des Wegs, wie er kam. Heimlos, namenlos, nur seinem Schwert Gefelle, sucht er und findet er ein Grab auf blutender Heide. —

Und eine solche groß empfundene und groß gestaltete Dichtung soll unserm Volke vor-enthalten bleiben? Hier zeigt sich angesichts der Art, wie diesem Drama durch die Wiener Berichte feig und verschlagen der Weg auf die anderen Bühnen verbaut wird, wie notwendig der Theaterkulturverband wäre, wie wir ihn uns bei der Gründung in Hildesheim gedacht haben.

Rarl Stord



## Theater und Musik im preußischen Abgeordneten- haufe



chon in den Kommissionsberatungen haben in diesem Jahre Erörterungen über Kunst einen ungewöhnlich breiten Raum eingenommen. Nun hat das preußische Abgeordnetenhaus auch noch die langen Sitzungen zweier Tage (8. und 10. Juni) Kunstfragen gewidmet. Man wird dem Abgeordneten Haenisch zustimmen, wenn er sagte: „Im allgemeinen war es doch eine recht erfreuliche Empfindung, daß wir kurz vor Ablauf des vierten Kriegsjahres in der Lage sind, hier in diesem Hause eine Kulturdebatte großen Stils in dieser Art führen zu können. Schon die bloße Tatsache, daß solche Debatten heute in unserem von einer Welt von Feinden umdrohten Vaterlande stattfinden können, mag man sie im einzelnen beurteilen, wie man will, zeigt wieder einmal aufs deutlichste, wie haltlos das Gerede unserer Feinde von dem Barbarentum und der Kulturlosigkeit des deutschen Volkes ist.“

Beim Lesen der Zeitungsberichte konnte einem freilich angst und bange werden. Nachdem ich nun die ausführlichen Parlamentsstenogramme eingesehen habe, halte ich es doch für notwendig, als Zeitungsleser Einspruch gegen diese durch ihre Einseitigkeit und Oberflächlichkeit irreführende Berichterstattung zu erheben. Dann lieber nur eine allgemeine, ganz frei gefaßte Inhaltsangabe des Berichterstatters, als diesen Schein eines die Verhandlungen in allem Wesentlichen wiedergebenden Berichtes, auf den sich der Zeitungsleser verlassen zu können glaubt. In Wirklichkeit werden die offenbar ohnehin schon einseitig aufgenommenen Niederschriften unserer journalistischen Stenographenbureaus nachträglich zunächst nach der Parteirichtung der Blätter zusammengestrichen und danach noch mit Rücksicht auf den knappen Raum so gekürzt, daß vielfach ein ganz falsches Bild entsteht. Ist es also um die Behandlung von Kunstfragen doch nicht ganz so schlimm bestellt, wie es nach den Zeitungen den Anschein hatte, so vermißt der Kunstfreund doch schmerzlich das Fehlen wirklich berufener, kenntnisreicher Vertreter, und der Gedanke einer Wahl der Abgeordneten aus dem Gesichtswinkel einer Vertretung aller Berufsstände drängt sich einem lebhaft auf.

Wir wollen im folgenden die Hauptpunkte der Beratung — und zwar heute über Theater und Musik, die bildende Kunst wird besonders zu behandeln sein — herausgreifen und mit dem Berichte über die behandelten Fragen gleichzeitig unsererseits Stellung nehmen.

Aus dem Berichte über die Kommissionsverhandlungen erfahren wir von vielfachen Wünschen zur Umgestaltung oder Erweiterung unseres Kultusministeriums. So ist eine besondere Stelle zur Pflege der Volksunterhaltung vorgeschlagen worden, der auch das Volks-



theater und Kino unterstehen müßte. Noch weiter ging der Vorschlag, ein „Ministerium der schönen Künste“ in der Art Frankreich einzurichten. Der Vorschlag würde vielleicht mehr Segenliebe gefunden haben, wenn nicht einerseits eine Vereinfachung (lies: Verbilligung) der Verwaltung erstrebt und andererseits dem jetzigen Kultusminister, der von seiner früheren Tätigkeit her den Beinamen „Kunstschmidt“ hat, das Vertrauen entgegengebracht würde, daß bei ihm die Künste gut aufgehoben seien. Doch war allgemein Stimmung dafür, das Theater ganz oder doch wenigstens in größerem Maße aus dem Bereich des Ministeriums des Inneren auszulösen und dem Kultusminister zu unterstellen. Jedenfalls sollte da in enger Fühlung zusammengearbeitet werden, denn auch die „Bedürfnisfrage“ bei neuen Theaterunternehmungen wird der Kultusminister eher beantworten können, als der des Innern, und gerade hier muß die soziale Fürsorge einsetzen. Der üble Konkurrenzgeist läßt an jedem Orte, an dem ein Theater blüht, alsbald ein zweites und drittes entstehen, und einem Einspruch wird vielfach dadurch vorgebeugt, daß das Gebäude erstellt wird, bevor ein Theaterleiter die Erlaubnis eines Betriebes nachsucht. Das vorhandene Gebäude dient dann als Druckmittel.

Mit Befriedigung ist zu verzeichnen, daß ein besonderer Beamter für den Heimatschutz ins Kultusministerium berufen worden ist. Er wird reichlich zu tun haben, um das Vorhandene zu schützen und vor allem auch den Schönheitsgehalt des heimatischen Lebens durch Neues zu bereichern. Gerade das durch den Krieg stark belebte Heimatempfinden steht in zahlreichen Beziehungen zur Kunst; beide werden sich wechselseitig befruchten können. Ich habe das in einem ausführlichen Aufsatze in der „Zeitschrift des deutschen Bundes für Heimatschutz“ dargelegt. Auch für Kino und Theater werden sich dabei vielfach neue Aufgaben finden.

Aber die wichtige Frage des Kinos zeigten die Herren sich leider recht wenig unterrichtet und vor allem scheinen sie wenig darüber nachgedacht zu haben, wie dessen unheimliche Macht in ethischem Sinne auszunützen wäre. Auch darüber habe ich (da der Türmer jetzt im Raume so beschränkt ist, in der Monatschrift „Wege und Ziele“ [1918, Januarheft]) Vorschläge unterbreitet, die zuvor schon im Vortrage vor sachverständigen Kreisen die Probe bestanden hatten. Mit einem gewissen Mißtrauen stehen die Herrschaften den großen Kriegsgründungen auf dem Kinogebiete gegenüber. Die Lichtbild-Gesellschaft, die das von militärischer Seite gegründete Filmamt industriell ergänzt, hat versucht, im Kriege nachzuholen, was im Frieden veräußert worden ist: die Propaganda für alles Deutsche im Auslande. Im Inlande tätete eine solche bis zur Stunde erst recht not. Es ist gerade im letzten Hefte des Türmers nachgewiesen worden, wie die außerordentliche Propagandakraft des Kinos bei uns andauernd für das Ausland fruchtbar gemacht worden ist, und das hat auch jetzt im Kriege noch nicht aufgehört. Es wird vor allem im künftigen Frieden nicht ohne weiteres möglich sein, die Einfuhr ausländischer Filme zu verbieten. Ich halte, wie ich oft betont habe, überhaupt vom Verbieten in allen Kunstdingen nicht viel. Nur die positive Arbeit bringt Segen. Wenden wir alle Kräfte daran, das Schöne und Große, was Deutschland in Gegenwart und Vergangenheit aufzuweisen hat, zu zeigen, sorgen wir dafür, daß der dramatische Film von deutschem Leben erfüllt ist, so ist diese Frage gelöst, sobald es gelingt, die deutsche Filmindustrie so zu stärken, daß sie gegen den ausländischen Wettbewerb siegreich bleibt. Dazu ist mit einem Kapital von 25 Millionen die Ufa gegründet worden (Universon-Film-Attiengeellschaft). Natürlich, da hat der Abgeordnete Heß ganz recht, will diese Gesellschaft vor allem verdienen, und sicher hat es große Bedenken, den ganzen Betrieb zu monopolisieren. Den Wettbewerb brauchen wir vor allem für die Steigerung der technischen Leistungsfähigkeit. Die Angst dagegen, daß die Propagandakraft des Films politisch mißbraucht werden könnte, brauchen die Herrschaften nicht zu haben, wenn sie sich nur dazu verstehen wollten, das Vaterländische, auch das betont Patriotische, in diesem Sinne nicht als politisch anzusehen. Es genügt völlig, wenn alle Parteipolitik verboten wird. Aber die Möglichkeiten, ein künstlerisches Sondergebiet des Kinos auszubauen, hat nur der Abgeordnete Haenisch einige leise Andeutungen gemacht. Nur zum Teil richtig ist Dr. Jrmers Bemerkung, daß die hohen Theaterpreise schuld seien,

wenn das Kino so viel besucht wird. Es hat natürlich auch andere Gründe, vor allem den der Bequemlichkeit. Das Manntheater spielt selbst im Kriege von 5 bis 10 Uhr und bringt in je einer Stunde ein mannigfaltiges Programm. Damit wird das Theater niemals in Wettbewerb treten können.

Aber das Kino als „Theater-Ersatz“ ist ein unzuträglicher Zustand auch für das Kino selbst. Die beiden brauchen sich gar keine Konkurrenz zu machen, es kommt vielmehr darauf an, die Eigenart des Kinos möglichst auszubauen und es in seinen Werten, künstlerischen wie ethischen, möglichst hoch zu steigern. Wir können Kino und Theater sehr gut nebeneinander gebrauchen, gerade weil, wie von allen Seiten betont wurde, nach dem Kriege unser Volk, vor allem die zurückkehrenden Truppen, ein großes Unterhaltungsbedürfnis haben werden. Weil das Kino an kleinen Orten, die niemals an ein Theater denken können, bestehen kann, muß alles daran gesetzt werden, seinen Wert zu erhöhen. Nach meiner Meinung sollte das Kultusministerium eine Versammlung von Sachverständigen — Künstlern, Ästhetikern und Filmindustriellen — einberufen, die diese Fragen einmal gründlich durchberaten müßten. Der Bühnenbund deutscher Städte ist eine sehr schöne Sache, aber für diese Zwecke viel zu eng angefaßt.

Ausgiebig verhandelt wurde über das Theater, und da ist die wichtigste und erfreulichste Erscheinung, daß die Verpflichtung von Staat und Gemeinde gegenüber dem Theater allgemein anerkannt wird. Noch ist man weit davon entfernt, diesen Gedanken bis zu Ende durchzuführen und daraus dann zu jener grundsätzlichen Änderung unseres ganzen Theaterwesens zu gelangen, die seine logische Folge ist. Aber es ist doch viel gewonnen, wenn der Minister die Pflege des Theaters als eine seiner wichtigsten Aufgaben anerkennt, und wenn unter allgemeiner Zustimmung gefordert werden kann: „Die Stadtgemeinden müssen sich mehr ihrer Theater annehmen; sie müssen davon ausgehen, daß ihre Theater Bildungsmittel sind, daß sie nicht dazu da sind, um ihre Kassen zu füllen; sie müssen Opfer bringen nach jeder Richtung hin“ (Abg. v. Bülow). Auch die Theaterfürsorge für das Land und kleinere Städte wurde allgemein betont, die staatliche Unterstützung der guten Wandervertheater verlangt, mit einem Wort, die Sozialisierung des Theaterbetriebs hat — wenigstens theoretisch — große Fortschritte gemacht.

Ich glaube, das ist ein großes, bis jetzt das größte Verdienst des Hildesheimer Theaterkultur-Verbands, dem von allen Seiten des Hauses das größte Wohlwollen zugesichert worden ist. Ich gehöre zu den Gründern des Theaterkultur-Verbands, bin noch jetzt in dessen Hauptauschuß und also wohl gegen den Verdacht einer Voreingenommenheit gesichert, wenn ich hier erkläre, daß ich von seiner Entwicklung und bisherigen Tätigkeit nicht ganz so entzückt bin, wie die Herren Abgeordneten. Wenn der Abg. Haenisch gelegentlich bemerkte, der Theaterkultur-Verband wolle etwa das, was die Freien Volkshäuser für Berlin geleistet haben, auf das Reich ausdehnen, so kennzeichnete er damit zutreffend die Verengung, die das Hildesheimer Programm erfahren hat. Der erst später dem Bunde beigetretene sozialistische Abgeordnete Schulz hat das Wort von der „Organisation des Theaterkonsums“ geprägt und damit den Verband ganz in jene Richtung gelockt, die ich gleich bei der Gründungsversammlung für allzu naheliegend erklärte, als sich die Führer der schauspielerischen Berufsorganisation, Rickelt und Dr. Selig, so hervorstechend beteiligten. Ich möchte mich nun ausdrücklich dagegen verwahren, als ob ich die Verdienste dieser Männer im allgemeinen und um den Theaterkultur-Verband im besonderen nicht zu schätzen wüßte, nur — das Geistige kommt dabei hinter dem Sozialen zu kurz. Der Zusammenschluß aller bestehenden Organisationen des Theaterkonsums, also aller Volksbildungsverbände, freien Bühnen u. dgl., die Neugründung berartiger Verbände für Stadt und Land war und bleibt eine unbedingte Notwendigkeit. Und wenn der Theaterkultur-Verband diese Aufgabe übernehmen will, so ist es schön und gut. Aber er muß sich dann auf diese eine Aufgabe beschränken, und es muß ein neuer Verband für die andere Aufgabe gegründet werden, die nach meiner Überzeugung den meisten Teilnehmern an der Hildesheimer Tagung näher am Herzen gelegen hat. Ihnen kam es zu-

nächst weniger auf das Soziale, als auf das Selbstige des Theaters an; sie wollten keine Organisation des Theaterkonsums, sondern eine Reform des dramatischen Angebots. Die Organisation des Konsums war nur insoweit Aufgabe des Theaterkultur-Verbandes, als sie dazu gebiet hätte, für dieses dramatische Neuangebot an Theaterware die Abnehmer zu vereinigen und dadurch jener Ware das nötige Absatzgebiet auf dem Theater zu sichern.

Die Mehrung und Erweiterung unseres Theaterspielplans aber ist eine Notwendigkeit. Da die national gerichteten und positiv christlichen Kreise der Überzeugung sind, für ihre Weltanschauung, soweit das nachklassische Drama in Betracht kommt, beim heutigen Theaterspielplan nicht auf ihre Rechnung zu kommen, da sie andererseits der Überzeugung sind, daß wertvolle dramatische Dichtungen vorhanden sind, die in der Linie ihrer Weltanschauung liegen, hatten sich zum Hildesheimer Bunde zunächst und vor allem diese Kreise zusammengefunden. Deshalb hat auch das „Berliner Tageblatt“ nebst Gefolge sein wüßtes Gezeter wegen Antisemitismus und Dunkelmännerei erhoben. Man muß ruhig eingestehen: das „Berliner Tageblatt“ hat zunächst gesiegt. Der Theaterkultur-Verband hat nicht nur eine Masse Arbeitskraft verbraucht, um den Vorwurf des Antisemitismus abzuwehren, er hat sich auch einseitig auf das „ungefährliche“ Gebiet der „Organisation des Konsums“ absprenge lassen. Noch einmal: er wird auch so sehr verdienstvolle Arbeit leisten können, aber günstigstenfalls auf sehr weiten Umwegen zu jener geistigen Reform des Theaters gelangen, die uns dringend not tut. Bis jetzt ist in der Richtung jedenfalls noch nichts geschehen. Selbst die an sich wertvollen „dramaturgischen Blätter“ des Verbandes sind bis jetzt nur eine Sammlung von Kritiken und werden so lange nicht mehr sein, als bis die Auswahl viel, viel strenger wird und der Verband als solcher für jede Empfehlung eintritt. Er wird natürlich dann den Ruf der Bednefferei auf sich laden, vielleicht auch der Deutschtümelei, der Christlichkeit usw. Aber ohne Kampf geht es nun einmal nirgends, und wo gekämpft wird, geht es auch Wunden. Wer niemandem zu nahe treten will, erreicht nichts. Der Verband müßte sich von aller Polemik freihalten und einfach positive Arbeit leisten, indem er den Standpunkt einnimmt: die und die Stücke will ich für meine Mitglieder; die und die Werke scheinen mir aufführungswert und ich stelle für sie meine Mitglieder als organisierte Konsumentenmasse. Darin wird kein Vernünftiger etwas Unzulässiges finden können; gerade jene Leute, die immer das Wort „Freiheit der Kunst“ im Munde führen und von „Toleranz“ und „sozialem Empfinden“ sprechen, oder gar das demokratische Denken aufrufen, müssen jeder Richtung zum mindesten das proportionale Daseinsrecht auf der Bühne zugestehen.

Ich verstehe gar nicht, weshalb um diese Dinge immer so feig herumgeredet wird. Auch im Abgeordnetenhaus war das der Fall. Da rühmt der Zentrumsredner Dr. Feß unser Theater über den grünen Klee, hält eine Kellamerede auf Reinhardt, vermutlich nur, um sich gegen den Vorwurf konfessioneller Voreingenommenheit zu schützen. Denn wie kann jemand, der unser Theater wirklich kennt, sagen, „es habe sich gerade in den letzten Jahren gebessert und es sei eine Tatsache, daß auf dem Gebiete des Theaterwesens das Gute jetzt überwiege“? Freilich, dieser Mann hat sich zu folgenden Sätzen verfliegen: „Ist es nicht bezeichnend und ein gutes Zeichen für unser Volk, daß so köstliche Harmlosigkeit, wie das ‚Dreimäderlhaus‘ in Deutschland so viele Aufführungen haben erleben können? . . . Meine Herren, wenn Sie das Stück an sich betrachten, so harmlos, so rein: wirft das nicht auf den Kern unseres Volkes ein recht gutes Licht?“ Der Abgeordnete Haenisch hat ihn später dafür zurechtgewiesen, freilich ohne dabei dem Künstlerischen auf den Grund zu gehen. Daß Schubert verhungert ist und die Ausbeuter seiner Musik jetzt Millionen verdienen, hat ja mit dem Kunstwert an sich nichts zu tun, zeigt bloß, zu welchen Blödsinnigkeiten unsere Art des gesetzlichen Schutzes geistigen Eigentums führen kann. Richtiger ist, daß die einzige künstlerische Wirkung in diesem Stück den Liebfern Schuberts zu danken ist, die eben einfach nicht umzubringen sind. Aber an dieser hervorragenden Stelle hätte mit vernichtender Schärfe gebrandmarkt werden müssen, daß die Verfettiger des „Dreimäderlhauses“ und ihre schon gruppenweise auftretenden Nachahmer ganz schamlose

Kunstschänder sind, denen nichts heilig ist; weder die menschliche Persönlichkeit des auf die Bühne gezerrten Künstlers, noch das Geheimnis des künstlerischen Schaffensprozesses, noch endlich die Unantastbarkeit des Kunstwerkes an sich. Mit allem gehen sie nach ihrem Belieben um und nützen alle schwächlichen Instinkte des Publikums, um aus ihrer Tätigkeit, die oft genug einer geistigen Leichenschändung gleich kommt, Gewinne einzustreichen.

Und darin, daß solche Erzeugnisse Riesenerfolge haben, soll ein günstiges Zeichen für unser deutsches Volk liegen? — Nein, darin liegt nur ein Zeichen für seine künstlerische Unerzogenheit und darüber hinaus allerdings ein rührendes Zeichen für seinen Hunger nach einer harmlosen, leicht eingänglichen, vor allem das Gemüt ansprechenden und sinnfälligen Musik.

Auf Mittel zu sinnen, wie dieser Hunger zu stillen ist, wäre eine der wichtigsten Aufgaben für den Theaterkultur-Verband. Es brauchte da nicht von vornherein auf alte Musik verzichtet zu werden. Wie in der „Fledermaus“ das Fest beim Fürsten Orlofsky oft dazu erhalten muß, um einem Konzertprogramm auf der Bühne Raum zu geben, ließe sich wohl ein Weg finden, das Theater für wertvolle alte Musik nutzbar zu machen. Denn es ist ganz sicher, daß keine andere Gelegenheit zur Verbreitung guter Musik, vor allem wertvoller Lieder, so geeignet ist, wie die szenische Umrahmung. Aber die Unantastbarkeit der vom Künstler selbst geschaffenen Form seines Werkes ist hier oberstes Gebot, jegliche sentimentalische Verwässerung der menschlichen Persönlichkeit und der Schaffensart unserer Großen dagegen ist ein verdammenswertes Sakrileg. Aber überhaupt, sorgen wir für die verbreitete Kenntnis der Alten auf anderm Wege! Das Konzert ist in sozialer Hinsicht noch kaum ausgenutzt. Die Erfolge, die die Berliner Freie Volksbühne mit ihren Ansätzen dazu errungen hat, waren so ermunternd, daß hier ein systematischer Ausbau dringend erforderlich ist und auch der Staat dafür Mittel bereitstellen sollte. Notwendig aber ist neue Kunst. Jede Zeit braucht die ihr eigene Aussprache, zu allererst für das breite Volksempfinden. Wir brauchen dringend das zeitgemäße Singspiel, mit einem Worte: das künstlerische Gegenstück zur Operette. Der ungeheure Erfolg der Operette, der in künstlerischer und ethischer Hinsicht ein nationales Unglück darstellt, beruht darauf, daß sie diesem natürlichen Verlangen des Volkes entgegenkommt. Hier muß das Schlechte durch ein Gutes verdrängt werden. Daß wir nicht die geeigneten Kräfte dafür haben sollten, glaube ich nicht. Aber so wie unsere Theaterverhältnisse liegen, haben derartige Werke kaum Aussicht, auf die Bühne zu kommen. Der Theaterkultur-Verband schaffe diese Aussicht; er kann sogar die Sicherheit dafür geben. Das weitere wird sich dann finden.

Was er bis jetzt in der Hinsicht getan hat, ist nur dürtigster Kriegserfolg. Ich habe Dr. Fischers „musikalische Hauskomödien“ von ihrem ersten Erscheinen an so freudig unterstützt, daß ich mir es nun auch leisten kann, ihre Grenzen scharf zu betonen. Wie schon ihr Name sagt, hat Dr. Fischer selbst ursprünglich an Hauskomödien gedacht. Er wollte die unsagbar läppische und blöde Literatur für häusliche Feste und Vereinsaufführungen verdrängen. Die große Bühne und gar das Theater sind aber kein passender Rahmen für diese Harmlosigkeiten. Und wenn sie, selbst vor einem großen Publikum, von Gebildeten, — z. B. kürzlich vor einer geladenen Zuhörerschaft in der königlichen Hochschule für Musik — großen Erfolg haben, so ist das nur ein Beweis mehr dafür, wie allgemein der Hunger nach einer einfachen gemütswarmen Musik, nach einer unkomplizierten Kunst ist, auch in jenen Kreisen, die geistig durchaus zur Aufnahme unserer großen, ja sogar unserer modernen Kunst fähig sind. Ich habe schon vor mehr als einem Jahre auch öffentlich dem Theaterkultur-Verband vorgeschlagen, den ja nicht unbekanntem Weg des Preisausschreibens zu beschreiten, um eine solche leichte Spielopernliteratur mit ganz kleinem Orchester, zur Not sogar mit Klavier allein, zu erhalten.

Auch diese Stücke müßten dann von besonderen musikalischen Abteilungen der Wandertheater übernommen werden. Wir wollen übrigens dabei nicht vergessen, daß bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts für Singspiel und Spieloper vielfach Schauspielerkräfte verwendet wurden. Es sind auch in der heutigen Schauspielerwelt genug musikalisch begabte Leute vorhanden, die wenigstens für die kleineren musikalischen Aufgaben völlig ausreichen würden,

so daß das Personal dieser Wandertheater zur Aufnahme dieses musikalischen Gebietes nicht in einem Maße vergrößert zu werden brauchte, das ihre Finanzierung wesentlich erschweren könnte. Ubrigens könnte solch kleines Orchester, und wäre es nur Kaffeehausbesetzung, in den Zwischenakten bei Schauspielaufführungen gute Musik spielen und so gleichzeitig in dieser Richtung nutzbar gemacht werden.

Die Wichtigkeit dieses Wandertheaters wurde einmütig anerkannt und man darf wohl die Hoffnung hegen, daß in absehbarer Zeit für alle deutschen Provinzen leistungsfähige Truppen zusammengestellt werden.

Mit dem oben berührten Problem hängt die Theaterspielplan-Frage aufs engste zusammen; sie ist im Abgeordnetenhaus zwar mannigfach gestreift, aber von keinem Redner systematisch behandelt worden. Und doch hätte die gerade abgeschlossene Spielzeit des Berliner königlichen Opernhauses reichlichen Anlaß dazu gegeben. Ich will einmal vor der Frage der Neuheiten absehen und nur betonen, daß es unbegreiflich ist, wenn auch von jenen Seiten des Abgeordnetenhauses, die gern das Ausland anziehen, niemals darauf verwiesen wird, daß die Pariser Oper verpflichtet ist, jährlich eine bestimmte Anzahl Akte neuer musikalischer Werke herauszubringen. Im Dienste des zeitgenössischen Schaffens sollte eine solche Gegenleistung für die reiche Subvention unbedingt gesetzlich festgelegt werden. Denn für „vornehme Pflichten“ scheinen auch königliche Anstalten nicht übermäßig feinfühlig zu sein.

Vagegen sollte es die ganz selbstverständliche Pflicht einer solchen Anstalt sein, den nationalen Kunstschatz vornehm zu verwalten und den Spielplan von höheren Gesichtspunkten aus zu gestalten. Nun, im letzten Jahre ist an der königlichen Oper in Berlin Verdi 48 mal vertreten und damit öfter, als Wagner, Mozart und Weber zusammengenommen. Ich bin ein leidenschaftlicher Bewunderer Verdis, aber für diese Zahlen finde ich kein anderes Wort als: es ist ein Skandal! Und beim gleichen Worte muß ich bleiben, wenn unser köstlicher Weber überhaupt nur ein einziges Mal an die Reihe kommt, von Mozart nur „Figaros Hochzeit“ auf dem Spielplan steht, weil die „neueinstudierte“ „Entführung“ so unter aller Kritik herausgestellt wird, daß sie nach einer einzigen Aufführung verschwindet. Aber man höre weiter: „Freischütz“, „Walküre“, „Tristan“, „Lohengrin“ und „Hänsel und Gretel“ sind zusammen nicht so oft aufgeführt worden, wie die unausstehliche „Mignon“. Um die Biffer der „Martha“ aber zu erreichen, muß man noch den „Lannhäuser“ dazunehmen.

Ich meine, diese Dinge schreien zum Himmel. Es ist niemals eine wüstere Kriegsgewinnerei getrieben worden, als mit einem solchen Spielplan, der den gewöhnlichsten Virtuoseninstinkten eines durch und durch ungebildeten Geldmobs front.

Mit dem Theaterspielplan steht es nicht viel besser. Der Abgeordnete Kunze hat da einige Wünsche für die ältere Zeit vorgetragen, der Abgeordnete Haensch ein Beispiel dafür gegeben, wie es mit der im „jungen Deutschland“ zur Schau gestellten Liebe Reinhardts zu unseren zeitgenössischen Dichtern in Wirklichkeit steht. Danach hat im vorigen Jahre „eine große Reihe hervorragender Leute aus allen Kreisen, aus allen künstlerischen Lagern sich an Professor Reinhardt mit dem bringenden Ersuchen gewandt, es Arno Holz zu ermöglichen, mit einem oder dem andern seiner bedeutendsten Stücke ‚Ignorabius‘ oder ‚Sonnenfinsternis‘ auf einer der Reinhardtschen Bühnen zu Worte zu kommen“. Professor Reinhardt hat diese Anfrage nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Er ist drei Kriegsjahre lang auch für die Wünsche nach der „Hermannschlacht“ taub geblieben und hat sie dann in einer Aufführung herausgebracht, bei der die alten Germanen wie Bototuben aussahen. Aber schlimmer ist, daß man sich mit solchen Wünschen nur an Reinhardt und nicht ans königliche Schauspielhaus wendet. Diese Bühne nimmt durch Subvention eine Sonderstellung ein, mit besonderen Pflichten, und diese Pflicht lautet: vor allem das ganze klassische und nachklassische Repertoire von literarisch bedeutenden Werken stets lebendig zu erhalten, aus diesem Spielplan dagegen grundsätzlich fernzuhalten, was lediglich gewöhnliche Unterhaltungsware ist. Es ist ein Skandal — auch hier gibt es kein anderes Wort —, daß die königliche Bühne im Krieg den

urnationalen Wildenbruch unaufgeführt läßt, um so und so viel Duzende von Abenden belanglosen Nichtigkeiten, wie „Meine Frau, die Hofschauspielerin“, freizubehalten.

Noch manches wäre aus den Verhandlungen herauszugreifen. Aber wir mühten da noch mehr eine gelegentliche Bemerkung auf ihren grundsätzlichen Wert erst selber untersuchen. Das ist überhaupt das Bedauerliche, daß die Herren Abgeordneten zwar in selbstgefälliger Breite ihre kleinen persönlichen Einzelerfahrungen vortragen, nicht aber versuchen, den Fragen auf den Grund zu gehen. Das hat noch eine zweite üble Seite, indem eine solche persönliche Kritik durch die Stelle, an der sie vorgetragen wird, zu außerordentlicher Bedeutung gelangt. Man könnte sich sonst mit einem Achselzucken darüber hinwegsetzen, wenn Herr Heß, der begeisterte Verehrer des „Dreimäderlhauses“, der Berliner Musikkritik im Gegensatz zur Kölner „Oberflächlichkeit“ vorwirft, ohne es auch nur für nötig zu halten, einen Schein des Beweises anzutreten. Und was hat es mit der Sache zu tun, wenn derselbe Herr die Leistungen des Kölner Männergesangsvereins für „genial“, die des Berliner Lehrergesangsvereins für „virtuos“ erklärt? Das ist doch nur — den Herren liegt das Wort ja — dentbar oberflächlichste Laienkritik, die allenfalls am Bierisch, aber doch nicht im Parlament am Platze ist, erst recht nicht, wenn so viele grundsätzlich schwer liegende Dinge zu erörtern sind, wie auf diesem Gebiete.

Carl Stord



## Kleinstadtmusik



Es ist noch nicht so lange her, da war in den Köpfen der deutschen Kleinstädter und ihrer Bürgermeister Berlin Trumpf. Alle hatten sie so einen kleinen Großstadtfimmel und suchten sich gegenseitig zu überbieten in der Annäherung an Großstadtverhältnisse auf allen möglichen Gebieten.

Die leider hier und da schon bedauernswert verunstalteten Stadtbilder sind z. B. Zeugen jener nun wenigstens in der Baukunst schon vielfach überwundenen Zeit. Denn da hat man allmählich einsehen gelernt: Eines schickt sich nicht für alle. Man hat wieder Sinn bekommen für die eigenartigen Reize der Kleinstadt und sucht im Äußereren wie in der Lebensgestaltung wieder Charakter, ehrlichen Kleinstadtcharakter zu gewinnen.

Während sich's so in baulichen Dingen und anderem zum Besseren wendet, scheint aber ein Gebiet gerade erst jetzt in den Klein- und Mittelstädten „verberlinet“ werden zu sollen: die Musik.

Vor dieser Gefahr seien die deutschen Städte, die's angeht, einmal gewarnt. Die Warnung ist nötig, da die Gefahr sich im Gewande des „Segens“ naht und heuchlerischerweise „Bereicherung des Musiklebens“ zu bringen vorgibt.

Gewiß, sie bringt. Aber was sie bringt, das raubt, das tötet! Sie überschwemmt das Land mit dem Überfluß, den die Großstädte nicht zu fassen vermögen, mit dem Proletariat, das dort unverständigerweise herangezüchtet worden ist, und sucht in den Kleinstädten einzuführen, was dort bisher völlig unbekannt war: das Geschäftemachen mit Musik!

Haltet euch diese Hausierer mit Kunst vom Leibe! Verderbt ihnen ihr Geschäft!

Wenn einer (in vielen Fällen wird's euer gernegroßiger Musikalienhändler sein, den die Lorbeeren des Kollegen in der Nachbarstadt nicht schlafen lassen) euch abgelagerte oder unreife Großstadtkünstler mit lodender Marktstreiermiene anpreist, dankt und — geht nicht hin!

Bleibt bei der alten, guten Art eurer Väter, selbst eure Kunstpflege zu bestimmen und euer kleinstädtisches Musikleben nicht à la Berlin aufzuziehen!

Was ist das Musikleben einer Klein- und Mittelstadt? Was soll es sein?

Es soll sein der öffentliche Ausdruck des Zeiterlebens, die Weihe ernstest und froher Feiertage, der Ausdruck der Teilnahme einer Stadt am geistigen Leben des Volkes, ein Spiegelbild ihres Wesens, Erholung von Wochen und Monaten der Arbeit, ein Ansporn, auch im Hause und Alltag die geistigen Güter des Deutschtums zu pflegen.

Dieses Musikleben muß auf eigenem Boden erwachsen sein, muß unter der Obhut von Männern stehen, die ihre Heimat lieben, die ihrer Heimatstadt ihr bescheidenes und doch reges und tiefes geistiges Leben erpaltten wollen, muß freigehalten werden von allem Geschäftsgeist.

Es kommt nicht darauf an, daß es prunkend sei und auswärts Ansehen genieße. Darauf kommt es an, daß es den Bewohnern das gibt, was sie brauchen, daß es ihnen den Zugang zu allen den tiefen und reichen Brunnen deutscher Musik offen hält, daß es die Liebe zur Musik immer von neuem entfacht in den Herzen von jung und alt!

Dann ist dieses Musikleben in seiner Schlichtheit und Echtheit reicher und segensreicher als die Überfülle von Konzerten in den Großstädten, als der große Musikjahrmart mit seinem Jahrmarkts- und Meßbetrieb in Berlin.

Vor mir liegt ein Büchlein: „25 Jahre Chorverein 1883—1908“, erschienen zu Hagenow in Medienburg in der Schröderschen Buchhandlung, geschrieben von Adolf Steinmann. Es erzählt von den Aufführungen eines Chorvereins, den ein Bahnhofsinспекtor gegründet hat und den nun schon seit langen Jahren ein Justizrat, der Verfasser dieser Denkschrift, leitet.

In welchem Sinne dieser Mann seine Tätigkeit auffaßt, zeigt der Umstand, daß er an die schlichte Folge der Programme einen Anhang von über 70 Druckseiten als Festgabe fügt: „Über Musikpflege bei unseren klassischen Dichtern.“ 70 Seiten Auszüge aus Briefwechseln und Tagebüchern der Klassiker!

Schon um dieser prächtigen Auslese willen wünschte ich das im Buchhandel zu beziehende Heft in die Hände recht vieler Musikfreunde zur geistigen Anregung für ihre Mußestunden.

In den deutschen Kleinstädten aber sollte man sich die Programme zum Muster nehmen und tapfer wie dieser medienburgische Justizrat der Kunst dienen, stets dem Besten zugewandt!

Wir denken jetzt so oft, an die Berliner Anzeigen mit den 1000—2000 Mitwirkenden uns haltend, die Masse müsse es bringen. Nein! Man kann auch mit einem guten kleinen Chor von 50—80 Leuten Taten tun und seiner Kleinstadt die Bekanntschaft mit besten Kunstwerken vermitteln. Wieviel Sänger hat denn Bach gehabt, als er seine Matthäus-Passion aufführte? Ob die Monster-Aufführungen mit 1500 Menschen, wie man sie in Frankfurt sich geleistet hat, ihm nicht sein Werk vereekelt hätten?

In Hagenow hat man mutig zu dem kleinen Chor ein ganz kleines Orchester mit einem Generalbasspieler hinzugenommen und hat so in seiner Art mit echter Kunstbegeisterung und ohne zu fragen, ob die Großstadt die Ohren rümpfe, Mendelssohns „Elias“ und „Paulus“, Haydns „Schöpfung“, Schühlsche Passion, Bachsche Kantaten, Händels „Samson“ aufgeführt und so auch einer kleinen Stadt ermöglicht, teilzuhaben an dem Besten unserer Musik.

Und ich glaube, die Komponisten würden gesagt haben: „Wir halten's mit Gott und sehen das Herz an!“

Daneben ist der deutsche Choral, das deutsche Volkslied und das Chorlied unserer Romantiker, ist Kammermusik gepflegt, ist durch Programme wie: „Ein Singelkonzert bei Goethe“ die alte Zeit lebendig gemacht, sind die großen Festtage unseres Volkes im Frieden wie jetzt im Krieg durch musikalische Feiern verschönt worden.

Und wie es in Hagenow ist, so ist's in anderen Städten gewesen oder ist, Gott sei Dank, noch so. Ist's dort ein Justizrat, ist's wo anders der Kantor des Orts oder ein Geistlicher oder ein studierter oder nicht studierter Lehrer oder ein Mann der Technik.

Das sind die richtigen „Laienbrüder“ im Heiligtum der Musik, die Helfer und Bewahrer unserer alten deutschen Kunst, die mit dem Volk verwachsen war und verwachsen bleiben soll in Stunden der Not und der Freude, in furchtbaren Zeiten wie der des dreißigjährigen Krieges, wo sie fast die einzige Quelle seiner seelischen Kraft war, wie in sonnigen Jahren des Friedens.

Erhaltet euch eure eigene, bodenständige, echt deutsche Kunstpflege, ihr deutschen Klein- und Mittelstädter! Laßt euch nicht anstecken von dem Geschäftsbetrieb und der Außerlichkeit, in die drei Viertel unserer Großstadtmusik sich verloren haben! Seid ihr nicht viel besser denn sie?!

Dr. Georg Söhler-Lübeck





## Der Krieg

**M**it allen Fibern unserer Seele folgen wir dem beispiellosen Siegeszuge, den Entscheidungskämpfen im Westen. Aber unser Miterleben dort wird von einem großen, bei aller äußersten Spannung doch beruhigenden Gefühl beherrscht, dem durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringenden Sicherheitsgefühl: unsere Sache ruht in den treuesten und besten Händen, in Händen, in die der Allmächtige selbst die Entscheidung gelegt hat. Wie diese auch ausfallen möge, — sie muß in Wahrheit die gottgewollte sein, und wo immer auch unserem Siegeswillen eine Grenze gesteckt sein werde, — es wird die Grenze sein, über die menschliches Vermögen, auch das beste Werkzeug in den besten Händen — und dieser Ruhm wird unserem Heere und seinen Führern nicht einmal vom Feinde ernstlich bestritten — nicht hinaus kann.

Anders, wo andere Kräfte am Werke sind, anders im Osten. Von Anfang des Krieges habe ich mich gegen die Auffassung gewandt, als hätten wir die Wahl zwischen einer Orientierung nach Westen oder nach Osten, als ließe sich östliches und westliches Problem in dieser Phase noch gesondert lösen. Wer sich heute noch dazu bekennt, der hat den Sinn dieses Weltkrieges nie begriffen und wird ihn nie begreifen, oder vielleicht erst dann, wenn es zu spät ist und die Tatsachen wieder einmal über seinen armen Kopf klirrend hinweggeschritten sind. Weltkrieg! Das bedeutet ein unerhörtes Geschehen, ein Geschehen, das keinen Vorgänger in der Geschichte hat, einen Krieg — nicht um die Vergrößerung oder Verkleinerung des einen oder anderen Staates um ein paar Streifen angrenzenden oder kolonialen Landes, sondern um das Ganze, um eine völlige Neueinstellung auf diesem Erdkreise, den wir „Welt“ nennen. Darum sind auch alle Vergleiche und Analogien mit früheren Kriegen, wie dem von 1870 oder 1866, nur müßiges Gerede, der letzte gar von einer schon grotesken Lächerlichkeit. Man staunt — oder staunt längst nicht mehr —, daß „führende“ Akademiker, Hochschulpromessoren sich berufen fühlen, diesen flüchtigen Sand mit der blanken Schärfe



ihres blühenden Geistespfluges zu durchwühlen, zu dem einzigen Erfolge, sich und ihren bedauernswerten Jüngern — Sand in die Augen zu streuen.

Im letzten (23.) Hefte der „Deutschen Politik“ begegne ich Ausführungen des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Karl Leuthner (Wien), die sich zwar nur mit „Deutscher und tschechischer Politik“ beschäftigen, aber über diesen engeren Rahmen hinaus jeden politisch Urteilsfähigen zu Schlüssen auf die allgemeine Problemstellung zwingen, die mit dem eingangs Gesagten parallel laufen. Nicht verhehlen will ich, daß mich das Zeugnis dieses österreichischen und sozialdemokratischen Politikers, „eines der ausgezeichnetsten politischen Publizisten Wiens“ (als welchen ihn nicht nur die Schriftleitung der „Deutschen Politik“ anerkennt), für die von mir stets vertretene Auffassung geradezu überrascht hat. Ich sehe dabei von den praktischen Vorschlägen des Verfassers zur Lösung der Frage ab und beschränke mich auch in der folgenden Wiedergabe auf den grundsätzlichen, nationalpolitischen Teil seiner Ausführungen:

„Als zu Beginn des Weltkrieges die Nachricht von einer patriotischen Kundgebung, welche Tschechen und Deutsche in Prag in einmütiger Begeisterung vollzogen hatten, nach Deutschland gelangte, war dort die Freude groß. Stets fertig mit der Theorie, entwickelten treufleißige deutsche Professoren die gloriöse Lehre von der Übergewalt des Staatsgedankens über das Nationalgefühl, welche Übergewalt die Haltung der Völker im vielsprachigen Österreich unwidersprechlich erweise. Diese Lehre wuchs, breitete sich aus und überschattete jetzt wohl das Denken der Mehrzahl deutscher politischer Professoren und Publizisten. Es hat ihr im mindesten nichts geschadet, daß inzwischen der hochoffiziöse Nachrichtenleim, aus dem sie üppig entsprossen, kläglich verdorrt ist. Im Prozeß Kramaršč wurde nämlich gerichtsunterstützungsmäßig festgestellt, daß jene vielberufene gemeinsame Kundgebung Polizeimache gewesen, und als sie in Unfug ausartete, auch wieder von der Polizei eingestellt worden. Das Gelächter, das sich bei dieser amtlichen Aufklärung im Gerichtssaal erhob, fand in Deutschland keinen Widerhall. Dort blieb man ernsthaft und endgültig beim Primat des Staatsgedankens, und ließ sich auch durch die tschechischen Brigaden, die Masarische Propaganda, die Russophilie der Polen, die südslawischen Kundgebungen nicht irren. Niemand ist tatsachenblind als wir deutschen Intellektuellen, wenn uns ein Dogma befangen hält. Und nun ist unser Nationalgefühl ebenso lau und matt, wie unser Staatsaberglauben unzerbrechlich; wir haben es zuwege gebracht, die herrliche Kraftentfaltung, die aus der Einigung des deutschen Volkes hervorging und jetzt im Kriege niegesehene Wunder vollbringt, der Seele des deutschen Volkes abzuertennen und der toten Maschine des Staates gutzuschreiben. Wir sind überdies ‚volkswirtschaftlich‘ gerichtet, also für alle Ideenbewegungen der Zeit gebührend taub. Ist es da noch erstaunlich, daß wir in diesem Weltkrieg, der mit jedem Tage verkündet, daß heute die nationale Idee die stärkste gestaltende Macht im Leben der Völker, im Leben der europäischen Ostvölker aber nahezu die einzige bewegende Kraft ist, die Rolle des Anton spielen, der sich in der Welt nicht mehr auskennt? Wir erinnern noch heute die wunderbarsten Beweggründe für den Anschluß Amerikas an England, weil wir für

die Übermacht des Gefühls angelsächsischer Gemeinsamkeit in unserem nationslosen Denken und Empfinden keinen Raum haben und werden Reichsdeutsche und Österreicher in halber Gemeinschaft vertrauend auf die österreichische ‚Staatsidee‘, von der unter 28 Millionen ‚Österreichern‘ 18 Millionen, d. h. alle Nichtdeutschen, nichts wissen und nichts wissen wollen, wohl gar noch eine Gestaltung der Grenzen herbeiführen, die Deutschland noch tödlicher einschnürt, werden uns mit der ‚austropolnischen‘ Lösung bereitwilligst selbst die Schlinge drehen und zuguterletzt, wie ein führendes Berliner Blatt (!) eindringlich rät, just auf die österreichische Staatsgefinnung der Tschechen das deutsch-österreichische Bündnis aufbauen, das zu stützen die Deutschen Österreich zu schwach seien. Der kleine Nebenumstand, daß an demselben Tage, als jener Artikel seine gläubigen Leser in der Berliner Intelligenz sammelte, Zehntausende Tschechen auf dem Prager Wenzelsplatz sangen: ‚Wenn uns Rußland nicht hilft, hilft uns England‘, kann doch den unzerstörbaren Lehrsatz vom Primat der Staatsidee und die Hoffnung auf die Freundschaft der ‚Westlawen‘ nicht beirren.

Die Lächerlichkeit hat unter uns Deutschen noch niemanden getötet, und weder Spott noch Ernst vermag etwas gegen die Verblendung und Unwissenheit, die mit jedem neu erscheinenden volkswirtschaftlichen und staatsrechtlichen Werk über Österreich nur noch dicker und undurchdringlicher wird. Man will im Reiche die Wahrheit nicht hören, man fühlt sich ohnedem getränkt, daß alle Welt ringsum der aller Welt ringsum entgegengebrachten deutschen kosmopolischen Liebe so wenig Gegenliebe zuträgt, und möchte aus dem Reiche des Bundesgenossen nur Angenehmes vernehmen. So haben denn die Rosenmaler ein breites Publikum. Ohnmächtig ist demgegenüber die Wahrheit, dennoch muß sie pflichtgemäß auf die Tschechen verweisen. Und eine der wichtigsten, weil aufschlußreichsten Tatsachen ist die Prager Pfingstkundgebung. Sie lehrt, daß die Gesamtheit des tschechischen Volkes von den Stimmungen beherrscht ist, die in den Handlungen der tschechischen Brigaden zum Ausdruck kam, daß alle Tschechen ohne Ausnahme die volle tschechische Staatlichkeit anstreben und daß beinahe alle ohne gewichtige Ausnahmen die Erreichung des tschechischen Staates von einem Sieg der Entente erhoffen. Freilich haben tschechische Abgeordnete im Reichsrat ohne jede Scheu beides — den Wunsch nach dem vollständig unabhängigen tschechischen Staat und die Hoffnung, ihn auf dem Weltfriedenskongreß zu erreichen — wiederholt in der feierlichsten Form ausgesprochen. Die Dreitönigs-Erklärung ist die programmatische Formulierung dieser Anschauungen. Gleichwohl hat Czernin noch vor kurzem versucht, die Welt irre zu führen, indem er einen Gegensatz der Meinungen zwischen den Führern des tschechischen Volkes und diesem selbst behauptete, einen Gegensatz, der nie bestanden hat. Wer heute solche Behauptungen zu wiederholen wagte, den zeigt die Prager Kundgebung Lügner: in ihr war nichts Gemachtes, sie war wirklich ein seelischer Erguß der Volksgesamtheit. Ueberdies hat sie unzweifelhaft dargetan, daß der Panlawismus keineswegs tot ist, was ja auch bloß einige akademische Kinder in Deutschland glauben, sondern daß er in voller Kraft lebt und eben daran ist, sich in der für Mitteleuropa

gefährlichsten Form des Austroslawismus zu betätigen. Er ergänzt sich übrigens durch die italienische Bundesgenossenschaft. Die Prager slawisch-italienische Verbrüderung, an der nahezu alle österreichisch-italienischen Abgeordneten, namentlich die durch die erlittenen Verfolgungen tief empörten Welschtiroler teilnahmen, hat die römische bekräftigt und wird sich demnächst in parlamentarische Tat umsetzen.

Man hat den Staatsbildungsplänen der Tschechen Doppelzüngigkeit und Zwiespältigkeit vorgehalten — mit Recht, insofern sie im Namen des historischen böhmischen Staatsrechts, im Namen der Anteilbarkeit der ehemaligen Länder der böhmischen Krone die Unterwerfung von 3,5 Millionen Deutschen unter die tschechische Staatsgewalt, und andererseits im Namen des demokratischen Selbstbestimmungsrechts die Angliederung von 2,5 bis 3 Millionen Slowaken heischen, die nach historischem Staatsrecht von je und je zu Ungarn gehört haben. Allein der moralische Einwand gegen ein Programm ist nur dann wirkungsvoll, wenn die seinen Forderungen zugrunde liegende Unsittlichkeit auch im eigenen Volke empfunden wird und die Geister spaltet. Das ist jedoch hier durchaus nicht der Fall. Noch niemals haben sich die Tschechen so einig um eine gemeinsame Fahne geschart. Die demokratische Beimengung des Programms gewinnt ihm alle fortschrittlich gerichteten Elemente, namentlich die tschechischen Sozialdemokraten. Demokratie ist ein Zauberwort, das alle Zweifel beschwichtigt, alle Einwände entwaffnet. Im künftigen demokratischen tschechischen Staate kann es doch kein Unrecht, keine Vergewaltigung geben, also dürfen es sich die tschechischen Sozialdemokraten ersparen, über eine etwa den 3,5 Millionen Sudetendeutschen im böhmischen Zukunftsstaate zu gewährende Autonomie nachzugrübeln. Sie wäre auch bei der geographischen Lage ihrer Siedlungen vom Standpunkt des böhmischen Einheitsstaates allzu gefährlich. Umgekehrt versteht sich vom demokratischen Gesichtspunkt des Selbstbestimmungsrechts aus die Loslösung der Slowaken aus dem ungarischen Staatsverbande und ihre Eingliederung in den böhmischen Staatsverband von selbst.

Wenn jedoch der demokratische Einschlag des Programms alle freiheitlichen Parteien in den Bann schlägt, so kommt das ‚historische Staatsrecht‘ nicht bloß den ältesten Überlieferungen der tschechischen Politik entgegen, es gewährt zugleich dem tschechischen Imperialismus die weitestgehenden Hoffnungen. In seinem Sinne erklärt der erste Führer des tschechischen Volks und dessen ‚Märtyrer‘, Kramarsch, die Sudetendeutschen als Feinde, als Eindringlinge auf böhmischem Boden, denen man schon deshalb keine Autonomie einräumen könne, weil sie kein eigenständiges Recht besäßen. Das Programm der Entnationalisierung wird in einem Atem mit dem Programm des gleichen Rechts verkündet und ist ebenso ernst gemeint, entspricht ebenso den ältesten Hahninstinkten gegen die deutschen Landesgenossen, wie dieses eine leere Phrase bedeutet. Natürlich gehen die Pläne des tschechischen Imperialismus, wie sie die tschechischen Zeitschriften seit Jahr und Tag unausgesetzt erörtern, noch viel weiter. Sie verlangen, übrigens in Übereinstimmung mit französischen Weltaufteilungsplänen, die Schaffung eines ‚Korridors‘, der mitten durch madsjarisches und deutsches Gebiet laufend die Slowakei mit dem zu

gründenden südslawischen Reich verbinden soll, sie fordern die Angliederung der Lausitz, des Gebiets von Glatz, ja von ganz Preußisch-Schlesien. Das klingt reichlich ausschweifend, allein gerade der letztgenannte ausschweifendste Gedanke hat alle Aussicht, ein ‚austropolnisches‘ Programm zu werden, wenn etwa im Sinne der austropolnischen Lösung Kongregpolen an Österreich angeschlossen wird, wo dann tschechische und polnische Begehrlichkeiten, die auf Preußisch-Schlesien gerichtet sind, sich mit gewissen, aus Maria Theresias Zeit herflammenden Erinnerungen zu holden Gedanken- und Gefühlsharmonie verschmelzen dürften.

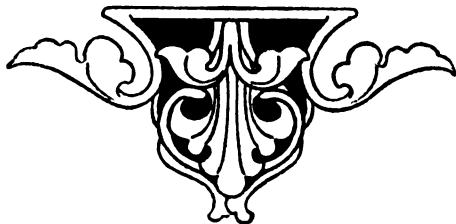
Was ist denn überhaupt an diesen Plänen der Tschechen Phantastisches? Sie sind, das sagen ja ihre Urheber unverblümt, im Hinblick auf den Sieg der Entente entworfen und mit den Zukunftsabsichten der Ententestaatsmänner, mit ihren Plänen, Deutschland und Österreich-Ungarn aufzuteilen, stehen sie zweifellos im Einklang. Je mehr das deutsche Volk zerstückelt wird, je mehr von deutscher Kraft durch Einverleibung deutscher Gebiete in fremde Staaten gebunden wird, um so sicherer erhebt sich der Bau der französischen und englischen Macht. Gelangt indes die Entente nicht zum Siege? Auch dann wird die Politik, welche die Tschechen jetzt im Kriege verfolgen, der Gestaltung ihrer künftigen Geschicke nur förderlich sein. Sie haben sich durch ihre Brigaden, durch ihre drohenden Rundgebungen, durch ihre enge Verbindung mit den Westmächten den Wiener Machthabern furchtbar gemacht. Der Austroslawismus war immer das zweite Geleise der Wiener Politik, wie er auch das zweite Geleise der tschechischen Politik ist, falls sie die Wege des Panlawismus und Ententismus ungangbar findet. Kramarsch bildet in seiner Lebensgeschichte die Verkörperung beider Richtungen. Furcht also und die in Wien stets rege Besorgnis, von Deutschland nicht allzu abhängig zu scheinen, werden mit verdoppelter Kraft zu einer Annäherung an die Tschechen drängen. Diesen Drang aber zur unwiderstehlichen Nötigung zu erheben, wäre die austropolnische Lösung, die Stiftung des austro-polnisch-ungarischen Dreireichs das unfehlbare Mittel. Sie würde eine ungeheuere slawische Mehrheit des Gesamtreichs schaffen, und dieser die Polen als die zahlenstärkste, politisch entwickeltste Nation zur unbedingten Führerin geben. Schon heute umbuhlen sie madjarische leitende Politiker als die künftig entscheidende Macht im Habsburger Reiche. Zwischen Tschechen und Polen ist aber das engste Bündnis auch abgesehen von allen panlawistischen Strömungen, von aller tschechischen und allpolnischen Russophobie durch die Gemeinsamkeit der Zukunftswünsche und Ziele gegeben. Die Polen haben, zumal in Österreich, wo sie kein Blatt vor den Mund nehmen, nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie den Anschluß an Österreich-Ungarn lediglich anstreben, um für die Eroberung Danzigs, Posen und Oberschlesiens die Bajonette der österreichisch-ungarischen Völker zur Verfügung zu haben. Schon in der Vorbereitungszeit des mitteleuropäischen Krieges, den eine austropolnische Lösung unausbleiblich macht, würde die Politik beider Völker fraglos ineinanderarbeiten, würde die alte polnisch-französische Freundschaft die Prager Ententefeste prächtig ergänzen, würde die

preußisch-polnische Irredenta neben ihrem natürlichen Zentrum in Warschau und Kralau, durch Vermittlung der tschechischen Abgeordneten den kräftigsten Resonanzboden im Wiener Abgeordnetenhaus finden. Und wehrlos würde dem selbst der bundestreueste, vertragsfrommste Wiener Außenminister gegenüberstehen. Auf wen sollte er sich zur Abwehr des slawischen Blocks von gut 38 Millionen stützen? Auf die knapp 10 Millionen Deutsch-Österreicher? Noch weniger als heute wird es in Zukunft möglich sein, die Außenpolitik in einer der überwältigenden Mehrheit der Reichsangehörigen nicht genehmen Richtung zu steuern.

Ist es nicht trotz alledem bare Torheit, wenn eine so kleine Nation wie die Tschechen in ihre Zukunftsstaatspläne den Gedanken einschließt, 3,5 Millionen des zahlreichsten und rassenmächtigsten Volkes Europas zu beherrschen und national zu vergewaltigen, besonders da doch gerade die Deutschböhmern stets stärkere Abwehrkraft erwiesen haben und ihre Siedelungen mit denen ihrer Volksgenossen im Reiche in ununterbrochenem und engstem Zusammenhange stehen? Was die Tschechen einzig mit Annahmung eines solchen Vorhabens erfüllen kann, ist der Vergleich ihrer nationalpolitischen Entwicklungshöhe mit der der Deutschösterreicher. Die Tschechen sind unstreitig heute schon eine ‚Staatsnation‘. Sie haben den tschechischen Staat in geistiger, wirtschaftlicher, kultureller Organisation innerlich voll ausgebaut, nur fehlt noch sein äußeres Gehäuse. Das innere Feuer dieser tschechischen Staatsgesinnung bildet ein geistiges Leben, eine Literatur, die von den Tagen der Erweckung her, durchaus mit Kampf und Haß gegen das Deutschtum gefättigt, mit einem alle Lebenskräfte umfassenden Nationalismus und Chauvinismus durchtränkt ist, der bis in die entlegensten, aller Politik sonst entrückten Gebiete des wissenschaftlichen Denken und ästhetischen Schaffens reicht, der sich auch die persönlichsten Gefühle und ihren lyrischen Ausdruck untertan macht. Das tschechische wissenschaftliche und schöngeistige Schrifttum, nirgends vom Genie gesegnet, nirgends über das gute europäische Mittelmaß hinausragend, auch im Umfange beschränkt, eben darum aber auch von dem Durchschnittsgebildeten, ja selbst von den begabteren Söhnen des Volks erfassbar, ist durch eine unermüdlige, zugleich nationale und kulturelle Propaganda in erstaunlich breite Schichten hinausgetragen, und wird gerade um seiner engen Verquickung mit dem nationalen Selbstbewußtsein mit heißer Liebe umfassen. Auch der tschechische Arbeiter, wenn er zur Bildung emporsteigt, muß an dem geistigen Klima dieser Literatur zum glühenden Nationalisten werden. Von hier aus wird dann das Nationale zur alles umschließenden, alles gestaltenden, zur unentzinnbaren Lebensmacht. Und alle äußeren Bildungen des tschechischen Daseins sind rein national. National ist die Schule, von der Volksschule bis zur Universität, tschechisch wie die französische französisch ist. Die eingebildeten oder wahren Großtaten und Leiden der tschechischen Geschichte bilden den Mittelpunkt des Unterrichts, der von Österreich und seiner dynastischen Legende nichts weiß. National ist die tschechische Priesterschaft vom Kaplan bis zum Domkapitel, national fühlen und handeln die Beamten, die vom österreichischen Staate nur den Gehalt, vom tschechischen Volke aber den inneren Beruf und Auftrag empfangen und auch im Ministerjessel ausschließlich

Diener ihres Volkes bleiben. National endlich sind nicht minder alle wirtschaftlichen Einrichtungen und Körperschaften von den Banken bis zu den Handwerksinnungen. So steht der tschechische Staat mitten im österreichischen Staate fertig da. . .“

Als Rettung schwebt dem Verfasser eine demokratische Neuordnung Österreichs vor, „die, indem sie den Deutschen das höchste Maß von Selbstverwaltung und Selbständigkeit verleiht, in die eigenen Hände die Gestaltung ihrer Zukunft legt, sie vor den feindlichen Schickungen zu bewahren vermag, die in der überwiegend slawischen Monarchie ihrer sonst unentziehbar harten“. Zu diesen und anderen hier nicht wiedergegebenen Sätzen, die nur im Zusammenhange richtig verstanden werden können, dann aber einer gründlichen und kritischen Beleuchtung gewürdigt werden müßten, will ich heute nicht Stellung nehmen. Sie sind ganz gewiß nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Nur den Eindruck kann ich dabei nicht zurückdrängen: die Mittel und Wege, die Karl Leuthner vorschlägt, wären an sich nicht von der Hand zu weisen; aber ein Versuch mit ihnen würde weit weniger Gefahren bergen, weit größere Ausichten eröffnen, wenn der überwiegende Teil der deutschen Sozialdemokraten Österreichs so nationaldeutsch, der slawischen so gerecht fühlte und dächte, wie — Karl Leuthner.





## Englands Genid

Der Ausfall der russischen Weltmacht, führt Dr. Paul Lensch in der „Glocke“ aus, bedeutet zunächst nur ein automatisches Anwachsen der englischen Weltmacht: „Gebiete wie Persien, die bisher zwischen beiden Räubern geteilt werden sollten, würden nunmehr ungeteilt den Engländern zum Opfer fallen; ebenso würde es Länder geben, die zwischen den beiden Weltreichen eine schwankende Existenz geführt haben und in der Hauptsache ihre bisherige Unabhängigkeit dem Konkurrenzneid der beiden Großen zu verdanken hatten. Zu solchen Ländern könnte man Afghanistan rechnen. Bliebe es in diesen Gebieten lediglich bei dem Ausfall der russischen Macht, so träte der übriggebliebene Konkurrent ganz von selber als glücklicher Erbe an seinen Platz. Die deutschen Siege über Rußland würden sich als genau so viele englische Siege über Rußland entpuppen.“

Aber es gibt ein Radikalmittel dagegen — England muß am Genid gepackt werden! „Vor reichlich hundert Jahren konnte Napoleon seine Expedition nach Ägypten nur um den Preis einer völligen Preisgabe seiner Verbindungen mit der Heimat wagen. Für Deutschland wäre eine solche Expedition nach den Friedensschlüssen im Osten und nach der Vertreibung der Engländer vom Kontinent und den Friedensschlüssen mit Italien und Frankreich eine verhältnismäßig leichte und sichere Unternehmung. Die Verbindungen mit der Heimat wären jedenfalls besser und schneller als die Verbindungen

Englands. Hier hätten wir eine ununterbrochene und feste Landverbindung, dort den langen, durch U-Boote gefährdeten Umweg zur See über Gibraltar. Und diese potentielle Möglichkeit würde militärische Wirklichkeit werden müssen, falls England nach wie vor — selbst unter dem vorausgesetzten ‚schlimmsten Fall‘ — den Frieden ablehnen würde. Den Verlust des Kanals von Suez und Ägyptens aber könnte das alte England nicht riskieren, ohne die geographischen Grundlagen seiner bisherigen Weltstellung zertrümmert zu sehen. Hier in Suez schlägt wirklich das Herz des Riesenreiches, hier liegt, wie Bismarck sich ausdrückte, das englische Genid. Die Verbindung mit Indien wäre wieder auf den Weg über das Kap der Guten Hoffnung zurückgeworfen, eine Kasse, für die die modernen Dampfer mit ihren Raumbispositionen überhaupt nicht eingerichtet sind.“

\*

## Traumwandler und Märtyrer

Der Verein tschechischer Professoren hat den Beschluß gefaßt, die polnische Sprache als obligatorisches Unterrichtsfach an den böhmischen Schulen einzuführen und besondere Schritte zu unternehmen, um den Beschluß, trotz des dagegen sich geltend machenden Widerstandes, energisch durchzusetzen. Die Annäherungsbestrebungen der Tschechen an die Polen haben damit ihren sichtbaren Ausdruck gefunden, sie werden zu gelegener Zeit auch unverhüllte Segenliebe bei den Polen

finden, obwohl diese vorläufig noch ihre geheime etwas zurückhalten, denn erst müssen sie ihr eigenes polnisches Schäfchen ins trodene gebracht haben.

Auch eines der vielen Anzeichen, die alle — „zwangsläufig“! — in die gleiche Richtung weisen. Masche knüpft sich an Masche zu dem neuen Netzwerke, das dem blöden deutschen Traumwandler eines günstigen Tages über den Nacken geworfen werden soll. Noch stehen wir in mörderischem Daseinskampfe gegen die allbritische, angelsächsische Eintreibung, und schon wird munter und mit deutscher Duldung, ja Hilfe, an der neuen, allslawischen Kette gehämmert!

Alle Welt sieht's und hört's und lacht sich schadenfroh ins Häufchen, — nur der, den's am nächsten angeht, hört und sieht nichts davon. Oder will's nicht in seiner bald ruchlosen Querköpfigkeit! Lieber fällt er im Traum: „Völkerbund ... Versöhnung ... Allerweltsfrieden ... Selbstbestimmung der Völker ... offene Tür“ ... Bums! Da liegt er schon draußen und reibt sich stöhnend die verschlafenen Augen. Und wird ein nächstes Mal froh sein dürfen, wenn er mit dem nackten Leben, ob auch mit zerschundenen Gliedern, davontommt. Dann aber nicht in der erträumten „demokratischen“ Freiheit mit dem „demokratischen“ Selbstbestimmungsrecht, sondern als geduldeter Arbeitsklave, sei's nun als Allerweltschulmeister, oder als Bierwirt, Kellner, Friseur. Immer aber ganz selbstverständlich als Söldner, der den anderen ihre Händel mit seiner Habe und Haut auszutragen und auszubaden hat. So ist's schon einmal gewesen und so kann es einmal auch wieder kommen. Der Schlauberger kann sich ja schließlich damit trösten, daß seine Theorie und Wissenschaft einen glänzenden Triumph gefeiert hat. Denn war es doch Nietzsche, der die Lehre von der „Wiederkunft aller Dinge“ verkündet hat. Ein Märtyrer der Wissenschaft also — ist das nicht das höchste der Gefühle? — Derer, denen es — auch im Traume — nicht einfallen würde, sich freiwillig dazu herzugeben. Gr.

\*

## Lichnowsky-Einfluß

Das „Berliner Tageblatt“ hatte behauptet, Fürst Lichnowsky habe seine Denkschrift nicht verbreitet wissen wollen, er habe im November 1914 in einem Schreiben an den Leiter des „Berliner Tageblattes“ die Notwendigkeit der Einheit des deutschen Volkes betont und zugesichert, er werde sich während des Krieges passiv verhalten. Demgegenüber erklärt in der „Münchener Zeitung“ deren Leiter:

„Ich weiß und kann beweisen, daß der verwirrende und entmutigende, unheilvolle Einfluß des Fürsten Lichnowsky lange vor Bekanntwerden seiner Denkschrift sich in der deutschen Politik bemerkbar gemacht hat, daß dieser Einfluß, und zwar ausgeübt mit den gleichen Gründen, wie sie in der Denkschrift angeführt werden, insbesondere mit der Lichnowsky'schen Behauptung von der Schuldlosigkeit Englands am Kriege, nicht nur die Haltung des Berliner Tageblattes' mitbestimmt hat (was wegen der sowieso vorhandenen, bekannten internationalen Tendenz dieses Blattes nicht von großem Belang gewesen sein mag), sondern daß auch die ganze Politik mindestens noch eines anderen großen und beachteten deutschen Blattes durch diesen Einfluß Lichnowsky's bestimmt worden ist, und zwar kann ich das aus einer Unterredung mit dem Verleger dieses Blattes im Jahre 1915 feststellen. Es ist also nicht wahr, daß Fürst Lichnowsky sich ‚ganz passiv‘ verhalten hat.“

\*

## Japans großer Schlag

Die japanisch-chinesische Konvention, schreibt Graf Reventlow, macht China tatsächlich zum Objekt Japans, nimmt ihm nicht nur die schon bislang sehr bescheiden vorhandene Unabhängigkeit, sondern auch die Selbständigkeit. Die Chinesen haben sich verpflichtet, japanische Militärtransporte, wo und wohin auch immer, zu dulden, ja zu fördern, japanische Garnisonen ebenfalls, wo es immer den Japanern paßt. Die Konvention



spricht ausdrücklich von den Bauten, die dazu auf chinesischem Boden ausgeführt werden würden, von Ingenieuren und anderen Spezialisten, welche Japan liefern werde. „Le Temps“ erwähnt übrigens, daß die Konvention durch Artikel ergänzt werde, welche maritime Abmachungen zwischen den beiden östlichen Mächten enthalten. Mit hin werden die Japaner sich auch das Benutzungs- und Garnisonsrecht in chinesischen Häfen gesichert haben.

In Washington und London weiß man gut genug, was solche Abkommen mit Versprechen „späterer Räumung“ und auf dem Fuße „völliger Gleichheit“ bedeuten. Ägypten, Marokko, Persien, Afghanistan, Korea, Hawaii, Ruba bezeichnen Unternehmungen, die alle ähnlich eingeleitet worden sind. Es wird den Angelsachsen nicht leicht fallen, zu einem so bösen Spiele, wie es ihnen Japan im fernen Osten spielt, gute Miene zu machen, aber man darf überzeugt sein, daß sie es, vielleicht von einigen publizistischen Ausnahmen abgesehen, tun werden. Daß Rußland an dieser und anderen japanischen Rettungsaktionen, so von Wladiwostok, besonders dankbare Freude haben werde, wird man ebenfalls bezweifeln dürfen.

Japan hat den Augenblick gekommen geglaubt, einen großen Schlag auf dem ostasiatischen Festlande zu machen, und es gibt keine Macht der Welt, die in der Lage wäre, ihm entgegenzutreten. Ubrigens ist ganz auffällig, wie Japan sich für seine großen politischen Aktionen im fernen Osten stets solche Perioden aussucht, in denen die Kriegslage für seine angelsächsischen und anderen Verbündeten sich wenig günstig anläßt.

## Der Rabe die Schelle umgehängt

hat der bayrische Kriegsminister v. Hellingroth. Den Unabhängigen Sozialdemokraten Simon gelüftete es, die Aufmerksamkeit der Abgeordnetenkammer durch eine „Interpellation“ wegen Ausweisung mißliebiger Personen aus Bayern oder deren Verbringung in Zwangsaufenthalt auf die

bewährte vaterländische Tätigkeit seiner Partei und die eigene werthe Person zu lenken. Da kamen sie aber an die falsche oder vielmehr an die richtige Adresse. Der tapfere Bayer forcht sich nit und schidte Herrn Simon und Genossen mit blutiger Abfuhr heim.

„Angeichts der den vaterländischen Interessen zuwiderlaufenden Bestrebungen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei“, erklärte Kriegsminister v. Hellingroth u. a., „erachte ich es für geboten, einer Stärkung dieser Partei während des Krieges mit allen durch das Gesetz mir zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzuarbeiten. Als wirksames Mittel, dem weiteren Umsichgreifen des verderblichen Einflusses der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei vorzubeugen, erwies es sich, jene Parteiangehörigen, die sich durch agitatorische Umtriebe besonders hervortun, aus ihrem bisherigen Wirkungsbereich zu entfernen. Die in der Interpellation beanstandeten Maßnahmen des Stellvertretenden Generalkommandos sind rechtlich unanfechtbar. Es ist ganz natürlich und unvermeidlich, daß Ausweisungen und Zwangsaufenthalt für die Betroffenen eine Härte bedeuten und mit materiellen Schädigungen verbunden sein können. Wenn wir aber solche Maßnahmen anordnen, so handeln wir nur in berechtigter Nothwehr und pflichtgemäß. Wir schätzen uns gegen die Mächenschaften von Leuten, die Vaterland und Kriegsführung mit allen Mitteln zu gefährden bestrebt sind. Da geht es hart auf hart. Weichliche Rücksicht auf einzelne wäre ein Verbrechen gegen die Allgemeinheit.“

Diese Erklärung hat nicht nur den Vorzug erfrischender Ehrlichkeit und Deutlichkeit, sondern auch den unanfechtbarer Wahrheit. Solche Wahrheit würden wir aber auch gern im Deutschen Reichstage vom Regierungstische hören. Als einmal in einem unvergleichlich schwerer liegenden, geradezu erschreckenden Falle ein Versuch gewagt wurde, konnte der unerfrodene Kriegsminister v. Stein kaum einige Sätze sprechen, ohne durch wütendes Toben der Linken, unter wohlwollender Begönnerung der „Mehrheits-

parteien“, überbrüllt zu werden; Herrn v. Capelle ging es nicht viel anders, und die Lage der Reichslanzlerschaft Dr. Michaelis' waren gezählt. Sollte der Fall schon in Vergessenheit geraten sein? Es handelte sich um nichts Geringeres als um erwiesenen Landesverrat, offenkundige Meuterei. Und Führer der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei hatten mit den überführten Landesverrättern und Meutern enge Gemeinschaft gepflogen!

Gr.

## Volksrat für auswärtige Interessen

Diese Besorgnis gewisser Reichstagsherren, der Hetman Stokopadski, dessen Verständigkeit günstig für unsere vertragsmäßigen Forderungen ist, könnte heimlich eingeseht von Deutschland sein! Unnötige Befürchtung; wir dürften diese argusaugigen Oberzensoren unseres bissel Politik ruhig zu ihrem Obergeliebten nach Washington exportieren, wo sie — Kuba, Panama, Nicaragua — besser begründete Beschäftigung fänden!

Und so die immer gleiche Leier! Diese Angst, daß der verkorkte Friede von Brest-Litowsk loskomme von seiner feigen Doppelzüngigkeit, daß man ihn offen und ehrlich säubere und die Balten und Esten von ihren hingeschleppten dringenden Wünschen und Sorgen bald erlöse! Dagegen diese nie gekannte Steuerfreudigkeit, daß nur Deutschland nicht etwa Nationen, die gegen uns planende Arglist fannen und uns verrietten, zu belasten brauche.

Wahrhaftig, nach manchen Parteihähnen und Teilbestrebungen wäre der Ausdruck nicht zu hart: Deutsche Volksvertretung für die auswärtigen Interessen. Wäre der Staatsmann des belgischen „Unrechts“ im Amt, so hätte er diese Bezeichnung vielleicht auch unschuldig willkommen geheißt. Das deutsche Volk hat natürlich nichts damit zu tun, es muß nur herkömmlich zu allen Gehim- und Herzfehlern des Parlamentarismus den Namen geben.

ed. h.

## Das unglückliche Land

Wer zur Zeit der rumänischen Neutralität dort im Lande war, konnte als einen Hauptgrund der Stimmungen für das zarische Rußland und gegen die Mittelmächte die Voraussicht hören, daß die letzteren von Rumänien die sog. Erteilung der Rechte an die Juden fordern würden. Nun, da der Friede zur Erörterung steht, verfehlt denn auch nicht ein Teil der internationalen Federn, den Hauptpunkt aus dieser Frage zu machen, mittels der eigenen Darstellung und mittels dessen, was sie in Interviews die befragten amtlichen Persönlichkeiten dartun lassen. So auch in der an sich keineswegs jüdischen, aber mit regsamem und horchsamem jüdischen Mitarbeitern aller möglichen geographischen Herkunft versehenen „Neuen Zürcher Zeitung“, wo denn nach beliebter Gewohnheit das nicht so glatte Vorangehen der jüdischen Wünsche mit dem politischen Schicksal des Landes durch-einandergebracht und gleichgesetzt wird. Graf Czernin habe sich der jüdischen Sache mit großem Eifer angenommen und auch wohl die deutschen Unterhändler mitgezogen, ja sie vorzuschieben gewußt, aber inzwischen haben der rumänische Antisemitismus und dessen „Einsflüsterungen“ doch wieder mehr Boden gewonnen. „So gestaltet sich die Lage in diesem unglücklichen Lande zu einem politischen Unglück, wie es in kaum irgendeinem andern Staate in diesem Maße vorhanden sein dürfte“ („N. Z. Z., 1. Mai).

Der Vergleich mit den andern Staaten, wer da besitzend und herrschend regiert, ist ja richtig.

F.

## Ein Moskauer „Genosse“ gegen den „Vorwärts“

In der sozialdemokratischen „Internationalen Korrespondenz“ schildert ein Brief aus Moskau die Zustände in Rußland unter sozialdemokratischer Herrschaft. Ein grauenvolles, trostloses Bild, — ein Höllentrachen klafft uns entgegen. Willige Geseß- und Rechtlosigkeit des Eigentums wie der Person; soweit die Macht der Bajonette reicht,

blutige Willkür und Gewaltherrschaft; Verwüstung, Brachlegung des Grund und Bodens, Ruin des Handels und Verkehrs, der Industrie und Geldwirtschaft. Und über allem das Gespenst wirklicher Hungersnot. „Jedermann, auch die arme Bevölkerung, hat nur den einen Wunsch, von diesem Schreckensregiment erlöst zu werden . . . Inzwischen höre ich mit Erstaunen von dem scharfen Protest des ‚Vorwärts‘ wegen Estland und Livland. Wenn er nur wüßte, wie falsch seine Voraussetzung ist, daß es in Rußland irgendeine Regelung gäbe, die in der Lage wäre, Vereinbarungen zu treffen oder getroffene Vereinbarungen zu halten. Sie wissen ganz gut, wie wenig imperialistisch ich gestimmt bin und wie starke Abneigung ich gegen den Gewinn von Land mit fremdsprachiger Bevölkerung hege. Aber was hier vorgeht und was sich hier noch zusammenbraut, ist so furchtbar, daß man jedem Lande nur Glück wünschen kann, wenn wir es davor retten, mit in diesen Herentkessel hineinzukommen . . .“

Selbst in Moskau also haben sie keinen sehnlicheren Wunsch, als von ihrer Hölle herrschaft „erlöst“ zu werden, — der „Vorwärts“ aber mit Genossen (Scheidemann an der Spitze!) wollen auch die nichtrussische Bevölkerung Livlands und Estlands an diese russische Herrschaft ausliefern! Und das darf sich „Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie“ nennen, wo doch das Liebesgirren schon den Moskowiter in „Erstaunen“ setzt! Gr.

## Russischer als russisch

Se unverschämter, schreibt die „Deutsche Politik“, das Rabattenministerium in der Ukraine moskophile Tendenzen in die Verwaltung hineinbringt, um so wichtiger ist es, daß deutscherseits dem ukrainischen Volke zum Bewußtsein gebracht wird, daß Deutschland ein starkes Interesse an der ukrainischen Selbständigkeit besitzt. Die Rede des deutschen Vertreters in Kiew, Botschafters Baron Mumm, in der auf die Notwendigkeit demokratischer Reformen in poli-

tischer, agrarpolitischer und kultureller Hinsicht hingewiesen wurde, ist daher ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß wenigstens an dieser Stelle die Bedeutsamkeit des ukrainischen Problems für Deutschland richtig eingeschätzt wird. Um so bedauerlicher ist es, daß die offiziöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ aus Kiew Korrespondenzen erhält, aus denen unverschämter Moskowiter Geist hervorlugt. Glaubt man wirklich damit „moralische Eroberungen“ machen zu können? Wird nicht vielmehr dem Mißtrauen der Ukrainer, daß Deutschland den labettischen Kurs der Hetmann-Regierung stütze, neue Nahrung zugeführt? Nach solchen Leistungen wird der Stochseufzer eines ukrainischen Patrioten verständlich, der kürzlich sich verwunderte, daß die deutsche Presse mit Vorliebe Vertreter nach Kiew schide, die russischer seien selbst als das dort amtierende Rabattenministerium.

## Krim und Basewalt

Ein Freund der „Deutschen Zeitung“ schreibt aus der Krim zu dem in der „Rundschau“ des letzten Türmerfestes („Großfürst Nikolai Nikolajewitsch“) wiedergegebenen Aufsatz:

„So müßte es sein. — Und wie ist es in Wirklichkeit?

Strenger Befehl, die russischen Herrschaften, die alle in Dulder sitzen, darunter die alte Dänin, als Zivilpersonen zu behandeln und auf eine Meile Umkreis nicht in ihre Nähe zu kommen. Nur muß öfters angefragt werden, ob sie auch genügend zu leben hätten.

Großfürst Nikolaus hat sich jeden Anblick eines Deutschen höflich verboten. Alle werden behandelt wie Reichsfürsten. Eine deutsche Schutzwache, die ihnen von der Regierung angeboten wurde, lehnten sie ab.

Öfters muß der Haushofmeister, Baron Stael, befragt werden, ob die Herrschaften noch genügend Geld haben.“

Dies und noch einiges mehr, was so nach und nach aus der Krim zu uns durchsickert, war ja so sicher zu erwarten, daß ich mit wirklich nichts auf meine „Propphetengabe“ ein-

jubilieren brauche, weil ich in einem kleinen Nachsatz zu den Ausführungen des Verfassers schonend auf eine Enttäuschung seiner (an sich ja nur selbstverständlichen) Erwartungen vorbereitet habe. Die in der Krim kennen sich aus, — „in Pasewalk sind wir noch nicht so weit“ ... Gr.

## Anschluß Livlands und Estlands — keine andere Lösung

In wohlthuendem Gegensatz zu den unerantwortlichen, leider aber immer noch gebuldeten Quertreibereien des auch katholischen Herrn Erzberger fordert das führende rheinische Zentrumsblatt, die „Köln. Volkszeitung“, mit aller Entschiedenheit die Anerkennung der Loslösung Livlands und Estlands von Rußland und ihren festen Anschluß an das Deutsche Reich:

„In Deutschland wird die nunmehr abgeschlossene Tatsache der Loslösung der baltischen Lande von Rußland und ihre feste Angliederung an das Deutsche Reich fraglos überall, wo man die nationale Seite der Frage ebenso einzuschätzen weiß, wie die hochbedeutende wirtschaftliche, mit Freude und Genugtuung aufgenommen werden. War in früheren Zeiten das Verständnis für baltische Dinge begreiflicherweise kein großes, überwog die Rücksichtnahme auf das gutnachbarliche Verhältnis zum großen Oststaat, so haben sich die Zeiten nunmehr völlig geändert, und die mehr links stehenden Parteien und deren Presse bis tief hinein in das sozialdemokratische Lager sind in dem Gedanken einig, daß es eine andere Lösung als die nun ausgesprochene nicht gibt.“

## Ein Sozialdemokrat über die „baltischen Barone“

Was haben unsere „demokratischen“ Einpeitscher aus diesen „Baronen“ alles gemacht! Einen wahren Popanz aus dem finsternen Mittelalter, den Inbegriff alles „Reaktionären“, geschworene Feinde aller freiheitlichen Entwicklung und Kultur! Und nun schreibt der von einer Estlandreise

zurückgekehrte sozialdemokratische Politiker Ernst Seilmann in der sozialdemokratischen „Internationalen Korrespondenz“:

„Die stärkste Überraschung unserer Estlandreise waren für mich die ‚baltischen Barone‘. Sie widersprachen durchaus der Vorstellung, die man sich nach deutschen Zeitungen von ihnen machen mußte. Es sind keine ostelbischen Großgrundbesitzer, die vielleicht der Zeit der Leibeigenschaft noch näher stehen als unsere udermärktischen Granden, sondern durchweg Intellektuelle und Ästheten. Die Zeit, die ihnen die Bewirtschaftung ihrer Güter ließ, haben sie geistigen Interessen zugewandt. Die sehr schweren Zeiten des Druckes der russischen Reaktion unter Alexander III. und Nikolaus II. haben sie nicht revolutionär gestimmt, ... haben sie aber doch freiheitlichen Gedanken zugänglich gemacht. Sie haben gar nichts mehr von dem hornierten Junkerbüchel ... Alles Schneidige, Junkerliche, Gardemächtige fehlt diesen baltischen Baronen vollkommen. Sie tragen zum Teil, ohne es zu wissen, ausgefranzte Hosen und zerbeulte Hüte. Die Balken untereinander lassen übrigens meist die Adelstitel fort. Irgendeine Ständescheidung zwischen Großgrundbesitzern, deutschen Kaufleuten oder Angehörigen der gelehrten Berufe ist unbekannt.“

## Wem folgen sie?

Die Flamen fragen uns: Erzberger sagt: Belgien ist der Liebling der Welt. Karl Marx sagt: Belgien ist die Hölle der Arbeiter und das Paradies der Kapitalisten. Folgt die deutsche Sozialdemokratie Erzberger oder Marx?

„Die Glocke“ vom 30. März 1918.

## Krieg und Recht

„Das Recht muß herrschen“, sagten schon die alten Römer, und das sagen auch die modernen Weltbeherrscher, die angelsächsischen Machthaber hüben wie drüben des großen Reiches. Sie verschweigen natürlich, wie das Recht beschaffen sein würde, das sie

meinen, sondern reden nur immer davon, daß erst der (preußisch-deutsche) Militarismus aus der Welt geschafft sein müsse, damit Recht überhaupt im Völkerverleben Geltung erlangen könne. Alle Rechtsbegriffe sind aber in ihrem Wesen subjektiv und unfachlich in ihrem Ursprung. Es wird immer, solange es persönlichen und völkischen Egoismus als Eier für sich selbst und Beschränktheit in sich selbst gibt, das ganz ehrlich als Recht empfunden werden, was dem egoistisch befangenen persönlichen und völkischen Interesse entspringt. Treffend kennzeichnet Johannes Müller den Zustand, in den die Welt geraten würde, wenn die angelsächsisch-amerikanische Rechtsauffassung nach dem Kriege zur Geltung gelangte. Er wundert sich in einem im zehnten Kriegsheft der „Grünen Blätter“ erschienenen Aufsatz „Zwischen Krieg und Frieden“ über unsere Pazifisten, die sich von Amerika her einreden ließen, mit der Abschaffung des Militarismus und Marinismus wäre die Macht entthront und das Recht zur Herrschaft gekommen. „Haben sie denn noch nicht bemerkt“, ruft er aus, „daß es in diesem Kriege gar nicht um politische Macht geht, sondern vielmehr um die wirtschaftliche Diktatur des angelsächsischen Kapitals, um die Geldweltherrschaft Amerikas, daß uns die brutale Autokratie Wilsons, gegenüber der die zaristische patriarchalisch war, ein Vorpiel der pazifistischen Epoche gibt, wo das Recht überhaupt von der Macht völlig verschlungen sein wird. Jetzt schon stehen doch alle Machtformen, die es in der Welt gibt, auch die geistigen Mächte, unter der Herrschaft des Geldes, werden aber noch geschützt durch die Traditionen, die aus einer Zeit stammen, in der das Geld noch nicht alles war . . . Solange nicht die sinnliche und geistige Macht dieser Welt durch die seelische und göttliche Macht, die Recht atmet und Wahrheit ausstrahlt, überwunden, dienstbar gemacht und beseelet ist, wird immer Macht vor Recht gehen, und alle Versuche der Menschen, das Völkerverleben auf Recht zu begründen, werden es immer mit eiserner Notwendigkeit der ver Gewaltigenden Macht ausliefern.“ O. E.

## Zum Blutabzeichen

Das Verwundetenabzeichen, das „Blutabzeichen“, macht nun nicht, wie es erst den Anschein hatte, einen Unterschied zwischen Schwer- und Leichtverwundeten. Der Begriff der Bestimmung war wohl zu dehnbar, hätte wohl zu Mißbilligkeiten geführt, hätte vielleicht gar Mißtrauen zwischen Offizier und Mann säen können, weil Begünstigungen nicht ausgeschlossen waren. Das ist nun glücklich vermieden. Warum aber macht man nun einen Unterschied nach der Zahl der Verwundungen? Das ist an sich zwar eine klare, aber dennoch eine recht äußerliche Unterscheidung, die freilich außerdem eine ähnliche Gefahr in sich birgt. Denn dann bekommt der, der bei seiner ersten Verwundung zum blinden Krüppel für sein ganzes Leben wurde, die niederste, der aber, der zwar fünfmal, aber nur leicht verwundet, seine volle Gesundheit wiedererlangte, die höchste Auszeichnung. Warum dies? Ist diese Art der Verteilung gerechtfertigt? Uns scheint, daß dies bei den Schwergesunden, die zeltlebens am härtesten getroffen sind, bitteren Unmut erwecken muß! Es ist keiner an der Art wie an der Zahl seiner Verwundung schuld. Alle boten dem Feind die Brust. Sie gaben alle ihr Blut. Sie waren alle bereit zu bluten, zu leiden, zu dulden. Es ist hier kein Unterschied. Nur das „feindliche“ Blei machte zufällig einen solchen. So gebührt ihnen allen gleiche Achtung und gleiche Ehre. Und darum sollte es heißen: Ein Blutabzeichen für alle! W. Kl.

## Das Hohenlohe-Geheimnis

Ein Mitarbeiter sendet uns folgende Mitteilungen, zu deren Wiedergabe wir uns aus öffentlichem Interesse verpflichtet fühlen:

Für die Berliner Finanzwelt und die weitesten Kreise, die damit zusammenhängen, hat sich ein äußerst bedeutames Ereignis vollzogen: die Trennung des Finanzkonzerns des Fürsten Christian Raft zu Hohenlohe von der Deutschen Bank. Man wird sich erinnern, daß die rastlose und überaus erfolgreiche Geschäftstätigkeit des Fürsten Hendel

Donnersmard eines Tages auch die Fürsten Hohenlohe und Fürstenberg auf den Plan rief, die sich mit Feuereifer auf allen möglichen kommerziellen Gebieten zu betätigen begannen. Leider aber waren ihre Unternehmungen durchaus nicht von dem gleichen Glück begünstigt. Ein Mißerfolg reihte sich vielmehr an den andern. Am bekanntesten unter diesen mißglückten Spekulationen ist die Beteiligung bei den Wolf Wertheimischen Warenhausgründungen geworden. Sie hat den Fürstentkonzern viele Millionen gekostet. Nach all diesen Niederdrücken „konzentrierte“ sich zunächst Fürst Fürstenberg schleunigst „rückwärts“. Fürst Hohenlohe glaubte es noch eine Weile aushalten zu können und ließ seinen fürstlichen Kollegen ziemlich weitherzig aus den meisten Engagements. Aber das immer noch erhoffte Glück wollte und wollte nicht kommen. Ja, die Kalamitäten wurden immer größer und drohten sogar, das immense Hohenlohesche Vermögen ernsthaft zu zerschüttern. In der höchsten Not sprang als Helferin die Deutsche Bank ein. Uneigennützig, wie sie sagte. Ihre erste Tat war, daß sie auf den Fürsten alle die Werte aus ihrem Besitze abschob, die sie aus der Knauerischen Erbschaft hatte übernehmen müssen. „Faule Werte“ also. Darunter sind zu rechnen: das Hotel Esplanade, Hotel Erzelsior, Nollendorftheater, Piccadilly usw. Diese Werte zinsen den Fürsten, der dafür seine besten Industriepapiere als Sicherheit hatte hinterlegen müssen, immer mehr rein. Das hätte ihn selbst alles nicht einmal so schwer zu treffen brauchen, wenn es die klugen Mächler der Deutschen Bank nicht verstanden gehabt hätten, dem Fürsten in einer schwachen Stunde eine selbstschuldnerische Bürgschaft für alle diese Engagements abzufordern. Allmählich wurde jedenfalls bei der „selbstlosen“ Sanierung durch die Deutsche Bank der völlige Zusammenbruch des Hohenloheschen Vermögens nur noch zu einer Frage der Zeit. Als die Not am höchsten war, betief Fürst Hohenlohe den klugen Generalsekretär des Hansabundes in seine Verwaltung, damit

er rette, was noch zu retten wäre. Dieser hat denn auch sein möglichstes getan, um den Rarren der fürstlichen Finanzen wieder flott zu bekommen. Daß das mit der Deutschen Bank nicht gehen würde, die ja das Gegenteil eines Interesses daran hatte, hatte er bald begriffen. Infolgedessen ging sein Streben von vornherein dahin, diese Verbindung durch eine andere zu ersetzen. Das ist ihm jetzt gelungen; wie man sagt, zur größten Überraschung der Herren von der Deutschen Bank. An deren Stelle ist die Nationalbank in Verbindung mit dem Särmer Bankverein, einer Tochtergesellschaft der Diskontogesellschaft, getreten. Da es sich hier um Objekte im runden Werte von 100 Millionen handelt, ist es klar, daß in der Bank- und Handelswelt von nichts anderem gesprochen wird. Auffällig muß es erscheinen, daß die wahren Gründe dieser Trennung so ängstlich vor der Öffentlichkeit geheimgehalten werden. Fürst Hohenlohe hätte meines Erachtens nicht den geringsten Grund, hier mit der reinen Wahrheit hinter dem Berge zu halten. „Auffassungsdifferenzen über die zu verfolgende Dividendenpolitik“ sollen nach der Börsenpresse die Ursache der Trennung gewesen sein. Das ist natürlich nur Spiegelfechterei, von der sich kein Eingeweihter täuschen läßt. Es würde sofort Klarheit in diese ganze Angelegenheit kommen, wenn sich die Fürstlich Hohenlohesche Verwaltung aus ihrer falschen Scham in die breite Öffentlichkeit heraus retten würde und einfach die Verträge publizierte, die ihr von der Deutschen Bank aufgezwungen worden sind. Man spricht darüber schon ziemlich deutlich und gibt allgemein die Auffassung kund, daß hier eine Ausnutzung der Notlage betrieben worden ist, die man bei jedem Privatmanne mit ganz anderen Worten bezeichnen würde. Unserer Auffassung nach hätte aber nicht nur die Öffentlichkeit an der restlosen Klarstellung der Angelegenheit Interesse, sondern in womöglich noch höherem Maße die Regierung und das Parlament. Wann wird der Stein ins Rollen kommen? Wir sind begierig!





XX. Jahrg.

Zweites Juhheft 1918

Heft 20

## Politik und Völkerpsychologie

Von Prof. Dr. Benno Zmendörffer

S
 ein anderes Volk der Erde hat es so wie das deutsche verstanden, sich liebevoll in das Wesen anderer Völker zu versenken. Mit hingebendem Fleiße, mit nimmermüdem Forscherdrange suchten und suchen deutsche Gelehrte Verständnis für fremde Kulturen zu gewinnen; die Literaturen und Sprachen anderer Völker wurden durch Meisterübersetzungen dem deutschen Volke zugänglich gemacht in einer Weise und in einem Maße, wie dies sonst nirgends der Fall ist. Der Deutsche Sudenz begründet die madjarische, der Deutsche Jungmann die tschechische Philologie; deutsche Reisehandbücher weisen uns den Weg durch aller Herren Länder, deutsche Reisende erkunden die bewohnte und unbewohnte Erde, deutsche Professoren schreiben die tiefgründigsten Werke über Sitten und Gebräuche der Einwohner aller Erdteile und Zonen. Mit erstaunlicher Bereitwilligkeit werden die Leistungen aller fremden Völker auf deutschem Boden anerkannt und gepriesen; die deutschen Bühnen stehen fremden Dichtern allezeit zur Verfügung, die Gemälde fremder Künstler werden im deutschen Kulturkreise gemeinhin höher geschätzt als die der einheimischen; fremde Sprachen sich anzueignen, gilt mehr als sonst irgendwo in der Welt dem deutschen Volke als Kulturpflicht, und die altererbte Redensart, die eine Sache als minderwertig bezeichnen soll, sagt ihr nach, sie sei nicht weit her. Deutsche, die sich dauernd in fremden Landen niederlassen, beeilen sich, sich in Sprache und Sitte so rasch

als möglich den Landeskindern anzupassen, und opfern bereitwilligst die eigene Nachkommenschaft dem fremden Volkstume. Deutsche Hochschulen stehen den lernbegierigen Jünglingen der ganzen Welt offen, und nicht den geringsten Stolz deutscher Wissenschaft bildet es, Lehrmeisterin des Erdkreises zu sein. Deutsche Kaufleute und Industrielle bemühen sich, den Geschmacksrichtungen ihrer Abnehmer in fremdem Lande Rechnung zu tragen, ja, sie suchen diese zu Hause heimisch zu machen. Diese Aufzählung ließe sich ins Unendliche fortsetzen. Warum ich diese altbekannten Dinge anführe? Weil sie genau das Gegenteil dessen beweisen, was sie zu beweisen scheinen; weil in diesen Tatsachen, die sonderbarerweise heute noch den Stolz vieler Deutscher bilden, nicht zuletzt die Ursache des Welt Hasses gelegen ist, der im Weltkriege zu so gewaltiger Entladung gelangte.

Merkwürdig, wie doch all dieses liebevolle Versenken in fremde Eigenart, wie dieses bereitwillige Hochschätzen fremder Kulturen, dieses bis zur Würdelosigkeit gehende Buhlen um die Gunst der anderen so gar nicht vermocht hat, uns deren Zuneigung zu verschaffen oder wenigstens doch auf der anderen Seite das Bedürfnis hervorzurufen, nun auch uns kennen und verstehen zu lernen. Merkwürdig und doch selbstverständlich. Freilich war die Stimmung der anderen, die sie uns gegenüber hegten, nicht immer die gleiche. Es gab bekanntlich eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so ferne, wo wir zwar nicht gerade Liebe und Hochachtung, aber doch ein gewisses, freilich mit Mitleid und Herablassung gemischtes Wohlwollen bei den anderen genossen. Das war, solange wir uns darauf beschränkten, das Volk der Dichter und Denker zu sein, solange wir, politisch eine *quantité négligeable*, wirtschaftlich Handlanger der anderen waren, dazu leidliche Abnehmer ihrer Erzeugnisse. Jedes Kind weiß heute, daß und warum sich dieses Verhältnis sehr zu unseren Ungunsten geändert hat. Nun aber trat die merkwürdige und durchaus nicht selbstverständliche Erscheinung ein, daß sich zwar das Verhalten der anderen Völker gegen uns, nicht aber unser Verhalten gegen die anderen Völker in entsprechender Weise geändert hat. Darin liegt der schlüssigste Beweis dafür, daß uns trotz unseres vorgeblichen tiefen Verständnisses für fremde Völker ein schwerer Mangel an völkerpsychologischer Einsicht belastet. In dem Augenblicke, wo sich durch unsere gewaltigen Leistungen auf politischem, militärischem und vor allem, durch diese ermöglicht und vorbereitet, auf wirtschaftlichem Gebiete, schließlich begreiflicherweise, die Stimmung der meisten anderen Völker zuerst mehr und mehr mißtrauisch, dann immer feindseliger gestaltete, was wir nicht übersehen konnten, in dem Augenblicke hätten auch wir unser Verhalten ihnen gegenüber neu einstellen müssen. Daß dies nicht geschehen ist, ist unsere Schuld, eine Schuld, die sich nach bekanntem Dichterworte rächen mußte und sich, sonderbarerweise zum Ersauern so vieler ahnungsloser Deutscher, im Weltkrieg in unerhörter Weise gerächt hat. Noch weit unerhörter aber ist es, daß ein gut Teil derer, die heute die deutsche Politik lenken oder doch Einfluß auf sie zu nehmen in der Lage sind, diese Tatsache des völligen Versagens auf dem Felde der Völkerpsychologie noch immer nicht erkennen oder nicht erkennen wollen.

Und doch ist unser Sündenregister nach dieser Richtung schier endlos. Die eingangs gebrachte Aufzählung hat zunächst nur die eine Seite unserer großen



Schwäche im Wettkampfe der Völker berührt. Weit verhängnisvoller als auf den verschiedensten Gebieten des Kulturlebens und der wirtschaftlichen Betätigung offenbart sie sich in unserer Auslandspolitik bis mitten in den Weltkrieg hinein, ja bis zur allergegenwärtigsten Gegenwart. Man braucht nicht erst zum tausendundersten Male auf die tausendmal gerügten Fehler, die kurz vor und unmittelbar bei dem Ausbruche des Weltkrieges so verhängnisvoll gewirkt haben, hinzuweisen, als da sind die sträfliche Mißachtung der fremden Presse, das Versagen des Nachrichtendienstes, die unbegreifliche Vertrauensseligkeit Staaten gegenüber, über deren freundschaftliche Gesinnung wir uns noch niemals zu beklagen gehabt hatten, und so manches andere, das noch in aller Erinnerung lebt. Schließlich handelt es sich hier doch nur um die negative Seite unseres Problems. Weit verhängnisvoller und viel weiter zurückliegend sind jene Fehler, die unser politisches Verhalten gegenüber fast allen fremden Völkern seit Jahrzehnten kennzeichnen. Man kann Verständnis für das verhängnisvolle Mißverstehen der Denkweise fremder Völker auf deutscher Seite nur erlangen, wenn man sich darüber klar geworden ist, daß unter den mannigfaltigen und glänzenden Begabungen, die unserem Volke zuteil geworden sind, sich leider politische Begabung nicht befindet. Daß dem so ist, dafür erbringt nicht nur die Geschichte des deutschen Volkes, dafür erbringt sozusagen jeder neue Tag den lückenlosen Beweis. Aus dieser Anzulänglichkeit unserer politischen Befähigung, die vereinzelt glänzende Ausnahmen (Bismarck!) erst recht ins Licht setzen, ergibt sich auch die lange Reihe der Mißgriffe im Verkehre und bei Behandlung fremder Völker. Das A und das O unserer psychologischen Weisheit war hier seit jeher der wohlfeile, so naheliegende und in den meisten Fällen so grundfalsche Analogieschluß: So, wie wir Deutsche denken und fühlen, so muß auch der Slawe, der Franzose, der Engländer usw. denken und fühlen. Vielleicht haben wir es hier mit einem Erbteile aus der Zeit des eben wieder erwachenden demokratischen Gleichheitswahnes zu tun, der, gleich wie er alle Individuen als gleichartig ansah, auch keinen Unterschied unter den Völkern mehr kennen wollte. Während aber diese aller geschichtlichen und völkertkundlichen Erfahrung hochnisprechende Lehrmeinung bei anderen Völkern — man denke an Franzosen und Engländer! — lediglich Theorie geblieben ist, gut genug, um als Blendwerk für harmlosere Völker zu dienen, nahmen und nehmen wir es heute noch ernst damit. Freilich liegt die Unfähigkeit, andere Völker zu durchschauern, tief begründet in der deutschen Natur, und schon die ersten Germanen zahlten dafür ungeheure Blutopfer. Hätte die kindliche Arglosigkeit, die auf politischem Gebiete das deutsche Volk seit jeher kennzeichnet, nicht so unendlich viel Tragisches gewirkt, man könnte sich zu ihrer Charakterisierung mit dem weichen Worte rührend begnügen; so aber wirkt sie lediglich noch empörend, denn zwei Jahrtausende übler Erfahrungen haben, dem Anscheine nach, noch nicht ausgereicht, uns die Augen zu öffnen. Daß dem wirklich so ist, ergibt sich mühelos aus beliebigen Beispielen. Die der Allgemeinheit der Deutschen so selbstverständliche Pflicht der Dankbarkeit sehen wir allüberall auch bei anderen Völkern voraus. Gründet sich nicht darauf die jeglicher Kenntnis der slawischen Volksseele entbehrende Politik gegen Polen, Tschechen und Slowenen? Gründet sich nicht darauf, neben einem

guten Zuschüsse von Eitelkeit freilich, das verkehrte Vorgehen, die Quellen unserer wissenschaftlichen und technischen Überlegenheit allen Völkern der Erde bereitwillig zu öffnen? Gründet sich nicht darauf das in seinen Wirkungen völlig das Gegenteil erreichende Buhlen um die Gunst der maßgebenden Klänge in den Reichslanden? Nicht einmal so weit also ist die Erkenntnis im deutschen Volke gediehen, das die größten Geschichtsforscher sein eigen nennt, daß es wüßte, was jedes Blatt der Geschichte eindringlich lehrt: es gibt keine Dankbarkeit der Völker, ja, selbst bei den einzelnen Angehörigen der verschiedenen Völker ist die Fähigkeit, dankbar zu sein, sehr verschieden. Aber die Sache liegt noch weit schlimmer. Man braucht nicht erst die Völkerpsychologie anzurufen, um zu wissen, daß es Wohltaten gibt, die fast niemals Dankgefühle bei ihren Empfängern auslösen. Dies zu wissen, genügt schon die Erfahrung des täglichen Lebens. Am seltensten nun ist die Dankbarkeit der Schüler gegen den Lehrmeister; meist kommt man erst in reiferen Jahren zur Erkenntnis dessen, was man seinen Lehrern verdankt. Nur hat unsere Art, den Magister orbis terrarum zu spielen, aber für die belehrten Völker stets etwas Bedrückendes; gar noch, wenn wir uns gelegentlich darauf berufen, mag sein, sachlich meist mit Recht. Statt Gefühle des Dankes bei ihnen zu erregen, tritt daher der gegenteilige Fall ein: sie tragen es uns nach, daß wir es waren, denen sie einen mehr oder weniger großen Teil ihres eigenen Wissens, ja ihrer Kultur verdanken. Der unverföhnliche Haß der österreichischen Slawen, der Polen gegen alles Deutsche hat nicht zuletzt hierin einen seiner Hauptgründe. Sollte aber etwa in Völkern der Dank gegen den Lehrer auch erst in reiferem Alter zur Entfaltung gelangen, so hätten wir also besten Falles die Aussicht, daß slawische Geschichtschreiber uns in fernen Jahrhunderten bescheinigen, daß ihre Völker uns zu Dank verpflichtet seien, was ihnen dann nicht mehr wehtun, uns nicht mehr helfen wird. Und doch wollen viele gute Deutsche heute ihr Verhalten gegen die Slawen auf den Gedankengang gründen, daß diese uns doch wohl in pflichtmäßiger Dankbarkeit entgegenkommen müßten. Dabei aber hat — beiläufig bemerkt selbstverständlich — nicht einmal die Erlämpfung der polnischen Freiheit durch das deutsche Schwert bei den Polen auch nur das leiseste Dankgefühl ausgelöst. Wie sollte es auch! Hat denn nicht das Bewußtsein, die eigene Freiheit als reines Gnadengeschenk aus fremden Händen empfangen zu müssen, etwas tief Demütigendes? Dabei ist es völlig gleichgültig, daß die Polen sich eigentlich sagen müßten, dieses Geschenk nicht verdient zu haben. Nun, da sie die ihnen von den Deutschen gebrachte Freiheit und Unabhängigkeit greifbar vor sich sehen, wollen sie sie auch ganz haben und meinen sich jeder Dankeschuld ledig, wenn wir die Gabe nicht bedingungslos geben. Wir aber vergessen, daß es eben ein Gnadengeschenk unsererseits ist, daß wir nicht auf Dank rechnen dürfen, sondern daß wir nur allmählich und stückweise dem befreiten Volke geben dürfen, was es sonst unweigerlich als Waffe gegen den Geber wenden wird. Ein anderes Beispiel: Das deutsche Volk ist das Volk der Ordnung und der Zucht. Wo deutsche Truppen in fremden Landen Fuß fassen, wird deutsche Ordnung eingeführt; deutsche Verwaltung sorgt für öffentliche Sicherheit und Reinlichkeit. Gewiß kommt der Segen dieser Maßregeln vor allem den betreffenden Völkern zugute,

aber um Gottes willen erwarten wir dafür keinen Dank! Augenzeugen bestätigen, daß nichts im Osten so sehr die Leute erbittert hat, als daß die deutsche Verwaltung ihnen so kräftig zum Bewußtsein führte, wie zurückgeblieben sie bisher waren. Hier ist nicht nur kein Dank zu ernten, hier leisten wir Danaidenarbeit, und das Zurücksinken in den alten lieben Schmutz und die altgewohnte Unordnung wird einen der größten Genüsse für die von uns beglückten Völker bilden. Wieder ein anderes Beispiel: Das Deutsche Reich hat bekanntlich, ausgehend von dem Gedanken, seine unbegrenzte Friedfertigkeit aller Welt möglichst eindringlich darzustellen, seit Jahrzehnten die Politik befolgt, gegen die Kleinen unter den Staaten die allerzarteste Rücksicht an den Tag zu legen, eine Rücksicht, die die Grenzen der Selbstachtung nicht selten überschritten hat; gegen die Großen aber verhielt man sich fast bis zur Würdelosigkeit bescheiden. Hat dies verhütet, daß aller Welt von unseren Feinden lange vor dem Kriege schon gepredigt wurde, wir seien der Feind aller Welt, wir seien darauf erpicht, Eroberungen zu machen; hatte es verhütet, daß diese bewußten Unwahrheiten geglaubt wurden? Natürlich nicht, denn es war naheliegend genug, daß sich die Völker sagten, diese so aufbringlich zur Schau getragene Friedensliebe, diese unnatürliche Selbstbeschränkung eines Volkes von der ungeheuren Kraft des deutschen kann nur Maste sein. Die leitenden Männer in Frankreich, England und Rußland wußten freilich nur zu gut, daß dem nicht so sei, und werden es sich gegenseitig hohnlächelnd bestätigt haben, aber sie wären Narren gewesen, wenn sie ihre Völker nicht so belehrt hätten, wie sie es eben taten.

Geradezu Orgien feierte völkerpsychologischer Unverstand in unserem Verhältnis zu Japan und zu den Vereinigten Staaten. Bei Ausbruch des Weltkrieges wurden bekanntlich die Japaner in Berlin stürmisch gefeiert, und vor der japanischen Botschaft fanden förmliche Huldigungen statt, während die Söhne der aufgehenden Sonne bereits die Marschbefehle in der Tasche hatten und sich bereiteten, das gastliche Reich zu verlassen, um ihm in den Rücken zu fallen. Wie hatten doch deutsche Reisende, Gelehrte, Techniker, Offiziere und viele andere Deutsche stets von Japan als dem ostasiatischen Preußen erzählt, das dem Deutschen Reiche tausendfältig zum Danke verpflichtet sei. Nur wenige Stimmen hatten betont, daß wir uns durch das Denkmal, das japanische Dankbarkeit dem Begründer japanischer Wehrkraft, dem königlich preußischen Stabs-offizier Mödel errichtet hat, nicht blenden lassen sollten. In dieser äußeren Ehrung des Mannes, der, ohne es zu ahnen, die japanischen Waffen gegen sein eigenes Vaterland geschliffen hat, hat sich der japanische Dank völlig ausgegeben, aber niemand wollte dies in Deutschland glauben. Die freche Zumutung Japans und der Verlust Riatuschans waren die Antwort auf die kindliche Gutgläubigkeit auf deutscher Seite. Nun vollends die Vereinigten Staaten! Es hieße Eulen nach Äthien tragen, wollte man zum soundsovielten Male all' unsere würdelosen Bemühungen, die Gunst des goldanbetenden Volkes jenseits des großen Teiches zu gewinnen, noch einmal ausführlicher Kritik unterziehen. Heute wissen wir ja alle, was lange schon einzelne Einsichtige tauben Ohren predigten, daß all' die Austauschprofessoren, die geschenkten Denkmäler, die Empfänge hervorragender,

ach, so äußerlich nur und durch den Geldbeutel hervorragender, Amerikaner, die Entwürdigung unseres höchsten akademischen Ehrengabes, den man dem großen Rauhen Reiter verlieh, kurz daß alle diese fast Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Kriechübungen vor der Union uns lediglich geschadet haben. Daß dem so sei, dafür sprachen schon lange vor Kriegsausbruch unmißverständliche Zeichen die Fälle, man braucht sich nur der Äußerungen amerikanischer Admirale zu erinnern; dafür sprach das Verhalten der meisten amerikanischen Zeitungen usw. Dennoch lebten wir noch bis tief in den Krieg hinein in dem Wahne, wenn schon keinen aufrichtigen Freund, so doch einen ehrlichen Friedensvermittler in dem großen Lande des Humbugs und der Korruption zu finden. Und doch haben viele auch bei uns — Schreiber dieses darf sich selbst dazu rechnen — deutlich gesehen, daß der gewesene Mädchenschullehrer und ergebene Diener der amerikanischen Plutokratie, der in deren Namen die Politik der Vereinigten Staaten lenkt, lediglich auf den besten Vorwand und auf den geeignetsten Augenblick lauerte, um sich unseren Feinden zu gesellen. Man sah nicht, oder, was viel schlimmer ist, man wollte nicht sehen, daß drüben alles, aber auch alles zusammenwirkte, um die Stimmung gegen das Deutsche Reich immer feindseliger zu gestalten. Aber eine einzige einfache Erwägung hätte genügen müssen, um uns vom ersten Augenblicke des Krieges an klar sehen zu lassen. Dollarkita hatte sich, das wußte auch bei uns jedes politische Kind, von vornherein geschäftlich am Kriege engagiert; es hatte zuerst etliche hundert Millionen, bald Milliarden in das Unternehmen hineingesteckt, in ein Unternehmen, das völlig und ausschließlich auf unseren Zusammenbruch berechnet war. Je länger der auf sich warten ließ, um so mehr mußte doch der smarte amerikanische Geschäftsmann sich sagen, daß er mit allen Mitteln das erwünschte Ziel herbeiführen müsse. Die kindliche Hoffnung, daß die deutschen Bindestrich-Amerikaner, wie sie drüben so freundlich genannt werden, uns irgendwie helfen könnten, ja daß sie auch nur gewillt seien, dies zu tun, hat sich selbstverständlich nicht erfüllt. Ich sage selbstverständlich, denn ich habe ihr niemals Raum gegeben. Nur eine verhängnisvolle Selbsttäuschung konnte diese Hoffnung gebären. Eine Selbsttäuschung, die um so jämmerlicher war, als sie auf völliger Verlehnung der eigenen, der deutschen Volksseele beruhte. Wer jemals die traurige Gelegenheit gehabt hat, die völlige politische und völkische Anzulänglichkeit des weitaus größten Teiles des Auslandsdeutschtums zu beobachten, die fast unglaublicherweise noch die des Heimatsdeutschtums um ein Erkelliches übertrifft, für den galt längst das alte Dantewort, und er hatte längst alle Hoffnung fahren lassen. Wie sollte auch das nordamerikanische Deutschtum, das es bei einem Bestande von vielen Millionen Köpfen in jahrzehntelanger Entwicklung noch zu keinem irgendwie nennenswerten, geschweige denn maßgebenden Einflusse auf die Politik des Staates gebracht hat, das immer rascher der völligen Verengländerung entgegensteilt, wie sollte das uns irgendwie von Nutzen sein? Ein paar mehr oder weniger gute Wiße gegen unsere Feinde in deutschen Zeitungen, einige tausend begeisterte Briefe einzelner Treugebliebener, das war alles, was wir besten Falles hatten erhoffen dürfen, und es blieb auch alles, was uns geboten wurde. Wie viele Deutschamerikaner sich bemühen werden, im Kampfe gegen uns ihr

Bestes zu leisten, werden wir vielleicht noch Anlaß haben, mit verhaltener Wut, manche unter uns wohl auch mit offener Bewunderung — wir sind doch nun einmal objektiv — festzustellen. Natürlich hätten wir all dies nicht verhindern können, wenn wir es auch rechtzeitig, namentlich an unseren verantwortlichen Stellen, erkannt hätten, aber vielen Millionen Deutscher wäre eine Überraschung erspart geblieben und wäre die Schmach erspart geblieben, hier überhaupt erst eine Überraschung erleben zu können. Vor allem aber der uneingeschränkte Unterseebootkrieg wäre ein Jahr früher seinen Weg gegangen, und Herr Woodrow Wilson hätte sich vielleicht darauf beschränkt, verlogene Noten zu schreiben, ohne den Mut zu finden, uns offen den Krieg zu erklären. So aber bezahlten Hunderttausende deutscher Helden die völkerpsychologischen Irrtümer ihres Volkes mit dem Leben.

Wenn nur aber wenigstens der Preis endlich voll wäre, wenn wir nur hoffen dürften, daß die Erlebnisse dieses Krieges endlich allen Deutschen die Augen geöffnet hätten! Wer aber dürfte solches angesichts dessen, was wir noch täglich erleben, glauben? Leider muß es ausgesprochen werden: wenn nicht Gott ein Wunder tut, so wird bei Friedensschluß alles, was wir bisher an völkerpsychologischer Hilflosigkeit auf deutscher Seite erlebt haben, in den Schatten gestellt werden. Wenn der völlig verrückte, aller geschichtlichen und völkerpsychologischen Erfahrung — die Geschichte ist doch die Hohe Schule der Völkerpsychologie — hohnsprechende Gedanke, die Feinde durch einen sie möglichst schonenden Friedensschluß für die Zukunft zu versöhnen und zu gewinnen, Wahrheit werden sollte, wie es — täuschen wir uns darüber nicht! — leider Millionen guter Deutscher, die aber elende Musikanten sind, wollen, wie es ein Häuflein von Männern, die sich zwar Deutsche nennen, aber dabei kaum Wert legen auf die Tatsache, als Deutsche geboren zu sein, mit allen Mitteln anstrebt, dann ist nicht nur das ungeheure Opfer an Gut und Blut vergeblich gewesen, dann sind auch all die teuer erkaufte Erfahrungen des Weltkrieges, die wir als unveräußerliches und uneretzliches Gut unseren Enkeln zu hinterlassen verpflichtet wären, verloren. Was dies aber bedeutet, zeigt ein Blick auf unsere geschilderten Mißerfolge auf dem Gebiete der Behandlung fremder Völker. Hier wird nun einmal scheinbare Logik zu allerschlimmster Unlogik, und die einfachsten Gedankengänge, die sich so lüdenlos aus schönen Schlussreihen zu ergeben scheinen, sind bei näherer Betrachtung nur verhängnisvolle Trugschlüsse. Wie einleuchtend klingt es doch, wenn wir hören: Wir müssen unsere — hoffentlich — besiegten Feinde schonen, damit kein bitteres Gefühl in ihrer Seele zurückbleibe, damit wir nach dem entsetzlichen Blutvergießen, das die Geschichte kennt, nun in die Bahnen der Völkerveröhnung eingehen. Als ob es möglich wäre, auf diese Weise wahre Versöhnung zu erreichen! Schonen wir unsere Feinde, ohne es aus zwingenden Gründen tun zu müssen, so werden sie doch lediglich die Empfindung haben, daß wir eben so handeln, weil wir nicht stark genug sind, den Sieg — wenn er unser ist — voll auszunutzen. Unsere Feinde müssen mit mathematischer Notwendigkeit so denken, denn für sie wäre das gleiche Vorgehen im Falle ihres Sieges unter allen Umständen ausgeschlossen, und der Analogieschluß hat hier für sie in der Tat etwas Zwingendes. Ebenso töricht wie dieser formell logische, aber wegen seiner völli-

gen psychologischen Anzulänglichkeit sachlich grundfalsche Gedankengang der verführenden Milde gegen die Feinde ist es, wenn wir auf den Dank jener Völker rechnen, denen wir in diesem Kriege die Freiheit gebracht haben. Ich will gar nicht den etwas gewundenen Rettenschluß verfolgen, der uns streng logisch als die wahren Befreier Rußlands vom Zarenjoch erscheinen läßt. Hier ist naturgemäß der schmerzliche Eindruck der Niederlagen, die wir ihnen beigebracht haben, für die Russen so stark, daß sie unmöglich in uns die Befreier erkennen können, mögen wir es tausendmal sein. Aber der Dank Polens sollte uns, nach Meinung vieler deutscher Politiker, gewiß sein, und doch ist uns nichts gewisser als deren Undank, der sich übrigens längst zu äußern begonnen hat. Völkerdank ist eben unter keinen Umständen eine brauchbare Grundlage für politische Ziele. Das Gefährlichste aber und darum das Wahrscheinlichste ist es, daß wir den besiegten Feinden gegenüber auf halbem Wege werden stehen bleiben: wir werden sie nicht so weit schwächen, als wir etwa könnten, wir werden sie aber auch nicht ganz nach dem Recepte Erzberger-Scheidemann behandeln. Wir werden, sofern wir echte Deutsche sind, ihnen so wenig wehe tun als möglich, aber wir werden sie doch nicht ganz schmerzlos behandeln können. Nun ist aber nichts falscher, als zu glauben, daß es hier auf den Grad des Schmerzes ankommt, den wir dem Feinde beim Friedensschlusse antun. Die Wirkung auf die Seele des besiegten Volkes bleibt unter allen Umständen die gleiche. Ob wir Frankreich nur die Briey nehmen oder das ganze derzeit besetzte Stück, der Stachel bleibt für die Franzosen derselbe. Ob wir von England erreichen, daß es uns wenigstens die afrikanischen Schutzgebiete zurückgibt, oder ob wir es in viel weitergehender Weise demütigen, für den Engländer bleibt es an sich unerträglich, besiegt worden zu sein; ja es genügt, ihn für alle Zeiten bis zu seiner und unserer Vernichtung zu unserem Todfeinde zu machen, wenn es ihm nicht gelingt, uns zu zerschmettern. Dies alles, ich weiß es wohl, ist nichts Neues, ist hundertmal gesagt worden, aber es muß noch tausendmal gesagt werden, es muß dem deutschen Volke eingehämmert werden, damit es mit der rechten Erkenntnis dem Frieden entgegenschreitet. Gehen wir aber an diesen heran mit der festen Absicht, uns wieder einmal über alle Gesetze der Völkerpsychologie hinwegzutäuschen, so müssen wir uns darüber klar sein, daß wir lediglich einen Waffenstillstand, niemals aber einen haltbaren Frieden schließen können. Dann wäre uns fast besser, wir folgten den Spuren der hochgemuten Mehrheit des Reichstages; sie leiten zu einem Ende mit Schrecken, Halbheit aber zu einem Schrecken ohne Ende.



## Schickal · Von Ernst Haud

Hat Valmung uns zu früh die tiefste Not  
 Gebannt und unsrer Grenzen graues Weben?  
 Wir sahn den Schatten kaum von Deutschlands Tod.  
 Nun sind wir blind dem Siegesmorgenrot  
 Und taub dem Schrei Germanias: Ich will leben!



# Freude

## Von Fritz Müller



Die Sörma war erste Tänzerin der Kammer Spiele. Die Kammer Spiele waren für die feine Welt. Die feine Welt war von der Sörma begeistert.

„Diese Anmut!“ sagte der Reichsgerichtsrat.

„Diese vornehme Temperiertheit!“ sagte Fräulein von Nieselheim.

„Und dabei soll sie ganz von unten her —“, hüftelte der alte Reichsfreiherr, „unter uns: Vater unbekannt — Mutter Mörstelträgerin oder so was — komisch, welche Mörstelwege das Talent oft geht.“

„Talent?“ wendete der Kritiker des Tageblattes ein, „was heißt Talent, wenn der Gottesfunke des Genies nicht überspringt.“

„Herr Doktor, wenn Sie uns die Sörma vereteln wollen, so —“

„Vereteln? Ich vergleiche nur —“

„Womit?“

„Mit einer Tänzerin im Blauen Krotobil, die —“

„Blaues Krotobil? Ist das nicht die Vorstadtbude, wo —?“

„Kinder, unser guter Doktor wird geschmacklos. Jetzt vergleicht er gar die Kammer Spiele mit dem Eingeltangel, wo die Hefe —“

„Bitte sehr, ich vergleiche Kunst mit Kunst, Örtlichkeiten sind mir Wurst“, sagte der Kritiker trocken.

„Nu nu,“ begütigte der Intendant der Kammer Spiele, „unser Doktor pflegt nichts ohne Grund zu sagen — ich bin dafür, daß unser kleiner Zirkel mal intognito ins Grüne Krotobil — oder war's 'n blaues —?“

„Aber,“ wendete die von Nieselheim ein wenig schauernd ein, „unsereiner kann doch nicht ins Krotobil, oder wie das Tier heißt —“

„Unsereiner soll auch nicht ins Krotobil gehn. Ins Krotobil geht — ihrer-einer, liebe Nieselheim, wenn ich den Doktor recht verstehe“, vermittelte der Intendant.

Der Rutscher des Reichsgerichtsrats war nicht schlecht erstaunt, als er mit seiner verschliffensten Stallhose herausrücken mußte: „Nur leihweise, Johann“, lächelte sein Herr und zog sie wahrhaftig an.

„Sie haben aber auch gar nichts — nichts Volkstümliches in Ihrer Garderobe,“ kritisierte die von Nieselheim die Zofe, in deren Koffer kramend, „lassen Sie mal unsre Milchfrau zu mir bitten.“

„Laugt alles nicht, mein Bester“, hüftelte der alte Freiherr in der muffigen Maskenverleihanstalt. — „Entschuldigung, Herr Baron — nicht gefaßt — mitten im Sommer — Auswahl naturgemäß beschränkt — aber vielleicht dieser eklatant malerische Lumpenanzug.“ — „Hem, ganz nett, nur nicht — nicht echt genug, Verehrter.“ — „Echt? Aber Herr Baron wollen doch nicht im Ernste —?“ — „Studienhalber, mein Bester, nur studienhalber.“

Dann saßen sie zu viert in einer dunklen Ecke des Blauen Krotobils. „Kin-

der,“ flüsterte der Intendant, „mit der Kleidung stimmt's soweit, jetzt nur das Maul geschlossen halten, sonst fallen wir doch noch aus dem Rahmen — heißt das, Sie, meine Herrschaften — ich spreche Dialekt, wenn's sein muß — was hast g'sagt, Depp, damischer!“

„Ihren Maurerdreck hätten Sie schon abbürsten dürfen!“ rief ein Rutscher aus der andern Ecke.

„Fürs Protobil wird's wohl gut genug sein!“ trumpfte der Intendant hinüber.

„Für gewöhnlich schon, aber heut' ist Mittwoch.“

„Mittwoch oder nicht, ich pfeife —“

„Schämen sollten Sie sich — Mittwoch und Samstag tanzt doch sie — schauen Sie hinüber, wo vom Tageblatt der Kritik doktor sitzt — der veräuft sie nie — der ist immer da — ohne Schreiberkittel — ohne Tintensprüher drauf, Sie ausg'schamter Ralkbaron!“

Ralkbaron? Den Intendanten riß es. War er erkannt, trotzdem der Regisseur versichert hatte, der Ralkdreck wäre echt?

„Ich bring' Ihnen eine Bürste mit das nächstemal, wenn sie wieder tanzt und —“

„Sie? Wer ist sie?“ wagte der Intendant.

„Jaso,“ sagte der Schlossergefelle besänftigt, „wenn Sie sie noch nicht kennen, dann freilich —“

„Wen denn?“

„Die Freud' halt, untre Freud', die —“

„Bsch, bsch,“ machte es von mehreren Seiten, bsch, die „japanischen Tellerwerfer!“

„O jee, deretwegen!“

„Bsch, bsch“, bei jeder neuen Nummer, und dann immer wieder: „O jee, deretwegen!“ bei den meritanischen Drahtseilkünstlern, bei den tirolischen Kunstpfeifern, bei den musikalischen dummen Augusts. Der übliche Beifall, das übliche Vergnügen bei den üblichen Nummern, Oberfläche das eine und das andere.

Auf einmal Stille. Rein Bsch mehr. Erwartungsvolles Schweigen. Hochgeredete Hälse. Die Werkeltagsgesichter aufgeblättert: Herr, wende mich, ich bin bereit. Der schreiende Vorstadtvorhang rauscht fast feierlich. Nein, es ist erst der Direktor. Ein wenig schmierig wie immer. Aber feierlich auch er: „Ich habe die Ehre, einem verehrlichen Publikum mitzuteilen, daß in der nächsten Nummer —“

„Die Freud“, sagt aus dem Dunkel eine schlichte Stimme.

„— daß in der nächsten Nummer“, hebt blumenreich der schmierige Direktor wieder an, „die geschätzte Attraktion unseres Musentempels —“

„Die Freud' . . . die Freud' . . . die Freud' . . .“, flüstert's, ruft's, schrillt's, wogt auf, ebbt ab, verklingt und schweigt, und füllt im Schweigen noch den ganzen Raum, wie ein stilles Auge nicht nur sein kleines Bett, sondern ganze Zimmer füllen kann.

Auf einmal steht sie auf den Brettern. Herausgeblüht aus ihnen, nicht hereingekommen aus Kulissen. So treibt der Stadtasphalt im Sommer manchmal



eine Blase aus der Tiefe. Aufbrechend schaut dir plötzlich eine Rose ins Gesicht. Weiß kein Mensch, woher sie kam. Weißt nur, wohin sie treibt: durch dich durch. Fräulein von Nieselheim wunderte sich: „Schlichtheit, alle Achtung, aber als Fabrikmädels angetan zu tanzen, na, ich muß sagen —“

„Nichts sagen — schauen!“ mahnte der Reichsgerichtsrat.

„Schauen?“ flüsterte kritisch der Baron, „was ich sehe, ist ein unbewegtes Gesicht und —“

„Sie soll ja eine dünne Stoffmaske tragen, sagt der Doktor“, warf der Intendant ein.

Sie stand noch immer unbeweglich auf den Brettern, als besänne sie sich. „Kinnerns,“ machte ungeduldig der Baron, „ich glaube, der Doktor hat uns reingelegt — aha, jetzt scheint sie doch herausgefunden zu haben, daß sie fürs Tanzen da ist.“

„Tanzen? Ist das Tanzen . . .“

Sie lief über die Bühne, wie Ladenmädels nach Feierabend aus dem Warenhaus, schlenkernd, trippelnd, ein wenig mit den Armen sechtend: Ja, endlich . . . Dann auf einen kleinen Schnaufer stehen bleibend: Ja, frei, frei . . .

Und dann fing sie zu tanzen an im Werteltagstostüm und mit der starren Maske. Tanzen? Nein, erst war es nur ein Stolpern eingerosteter Gelenke. Dann ein Verwundern müder Glieder, daß sie überhaupt noch gehen konnten. Jetzt ein Schreiten. Dann ein Laufen. Darauf ein Wiegen in den Hüften. Ah, aus den Lenben wuchs etwas heraus, rankte um die Büste, lief die hochgestreckten Arme hoch, züngelte pfingstwunderig aus den Fingerspitzen in den Zuschauerraum hinein und steckte an: Die Freude.

Was weiter auf der Bühne war, ist nicht beschreibbar. Hinter einer Tangbegnadeten herzulaufen, um armselige Worte ans armselige Gewändchen mit armseligen Stechnadeln anzuhäften, derweil es ringsum sproßt von Freude — nein, nur das nicht. Ja, Freude. Ob sie ging, sich drehte, hüpfte, schleifte, stillstand oder wirbelte, immer war's, als regneten ihr Blumen in die offene Ladnerinnenschürze, als würfe ihr von unten her die Erde aus jedem Taktmaß auch noch Blumen in die Schürze, und als schüttete sie die immer neugefüllten Schürzen voll ins Publikum: Nehmt, so nehmt doch, nehmt, wonach ihr sucht, was ihr entbehrt in Läden, an Maschinen . . .

Und sie nahmen. Herrgott, wie sie nahmen. So trinken Schmachttende. So pflücken Liebende lange vorenthaltene Küsse von der Liebsten Lippen: Freude, Freude, gibt's überhaupt noch etwas in der Welt, was keine Freude ist — Kinder, Kinder, freut euch, freut euch doch . . .

Und sie freuten sich. Dem Blödesten da unten, dem von der Tagesfron Zerhämmerststen war's klar, warum die Begnadete da droben keinen bürgerlichen Namen hatte, warum sie nur Die Freud' hieß, schlechthin Die Freud'.

Wußte keiner, wie lang der Tanz da droben dauerte. Ist Freude lang, ist Freude kurz? Wer Antwort weiß, hat sich nicht voll gefreut. Was sie da drunten wußten, war nur, daß im Höhepunkt geschenkter Freude — da wo sie schon fast weh tut — die Tanzende da droben plötzlich eingeschluckt war, niemand weiß wohin,

jeder weiß nur: Durch mich durch ist sie gegangen, meine Brust hat sie mit ihrem Tanzschritt ausgeweitet, ja, meine Brust vor allen . . . Und dann: Stadtasphalt ringsum herinnen, und draußen eine späte scheppernde Straßenbahn, Zeit ist's, Kinder, heimzugehen, morgen heißt es früh heraus zu euren Läben und Maschinen, und vergeßt auch nicht, euch eine von den Blumen in das Haar zu stecken, ob's eurem Griesgramvorstand recht ist oder nicht . . .

Der Kritiker vom Tageblatt erwartete die vier in einem Seitengäßchen: „Nun, was sagt Ihr?“

Sie sagten nichts zunächst. Sie drückten ihm die Hand. Sie fanden nach und nach erst Worte.

Das zerfälltelte Gesicht des Reichsgerichtsrates arbeitete sich aus einem Altenmeer zum Söhnchen einer Gaslaterne, als er jetzt den Kopf hob: „Doktor, mit war, als wär' ich wieder jung, ganz jung . . .“

Das wissende Gesicht des Freiherrn war ausgelöscht. Ein Verwunderter blinzelte ins Gaslicht: „Aber Doktor, daß es so was gibt, das hab' ich nicht gewußt . . .“

Fräulein von Nieselheims korrektervergrämtes Antlitz aber war tränenübergossen, ohne es zu wissen: „Doktor, Doktor, was hat unsereiner all die Jahre her entbehrt . . .“

„Euereiner?“ sagte der Doktor lächelnd, „Euereiner hat's, weiß Gott, doch gut gehabt, soviel ich weiß: Geld genug, Wohlansständigkeit genug, genug Gesellschaftsfreuden und —“

Alle dreie schüttelten stumm den Kopf: Nein, was Freude ist, das wissen wir erst jetzt.

Der Intendant aber war in der Zwischenzeit aufgeregter zwischen einer Gaslaterne und der andern hin und her gelaufen. Jetzt pflanzte er sich dem Doktor explosionsreif unter die Nase: „Unsre erste Tänzerin, meine Sörma ist eine — eine Puppe gegen die!“ explodierte er.

„Nun nun, auch sie gibt Kunst, edle Kunst, Herr Intendant.“

„Ach was, Kunst! Freude will ich, Freude ist es, was wir alle brauchen. Herrgott, was die konnte heute abend! Noch dazu mit einer Maske. Wenn die erst ihre Maske abgetan —“

„Darin irren Sie. Die Menschen von heute müssen lächeln, immer lächeln. Schauerhafte Vorschrift wohlherzogener Menschen. Gilt bis unter die Mansardenwohnung heute. Alles zerlächeln sie, das Kleine und das Große, den Schmerz, die Freude — zerlächelt und verwüstet tanzen die Gesichter über unsres Lebens Bühnen. Wenn ich die Maske von heute abend recht verstehe, so —“

„Ach, die wahre Freude rettet sich von verlogenen lächelnden Gesichtern in Arm' und Füße, in den Tanz — jaja, das ist es — aber nicht allein — da ist noch eine Gnade, die einer nie erlernt — die aus der dunklen Tiefe verhärmten Volkstums aufsteigt — die Sörma wird's nie verstehen —“

„Obgleich sie's eigentlich doch sollte,“ hüftelte der Baron nachdenklich im Gehen, „unter uns: Vater unbekannt — Mutter Mörtelträgerin oder so was —“

„Jaja,“ unterbrach ihn die von Nieselheim ungeduldig, „das sagten Sie schon früher.“

„So, sagt' ich das? Gut also, dann wird die andre wohl von einer Königin das heimliche Kind —“

Der Intendant war stehen geblieben und zeigte auf offene Fenster im ersten Stock: „Da droben wohnt sie.“

„Wer — wer — wer?“ ging es durcheinander, „die Freud'?“

„I wo, die Sörma. Ich hätte gute Lust, ihr an diesem Steinchen ins Zimmer einen Zettel zu werfen: Stümperin, nimm dir an der Freud' ein Beispiel —“

„Wsch, ich glaub', dort kommt sie heim —“

„Gut, dann kann ich ihr gleich mündlich —“

„Herr Intendant, Sie werden doch nicht — es ist nachtschlafende Zeit, und außerdem . . .“ Sie zogen ihn in eine Wageneinfahrt gegenüber.

Drüben huschte eine Gestalt zur Tür. Ehe sie den Schlüssel hob, schaute sie ein wenig scheu die menschenleere Straße hinauf, hinab —

„Es ist die Sörma“, flüsterte es in der Wageneinfahrt. Da fiel Laternenschein auf ein Gesicht. Da nestelte eine Frauenhand an einer vorgebundnen Maste —

„Nein, es ist — es ist —“

„Unsinn, die Sörma ist's!“

„Nein, nein, die Freud'!“ gab der Doktor leis und heiser zurück, „ich kenne doch die Maste und —“

Die Maste drüben fiel. Aus der Freude schälte sich die Sörma. Der Schlüssel klirrte. Es schlug eine Türe. Totenstille. Fünf Menschen in einem Torweg sahen sich starr an. Der Intendant schlug sich vor die Stirne. Die andern Herren schüttelten immerzu den Kopf. Die von Nieselheim fand das Wort als erste wieder: „Herr Intendant, wir werden ihr sagen müssen, daß das Publikum der Kammerspiele die wahre Freude bitter nötig hat, noch nötiger als — als das Blaue Krotobil.“



## Sommerwolken · Von Erich Ostmark

Mittagsruhig liegt die Lu  
 Unter Sonnenglut und Schweigen.  
 Mächtige Wolkenhäupter steigen  
 Blendendweiß ins satte Blau.

Eine tief verhalt'ne Kraft  
 Atmet ihre trohige Fülle,  
 Und in ihrer großen Stille  
 Schläft Gewitterleidenschaft.

Durch die heiße Mittagswelt,  
 Raum noch spürbar, läuft ein Schauer . . .  
 Langsam wächst die Wolkenmauer  
 Steil hinauf am Himmelszelt.



# Frauenpflichten

## Von Laura Frost

**V**iele Frauen gibt es, die in dieser großen, schweren Zeit nicht teilnehmen können an der wichtigen vaterländischen Arbeit, die auf den verschiedensten Gebieten draußen gefordert wird. Ihr eigenes Hauswesen, ihre Kinder, Personen, denen sie sich verpflichtet haben, oder auch Alter und Kränklichkeit halten sie zurück. Sie sind traurig darüber. Denn sie sehen das innere Glück, das die Betätigung der Vaterlandsliebe den Helfenden schafft. Auch meinen sie, daß man ihren Patriotismus anzweifeln könnte, wenn sie sich da draußen nicht betätigen; fast ist es so weit, daß sie sich ihrer pflichttreuen Zurückhaltung schämen.

Aber diese stillen Frauen im Hause sollen sich sagen, daß auch sie Vaterlandsdienste zu leisten haben, daß sie da drinnen, innerhalb ihres häuslichen Kreises, hohe Werte dem Vaterland zu hüten haben. Immer hat es neben der arbeitsfrohen Marthatätigkeit auch zarte Marieninnigkeit gegeben, eine ohne die andere vermag nicht, eine ganze Aufgabe zu lösen.

Wo die Frauen und Töchter aus den Häusern gegangen sind, da fehlen sie. Die Wärme, die das Haus verläßt, vermag nicht mehr, drinnen im Hause zu wärmen; es wird kalt, wenn die Frau nicht mehr das heilige Feuer des Herdes hütet. Draußen wird geholfen, und drinnen herrscht manchmal der Mangel. Nicht vielleicht an materiellen Werten, aber an feilischen, an weiblicher Wärme und Herzensfreundlichkeit.

Wenn aber Deutschland sich erneuern soll, wenn vieles anders und besser werden soll, wenn vor allem die junge Generation gut erzogen werden soll, und wenn nach den Schrecken des Krieges wieder Frohsinn und Lebensfreude in die wunden Herzen einziehen soll, so brauchen wir dazu die Frauen mit ihrer Tätigkeit im Rahmen der Familie. „Vom Hauswesen“, sagt Jahn, „geht jede wahre, beständige und echte Volksgröße aus; der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit.“

Schwieriger als je, solange wir leben, ist die Wirtschaftsführung. Zwar hören wir, daß es vor hundert Jahren noch schwieriger damit war; allein damals war das deutsche Volk an eine einfachere Lebensart gewöhnt, während es jetzt in allen Klassen und Ständen in wirtschaftlichem Überfluß lebte. Hier gilt es also zunächst, die Intelligenz der Hausfrau für die Lebensmittelfrage anzurufen. Es läßt sich heute nicht Einkauf und Verarbeitung der Lebensmittel nach dem Stand der Wirtschaftskasse oder der freiliegenden Arbeitskraft bestimmen. Sondern man muß kaufen, was zu haben ist, und muß auf das andere verzichten. Die Tüchtigkeit und Klugheit der Hausfrau zeigt sich in der Art, wie sie sich damit abfindet. Wenn es ihr gelingt, mit den vorhandenen Lebensmitteln eine gute Verpflegung in ihrem Hause zu leisten, so wird sich eine rechte Befriedigung darüber in ihr einstellen. Jedes Überwinden von Schwierigkeiten macht Freude. Und diese Freude wirkt auf ihre Umgebung. Ist die Hausfrau zufrieden und heiter, so ist es die ganze Familie. „In dem Auge der Hausfrau liegt Segen oder Fluch.“

Dieser Einfluß geht weiter. Er erstreckt sich auf den ganzen Verkehr der Hausfrau. Wie er ihre bekannten Frauen zu gleichem fröhlich-stolzen Tun anregt, so daß sie sich ihrer materiellen Kleinlichkeit wegen schämen, so hilft er vor allem in den Volkstreffen, die, rühmliche Ausnahmen abgerechnet, weniger verständnisvoll der knappen Zeit gegenüberstehen. Wie kann da die Hausfrau aufklärend wirken! Wenn sie zum Beispiel die Frau, die ihr klagt, ihr Mann müsse Butter und Wurst auf dem Brot haben, wenn er von der Arbeit kommt, — wenn sie diese Frau fragt, ob sie meine, daß die ostpreussischen Männer das auch verlangt hätten, als die Feinde mordend und verwüstend ihre Provinz durchzogen, da wird jede einigermaßen verständige Frau das Törichte ihrer Forderung einsehen. Sie wird Gott danken, daß das so viel Wichtigere, ihr Haus und ihr Herd, noch in Sicherheit ist, und mit warmem Dank wird sie an unsere Feldgrauen denken, die unsere Grenzen schützen.

Diesen Dank in die rechten Bahnen zu lenken, ist eine weitere wichtige Aufgabe der Hausfrau. Sie muß dafür sorgen, daß unter keinen Umständen Klagebriefe ins Feld geschrieben werden, die unsere tapfern Krieger beunruhigen könnten. In der Liller Kriegszeitung stand folgendes kleine Gedicht:

Wir halten die Waffe noch stark in der Hand,  
Wachen getreulich fürs Vaterland,  
Kämpfen für Deutschlands Ehr':  
Macht uns das Herz nicht schwer!

Ist auch das Brot dort ein bißchen knapp,  
Belommt doch wohl jeder noch etwas ab;  
Und bald gibt's ja auch wieder mehr.  
Macht uns das Herz nicht schwer!

Uns ist der Mut noch ganz ungetrübt,  
Wenn wir nur wissen, daß ihr uns noch liebt.  
Also wir bitten sehr:  
Macht uns das Herz nicht schwer!

Auch noch in anderer Weise hat sie unsern Helden in der Front zu danken. Die Kindererziehung liegt heute ganz in der Hand der Frauen, und es bedarf mehr denn je zuvor ihrer aufmerksamen Sorge, sie richtig zu führen. Es gilt, die Kinder, die ebenfalls unter der Uppigkeit gelitten haben, zu einfachen Gewohnheiten und zur Anspruchslosigkeit auf materiellem Gebiet zurückzuführen. Es gilt, sie zu deutschen Kindern zu erziehen, sie deutsch denken und fühlen zu lehren. Deutsch sein heißt einfach und ehrlich und pflichttreu sein, heißt Deutschland, unsere Heimat, lieben „über alles in der Welt“.

Wenn unsere tapfern Krieger einst heimkehren, dann soll nicht nur die Frau ihren Gatten mit ihrem wohlgeordneten Hauswesen empfangen, sondern auch die Kinder sollen dem Vater gesittet und gut erzogen entgegentreten und sollen dabei helfen, ihm nach der wilden Schwere des Krieges das häusliche Leben doppelt behaglich zu machen.

Hauswirtschaft und Kindererziehung! Diese weiten Gebiete mit ihrem Reichtum von Sorgen und Freuden sind die patriotische Pflicht der Frau,

die sie im Hause zum Segen der Gegenwart und der kommenden Generation erfüllen soll. Die Frau, die mit Freude sich dieser Arbeit widmet, wird auch im weitem Kreise herzerquickend wirken. Das freundliche Antlitz, das in Küche und Kinderstube herrscht, wird jedem entgegenleuchten, der ihr Haus betritt; auch denen, die mit schwerem, kummerbeladenem Herzen zu ihr kommen. Ihre Herzensfreundlichkeit wird alles verstehen, ohne viel zu fragen; sie weiß in der rechten Art zu trösten und aufzurichten, sie weiß auch gute Ausblicke zu zeigen und wieder froh zu machen. Wir müssen warme Herzen im Innern des Hauses haben, wenn die Lebensfreude in unserer ernsten Zeit nicht ersterben soll; wir brauchen herzengfreundliche Hausfrauen, die auch im tiefen Dunkel noch den Lichtesfunken zu schauen vermögen und tröstend darauf hinweisen. Die sittliche Erneuerung unseres Volkes kommt nicht von außen, sie muß von innen kommen, muß im Hause gepflegt werden und von dort aus sich verbreiten. Immer, in den Tagen des sittlichen Untergangs wie in denen der Erhebung, sind es die Frauen und die Mütter gewesen, auf denen die Schuld und auf denen die Hoffnung ruhte.

Draußen ist Krieg, aber in unsern Häusern soll guter Friede sein. Kriegsdienst ist zu leisten draußen und drinnen. Wer das erste nicht kann, soll das zweite tun im vollen Bewußtsein, daß er damit ebenso seine patriotische Pflicht erfüllt.

„An den grauen Tagen des Lebens“, sagt Karl Weinhold in seinem Buche „Die deutschen Frauen im Mittelalter“, „ist das treue, tiefe Auge der Frau der Trost und die Zuflucht des Mannes. Und wenn über die Völker der eiserne Wagen der Geschichte rollt und die festen Burgen stürzen, dann hoffen die gebeugten Männer auf die Frauen, die Erzieherinnen der kommenden Geschlechter.“



## Das Sträußlein aus Moos

### Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Getränkt in trozigem Beginnen,  
Das junge Auge tränenvoll,  
Ging ich zum Wald mit düstren Sinnen,  
Wo manche Träne niederquoll.

Gar kindisch war mein banges Grämen,  
Doch schlen mein Herz mir schwer getränkt;  
Fast wollt' ich gar schon Abschied nehmen,  
So tief hatt' ich mein Haupt gesenkt.

Und zur Erin'ung dieser Stunde  
Band ich ein Sträußlein mir aus Moos,  
Das ich im weichen Waldegrund  
Entriß dem kühlen Mutterschoß. — — —

Wohl manchen Tag sah ich entgleiten,  
Vergessen war das Sträußlein lang,  
Als heut' das Bild aus jenen Zeiten  
Mir wieder vor die Seele drang.

Ich fand das Sträußlein heute wieder  
Und sah es lange, lange an,  
Bis von der Wange still hernieder  
Mir mancher heiße Tropfen rann.

Ein trockner Strauß aus dürrem Moos — —  
Und alles, alles ist verhallt!  
Weint' ich doch noch in deinem Schoße,  
Du grüner, tiefer Jugendwald!





## Urteilsfähigkeit über auswärtige Politik

Eine sehr nützliche Betrachtung stellt Prof. Dr. Hans Frhr. von Liebig, der mutige und verdienstvolle Enthüller und Bekämpfer des „S. S. Systems“, in der „Deutschen Zeitung“ an. Die Wahrheit, die er herauschält, ist so nächstern, so hausbadern, daß man annehmen müßte, sie brauchte nicht erst ausgesprochen, geschweige denn bewiesen zu werden. Aber darin liegt ja gerade die Moral (oder der Humor) von der Geschichte.

Ein Naturwissenschaftler, schreibt Frhr. von Liebig, der alle halbe Jahre eine neue Anschauung verflucht, die im nächsten halben Jahre wieder widerlegt ist, ist eine unmögliche und lächerliche Erscheinung; Kräfte dieser Veranlagung beschränken sich, wenn sie es zu einer ordentlichen Professur gebracht haben, auf die Erfüllung ihres Lehramts und haben in der Öffentlichkeit keine eigene Anschauung. Politisierende Geschichtsprofessoren aber, die viele Jahrzehnte lang Voraussetzungen aufstellen, von denen unfehlbar das Segenteil eintrifft, und Ansichten entwickeln, die sich mit unbedingter Sicherheit ein halbes Jahr später als falsch erweisen, können wenigstens in Deutschland ohne Schwierigkeiten Geheimrat werden, verbreitete Monatshefte leiten und sich ständig hohen und höchsten Ansehens erfreuen, weil man ihnen die theoretische Möglichkeit ihrer Ansichten nicht gefehmäßig widerlegen kann. Aus den verschiedenen Geltungsbereichen ergibt sich für den nicht fachlich Gebildeten eine verschiedene Stellung. Die wichtigsten Grundlagen der verschiedenen Geisteswissenschaften sind in jedem menschlichen Einzelleben vorhanden. Einem klugen erfahrenen Arbeiter, der nicht mehr als vier Volksschulklassen durchlaufen hat, wird ein guter Lehrer in kurzer Zeit klarzumachen verstehen, warum diese oder jene Verwaltungsmaßregel getroffen wurde, weshalb ein Gesetz diese oder jene Fassung erhalten hat, worauf letzten Endes eine sittliche Forderung beruht, warum ihm das eine Gemälde besser gefällt als das andere. Ein Ladenmädchen windet vielleicht geschmackvollere Sträuße als eine ästhetisch gebildete junge Dame der Gesellschaft, und die Philosophie eines alten Bauern ist unter Umständen mehr wert als die des Philosophiegeheimrats von der nächsten Hochschule. Die Erkenntnisgrundlagen und Richtlinien für die Tätigkeit des Bauernbürgermeisters eines kleinen Dorfes unterscheiden sich nicht wesentlich von denen des Kanzlers eines großen Reiches, und es waren schon Lagen in der Geschichte da, in denen der Tausch zwischen einem gescheiterten Dorfbürgermeister und einem von der Pile auf gebienten Kanzler dem Reich nur zum Vorteil geraten wäre. . .

Jeder Bauer weiß in Bälde, ob der Landrat viel oder wenig taugt; der Städter kritisiert an seinem Bürgermeister herum; in der Kunstausstellung werden selten aus freier Wahl häßliche Sachen gekauft, auch in Dorf- und Kleinbürgerwohnungen sind die mannigfaltigen Geschmacklosigkeiten nicht durch freie Wahl hineingekommen, sondern durch Händler aufgeschwätzt

oder durch Ausschaltung des Wertvolleren aus den Läden aufgezwungen worden. Der Laie unterscheidet zwischen guten Predigern und schlechten, zwischen guten Schauspielern und den mittelmäßigen, zwischen feichten Philosophen und Denkern, zwischen sachlichen Richtern und Buchstabenrichtern; er urteilt über den Geschichtsforscher und den Sprachgelehrten, den Rechtsgelehrten und den Kunsthistoriker, den Nationalökonom und den Literaturprofessor; nur auf einem Gebiet traut sich der Deutsche kein Urteil zu, und diese Ausnahme ist um so merkwürdiger, als sie sich auf sein Volk beschränkt: auf dem Gebiet der auswärtigen Politik.

Wenn einen Engländer oder Franzosen oder Russen oder Deutschen alle Schuhe drücken, die ihm ein bestimmter Schuster liefert, dann schleht er daraus, auch wenn er selbst keine Schuhe machen kann, auf einen schlechten Schuster und geht zu einem andern. Wenn aber den Deutschen seine Staatsmänner auf auswärtigem Gebiet von einer üblen Lage in die andere bringen, dann zieht er daraus nicht den Schluß auf die Unfähigkeit seiner Staatsmänner, sondern auf seine eigene Unfähigkeit, die Dinge richtig beurteilen zu können. Er rechnet die auswärtige Politik des Staates nicht wie der Bürger jedes anderen Staates zu den Gebieten, auf denen ihm kraft seines gesunden Menschenverstandes und seiner Lebenserfahrungen ein gewisses Urteil zusteht, sondern er reißt sie jenen Fächern ein, in denen erst jahrelanges Einarbeiten zum Miturteil befähigt. Die „Alten“, der „Aberblick“, die „Beziehungen“ scheinen ihm ebenso außerordentliche Dinge zu sein wie etwa die sonderbaren Gerätschaften in einem chemischen Laboratorium, das geheimnisvolle Drahtgewirr in einer elektro-physikalischen Versuchsstätte, die verzwickten Formeln einer mathematischen Doktorarbeit. In Wirklichkeit besteht aber zwischen den Beziehungen einzelner Familien der Völkerfamilien untereinander und den Beziehungen einzelner Familien zur Umwelt kein Wesensunterschied; jede im Erwerbsleben oder sonst tätige Familie hat ihre Freunde und Feinde, ihre Bundesgenossen und Widersacher, ihre Sorgen um Nahrung, Kleidung, Bildung und Erziehung; auch die Wege, auf denen die verschiedenen Schwierigkeiten überwunden werden können, sind im wesentlichen im Staatsleben nur eine Übertragung alltäglicher Lebenserfahrungen ins Große.

Das deutsche Volk erringt in diesem Weltkriege militärisch die Erfolge, die seinen ungeheuren Leistungen entsprechen. Politisch hat es Glück und immer wieder Glück, gegen alles Verdienst und Gerechtigkeit. Den politischen Leistungen nach müßten unsere Segner schon längst Herr über uns geworden sein und uns den von so vielen und maßgebenden Leuten in Deutschland angestrebten Hungerfrieden gebracht haben. Zu diesen Glücksfällen sind auch die zahlreichen und eindringlichen Lernmöglichkeiten zu zählen, mit denen der Krieg unser Volk beschenkt; nie wurde einem politisch unreifen und des Unterrichts bedürftigen Volke vom Schicksal praktisches Unterrichtsmaterial in so reichem Maße unterbreitet, wie dem deutschen in diesem Weltkriege, der ihm auf jeden Irrtum hin fast unmittelbar darauf die Widerlegung dieses Irrtums vor Augen führte. Die Feinde haben uns schon mit der Veröffentlichung verschiedener geheimer Akten ihrer und unserer Regierungen einen großen Gefallen getan; es ist auch ein hochinzuschätzendes Verdienst des Fürsten Lichnowsky, durch seine Denkschrift dem deutschen Volke einmal einen Einblick gewährt zu haben in das Getriebe jener Stellen, vor deren Türen die Kritik des guten deutschen Staatsbürgers in ehrsüchtigen Schauer einzuhalten pflegte. Verbillt die Denkschrift ihm zur Einsicht, wie bar jeder Geheimwissenschaft die Kunst des Diplomaten ist, wieviel wichtiger auch bei dieser Kunst natürliche Begabung, gesunder Menschenverstand und ein gewisses Gefühl für das Richtige ist als erlernte Schulweisheiten, Kunstgriffe und Aktenkenntnisse, dann hat damit Fürst Lichnowsky viele seiner Sünden wieder gutgemacht.





## Griechenland im Weltkrieg

**Z**ei Ausbruch dieses Krieges war Griechenland in einem großartigen allgemeinen Aufstiege begriffen. Das innerpolitische Leben nahm einen normalen Verlauf, die Finanzen fingen an, sich zu festigen, eine Zufriedenheit beruhigte die Gemüter, und Werke des Friedens wurden geplant. Mitten in dieser Sammlungsarbeit kam der Weltkrieg und raubte dem Lande die Ruhe. Ja, er raubte ihm sogar das Recht, als freier Staat zu leben, zu denken und zu handeln.

Es ist zwecklos, über das Maß der Schuld dieser oder jener Männer der leitenden griechischen Kreise Erörterungen anstellen zu wollen. Vielmehr ist Griechenlands Verhängnis in diesem Kriege auf seine geopolitische Lage zurückzuführen, welche Griechenland zum natürlichen Bollwerk Englisch-Ägyptens und der britischen Zwingburgen im Mittelmeer macht. Dazu kommt noch die für englisches Empfinden und englische Berechnungen unliebsame Eigenschaft der Griechen, ein seefahrendes Handelsvolk zu sein (im Jahre 1915 zählte die griechische Handelsflotte 495 Dampfer mit 900000 Tonnen netto) sowie der Umstand, daß Griechenland allein, ohne jede Hilfe dastand. Die wahren Gründe der Expedition nach Saloniki hat der englische Minister Bonar Law Anfang März 1918 im Unterhaus wie folgt angegeben: „... Jedenfalls sei der Nutzen, den die Entente aus dem Salonikiunternehmen gezogen habe, offensichtlich. Wenn die Armee nicht dort gewesen wäre, würde ganz Griechenland zu einem Waffenplatz Deutschlands geworden sein, und alle griechischen Häfen wären Unterseebootsstützpunkte geworden, wodurch die Lage zur See nach dem Urteil von Fachleuten geradezu unerträglich geworden sein würde. Ja die ganze Verbindung Englands mit dem Osten wäre dadurch in Frage gestellt worden.“ Nun wissen die Griechen (aber auch die Deutschen), wofür sie in den Krieg mußten. — England würde sich nicht gescheut haben, mit Holland und den skandinavischen Staaten in gleicher Weise zu verfahren; dort lagen aber die Machtverhältnisse anders.

Es ist für den Festländer nicht immer leicht, die verkehrtesten Gedankengänge britischer Regierungen zu durchschauen. Der englischen Politik steht eine dreihundertjährige Routine zur Seite. Im englischen Gehirn haben sich mit der Zeit Zellen und Windungen ausgebildet, die der Festlandbewohner nicht hat. Die bald hundertjährige Leidensgeschichte Neugriechenlands ist im Grunde doch nur die lehrhafte Geschichte englischer Ausbeutungs- und Unterjochungspolitik, welche unter dem Deckmantel traditioneller Wohltaten bis zum heutigen Tage planmäßig durchgeführt wird. Mit dem Verlaufe der unglücklichen griechischen Stadt Varga an eine Bestie, den Ali-Pascha von Janina (im Jahre 1819) gegen klingendes Gold (150000 Pfd. St.) hat die englische Ausbeutung angefangen, mit den Erpressungen und den Blockaden wurde sie fortgesetzt, mit der Desorganisierung der Kriegsslotte machte sie sich beliebt, mit der Vertreibung König Konstantins klomm sie zur Höhe.

\*

Im Januar 1915 hat England erstmalig und zwei Monate später zum zweiten Male die griechische Regierung ersucht, in dem europäischen Konflikt Farbe zu bekennen. Die englische Forderung, begleitet von der eigenmächtigen Besetzung der der Meerenge vorgelagerten griechischen Inseln, ging dahin, Griechenland zu veranlassen, sein Landheer für die Operationen der Verbündeten gegen die Dardanellen zur Verfügung zu stellen, wofür, nach glücklicher Beendigung des Krieges, ein südlicher Teil Kleinasiens mit Smyrna und Aivali bis zur Bucht von Adramit an Griechenland als Belohnung fallen sollte. Venizelos, der einzige von allen griechischen Staatsmännern, scheint damals schon den englischen Lockrufen in allem Ernst gefolgt zu sein, wurde aber rechtzeitig durch König Konstantin von der Regierung entfernt. Die erregten inneren Auseinandersetzungen darzulegen, würde hier zu weit

führen. Die Gelegenheit schien Venizelos für Griechenland einzig, mit Hilfe der Westmächte in Konstantinopel, der Stadt der Sehnsucht aller Griechen, einzuziehen, denn er traute sich schon zu, die Rivalitäten unter den Verbündeten, ganz besonders zwischen Rußland und England, zugunsten Griechenlands auszunützen. An dem englischen Sieg hat Venizelos natürlich nie gezweifelt, denn von Jugend auf war er ein begeisterter Englandfreund und hat in allem Wandel der Zeiten an seinen Sympathien und seinen Ideen festgehalten. Er hat um so mehr an den Sieg Englands und der Ententemächte geglaubt, als ihm Deutschland und die deutsche Welt unbekannt sind. Er träumte von Anfang an, mit der Niederwerfung der Zentralmächte, von der Zerstückelung der Türkei und somit von der Befreiung des dort lebenden Griechentums. König Konstantin hat Venizelos richtig gekennzeichnet, als er von ihm sagte: er würde kein kurzsichtiger Staatsmann sein, wenn er nicht so weitsichtig wäre. Von seinen Träumereien eingenommen, in seiner Englandbewunderung befangen, durch die schmeichelnden Worte, die man ihm von London und Paris spendete, umnebelt, überjah er die großen Nachteile, die ein Sieg der Entente dem griechischen Volke bringen mußte. Es ist dagegen jedem klar geworden, daß die Siege Deutschlands und Osterreichs die Balkanvölker vom russischen Druck befreit haben.

Vor Jahresfrist schrieb ich in meiner Schrift „Europas Frieden“: „Das heutige Griechenland ist ein attisch-makedonischer Staat. Nur auf der Balkanhalbinsel selbst, wo Neu-Griechenland bezeichnenderweise zuerst als freier Staat entstanden ist, kann ein weiterer Machtzuwachs für das Königreich und das Griechentum überhaupt möglich sein.“

So viel hat aber England über griechische Interessen nicht nachgedacht. Es hat nur dafür gesorgt, seine Verbindung mit dem Osten aufrechtzuerhalten und dabei ein seefahrendes Handelsvolk mit samt seinen Schiffen fest in die Hand zu bekommen. Seit Cromwells Zeit sind alle Engländer darüber einig, daß außer England kein anderer Staat Schiffe haben dürfte.

Nachdem England eine Insel nach der anderen besetzt und die griechische Küste blockiert, hat es Ende Juli 1915 plötzlich und ohne Grund die große Insel Mytilene besetzt. Anfang Oktober 1915 fing es an, mit Frankreich zusammen in Saloniki zu landen, und Anfang Januar 1916 ließ es durch Frankreich Korfu besetzen. Der Appetit kam beim Essen, und so wurde zuletzt fast das ganze Königreich besetzt. Gegen Mitte Februar 1916 ließ es die Blockade verschärfen und zog eine Sperrlinie von Schlachtschiffen von Korfu bis zur Bucht von Ravalla hin. Trotz aller dieser Drangsalierungen hielt ganz Griechenland treu zum König. Im Sommer 1916 ist das Land König Konstantins erbarmungslos gepelnigt worden. Eine Forderung reihte sich an die andere, und ein Druck folgte dem anderen. Ein Zugeständnis nach dem anderen wurde dem König Konstantin und seinen Regierungen durch Drohungen, durch Blockaden und allerhand Gewaltakte abgezwungen, wobei die Franzosen sich vordrängen ließen. Schließlich wurde auch die griechische Hauptstadt besetzt.

Wenn man das alles überdenkt, erscheinen Englands Absichten sehr durchsichtig. Nachdem im Dezember 1915 der Zusammenbruch der Dardanellenexpedition und Serbiens vollständig geworden war, erwärmte man sich in England immer mehr für den Plan, das aufkommende Griechenland zu erdrosseln. Die Griechen sind ja, wie gesagt, auch ein seefahrendes Handelsvolk. Und zu dem Zweck mußte zunächst das griechische Staatswesen planmäßig zerstört werden. Wie bei der Besiedelung Nordamerikas und beim Suezkanal, so hatten auch hier die Franzosen den Vortritt. Wie England aus Hannover und später aus Belgien den festländischen Brüdertopf für die britische Insel gemacht hatte, so trachtet es jetzt danach, aus Griechenland den europäischen Brüdertopf zur Verteidigung Ägyptens und der erstehnten Landverbindung mit Indien zu machen (vgl. unsere Schrift „Europas Frieden“, S. 90 [1917]). Aus diesem Gedankengang wird die jähe und kostspielige Aufrechterhaltung der makedonischen Front verständlich.

\*

Die Befreiung Griechenlands von seinem Peiniger ist mit dem Ausgang des Kampfes in Flandern verknüpft. Wenn England den Sieg haben könnte, wäre es um Griechenland geschehen. Gleich Portugal würde es in englischer Abhängigkeit ein kümmerliches, königloses Dasein führen. Es wird aber anders kommen, denn Englands Niederlage rückt mit jedem Monat näher. Der deutsche Sieg ist eine Notwendigkeit unseres Jahrhunderts. (Näheres darüber in unserer Broschüre „Deutschlands Sieg“ [1915].) Er muß und wird vollständig sein, weil er die Welt von englischer Begehrlichkeit und englischer Willkür erlösen soll.

Wenn nun der Tag des Friedens kommt, haben die Mittelmächte ein lohnendes Werk zu vollbringen, indem sie sich mit Interesse und Wohlwollen des griechischen Volkes annehmen. Politische Fragen sind ja an allen Orten und zu allen Zeiten Machtfragen. Niemand wird aber fähig in Abrede stellen, daß der Fall Griechenlands auch zu rein menschlichen Erwägungen Anlaß bietet. Das Schicksal hat es gefügt, daß König Konstantin mit den Interessen seines Landes auch das Interesse Deutschlands verfechten mußte. Den deutschen Sieg hat er herbeigesehnt, weil er ihm in erster Linie als die Rettung Griechenlands erschien. Mit dieser Überzeugung hat der König drei Jahre lang im Kampfe gegen die Entente gestanden. König Konstantin muß nicht nur amtlich, auf Grund geschlossener Verträge, sondern im Triumph unter donnerndem Jubel der Völker Europas in sein Land zurückkehren, und zwar in das selbe Land, welches er selbst bei den siegreichen Balkankriegen durch Befreiung griechischer Gebiete sich geschaffen hat; wozu natürlich nicht nur die von den Zentralmächten und Bulgarien provisorisch und unter Garantie des Zurückziehens besetzten griechischen Gebiete (Kawalla, Drama, Serres usw.), sondern auch die von den Italienern besetzten Dodekanissen und Nordpeirus (einschließlich Valona) selbstverständlich gehören. Dann wird Englands Niederlage besiegelt und Deutschlands Sieg ein Sieg des Rechtes sein.

Dr. A. Poulimenos



## Die Wolga-Deutschen und das ahnungslose Deutschland

**A**uf Einladung des Unabhängigen Ausschusses für einen Deutschen Frieden hielt der Auslandsdeutsche Pastor Schleuning am 12. Juni im Preussischen Abgeordnetenhaus einen Vortrag über das Schicksal und die Hoffnungen der deutschen Kolonisten an der Wolga, der weitester Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Daß Deutschland erbärmlich wenig von seinen Auslandskindern weiß, sich wenig oder gar nicht um sie bekümmert, sie kaum noch als Deutsche angesehen hat, — diese bitter beschämende Tatsache hat auch der Vortragende erfahren müssen: Versunken und vergessen, kann man fast sagen, sind diejenigen vom Mutterlande, die hinausgezogen sind in die Fremde; versunken und vergessen auch das große Wunderland, wo 700000 deutsche Bauern wohnen an den beiden Ufern der Wolga. Katharinenstadt, das Zentrum der Deutschen, ist ein deutsches Dorf von ungefähr 17000 Seelen, mit einer Oberrealschule, einem deutschen Lehrerseminar, einer höheren Töchterschule und verschiedenen Wohltätigkeitseinrichtungen. Reden wir jemand auf der Straße an, so hören wir einen unverfälschten deutschen Dialekt, wie er vor 130 Jahren im Mutterlande gesprochen wurde, sogar noch mit sächsischem und bayerischem Ton.

Vor 150 Jahren war diese Gegend noch eine Wildnis, von Räuberhorden durchzogen, das Land der Tataren und Nomaden. Die Kaiserin Katharina II. hatte den weitsehenden Gedanken gefaßt, in dieser öden Gegend deutsche Kolonisten anzusiedeln, einmal um Kulturland zu schaffen, dann aber auch einen Schutzwall gegen Osten zu bekommen. Den Ansiedlern wurde Freiland versprochen, dann Steuerfreiheit für die erste Zeit, weiter selbständige Ver-

waltung, Freiheit des Gewissens, der Religion und des Volkstums, freie Entwicklung, dann vor allen Dingen, was besonders verlockend war, ewige Freiheit vom Militärdienst. Aus der öden Gegend wurde ein fruchtbares Land, das nicht nur seine Bewohner ernährt, sondern auch noch weite Strecken mit Weizen versorgen kann. Der schwerste Kampf richtete sich indessen gegen die russische Regierung. Man hatte sich die Nationalität gewahrt. Die versprochene Selbstverwaltung blieb größtenteils unerfüllt, die Verbindung mit dem Mutterlande war unterbrochen, das Lehrpersonal für die Kinder wurde schlechter, und die versprochene Auswanderungsmöglichkeit wurde illusorisch.

Als der Krieg ausbrach, begannen die furchtbarsten Qualen und Verfolgungen, obgleich die deutschen Kolonisten treu ihre Pflicht dem neuen Heimatlande erfüllten und die besten Steuerzahler waren. Sie waren sich, wenn auch schweren Herzens, doch stets ihrer Pflicht voll bewußt; sie folgten dem Rufe des Staates; die Liebe dieses Volkstammes hatte man sich nicht zu wahren gewußt, die deutsche Sprache zu gebrauchen, wurde ihnen verboten, dennoch wurde sie gepflegt. Das war ein Kampf, wie ihn einst Rübiger kämpfte zwischen Pflicht und Liebe, denn die Liebe war erwacht in den Herzen auch des einfachen Bauern. — Dies führte auch sehr bald dahin, daß die Wolgadeutschen nicht mehr an der russischen Westfront eingestellt wurden, sondern in den Kautasus kamen, wo sie in bitterer Kälte schußlos hingeopfert wurden; sie sollten vernichtet werden.

Die daheim gebliebenen Deutschen wurden vom Schwerten nicht verschont: die Ent-eignung setzte ein. Die meisten mußten nach Sibirien wandern, ein Schicksal, von dem uns erst die Revolution befreite. Das Deutschtum wurde uns wiedergegeben, wir durften wieder deutsch sprechen. Ein deutscher Kongreß trat zusammen, und 400 Vertreter gelobten sich den Kampf für ihr Deutschtum, möge es kosten, was es wolle, sei man auch gezwungen, sich eine neue Heimat zu suchen, das große Mutterland werde noch ein Plätzchen übrig haben. Überfälle und Plünderungen ganzer Ortschaften folgten, und der Blick der Kolonisten richtet sich immer mehr nach Deutschland, das ja auch im Brester Friedensvertrage an sie gedacht hatte. Eine Abordnung — Redner gehörte ihr ebenfalls an — wurde bei dieser Gelegenheit zum deutschen Botschafter nach Moskau entsandt, um ihm die Klagen der Landsleute vorzutragen. Dieser hatte auch für das Schicksal der dortigen 700000 Deutschen Zeit . . . zehn Minuten! Er versprach, für sie einzutreten, warnte aber gleich vor übertriebenen Hoffnungen. Aber die Härten hörten alsbald auf, das Sowjet wurde seines Amtes enthoben und Autonomie verheißen, ein Zeichen, daß etwas zu erreichen ist, wenn man nur im geringsten den Hebel in Bewegung setzt, aber es soll ein Arbeiterrat überall eingesetzt werden.

So ein Arbeiterrat ist aber bei den Deutschen schwer zu schaffen. Das gleiche, geheime, direkte Wahlrecht ist keineswegs das Ideal. Es gibt viel modernere Dinge. Das russische Wahlrecht ist das einzig wahre! Rein Wahlrecht besitzt der, der irgendwie mit fremden Arbeitskräften arbeitet, wer eine Dienstmagd beschäftigt oder auf sonstige Hilfsarbeiter angewiesen ist. Nur diese selber sind wahlberechtigt! Auf Grund dieses freiesten Wahlrechts kommen aber in der Wolgagegend nur wenig Arbeiterräte zustande, nur einige Laugnichse sind dafür verwendbar. Was von deren Herrschaft zu erwarten ist, bleibt abzuwarten.

Welches sind nun die Erwartungen der Kolonisten? Was erwarten sie vom deutschen Volke? Vor allen Dingen erwarten wir, daß man Ernst macht mit den Bedingungen des Brester Friedens. Damit ist sehr viel zu machen, Vermögen und Leben der Wolgadeutschen kann damit voll geschützt werden. Die russische Regierung macht bei energischem Vorgehen keine Schwierigkeiten. Hier in Deutschland ahnt man nicht, wie stark Deutschland eigentlich ist! Wir Auslandsdeutsche haben dies während des Krieges erfahren, Deutschland weiß nicht, was es im Auslande durchzusetzen vermag. Dann verlangen wir wirklichen, ernstlichen Schutz des Vermögens, und daß betont wird, daß die russische Regierung dafür verantwortlich ist. Die deutsche Regierung muß darauf bestehen, daß die Wolgadeutschen

ihre eigene Zeitung behalten, wie sie ihren örtlichen Verhältnissen entspricht. Amerika hat einen wohlorganisierten Pressedienst in Moskau, und die Amerikaner wissen, was ihnen dieser nützt. Die Wilsonschen Reden werden in Millionen Exemplaren verteilt. Diese Arbeit trägt ihren Lohn. Von seiten Deutschlands dagegen wird nichts getan. Dann muß den Kolonisten das Rückwanderungsrecht voll gesichert werden. Für Schule und sonstige Kultur muß etwas geschehen, Lehrer müssen hinausgeschickt werden. Ein Generalkonsulat in der Wolgagegend und Spezialbehörden müssen errichtet werden. Die Wolgadeutschen schauen auf die Ostseeprovinzen als ihr künftiges Siedlungsland.

In Rußland zweifelt kein Mensch, auch kein noch so deutschfeindlicher Rabett mehr daran, daß die Ostseeprovinzen endgültig Deutschland gehören. Die Wolgadeutschen sind entschlossen, für Deutschland alles zu tun, wie sie mit zitterndem Herzen den deutschen Heldenkampf verfolgt haben. So erwarten sie, daß man für sie eintritt und ihre gerechten Forderungen erfüllt und ihnen hilft. Möge der Erfolg dieses Krieges der sein, daß überall, wo Deutsche in der Welt wohnen, sie sich sicher unter deutschem Schutze fühlen. Überall, wo Engländer wohnen, wehen Englands Fahnen. Dieser Gedanke muß sich auch in Deutschland Bahn brechen.



## Die Berliner Bühnen im verfloffenen Kriegswinter

(Rückblick und Summe)

**W**enn man klar überblicken will, was der regierende Theaterlängel des Kurfürstendamms im letzten Jahr geleistet hat, muß man die geschäftliche Situation in Rechnung setzen. Von jeher jammerten die Direktoren, daß die Kassierer ihre schönsten idealen Pläne zunichte machten. Wie gern würden sie den großen Überlieferungen des deutschen Dramas dienen! Wie drängte ihr eigenes Künstlerblut, die Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Anzengruber und andere zu spielen! Wie beneidenswert würde es sie dünken, die Bühne als den Mittelpunkt der Kultur strahlen zu lassen! Aber was sollten sie tun? Wie sollte ihr Geist einen hohen Flug nehmen, wenn sie ewig von dem Bleigewicht der geschäftlichen Interessen nach unten gezogen wurden? Wie sollten sie Goethe spielen, wenn das Publikum nun einmal mit Gewalt einen plattanten französischen Schwanz sehen wollte? Die Kritik sollte doch um Gottes willen gerecht sein und ihnen keine Vorwürfe machen. Wären sie von den geschäftlichen Interessen frei — ja, dann allerdings, dann würden sie sich aber auch an deutschem Idealismus von niemand übertreffen lassen.

Soweit Berlin in Frage kommt, war dieses Klage lied in den letzten Jahrzehnten von einer unheimlichen Verlogenheit. In der Hauptstadt lagen die Verhältnisse so, daß ein un-deutscher und anti-deutscher Theater ring im Bund mit einer blutsverwandten Presse dem Publikum die literarische Korruption gewaltsam aufzwang. In unserem Lämmeraufsatz „Aus der Werkstätte der nationalen Vernichtung“ haben wir das ausführlich dargelegt und begründet. Weil es aber nicht wahr ist, daß die Berliner nach all dem ausländischen und perverfen Kram verlangten, den man ihnen bot, kann immer noch wahr sein, daß das idealistische Wollen eines Direktors vom Kassierer gelähmt wird. Wenn man das Publikum sich selbst überläßt, verlangt es sicher nicht die Bühnenunmöglichen Stücke der Shaw und Wedekind, aber es verlangt vielleicht Moser, Benedix, Otto Ernst oder wie sonst die jeweilig populären Unterhaltungsschriftsteller heißen. An der freßenden Theaterverderbnis, die seit mehr als einem Jahrzehnt von Berlin aus die deutsche Luft verpestet, ist das Publikum unschuldig. Wahr bleibt darum aber

doch, daß die geschäftlichen Interessen ein Klog am Bein des Direktors sein können und sehr oft sind.

Die Herren wünschen, daß wir das in Rechnung setzen und die geschäftliche Situation unseren Betrachtungen zugrunde legen. Wohlan, kommen wir ihnen entgegen! Im verfloffenen Winter war in Berlin die Befreiung von der Herrschaft des Kassierers erreicht, nach der sich die Direktoren angeblich so oft gesehnt haben. Der Krieg hat so viel Leuten Geld in die Hände gebracht, daß es auf den Preis eines Theaterbillets nicht mehr ankommt. Man braucht dabei gar nicht an verwerfliche Kriegswucherer und Kriegsgewinnler zu denken und auch nicht an die Leute, die auf einem sozusagen legitimen Wege Millionen zusammengebracht haben. Sie sind zu wenig zahlreich, als daß sie den Besuch der Berliner Bühnen beeinflussen könnten. An die Mittelschicht, glaube ich, muß man sich halten. Tausende und aber Tausende kleiner Krämer, die sonst jede unnötige Ausgabe vermeiden mußten, haben im Krieg für ihre Verhältnisse sehr viel Geld verdient und wollen nun auch das kennen lernen, was ihnen im Frieden als strahlender Lebensgenuß vorschwebte. Die Löhne der Arbeiter sind stark gestiegen. Die Gehälter der Angestellten sind erhöht usw. Dazu kommt, daß sehr viele Lustbarkeiten, die sonst ihre Anziehungskraft ausübten, verboten sind. Auch ein solider Kneipabend läßt sich nicht mehr machen. Das Bier ist zum Dünnbier herabgesunken, und der Wein ist unerschwinglich geworden. Das Kaffeehaus aber? Ja, du lieber Gott, da gibt es eine schreckliche Brühre, die den Mokka, und einen fürchterlichen Kleister, der die Sorte ersetzen soll. Auch mißvergnügte Kellner gibt es da, die durch unliebenswürdige Blicke jede Stimmung vergiften. Was bleibt also schließlich andres übrig, als ins Theater zu gehen? Fünf Mark kostet ein Platz? Ja, was schadet denn das? Fünf Mark muß man ja heute ausgeben, wenn man für seine Familie ein paar Rohstabi kaufen will. Unterhaltung während eines ganzen Abends ist für 5 Mark geradezu gefunden.

Die hier geschilderten Umstände haben im verfloffenen Winter zu einem beispiellosen Andrang an den Theaterklassen geführt. Die Theaterdirektoren waren jeder geschäftlichen Sorge überhoben und konnten schlechtthin machen, was sie wollten. Ob sie Shakespeare oder Ludwig Fulda oder etwas anderes spielten: das Haus war immer voll. Selbst das „Berliner Tageblatt“, das so leicht nichts auspricht, was dem herrschenden undeutschen Theaterystem gefährlich werden konnte, hat einräumen müssen, daß die Direktoren zu souveränen Herren des Spielplans geworden seien. Sie besaßen endlich die Freiheit, nach der sie immer geseufzt hatten. Sie brauchten in den reichen Schatz der deutschen Literatur nur hineinzugreifen und konnten die seltensten und prächtigsten Stücke im Licht der Aufführung funkeln lassen. Nie hat eine historische Stunde die verantwortlichen Verwalter der deutschen Kultur stärker zur nationalen Feier aufgerufen. Nie waren sie leichter imstande, dem Ruf zu folgen und nie wäre es ihnen mehr von allen Guten des Volkes gedankt worden. Die Situation war so zwingend, wie sie eben nur in einem Weltkrieg sein kann. Und was haben die Berliner Direktoren getan? Haben sie uns an festlichen Abenden die schönsten Dramen unserer Kultur geboten? Ach nein, sie haben mit einer Dreistigkeit, die in der Geschichte unseres Volkes ohnegleichen ist, das Deutschtum ausgeschaltet und jeden nur erdenkbaren Vorwand benützt, um Ausländer zu spielen, die mit der vorliegenden historischen Situation nicht das leiseste zu tun hatten. Und also haben sie die abnorm günstige Situation für ihren Spielplan gar nicht auszunutzen gewußt? O, doch! Das wäre zuviel gesagt. So ganz haben sie die Gunst der Stunde nicht vorübergehen lassen. Sie haben uns mehrfach Stücke geboten, die in sittlicher oder künstlerischer Beziehung so erbärmlich waren, daß sie in normalen Geschäftszeiten aus kapitalistischen Gründen unterblieben wären. Man hätte im Frieden aus Furcht vor dem Kassierer schlechterdings nicht gewagt, den „Ruhhandel“ von Essig oder den „schwarzen Handschuh“ von Strindberg zu spielen. Die brillante Konjunktur aber machte Talentlosigkeit und Korruption selbst in diesen aufreizenden Formen zu einem risikolosen Unternehmen.

Wer die Berliner Verhältnisse nicht kennt, wird den Tatbestand, den mein Urteil feststellt, wahrscheinlich entsetzlich finden. Er ist es auch, und eine spätere Zeit wie kaum glauben wollen, daß er jemals gewesen ist. Wie wir kopfschüttelnd vor den Folterinstrumenten der mittelalterlichen Gerichtspflege stehen, weil die historischen Voraussetzungen der damaligen Zeit nicht mehr in uns lebendig sind, werden kommende Geschlechter mit verständnislosem Grauen die nationale Demütigung betrachten, die unser Volk sich bieten ließ, als es die Erde mit seinem Ruhm erfüllte und zum Weltreich emporzusteigen sich ansetzte. Nichtsdestoweniger habe ich weder übertrieben noch tendenziös gefärbt. Zum Zeugnis dessen werde ich in den folgenden Zeilen die Tatsachen selber vor meinen Lesern ausbreiten, und ihre stumme Sprache wird meinem Urteil recht geben.

Mit wem fangen wir an? Nun selbstverständlich mit Max Reinhardt. Reinhardts Bühnen kennt im weiten Deutschen Reich jeder, so wie jeder Maggls Suppen, Ölters Badpulver und Liebig's Fleischextrakt kennt. Herr Reinhardt hält sich nicht nur selbst für den führenden Theaterdirektor Berlins, er wird auch von dem größten Teil der Presse dafür gehalten, und so klopfen wir naturgemäß zuerst bei ihm an, wenn wir die Leistungen des letzten Winters erfragen wollen. Er gebietet über zwei Bühnen, über das „Deutsche Theater“ und die „Kammerspiele“. Außerdem hat er während des Krieges auch in einer Arbeiterbühne des Ostens, nämlich im Volkstheater am Bülowplatz, die künstlerischen Geschäfte geleitet.

Fangen wir mit dem Deutschen Theater an. Ein flüchtiger Blick auf das Verzeichnis der Stücke lehrt bereits, daß die unerhört günstige geschäftliche Situation hier zunächst die Tugend der Bequemlichkeit gefördert hat. Nicht weniger als vier Stücke sind aus dem Spielplan früherer Winter übernommen und einfach neu aufgewärmt worden. Da die Leistungen früherer Winter für die letzte Spielzeit offenbar nicht in Frage kommen, scheidet wir sie aus der gegenwärtigen Betrachtung aus. Zu welchen neuen Taten hat sich nun die Direktion aufgerafft? Hier sind sie: Es wurden neu gespielt Hauptmanns „Winterballade“, Tolstois „Macht der Finsternis“ und Mollières veralteter „Bürger als Edelmann“ mit der Musik von Richard Strauß. Von diesen drei Stücken ist „Die Macht der Finsternis“ von Reinhardts Vorgänger Brahm ungezählte Male gespielt worden. Auch hier handelt es sich einfach um eine literarische Aufwärmung, in der wir hoffentlich keinen Beweis geistiger Unternehmungslust erblicken sollen, und daß Hauptmann gespielt wurde, war keine Leistung, sondern eine Selbstverständlichkeit. Es bleibt also nur übrig, daß Herr Reinhardt die Musik von Strauß als Vorwand nahm, um ein wertloses Stück von Mollière spielen zu können. Nicht wahr? Man steht erschüttert vor dieser winterlichen Leistung eines berühmten Theaterdirektors? Und wie sympathisch berührt im vierten Kriegswinter der nationale Klang dieses dramatischen Aktores! Neben einem Franzosen und einem Russen kommt schließlich auch ein Deutscher zu Wort.

Vielleicht war man aber in den Kammerspielen besser gestellt? Zunächst wurden auch hier zwei Stücke aus alten Spielplänen aufgewärmt. Neugespielt wurden „Madame d'Or“ des Dänen Jensen, die „Koralle“ von Herrn Georg Kaiser, „Kinder der Freude“ von Herrn Felix Salten und „Der schwarze Handschuh“ von Strindberg. Die beiden ersten Stücke waren Kindramen der schlimmsten Sorte, die sowohl in ästhetischer wie sittlicher Beziehung einen offenen Skandal bedeuteten. „Der schwarze Handschuh“ von Strindberg war die ohnmächtige Arbeit eines tranken erschöpften Geistes, und in „Kinder der Freude“ wurde gefällige, aber oberflächliche Theatermasche geboten.

Und nun überlege man einmal im Zusammenhang die Leistungen beider Bühnen dieses führenden Direktors! Von Goethe? Nichts! Ein neuer Schiller? Gott bewahre! Hebbel? Nichts. Grillparzer, Grabbe, Anzengruber? Nichts. Dafür aber ein Russe, ein Franzose, ein Schwede, ein Däne und zwei jüdische Literaten. Um Gerhart Hauptmann konnte man natürlich nicht herum. Ich frage: wie lange noch wollen wir es hinnehmen, in unserem eigenen

Lande als Stiefelpußer behandelt zu werden, während Franzosen, Russen, Dänen und Schweden ironisch lächeln? Mein Gott: wie lange noch? —

Im „Volkstheater am Bülowplatz“ treffen wir den ersten nationalen Klang dieses Reinhardt'schen Winters. Hier wurde die „Hermannschlacht“ gespielt. Wir sind keine Freunde des Stücks, wir halten es für eine Gelegenheitsarbeit des großen Kleist, an der sein nationaler Grimm mehr teilhatte, als seine poetische Genialität. Selbstverständlich aber sind wir bereit, den guten nationalen Willen der Direktion anzuerkennen. Ist es aber nicht bezeichnend, daß gerade diese Arbeit in eine Arbeiterbühne des dunklen Ostens gelegt wurde? Das gleiche geschah mit dem „Edelwild“ von Emil Götts, das man zugunsten Reinhardt's hätte buchen müssen, wenn er es nicht draußen im Osten von vornherein matt gesetzt hätte. So traurig diese Tatsachen aber auch sind, auf das Reinhardt'sche System werfen sie ein helles Licht. Die beiden großen einflußreichen Bühnen der inneren Stadt sind vom Ausland und vom Kurfürstendamms mit Beschlag belegt. Muß man schon, halb aus Erbarmen, einen Deutschen spielen, wird er in das dunkle Christenviertel am Bülowplatz gesteckt. Was gab es sonst da draußen? Drei Stücke, die aus alten Spielplänen aufgewärmt waren und die wir also ausscheiden, einen banalen Schwank von Ludwig Fulda und ein wohlgemeintes, schwaches Stück von Georg Keitel, der zu den Schülern des Berliner Tageblattes gehört, in diesem Falle aber nach dem Osten verbannt werden mußte, weil seine Arbeit einen vaterländischen Ton enthielt. Im Anfang des Kriegs war sie für die Kammerspiele in Aussicht genommen. Im vierten Kriegswinter macht man mit deutschen Stücken aber keine Umstände mehr. Immer hinaus nach dem Bülowplatz, wo die künstlerische Gestaltung erlischt und verhezte Arbeitermassen sich der patriotischen Tendenz liebevoll annehmen werden.

Wir können das System, das in Berlin herrscht, nicht an allen anderen Bühnen mit der gleichen Ausführlichkeit aufdecken. Wer es in der bisherigen Darstellung nicht erkannt hat, dem ist ohnehin nicht zu helfen. Wir beschränken uns also von jetzt an auf eine kurze sachliche Aufzählung. Herr Barnowski spielte am Lessingtheater einen Ungarn, der sich in Pariser Zweideutigkeiten gefiel, eine matte Arbeit des sattem bekannten Herrn Sternheim, die Strindberg-Trilogie „Nach Damastus“, die „Menschenfreunde“ von Dehmel und ein Journalistenstück von Schnitzler. In Summa: ein Ungar, ein Schwede, zwei vom Kurfürstendamms und als deutscher Konzeptionschulze Richard Dehmel. Von den großen Werken unseres Schrifttums: Nichts.

Den Herren Meinhard und Bernauer hänge ich ein großes Verdienstkreuz um: sie haben tatsächlich zwei begabten Deutschen das Wort gegeben, nämlich Wilhelm Stöcklen („Die Straße nach Steinach“) und Bruno Frank („Die Schwestern und der Fremde“). Diese beiden Arbeiten bilden zusammen mit „Syderpotts Erben“ (Residenztheater) den literarischen Gewinn des Winters. Was also an neuen Werten gebracht wurde, war deutsch — trotz der Winkeleristenz, zu der man das Deutschtum verurteilt hat.

Das königliche Schauspielhaus erfreute uns durch zwei Schilleraufführungen, von denen im besondern „Die Braut von Messina“ reinen Genuß bot. Die früher sehr wichtigen Schillertheater sind von der Direktion Patteg so weit heruntergewirtschaftet worden, daß sie kaum mehr mitzählen. Die Gesellschaft „Das junge Deutschland“, die sich in den Räumen des Deutschen Theaters eingerichtet hat, entpuppte sich im Laufe des Winters immer mehr als eine dramatische Filiale des Berliner Tageblatts, von der man im wesentlichen Kino-Effekte, Nervensensationen und Zerkzierung zu erwarten hat.

Der Rest ist Schweigen.

Erich Schlatter





# Gedenktag

(Vof — Gebhardt — Burthardt — Gounod)



Am Rosenmonat ist Richard Vof gestorben. Er ist fast siebenundsechzig Jahre alt geworden, was ihm als Kind und Jüngling keiner zugestanden hätte. Denn der auf dem pommerschen Landgut Neugrape Geborene war von früh an kränklich und mußte als Zehnjähriger „wegen andauernder Kränklichkeit“ vom Gymnasium entlassen werden. Nach seinem eigenen Bericht ist er auch andauernd kränklich geblieben, „ein menschen-scheues, phantastisches, verträumtes Kind, welches keine Spiele kannte, keine Kameraden hatte und von keinen Freuden wußte. Ich litt häufig heftige Schmerzen, an die ich mich jedoch nicht nur gewöhnte, die ich sogar lieb gewann. Denn wenn meine Krankheit mich so recht peinigte, überluden mich seltsame, mir unverständliche Gebilde, die mich verwirrten und zugleich entzückten. Sie führten meinen Geist von dem Krankenbette weit fort in fremdartige Welten voller Schönheit und Glanz . . . Frühzeitig fing ich an, mir mein Leben bis in alle Einzelheiten umzubilden. Es waren geistige Morphiuminjektionen, die ich mir gab. Sie halfen mir, meinen elenden körperlichen Zustand zu ertragen, jedoch der Schaden, den sie in meinem Organismus anrichteten, sollte sich über meine ganze Jugend erstrecken.“ Ich glaube sogar, daß in dieser Kindheit die Erklärung für Voffs ganzes Leben und Schaffen liegt. Denn der Versuch, durch Ergreifen des landwirtschaftlichen Berufs „an Leib und Seele gesund zu werden“, schlug fehl. Dann riß ihn der Krieg von 1870 gewaltsam aus allem heraus. Es ist gerade in dieser Stunde von hohem Reiz, wie Vof in seinem Erinnerungsbuch „Allerlei Erlebtes“ (1902) den Eindruck schildert, den die Kriegserklärung im damals in schönster Entelust stehenden Thüringen weckte. „Schon am Abend sollten die jungen Männer, die eben erst die Früchte des Feldes geschnitten, Weib und Kind, Mutter und Braut verlassen, um mit Gott, für König und Vaterland in den Kampf, vielleicht in den Tod zu ziehen. Halb beladen blieben die Wagen stehen, die Garben lagen zerstreut, auf dem Acker ward es einsam. Rein Jubelruf wurde gehört, aber auch kein Wehklagen. Eine kleine, ernste und schweigende Schar zogen wir an dem strahlenden Tage durch die den Segen des Friedens tragenden Felder. Aber uns jubilierten die Lerchen. Und schon am Abend mußten sie fort: unter der Linde vor meinem Fenster war der Abschied. Als würde der alte Baum vom Jammer der Menschheit gepackt, so ertönte er vom Schluchzen der Zurückbleibenden; denn die Fortziehenden erstikten ihre Tränen in dem Ruf: ‚Vater, Bruder, wir schlagen die Franzosen! Mutter, Weib, wir kommen wieder!‘ Und dann ertauschte das Lied vom deutschen Rhein; und es wurde zu der unendlichen Melodie unserer Nation. Wie ein Kirchenchor schwebten die Klänge hin über die Erde, die bald von Blut dampfen sollte. Rein Gesang war’s, — es war Andacht. Und schon am Abend war auch ich fort! Soldat konnte ich nicht werden; mit in den Krieg aber mußte ich. Also ward ich Krankenwärter. Welche Fahrt nach Berlin, welche Ankunft! Das Herz von ganz Deutschland pochend in einem Schlag: wir kämpfen für unser teuerstes, heiligstes Eigentum, das nicht unsere Familie, das unser Vaterland ist! Bis zu diesem Tage war es mir nie so recht zum Bewußtsein gekommen, daß ich Preuße, daß ich Deutscher sei. Plötzlich fühlte ich mein Deutschtum in jedem Blutstropfen. Jeder meiner Blutstropfen gehörte nicht mir, sondern dem Vaterlande. Für das Vaterland sterben zu dürfen, schien mir wert zu sein, gelebt zu haben. Der Herzschlag unserer Nation in jenen herrlichen, jenen gewaltigen Tagen war wie das ‚Ja‘ eines liebenden Weibes vor dem Altar: Treue bis in den Tod! Bis hierher habe ich — viel zu redselig! — von mir selbst gesprochen. Wie kann ich das jetzt noch? Das eben ist ja das Größte bei solchem Großen: der einzelne Mensch versinkt in das Allgemeine, verschwindet mit seinem kleinen Geschick, hört auf zu sein. Unsere häßlichste und unsere menschlichste Eigenschaft: unsere Selbstsucht, verweht wie Spreu vorm Winde, wenn ein ganzes Volk kampfes-freudig in einen Krieg zieht, der gerecht ist.“

Aus dem Krieg heraus, den er zehn Monate lang als Krankenträger mitmachte, ist Vofß zur Schriftstellerei gekommen. Er hatte sich jetzt zum Studium nach Jena begeben, aber die ungeheuren Eindrücke des Schlachtfeldes ließen ihn nicht los. „Der Soldat kennt nicht die Folgen des Krieges; denn er zieht weiter: vorwärts, immer vorwärts. Den Krieg lernt nur der, welcher nach dem Soldaten zurückbleibt, um die Toten zu begraben und die Verwundeten zu pflegen. Die Erinnerung an das fürchterliche Erlebte, das ich oft wie in Visionen wieder vor mir sah, lag wie Alpdruck auf mir. Ich mußte versuchen, ihn von mir abzuwälzen, um wieder friedliche Nächte zu haben. So begann ich zu schreiben — nur für mich selbst, um mich selbst zu befreien.“ Auf diese Weise sind die „Visionen eines deutschen Patrioten“ entstanden (1871). Der Verfasser wurde dadurch berühmt, daß man das Buch verbot. Rasch jagten sich die Bücher. Der junge Schriftsteller war „in einen neuen Krieg“ geraten, den Kampf um sein geistiges Dasein. „Ich kämpfte und kämpfte: gegen mein eigenes selbstsames, phantastisches Ich, gegen die düstere und leidenschaftliche Art meiner Begabung, die mit Welt und Leben in grellen, flammenden Lichtern zeigte, gegen das Schicksal, das keine milde, helfende Göttin für mich war. Erst jetzt begannen meine Lehrjahre, die mich in ein Labyrinth führten, darin ich nicht ein noch aus wußte. Aber ich kämpfte fort und fort. Und ich darf von mir nur sagen, daß es ernst und ehrlich gekämpft war. Ich wurde dabei der müde Mann, ich wurde ‚der müde Mann‘; und es war nicht Affektion, wie mir noch heute oft nachgesagt wird.“

Nein, gekünstelt war das nicht. Es war nicht einmal bewußte Pose, als er die traurigen und trostlosen, in tausend Seelenqualen nur zur Selbstbefreiung entstandenen Phantastereien „Scherben“ als „gesammelt vom müden Manne“ bezeichnete. Der Vierundzwanzigjährige war tatsächlich ein müder Mann, und gerade darin lag damals seine „Modernität“, viel mehr als in der Art, wie er zu Zeitfragen, z. B. zum Kulturkampf in „Unsehbar“ und „Savonola“ Stellung nahm. Die Müdigkeit, wie später die „Krankhaftigkeit“ war ihm Natur, und Tausenden erschien gerade das damals als echte Dichternatur. Weltfremd ist Richard Vofß nach seinem Berichte von Kind an gewesen, aber er ist es auch, trotzdem er es selber nicht geglaubt, bis ans Ende geblieben. Seine Welt war eine Theaterwelt; ihre Nährquellen sind Literatur und Kunst. Die Menschen, die sich in dieser Welt bewegen, haben mit der wirklichen Natur nur wenig gemein. Aber da sie an sich selber glauben, vermögen sie den unkritischen Leser selbst zu fesseln. Das „unkritisch“ möchte ich damit nicht in üblem Sinne verstanden haben, sondern als willig, hingebungsvoll. Für vereinzelte Stunden wird das jeder einmal sein. Für einen großen Erfolg, wie ihn Vofß zeitweilig hatte, ist Voraussetzung dafür, daß in der Zeit selbst der Hang zu der betreffenden Art vorhanden ist. Das war für Vofß in den achtziger Jahren der Fall, und er ist damals einer der einflußreichsten Schriftsteller und auch auf dem Theater erfolgreichsten („Alexandra“, „Schuldig“) gewesen. Seine Überhängigkeit galt für Leidenschaft, seine selbstbewußte, höchst sentimentalische Naturschweelerei für inniges Naturempfinden. Diese falsche Romantik, durch die selbst sein bester Hochgebirgsroman „Bergasyl“ entstellt wird, ist uns heute nicht mehr erträglich. Aber wenn er in die Ferne schweift, zumal in das von ihm schwärmerisch geliebte Italien, erlag ihm der Deutsche bis zuletzt. Die italienischen Novellen und Romane („Die neue Circe“, „Michael Cibula“, „Sabinerin“, „Kinder des Südens“, „Dahiel der Konvertit“, „Römisches Fieber“ und viele andere) haben der deutschen Italienschwärmerei reichliche Nahrung gegeben. In dieser Schwärmerei war Vofß durchaus aufrichtig. Seine Liebe zur Villa Falconieri, die ihm lange Jahre hindurch Wohnsitz gewesen ist, hat er einmal „die stärkste Leidenschaft seines Lebens“ genannt. „Aus den grauen nordlichen Nebeln einer wirren Jugendzeit rettete ich mich auf die immergrünen Höhen der Campagna Roms; aus den dunklen Irrpfaden eines schicksalsvollen, kämpferischen Lebens führten mich gütige Geister in dieses von feierlichen Eichenwipfeln umrauschte, von greisen Zypressen umdüsterte Asyl.“

Voh hat in seinem eigenen Hause immer wie ein trunkener Hochzeitsreisender gelebt. „Jede Stunde wird mir zum Fest.“ Ein solcher Zustand ist dauernd nicht zu ertragen, er muß zur Überreizung führen. Was Quell der Genesung sein könnte, wird zum ermüdenden Sumpf der Gewohnheit. Es ist schade um die schöne Begabung des Richard Voh, der sicher einer der phantasiereichsten Dichter der Neuzeit gewesen ist. In die heute übliche Geringschätzung braucht man dabei nicht einzustimmen; in vorsichtigen Dosen genossen ist seine Erzählungskunst eines dauernden Reizes sicher.

Der Krieg hat keine laute Feier des achtzigsten Geburtstages Eduard von Gebhardts zugelassen, und der Papiermangel verbietet leider sogar die einem Künstler angemessenste Würdigung durch Wiedergabe einer größeren Zahl seiner Bilder. Das wird in günstigeren Tagen nachgeholt werden. Aber des Festtages wollen wir doch um so eher gedenken, als dieser deutscheste Vertreter der neueren religiösen Malerei des Protestantismus aus einem evangelischen Pfarrhause Estlands stammt (geb. 13. Juni 1838 zu St. Johannes). Einen schöneren Beweis für die Bewahrung urdeutscher Gesinnung und, was noch mehr bedeutet, grunddeutscher Fühlweise im fernen Baltikum kann es nicht geben. Und ist nicht dieser Gebhardt, als er 1860 in Wilhelm Sohns Düsseldorf'scher Werkstatt erschien, geradezu ein Befreier deutscher Art gewesen gegen die ganz unter Raffael sich beugende religiöse Malerei Schadows und die im gleichen Geist gehaltene, nur in der Technik etwas aufgestrichelte Kunst Jitenbachs, der Brüder Müller und anderer? Ihm hatte weder das Studium in Petersburg, noch der Aufenthalt in Belgien etwas anhaben können; auch später in Italien hat er überall nur geholt und in sich aufgenommen, was seiner deutschen Art verwandt war.

Das evangelische Pfarrhaus, dem unsere Literatur so viel verdankt, ist hier für die Malerei fruchtbar geworden. Das einfache, unverwickelte Verhältnis zum Leben, eine gerade Gläubigkeit, die auf tiefstem religiösen Bedürfnis beruht, eine wunderbare Aufrichtigkeit des Empfindens und dabei ein unverbrauchtes Naturgefühl sind die Eigenschaften, die der junge Gebhardt mitbrachte und die der Greis bis zur Stunde bekundet. Ihm war Christus kein Symbol, sondern der stark erlebte Gottmensch, in dessen irdischem Wandel das Ewige seiner Lehre, das Unvergängliche reinsten Menschentums den überzeugtesten Ausdruck findet. So brauchte dieser Künstler nicht zu deuten, nicht zu modernisieren, sondern einfach zu erzählen. Da er aber echter Epiker war — nicht Geschichtsforscher, sondern eben Künstler —, war ihm nicht das historische Drumherum wichtig, sondern der geschichtliche Kern, das Stück Leben. So sah er die geschichtliche Treue nicht im Kostüm des Orients und in der orientalischen Landschaft, sondern im Erfassen des menschlichen Gehalts der von der Bibel berichteten Ereignisse. Christus selbst ist ihm Verkörperung des höchsten Seelenabends, dabei ein vollblütiger Mensch, der unter den Menschen als ihresgleichen wandelt. Dieser Christus lebt überall, wo an ihn geglaubt wird, und darum hat Gebhardt, der seine Werte für Deutsche schuf, die uns geistig und körperlich verwandte Umwelt gewählt. Daß er dabei nicht den Schritt in die Gegenwart tat, sondern im Reformationszeitalter blieb, geschah aus sicherem Lattgefühl. Die Einkleidung in die Gegenwart muß immer aufdringlich wirken, weil sie beim Beschauer des Bildes die Überwindung der in ihm lebenden Vorstellung eines Vergangenen fordert. Die übliche Einkleidung in die italienische Renaissance ist uns zwar gewohnt, aber für uns Deutsche eine üble Gewohnheit. Die Einkleidung ins echt Orientalische bedeutet für uns heutige Deutsche eine Kostümierung. So wählte er den einfachsten Weg für seinen Zweck, der kein rein malerischer, sondern ein geistiger war. Gebhardt will mit seinen Bildern dem christlichen Glauben dienen. Dieser Glaube glüht in ihm und erfüllt auch alle seine Gestalten. Er will diesen Glauben nicht als Alltagsgewohnheit, sondern als Gewalt des Hohen, des Besten und Stärksten im Menschen. Sicher war jede Begegnung mit Christus für die Menschen seiner Zeit ein im Tiefsten aufwühlendes Erlebnis. Ein solches ist es in allen Bildern Gebhardts. Stumpfe Gewohnheit schiebt darin

leicht übertriebenes Pathos. Als „theatralisch“ aber haben es selbst seine Gegner nie bezeichnet, denn sie spürten die Echtheit dieses künstlerischen Empfindens. Ein nie gealtertes Temperament, eine vollständig hingerrissene, darum padende Leidenschaftlichkeit durchbebt alle Werke dieses Künstlers. In der Komposition seiner Bilder ist er deshalb manchmal gewaltsam geworden, aber immer eindringlich geblieben. Die Farbigeit, die anfangs oft etwas bunt war, hat er immer mehr zur abgeklärten Ruhe gedämpft. Freilich, wer den eigentlichen Maler Gebhardt, den Durchseeler der Farbe kennenlernen will, muß zu seinen Bildnissen oder zu den meisterlichen Studien für seine großen Bilder greifen. In beiden erweist er sich überdies als einer der tiefsten Ergründer menschlichen Seelenlebens. Und darum wird sein Name in vollem Glanze leuchten, wenn zahlreiche von denen, die uns als Verkünder der Zeitseele angepriesen worden sind, mit dieser Zeit längst versunken sein werden.

\*

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Jakob Burckhardts am 25. Mai gab vielfachen Anlaß, sich mit dem großen Geschichtschreiber der Renaissance zu beschäftigen. Die Reihe seiner bedeutenden Werke von der „Zeit Konstantins des Großen“ über den „Cicerone“ zur „Kultur der Renaissance in Italien“ und der „Geschichte der Renaissance in Italien“ sind 1855 bis 1867 erschienen, und daß sie heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, immer noch die bedeutendsten Darstellungen der betreffenden Gebiete sind, ist in der wissenschaftlichen Literatur eine solche Ausnahmeerscheinung, daß dafür besondere Ursachen wirksam sein müssen. Diese Fähigkeit, „von Dauer zu sein“, hat Goethe dem genialen Werke zugesprochen, das nur dem wirklich schöpferischen Menschen gelingt. Hier ist in wissenschaftlichem Gewande Künstlertum am Werke.

In der Tat ist Burckhardt eines der fesselndsten Beispiele dafür, daß die wahrhaft große Geschichtschreibung auf die Mitwirkung der Phantasie angewiesen ist. „Inneres äußerlich machen, darstellen zu können, so daß es als ein dargestelltes Inneres, als eine Offenbarung wirkt,“ war Burckhardts Bestreben, und es paßt auf ihn, was er einmal vom Dichter sagt: „Bloß Äußerliches noch einmal äußerlich zu geben, vermögen viele — jenes dagegen erweckt im Beschauer und Hörer die Überzeugung, daß nur der eine es getonnt, der es geschaffen, daß er also unerfesslich gewesen.“ So war ihm die dichterische Phantasie ein Mittel, „die Lücken der Anschauung zu ergänzen“.

Wir erleben hier bei Burckhardt besonders deutlich, wie sich diese „Produktivität“, nach Goethe das Kennzeichen des Genies, auch wider Willen in die wissenschaftliche Tätigkeit ausströmt, und deshalb in dem betreffenden Menschen der vorher starke Drang nach dichterischer Tätigkeit einfach abstirbt. 1839/40, als Burckhardt im kunstfrohen Hause seines Berliner Lehrers Franz Rügler mit zahlreichen Dichtern und Künstlern verkehrte, und noch mehr ein Jahr später, als er in Bonn mit Gottfried Kinkel von alter und neuer Rheinherlichkeit schwärmte, hat Burckhardt an seinen Dichterberuf geglaubt. Und noch einige Jahre später (August 1844) schrieb er seinem Freund Beyerslag: „Ich bin nicht unglücklich, aber unbeglückt, bis wieder etwas goldene Muse und etwas Poesie zurückkehrt . . . Ich muß freiwillig oder unfreiwillig als einen Pfeiler meines Lebensglückes die Dichtung nennen. Es ist nicht Übermut, sondern Notwendigkeit . . .“ Er hat aber alles in allem nur zwei zusammen kaum fingerdicke Bändchen Gedichte veröffentlicht. Beide ohne Namensnennung. 1849 die Herbstgabe „Ferien“ und vier Jahre später „E Hämjeli Lieder“ in seiner Basler Mundart. Später ist er kein Zeitdichter geworden, wie er in seiner Jugend gedacht hat, sondern ein Zeitschauer, ein Deuter des Wesens der Menschheitsgeschichte und unvergleichlicher Darsteller einer ihrer bedeutendsten Abschnitte. Was Goethe von Windelmann rühmte, trifft auf ihn zu: „Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er in unwiderstehlichem Drang, mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee,

woraus die Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgeteilt werden. . . Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.“ (Vgl. „Jakob Burckhardt als Dichter“ von Karl Emil Hoffmann. Basel 1918. Helbing & Lichtenhahn.)

\*

Der Krieg darf uns nicht abhalten, auch des hundertsten Geburtstages des Franzosen Charles Gounod zu gedenken. Es gibt solcher feiner, auch menschlich edler Künstlernaturen nicht so viele, daß man ohne weiteres auf ihren Besitz verzichten könnte. Man darf es um so weniger, wenn, wie bei Gounod, mancherlei Beziehungen zur Kunst des eigenen Landes sichtbar werden. Da stößt man bei manchen guten Deutschen zunächst wohl auf ein unwilliges Aufbegehren. Auch ich ärgere mich darüber, daß Gounods „Margarete“ noch immer zu den meistgespielten Werken des deutschen Opernspielplans gehört. Dabei bleibt es allerdings eine arge Ungerechtigkeits, wenn dieses Werk immer in einem Atem mit der „Mignon“ des aus Lothringen stammenden Ambroise Thomas genannt wird. Das läßt schon der musikalische Wertunterschied nicht zu. Gounods Oper gehört zu den musikalisch reichsten Werken der Opernbühne. Ohne besondere Kräfte vermag sich keine Oper sechzig Jahre lang in so starker Wirksamkeit zu erhalten. Gounod ist ein Vollblutmusiker mit reicher melodischer Erfindung, voll packenden rhythmischen Temperaments, glänzend, wenn auch etwas äußerlich in der Charakteristik und von eindringlicher Süße der Melodie. Daß das alles französisch gefärbt ist, ist für den Franzosen ein Ruhmestitel; wenn es uns Deutschen trotzdem so viel Genuß und Freude bereitet, liegt die Annahme nahe, daß im tieferen Untergrunde doch uns verwandte Kräfte walten. Und so ist es in der Tat. Seine leidenschaftliche Liebe zu Mozart, über dessen „Don Juan“ er eine feinsinnige Analyse geschrieben hat, und sein inniges Verhältnis zu Schumann haben Gounods Musikertum stark befruchtet.

Nein, der Musik ist Richard Wagner nicht gerecht geworden. Wenn sie wirklich nur die „Arbeit eines untergeordneten Talentes“ wäre, „das es zu etwas bringen möchte und in der Angst nach jedem Mittel greift“, wäre die Oper „Margarete“ wahrscheinlich schon längst von unserer Bühne verschwunden, gleich Rossinis „Celi“, neben dem Wagner sie als Beispiel des „Hinabsteigens des deutschen Theaters zum Niederträchtigen“ anführt. Doch hier liegt die Hauptschuld beim deutschen Publikum. Den Franzosen wird Goethes Gretchen wohl immer unverständlich bleiben, dem Deutschen müßte es heilig sein. In der Verbiegung dieser Gestalt liegt das größte Bedenken, das ich gegen das Textbuch der Gounodschen Oper hege. Daß sie uns vom eigentlichen Faust nichts gibt, wäre kein Schaden; denn Goethes Dichtung wird dadurch dem deutschen Volke nicht angetastet. Wohl aber geschieht das durch die Verfälschung eines gefühlsmäßig sofort zu erfassenden Charakters, wie Gretchens. In mancher Hinsicht ließe sich an diesem Werke die Psychologie des Operntextes studieren.

In Frankreich ist übrigens Gounods acht Jahre später (1867) liegende Oper „Romeo und Julie“ höher geschätzt, und warum man den „Arzt wider Willen“ nach dem schönen Erfolg, den die Römische Oper in Berlin mit der Wiedererweckung 1910 errungen hat, wieder preisgab, verstehe ich bei der Armut an römischen Opernwerken nicht.

Gounods musikalisches Gesamtwerk ist außerordentlich reich. Er hatte als Einundzwanzigjähriger (1839) den großen Kompreis des Konservatoriums gewonnen und benutzte den Aufenthalt in Italien zum eingehenden Studium Palestrinas. Damals dachte Gounod nur an Kirchenmusik, war sogar nahe daran, Priester zu werden. Es war wohl hauptsächlich Schumanns Musik, die seinen Sinn fürs Poetische weckte, das wie bei allen französischen Musikern einen wesentlich dekorativen Einschlag hatte und Gounod auf seinen Landsmann und Mitschüler bei Lesueur, Berlioz, verwies. Das Weltkind in Gounod war erwacht und wandte sich mit Leidenschaft dem Theater zu. Es ist bezeichnend dafür, wieviel leichter in Frankreich den Bühnentomponisten der Weg offensteht, daß ihm verschiedene Mißerfolge den Zugang zu

den Pariser Opernhäusern nicht zu sperren vermochten, bis endlich der fünfte Anlauf 1859 mit „Margarete“ den großen europäischen Erfolg brachte.

Seit 1852 hatte er als Direktor der Pariser Männergesangsvereine und Gesangsschulen auch eine segensreiche kunstpolitische Tätigkeit begonnen. Gounod ist einer der fruchtbarsten Chorkomponisten Frankreichs, und wenn seine größeren Kirchentkompositionen den strengen Anforderungen, die vom deutschen Cäcilianismus in der katholischen Kirche wieder zur Herrschaft gebracht worden sind, nicht genügen, so sind die kleinen Stücke durch die Verbindung würdiger Haltung mit echt vollstümlicher Melodie ausgezeichnet. Unter den großen Chorwerken ist die „heilige Trilogie Tod und Leben“ für unser Gefühl zu sehr durch den engen Anschluß an die katholische Totenmesse gehemmt. Dagegen zählt die „Redemption“ zu den bedeutendsten Schöpfungen in der langen Reihe von Versuchen, Christum und sein Werk darstellend zu verherrlichen. Gewiß wirkt auch hier auf uns manches theatralisch, aber die überwältigend innige Art, mit der Christi Reden gesungen werden, bezeugt Gounods tief religiöses Empfinden und hohes musikalisches Vermögen.

An einfachen Dingen merkt man oft die größte Verschiedenheit der Völker. Das bekannteste Instrumentalstück Gounods ist die „Méditation“ über das erste Präludium aus Bachs Wohltemperiertem Klavier. Der alte deutsche Meister gibt uns nur das Wogen gebrochener Akkorde und trägt auf ihnen den Geist des Hörers in die Weite. Ist's ein Träumen unter rauschenden Baumwipfeln, auf hoher Halde mit dem Blick in ziehendes Gewölk, ist's das Schweben der bewegten Phantasie ins unbegrenzte Land des Geistes, ist es das Auf und Ab des mühsam gebändigten Gefühls in heimlich verschlossenem Herzen? — Der deutsche Künstler läßt es unbestimmt. Ihm und uns ist diese Musik an sich, diese Entbindung zuvor ruhiger Tonmassen zu innerlicher Bewegtheit völlig genug. Dem Franzosen ist das nur Vorbereitung, er braucht die Bestimmtheit, er kann das nur innere Singen nicht vertragen und hält es für nötig, eine ausgesprochene Melodie hinzuzufügen. Das ist sicher ein tiefliegender Unterschied zwischen deutsch und französisch und gäbe ein schönes Beispiel ab; aber leider geht die Rechnung nicht auf, denn Gounods „Méditation“ hat beim breiten deutschen Publikum Bachs Präludium erst beliebt, wenn nicht gar erst bekannt gemacht.

In alledem spricht sich doch auch ein tiefes Verlangen unseres Volkes nach leichter, sinnfälliger Melodie aus, dem durch unsere große Musik oft nicht Genüge getan wird. Dieses Verlangen ist so mächtig, seine Erfüllung wirkt so hinreißend, daß alle kritische Überlegung verstummt. Hier liegt auch die letzte Erklärung für den Erfolg der „Margarete“. Denken wir an das auf die gleiche Ursache zurückgehende Überwuchern der Operette, so werden wir noch froh sein, wenn sich unser Volk die Ergänzung zur deutschen Musik bei so echten Künstlern sucht, wie Gounod einer war.

**Karl Stord**





## Der Krieg

Q
 as alte trübe Lied, das Lied von dem bösen Erbangel deutscher Art, dem Mangel nationaler Instinkte! In der „Deutschen Zeitung“ hatte es Leopold Baron v. Vietinghoff-Scheel wieder angestimmt: man verdeutsche dies Fremdwort durch „Herdentrieb“, und sofort werde klar, woher der Mangel jener Instinkte bei uns Deutschen rührt. „Unsere Nachbarn, namentlich die sogenannten Romanen, zählen durchweg zu den Herdenvölkern, wir dagegen sind das ausgeprägteste Persönlichkeitsvolk, das es gibt. Bei jenen daher viel Anlehnungs- und Vergesellschaftungsbedürfnis, das zu Gemeinschaftsinn führt; bei uns Neigung zur Vereinzelung, Absonderung und dementsprechend Abneigung gegen Befassung mit den Angelegenheiten anderer, also auch der Gesamtheit.“ Darin aber liege die immerwährende Gefahr, völkisch zugrunde zu gehen.

„Diese Gefahr wird noch erheblich vermehrt durch einen weiteren Mangel, der leider wirklich als ein deutscher Erbfehler zu bezeichnen ist. Ihn mit einem einzigen Worte erschöpfend und völlig treffend zu benennen ist freilich schwer. ‚Mangel an nationaler Leidenschaft‘ drückt vielleicht am besten aus, was gemeint ist, schärfer jedoch als jede beschreibende Erklärung wird Anführung einiger Beispiele Art und Wesen dieses Erbfehlers beleuchten, und — an solchen Beispielen ist die deutsche Geschichte nur zu reich, bietet leider auch der gegenwärtige Krieg eine erschütternde Fülle dar. Sie ist so groß, daß es geradezu als Pflicht erscheint, den Finger immer wieder auf diese Wunde, die fast einer Schwäre gleichkommt, zu legen, dem deutschen Volke immer wieder wenigstens die größten, aus diesem Mangel heraus begangenen Sünden in voller Schärfe vorzuhalten.

‚Ring Stephan‘. — Ich fürchte, es gibt schon sehr viele Deutsche, bei denen sich mit diesem Namen keine deutliche Erinnerung mehr an ein bestimmtes Geschehnis verknüpft, aber — wie dem auch sei — in wieviel Herzen bebt auch wohl nur noch eine Spur von Zorn über jene feigen Schufte, welche unsere Zepellinleute mit kalter Mörderlust dem Ertrinken preisgaben, obwohl sie sie retten konnten?

Selen wir ehrlich, — in sehr wenigen schlägt heute der Puls im Gedanken an jene Untat auch nur um einen Schlag schneller. Vergessen!

‚Baralong‘. — Dieser Name, mit einer der niederträchtigsten Freveltaten unserer Feinde verknüpft, ist ja freilich noch nicht versunken und vergessen, aber selen wir auch hier ehrlich: wo färbt sich noch eine Wange rot von heiligem Zorn, erinnert man einmal an ‚Baralong‘?

Die deutschen Gefangenen in Frankreich. Es gab eine Zeit, wo über äble Behandlung unserer Gefangenen in Frankreich die Presse beileibe kein Sterbenswörtlein bringen durfte; es sollten — so hieß es — keine Haß- und Rachegefühle erweckt werden. Ich fürchte, die Herren, die so verfügten, haben sich unnütze Sorge gemacht. Jetzt darf ja über derlei geschrieben und berichtet werden. Es vergeht kaum ein Tag, wo nicht ein zweifellos festgestellter Fall unerhörtester, teuflischster Grausamkeit, von Franzosen an deutschen Gefangenen begangen, mitgeteilt wird. Erweckte das irgend eine meßbare Erregung im deutschen Volke? Nun, ich fürchte, auch der feinste Beobachter wird davon nichts feststellen können. Es ist auch durchaus nicht so, daß die Erregung etwa vorhanden wäre, aber, der deutschen, stillen Art entsprechend, nicht lärmend nach außen hin in die Erscheinung träte. Man rede über jene Grausamkeiten mit noch so vielen Personen aus noch so verschiedenen Kreisen und Schichten, — man wird nicht den Eindruck gewinnen, als nähmen das Herz, die Seele sehr tiefen, innerlichen, aus Schmerz und Zorn geborenen Anteil an dem Leiden der gepeinigten Volksgenossen.

Die Hinmordung deutscher Gefangener in Rumänien. Tausende Deutscher sind in den Gefangenenlagern in Rumänien unter den unmenschlichsten Qualen und Peinigungen langsam zum Tode gebracht worden. In allen Einzelheiten berichteten die Zeitungen darüber; nicht nur die großen, hauptstädtischen Blätter, nein, auch die kleinsten Blättchen in dem kleinsten Städtchen, wie es sich ja auch gebührt. Hat sich da etwas wie heiliger Volkszorn oder dergleichen geregt? Da darf es freilich kaum wundernehmen, daß das Ausbleiben jeglicher Sühne jener Schandtaten an den deutschen Gefangenen beim Abschluß des Friedens mit Rumänien gleichfalls spurlos am deutschen Volksempfinden vorübergegangen ist. Man stelle sich vor: das Volk, zu dessen Angehörigen jene verruchten Mörder an Tausenden von Deutschen zählen, lag besiegt zu unseren Füßen. Wir hatten also die Möglichkeit, jede Sühne zu fordern und zu erlangen. Wir verzichteten darauf so rundweg und glatt, als hätten wir an derlei überhaupt nicht einen Augenblick gedacht und — das deutsche Volk braust ob solchen Vergessens der Frevel an Tausenden seiner Söhne nicht in brennendem Zorn auf, sondern verharrt in seiner überwältigenden Mehrheit in, — nun ja, eben in völliger ‚nationaler Leidenschaftslosigkeit‘. . .“

So berechtigt an sich diese Anklage ist, so glühend die hier vorgebrachten schimpflichen Tatsachen jedem Deutschen auf der Seele brennen müssen oder — müßten —: in das rechte und gerechte Licht, in den Brennpunkt sind sie erst durch eine Erwiderung gerückt worden, die aber in den übrigen Punkten durchaus zustimmend bleibt: „Es ist wahr und ist zu bedauern, daß die sich stets



mehrenden Nachrichten über Mißhandlungen der deutschen Gefangenen nicht schon längst einen leidenschaftlichen Sturm bei allen Deutschen entfacht haben. Die Schuld dafür, daß es nicht geschehen ist, trifft aber weniger das deutsche Volk, als in erster Linie seine berufenen Vertreter, die Regierung und den Reichstag, dazu alle Männer, die im öffentlichen Leben stehen und Gelegenheit haben, in Schrift und Wort ihre Meinung zu äußern. Denn wer ist das Volk? Auch ich schätze das deutsche Volk mit dem Verfasser in jeder Beziehung höher ein als ein rumänisches. Aber es bleibt etwas allen Völkern Gemeinsames. Ein Volk ist die Summe vieler Tausende und besteht aus einzelnen Personen. Es ist ohne Führer doch nur eine Herde ohne Hirten. Ein Volk will geführt sein, es blickt nach seinen Führern und läßt sich gern leiten. Von den Führern muß es immer wieder Stimmung und Zielweisung bekommen. Wir haben leider mehr und mehr das Gefühl, daß wir überhaupt nicht geführt werden.

Wie soll der einzelne seinen Willen äußern? Soll er in noch mehr Vereine eintreten, Geld, Zeit und Kraft für sie opfern, soll er Versammlungen besuchen und Entschließungen fassen? Das ist geschehen. Sollen alle Spalten der Zeitungen von seinen Forderungen widerhallen? Das ist den meisten gar nicht möglich, auch wenn sie Wertvolles zu sagen haben. Das Volk kann seinen Willen in der Hauptsache nur durch seine gewählten Vertreter und durch seine Regierung äußern. Und da muß es in dieser Zeit den Schmerz erleben, daß sich jene oft wohl für fremde Völker und ihre Vorteile ereifern, aber nur schwächlich oder gar nicht für die bedrängten deutschen Brüder im Auslande und für die armen Gefangenen eintreten. Was soll der deutsche Bürger tun? so fragen wir nochmals. Die Berichte über Völkerrechtsbrüche unserer Feinde begannen mit dem ersten Tage des Krieges und reißten bis heute nicht ab. Viele Bände sind darüber geschrieben worden. Sie sind nicht zur Vergessenheit geschrieben, sondern sind uns für immer ein zwar schmerzliches, aber klares Zeugnis, daß die vielgerühmte Kultur unserer Feinde doch nur eine Lünche über viehische Roheit und Gemeinheit war. Manchmal sind die Berichte so unglaublich, so entsetzlich, daß man sie vor Grauen nicht mehr zu Ende lesen möchte. Das ist keineswegs gleichgültig vergessen! O nein! Um so schmerzlicher wirken wiederum die Berichte über die Gefangenenbehandlung bei uns. Wir führen mit stolzer Genugtuung jeden neutralen Vertreter durch die Gefangenenlager in Deutschland und heimsen die Lobsprüche ein, weil wir nicht nur alles durch Völkerrecht Vorgeschiedene tun, sondern in schon übertriebener Weise für Belehrung, Unterhaltung, Belustigung und Sport der Herren Gefangenen sorgen. Dem deutschen Volk prägt sich ein doppeltes Empfinden tief ins Herz, nämlich einmal Schmerz, Zorn und Haß gegen die Feinde, und das ist gut. Nicht nur die Väter und Mütter, die Frauen und Kinder werden die quälende Frage nicht los: Mußte denn unser Sohn, unser Vater so elend zugrunde gehen, gibt es keine Sühne dafür?, auch allgemein ist die Meinung, daß Deutschlands tapfere Söhne ein anderes Los verdient hätten. Das andere Empfinden ist die leider sich stets mehrende Gewißheit, daß uns vieles geflissentlich verheimlicht worden ist und daß die berufene Vertretung des deutschen

Volkes immer erst nach langem Zögern mit Gegenmaßnahmen gedroht hat, die Ausführung aber schwächlich oder auch gar nicht eingetreten ist.

Sollte das Volk dazu Standal schlagen, sollte es sich vornehmen: ‚Dieser Regierung keinen Pfennig mehr?‘ Ja, in der That, es ist die allerhöchste Zeit, daß etwas geschieht, ehe noch mehr der Besten und Treuesten im Lande dazu kommen, zu sagen: Es müßte noch viel schlimmer kommen, damit endlich einmal wirkliche Abhilfe geschaffen wird!

Auch die Erfahrungen bei den Friedensunterhandlungen mit Rußland und Rumänien sind wenig erfreulich. Daß bei Ausbruch des Krieges die deutsche Gesandtschaft ausgeplündert und ein alter Beamter, der zum Schutze des Gebäudes zurückgeblieben war, ermordet wurde, die hinreichend bekannten Greuel in Ostpreußen sind nicht vom Volke, wohl aber von den Vertretern des Deutschen Reiches vergessen worden. Einer der Hauptschuldigen, der Großfürst Nikolai ist als Gefangener in deutscher Gewalt. Aber die Regierung scheint Wert darauf zu legen, ihn nur als Großfürsten ehrenvoll zu behandeln, bis er eines Tages wie Großfürst Michael entwischt ist und wieder für uns ein gar gefährlicher Gegner wird.

Noch mehr regt sich der Zorn des Volkes, wenn es an den rumänischen Frieden denkt. Die Regierung Rumäniens hat in voller Absicht unsere dortigen Gefangenen zu Tode gemartert. Noch im März d. J. hat der inzwischen auf dem Schlachtfelde gefallene Graf von Preysing in aller Öffentlichkeit zahlenmäßig nachgewiesen, daß in den rumänischen Gefangenenlagern unsere Soldaten bis zu 99 vom Hundert elend umgekommen sind. Waren unsere Vertreter in Bukarest gar nicht in der Lage, dafür sofortige, gründliche Sühne zu verlangen, ehe es zur Unterzeichnung des Friedens kam? Rumänien war völlig in unseren Händen. Wenn jetzt nachträglich im Reichstage schwächliche Forderungen an Rumänien erhoben werden, so kennen wir die dortige Regierung nach den Erfahrungen des Krieges doch wohl hinreichend und werden auch an etwaige Versprechungen nicht glauben. Es ist zu spät, die Gelegenheit ist verpaßt.

Und diese Erwägung führt zum letzten. Warum hassen uns überhaupt die Völker? Warum können es Staaten von der Sorte Liberias, San Salvadors, Perus und Bolivias wagen, Deutschland den Krieg zu erklären? Weil sie uns nicht achten! Schon der lächerliche Versuch der Begründung von jener Seite zeigt das. Wir bedrohen angeblich die Freiheit dieser Staaten. Es weiß jeder längst, daß es die Trintgelber der Entente sind, die überall die niedrigsten Instinkte, die Habgier nach deutschem Vermögen und Besitz, entfacht haben. Es ist ja so bequem, den schutzlosen Deutschen im Auslande zu überfallen und auszuplündern. Die Friedensverhandlungen Deutschlands zeigen, daß Strafe und Sühne dafür nachher vergessen werden. Einem Engländer im Auslande, und wäre es ein kleiner Kaufmannslehrling, wagt man so etwas nicht zu bieten.

Kurz, das deutsche Volk hat die Greuelthaten an seinen Tapferen keineswegs vergessen, es hat ebensowenig in ‚nationaler Leidenschaftslosigkeit‘ die Nachrichten

von den Friedensschlüssen hingenommen. Vielmehr sind die deutschen Herzen von Schmerz und Borne bewegt. Wenn sich diese Empfindungen nicht laut genug äußern, so liegt das an den berufenen Führern des Volkes.“

\* \* \*

Als dies geschrieben wurde, da konnte der Verfasser noch nicht ahnen, welcher klassische Zeuge für die Wahrheit seiner Ausführungen auftreten werde, da hatte — Herr v. Rühlmann noch nicht sein politisches und völkisches Glaubensbekenntnis so offenherzig abgelegt, wie noch nie. Jetzt hat er es getan — in seiner Reichstagsrede vom 24. Juni. Wenn aber Herr v. Rühlmann, der Leiter unserer auswärtigen Politik, der „geborene Staatsmann mit den unnachahmlichen Griffen“, nicht zu den „berufenen Führern“ unseres Volkes zählen sollte, wer dürfte dann als solcher noch gelten? Aus eigenem Munde dieses „berufenen Führers“ besitzen wir also das klassische Zeugnis, wessen wir uns von solcher Führerschaft versehen, welche „Achtung“ wir noch von unseren Feinden, von der „Welt“ erwarten dürfen, und wie wenig, wie blutwenig alle Schläge Hindenburgs-Ludendorffs, alle Opfertaten unseres siegreichen Heeres zu unseren Gunsten ins Gewicht fallen. Unserem gequälten, in stiller Geduld und heroischer Entfagung sich durchhungernden Volke reißt er, soweit es an ihm, diesem „berufenen Führer“, liegt, den letzten Hoffnungsanker aus blutendem Herzen: die Hoffnung auf ein absehbares und sieggetröntes Ende, indem er ihm „mit müder Grabesstimme“ die Trostlosigkeit des siebenjährigen, ja des dreißigjährigen Krieges an die Wand malt! Und das alles in schriller Miktönigkeit, in kraffem Gegensatz zu den aufrichtenden Erklärungen unserer großen Heerführer und dem noch in uns allen nachklingenden Bekenntnis des Kaisers, daß dieser Krieg ein Krieg gegen den angelsächsischen Geist, den Göhendienst des Geldes sei und daß der Sieg „erzungen“ werden müsse. Aus dem „berufenen“ Munde des amtlichen Vertreters der deutschen Auslandspolitik, vor der denkbar breitesten Öffentlichkeit der Welt, vom Regierungstische des deutschen Reichstages!

In den Sätzen, die überhaupt einen Inhalt hatten — das übrige waren Zumutungen erstaunlicher Banalität —, läßt sich die Rede nur als eine mit Leichenbittermiene herausgeorgelte Grabrede auf deutschen Siegeswillen und deutsche Siegeshoffnung kennzeichnen. „Laßt alle Hoffnung draußen!“ — nur mit dem kleinen Unterschiede zwischen einem Dante und einem Herrn v. Rühlmann. Unter anderem Gesichtswinkel nennt die „Tägliche Rundschau“ die Rede einen „politischen Skandal“. Auch die nachträgliche (inzwischen in Abrede gestellte) Retusche an den Schlusssätzen des Staatssekretärs werde „die unerfreulichen Wirkungen nicht ausgleichen können, die diese Rede zweifellos im Ausland und Inland hervorrufen wird. Wasser auf die Mühle der Mittler, Mäcker und jedes Hans Dampf. Das Bedenklichste daran, der fatale Schluß, der sich freilich noch fataler anhörte als er sich liest. . .“

Nehmen wir den verhängnisvollen Satz Herrn v. Rühlmanns buchstäblich so, wie er ihn nachträglich genommen haben will: „Ohne Gedankenaustausch wird bei der ungeheuren Größe dieses Koalitionskrieges und bei der Zahl der in ihm

begriffenen auch überseeischen Mächte durch rein militärische Entscheidungen allein ohne alle diplomatischen Verhandlungen ein absolutes Ende kaum erwartet werden können.' Der Ton macht die Musik. Und Herr v. Rühlmann hat das vorgetragen mit Grabeston, müde, hoffnungslos, in jeder Weise so, wie der Mann es nicht vortragen durfte, der vor den Augen und Ohren der Welt in dieser Zeit und Sache unser politisches Geschäft zu vertreten hat. Diese Art, sich und unsere Sache darzustellen und vorzutragen, war schlimmste Sünde gegen den Geist, moralische Sabotage. Man kann Herrn v. Rühlmann nicht für so wenig klug halten, daß er sich nicht des offenen Gegensatzes voll bewußt gewesen sein sollte, in den er sich mit diesem Ruffandratone zum Kaiser und zur Obersten Heeresleitung brachte. Ein solcher Gegensatz, auf offener Reichstagsbühne durch einen Staatssekretär des Reiches zur Schau gestellt, ist einfach ein politischer Skandal. . . . Die Nation hat ein Recht, sich von einem immerhin moralisch verantwortlichen Staatsmann solche Extratouren zu verbitten. Man komme uns nicht mit dem Einwand, daß Herr v. Rühlmann bei buchstäblicher Anwendung seines Satzes ja nur Selbstverständliches gesagt habe. Ganz gewiß ist es eine Binsenwahrheit, daß zu einem Friedensschluß Verhandlungen nötig sind. Aber um dieser Binsenwahrheit willen war es doch nicht, daß Herr v. Rühlmann die Schreden eines dreißigjährigen Krieges an die Wand malte und seine Antithesen gegen die Schwertthese von Kaiser, Kanzler und Feldherr aufstellte. Er tat es doch nicht um des Buchstabens, sondern um des Geistes willen. Und das war böser Geist. Dabei wieder die leichtfertige Wendung, wir können uns das leisten, unsere Mittel erlaubten uns das, aufs Konto Hindenburgs können wir ruhig so sündigen. Politik und Kriegführung gehören ja ganz gewiß zusammen. Aber nicht in dem Sinn, daß die Politik in gefährlichen Experimenten den Gewinn der Kriegführung vergeudet, sondern in dem, daß sie ihn politisch ausbeutet. Unterstützung, nicht Durchkreuzung. Aber Voraussetzung dabei ist und bleibt der Sieg des Schwertes. Mit bitterem Recht stellte Graf Westarp fest, daß Herr v. Rühlmann, der sein Wort hoffentlich nicht ganz so unglücklich gemeint habe, wie er es formulierte und vortrug, damit Mord am Geist beging, an der Seele des Heeres und des Volkes. — Zutreiberdienst für Britanniens Simpelfängerei.“

Mehr als sonst, mehr auch als ihm hätte nützlich erscheinen sollen, urteilt die „Deutsche Tageszeitung“, offenbarte Herr v. Rühlmann die Tiefen seiner eigentlichen und ihm eigentümlichen Gedankengänge. „Seine England zugewandte Denkungsart trat zu wiederholten Malen mit aller Deutlichkeit zutage; sie offenbarte sich vor allem in dem Pessimismus, der über seiner ganzen Rede bleischwer lastete, der ihn hindert, mit innerer Kraft und Zuversicht an ein Niederringen Englands zu glauben, und ihm das Ende des Krieges bestenfalls als Remispartie vor Augen stehen läßt. Auf dem Staatssekretär lastet düsterer Pessimismus; und er bringt es fertig, in einer Zeit, da Tausende, getragen von der unerschütterlichen Zuversicht und dem Glauben an den Erfolg ihres Selbstopfers, täglich und stündlich starkherzig dem Tode ins Auge blicken, den Satz zu prägen, daß ohne Vorverhandlungen die militärischen Erfolge keine absolute Ent-

scheidung herbeiführen können. Wem sagt er das? Den Gegnern? Die haben wahrlich keinen Überfluß an dem Artikel. Also sagt er es dem eigenen Volke, dem eigenen Heer, das auf die militärischen Siege hofft, in ihnen Marksteine sieht auf dem Wege zum Frieden. Hineingestellt in die Gänge dieser Rede, gemessen an ihrer ganzen Tonart und Tendenz, gewinnt er ein Gesicht, das die sozialdemokratische „Internationale Korrespondenz“ — nicht uns — veranlaßt, ihrem Kommentar zu des Staatssekretärs Ausführungen die Überschrift zu geben: „Rühlmann, der Defaitist.“

Wohlgemerkt: die sozialdemokratische „Internationale Korrespondenz“ prägt dieses Wort. Und die freisinnige „Vossische Zeitung“ stellt fest: „Der englische Minister des Auswärtigen hatte in seiner letzten Rede wieder einmal dem Deutschen Reiche vorgeworfen, den Krieg entfesselt zu haben. Wenn ein deutscher Staatsmann auf diesen Vorwurf überhaupt noch erwidern wollte, so durfte er das nur dann, wenn er der Überzeugung war, den Vorwurf an England zurückgeben zu können. Herr v. Rühlmann aber hat als Antwort auf die englische Anklage gestern vor aller Welt England von der Schuld an der Entfaltung des Krieges feierlich freigesprochen. Die Geschichte von dem Brandstifter Rußland, das aus eigenem Antrieb die Welt in Flammen setzte, ist von ihm wieder einmal dem deutschen Volke erzählt worden. Aber diesmal nicht, um Rußland anzuklagen — denn dazu lag gar keine Veranlassung vor —, sondern um England zu entlasten. Und er besorgte diese Entlastung so gründlich, daß er England auch gleich noch Absolution für frühere historische Schuld erteilte. Und er bekräftigt diese Legende, indem er Englands neueste Blutschuld — die Schuld an dem jetzigen Kriege — von Englands Schultern ablösen und auf Rußlands Schultern zu wälzen hilft.“ Noch deutlicher werden die „Berliner Neuesten Nachrichten“: „War schon der äußere Eindruck seiner Rede höchst niederdrückend und jammervoll, so war der Inhalt seiner besser nicht zum Ausdruck gebrachten Gedanken für deutsches Empfinden geradezu empörend. Hindenburgs und Ludendorffs siegreiche Fahnen wehen stolz vor Paris und sahen die schwersten Niederlagen der Engländer und Franzosen. Die Pariser flüchten in dichten Scharen aus ihrer Hauptstadt und bringen in besonderen Eisenbahnzügen ihre Kinder und ihre Kunstschätze in Sicherheit, im Deutschen Reichstag aber spricht der Staatssekretär von der Ausichtslosigkeit, unsere Feinde militärisch zum Frieden zwingen zu können!! Gibt es in diesem Augenblick etwas ... Empörenderes, als die Stimmung unserer kampfesmutigen und siegesicheren Feldgrauen durch die Aussicht auf vielleicht noch jahrelangen Feldzug und die Ungewißheit des militärischen Sieges gewaltsam zu Boden zu drücken? Fast scheint es, als ob etwas wie Neid und Mißgunst gegen die wirklichen Führer unseres Volkes, gegen Hindenburg und Ludendorff, bei Herrn v. Rühlmann mitgesprochen hat.“

Die Rage ist nun aus dem Sad — wird es was nützen? Darf, kann es aber so weiter gehen? Auch ein so treu durchhaltendes, so tapfer die Zähne zusammenbeißendes und von einem Kriegswinter in den anderen sich durchquälendes Volk, wie unser deutsches, muß ja endlich erlahmen, wenn ihm das, was allein

es aufrechterhält: der Glaube an einen siegreichen Frieden, die Hoffnung, seine unerhörten Opfer nicht umsonst gebracht zu haben, von führender, amtlicher Stelle immer wieder zermürbt und zertreten werden. Und wäre es mehr als nur menschlich, wenn einmal auch die Männer, die ihr ganzes Wollen und Können, Sinnen und Trachten dahingeben, diesen Glauben und diese Hoffnung im Volke zu erhalten und neu zu entfachen, endlich müde würden, solche Sisyphusarbeit mit schweren und bewußten Opfern an Gesundheit und Leben noch weiter zu verrichten, weil ja doch ihr unendlich mühsäliges Werk immer wieder zertrümmert wird, und das von „berufenen Führern“, von Amtes wegen?! Gewiß, die Gefahr steht außerhalb der Befürchtung, daß sie jemals fahnenflüchtig werden könnten; nein, sie würden auch dann weiterkämpfen bis zum Ende, aber doch nur mit dem Bewußtsein des Soldaten auf verlorenem Posten. Woher sollten sie noch die eigene Zuversicht und Freudigkeit schöpfen? Es wäre nicht viel mehr, als was die Griechen Euthanasia nannten, ein Sterben in Schönheit.

Was jetzt noch geschehen kann und geschehen muß, um den Eindruck dieser bösesten aller Rühlmannoffenbarungen in etwas abzuschwächen, ist, daß laut, nach außen wie nach innen, in die Welt hinausgerufen wird: „Laßt euch nicht irren! Die Stimme, die ihr am 24. Juni, wenn auch von einem hohen Regierungsitze aus, vernahmt, ist nicht die Stimme und Stimmung des deutschen Volkes, ist nicht die Stimme seiner in Wahrheit berufenen, von ihm anerkannten Führer! Ist nicht die Stimme seiner allverehrten und geliebten Heerführer, nicht die Stimme des obersten Reichsvertreters und nicht die Stimme dessen, bei dem die letzten Entscheidungen ruhen: des Deutschen Kaisers. Wollt Ihr aber euch irren lassen —: nun wohl, so tut's, aber — zu eurem Schaden!“

Das aber muß dem Volke — mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen — auch bestätigt und bekräftigt werden. Das darf das Volk erwarten, das zu erwarten hat es ein heiliges Recht. An Pflichten und Opfern trägt es wahrlich genug, dieses Opferlamm einer Welt.





## Der Kern der Rühlmannrede

vom 24. Juni wird vom Grafen Reventlow mit folgenden einwandfreien Feststellungen aus seinen Umhüllungen herausgeschält:

„Der Sinn des Rühlmannschen Gedankens ist klar: die Siege bringen uns den Frieden nicht, folglich müssen wir den anderen Weg gehen und um ‚Verständigung‘ bei unseren Gegnern werben, wie ja Rühlmann auch tut. Die Aufmerksamkeit der deutschen Presse hat sich hauptsächlich auf den Schlussteil der Rede gerichtet, insbesondere auf die Wendung Rühlmanns, daß militärische Entscheidungen allein den Frieden nicht bringen könnten. Uns erscheint die angezogene Wendung viel wichtiger; denn in ihr liegt das Bekenntnis zum Gegenteil des Siegeswillens und des Glaubens an den Sieg, nicht nur dem Ausdrucke, sondern auch jedem Sinne nach. Keine Interpretation vermag das auch nur zumodifizieren. In diesen Gedankengängen und Ausdrücken liegt das Unglaubliche der Rühlmannschen Rede in erster Linie und der schwere Schaden, den sie nach innen und außen angerichtet hat. In keinem der uns feindlichen Länder wäre ein derartiger Vorgang denkbar. Man braucht sich nur das Bild von diesem Gesichtspunkte vorzustellen, um nicht nur die Schädlichkeit, sondern auch das Beschämende der Sache zu fühlen und zu ermaßen.

Wie lange der Krieg dauern werde, vermag niemand zu sagen. Daß Großbritannien und Amerika verkündet haben, sie würden den Krieg auf der See weiterführen, wenn er auf dem Festlande nicht mehr geführt werden könnte, ist bekannt. Um so notwendiger

ist es aber, den Willen zum Siege im deutschen Volke nicht nur anzuregen, sondern seine Unerläßlichkeit zu begründen. Herr von Rühlmann hat das Gegenteil getan; denn er will nach den ‚politischen Motiven‘ zur sogenannten Verständigung ‚auspähen‘, weil er an die Wirkung der Siege nicht glaubt. Dabei ist es logisch und ebenso im Lichte der Erfahrungen und des Wesens dieses Krieges ohne weiteres klar, daß unsere Feinde durch Zähigkeit den militärischen und den inneren Zusammenbruch Deutschlands erreichen wollen, und daß die Deutschen auch deswegen um so mehr Sieg und Siegeszuversicht gebrauchen. Jede andere Einwirkung auf die Stimmung des deutschen Volkes wie des Auslandes wirkt als Kriegsverlängerung. Von Beginn des Krieges an sind deutscherseits Dugende von Friedensangeboten direkt und indirekt, ausdrücklich und unausdrücklich gemacht worden. Sie haben nur zur Knochenweichung im Innern und zur Zuversicht unserer Feinde beigetragen und nicht zuletzt zur Verlängerung des Krieges. Bethmann Hollweg war unausgesetzt beschäftigt, nach jenen politischen Motiven auszuspähen, wenn möglich auf Kosten der Kriegführung. Die Verzichtresolution des Reichstages hat in gleicher Beziehung wie eine Pest gewirkt und tut es noch.“

## Der Mann mit der eisernen Maske

Einiger von den klägeren Abgeordneten hat Herrn von Rühlmann in den ersten Wochen seiner Tätigkeit einmal den Mann

mit der eisernen Maske genannt und hinzugefügt, man weiß nicht recht, was dahinter ist. Wenn gar nichts dahinter wäre, — das wäre furchtbar! Heute sehen wir wohl alle, daß in der Tat hinter der eisernen Maske nichts steckt, nicht die Spur einer politischen Idee, nicht die Andeutung einer weltpolitischen Überzeugung. Die beiden Rühlmann-Reden vom 24. und 25. Juni ergaben in ihrem Zusammenhange eigentlich nur eine Bankrotterklärung sämtlicher Methoden, die uns aus dem Kriege herausbringen können. Von den rein militärischen Methoden will Herr von Rühlmann nichts wissen. Verhandlungen von Parlament zu Parlament lehnt er ebenfalls ab. Blicke also nur noch die diplomatische Fühlungsnahme. Aber auch von der verspricht er sich bei der Stimmung in England und Frankreich nichts. Alles in allem also die ausgezeichnetste Ratlosigkeit, die nicht vorwärts und nicht rückwärts weiß. Wie eine solche Natur aber den Krieg beenden soll, das ist eine Frage, die uns wohl niemand beantworten kann.

So die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, und auch die besten Freunde Herrn von Rühlmanns wissen keine Antwort.

## Zweigleisige Meinungsschiebung

Der Reichstag muß genommen werden, wie er 1911 nun einmal gewählt ward. Einen andern zu wählen ist unmöglich. Seinen Beschlüssen, obwohl nur die einer durch Kunstgriffe zusammengebrachten Mehrheit, wurden Zugeständnisse gemacht, die mit der Verfassung schon in Widerspruch und Bruch geraten. Michaelis wich und fiel vor der Stimmenzahl im Parlament. Die Linke, oder richtiger ihre Drahtzieher triumphierten, daß damit die Unterordnung der Minister unter das Parlament anerkannt und (angeblich) grundsätzlich geworden sei.

Das preußische Abgeordnetenhaus in seiner viel stärkeren „Mehrheit“, die eine Mehrheit der Überzeugung und der Überlegung ist, welche dem 19. Juli 1917 zugestanden fehlte, erwehrt sich der Forderung,

dem bankrottierenden Selbsterhaltungsakt eines auch so erledigten Nichtstaatsmannes die rechtsgültige Verewigung zu erteilen. (Die inhaltliche Frage hat mit dieser Parallele nichts zu tun; auch ich habe mich für einen gerechteren und vor allem echteren Volkstrat mit gleichem Wahlrecht ausgesprochen.) Zweifellos hält sich der Landtag innerhalb einer Zuständigkeit, für die er eingesetzt ist, und innerhalb der Verfassung. Hier aber heißt es nicht: dieser Verfassungsrat muß genommen werden, wie er ist und einmal von Rechts wegen besteht. Hier ist es nur nicht unmöglich, sondern ist notwendig, mitten im Kriege einen anderen zu wählen. Niemand der parlamentaristisch so überaus Grundsätzlichen verlangt die parlamentaristische Lösung, daß der fortgesetzt mit seiner Vorlage überstimmte Minister Drews seinen Rücktritt nimmt.

Auf den Willen der Krone pochen taschenpielerisch diejenigen, die ihn eben jetzt endgültig ausgeschaltet zu haben meinen. Tatsächlich setzen zwei Willen sich gegenseitig matt, der eine, willensfreiere, der dem Volk unter Waffen die Mitentscheidung vorbehielt, und der zweite, der letzte Notanker Bethmanns, der den männlichsten, aktiven, opferreichsten Teil des Volkes um sein Selbstbestimmungsrecht verlorste. ed. h.

## Schafft Politiker!

So, meint Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“, müsse letzten Endes die Forderung der Reform unseres politischen Dienstes lauten. „Aber wie? Daß sich Senies nicht in beliebiger Menge hervorbringen lassen, weiß jedermann. Aber auch wirklich politische Köpfe von nur durchschnittlichem Rang sind in Deutschland nicht leicht zu haben. Die breiteste Auslesemöglichkeit für politische Köpfe sollte doch im Reichstag gegeben sein, der auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zusammengestellt wird. Sind dort aber mehr politische Köpfe zu finden, als man an den Fingern der Hände herzählen kann? Wo sind denn dort die Männer, die an die Spitze des Reiches zu stellen das gesamte Volk sehnsüchtig ver-



langt? Man überieht in Deutschland eben immer noch zu sehr, daß jede Diplomatie im Grunde genommen eben doch nur ein Exponent des gesamten Volkes sein kann. Wo sollen denn in einem Volk, das bis vor dem Kriege sich um politische Fragen überhaupt kaum kümmerte, die Politiker, die Diplomaten, die Staatsmänner herkommen? Die Reform des Auswärtigen Amtes und der deutschen Diplomatie muß daher bei der Politisierung des Volkes anfangen. Die Bedeutung der auswärtigen Politik für das moralische und wirtschaftliche Wohl aller Deutschen muß dem Volke aber erst eingeimpft werden. Ein Volk, das weiß, daß man für die Hergabe eines Talers nicht sofort drei Taler Nutzen haben kann, ein Volk, das weiß, daß die besten und freiesten inländischen Einrichtungen dauernd ohne äußere Macht bedroht sind, ein Volk, das gelernt hat, daß „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“, auch die Sicherheit seiner eigenen Hütten gefährdet werden könnte, ein solches Volk ist ein politisches Volk. Nur ein politisches Volk aber kann einen Durchschnitt tüchtiger Führer erzeugen und wird nicht mit kindlicher Einfalt dauernd darauf warten, daß ihm ein Messias beschieden wird, dem es dann seine politischen Geschäfte gedankenlos anvertrauen kann. An dieser wichtigsten Vorbedingung zur Reform der deutschen Diplomatie und des deutschen Auswärtigen Amtes, an der politischen Erziehung des gesamten Volkes — vor allem der sogenannten gebildeten Schichten — können und müssen wir alle mitarbeiten. Diese Aufgabe kann durch keine Ausschüsse und Denkschriften gelöst werden.“

## Japan und Bethmann-Erzberger-Politik

Aus den Erwidernngen des früheren japanischen Außenministers, jetzigen Führers der Opposition, Barons Rato, auf die Fragen des Vertreters der „Daily Mail“ hebt die „Deutsche Zeitung“ besonders hervor:

Japan glaubt trotz deutscher Siege zu Land an den Endsieg der britischen Flotte,

an einen sehr langen Krieg, worin Japan noch viele Geschäfte auch auf Kosten der Angelsachsen machen wird, was Rato aber natürlich verschluckt; an den Rohstofftod Deutschlands in einem allerdings noch sehr entfernten Zeitpunkt, und somit ist ein deutsch-japanisches Bündnis undenkbar, die Fortführung des englisch-japanischen Bündnisses aber geboten, weil Japan sonst in Verinselung geriete.

Dies alles ist zutreffend. Japan glaubt heute noch an den englischen Sieg und stellt seine ganze Politik darauf ein. Aber Hindenburgs Schläge hallen in Nippon kräftig wieder, und wird ihre Wirkung nicht durch neue Schwächlichkeit des Reichstages aufgehoben, spürt Japan vielmehr den unbedingten Siegeswillen Deutschlands, dann, aber auch nur dann würde Japan aus der Vasallenschaft der Angelsachsen aufsteigen können zur Freiheit des Kampfes gegen die Angelsachsen. Vorerst beruht, wie Rato es ausspricht, „mein Vertrauen auf einen Sieg der Entente darin, daß sie über überlegene Hilfsquellen, Widerstandskraft und Hartnäckigkeit verfügt“. Es ist nicht zu glauben, was uns die Bethmann-Erzbergerische mangelnde Hartnäckigkeit im fernen Osten geschadet hat.

## Ein Sozialdemokrat über den Anschluß Baltenslands

Im vorigen Hefte wurde das Urteil des sozialdemokratischen Politikers Ernst Heilmann über die „baltischen Barone“ wiedergegeben, die für ihn „die stärkste Überraschung“ seiner Eilandreise waren, weil sie so ganz und gar nicht der Vorstellung entsprachen, die man sich „nach deutschen Zeitungen“ von ihnen machen mußte. Statt der vorgegaukelten grauslichen „Junter“ aus den Zeiten der Leibeigenschaft fand er „durchweg Intellektuelle und Ästhet“, — „gar nichts mehr von dem botnierten Junkerdünkel“. Aber politisch vielleicht noch beachtenswerter ist, wie er in dem selben Blatte („Internationale Korrespondenz“) über ein enges Verhältnis der drei bal-

tischen Provinzen zum Deutschen Reiche urteilt:

„In der Tat scheint es uns nicht mehr zweifelhaft, und es war mindestens im lettischen Teil des Landes allgemein Überzeugung, daß der Anschluß der drei Ostprovinzen an Deutschland bereits unumstößlich gesichert sei. Schafft die deutsche Verwaltung einige soziale Gerechtigkeit im Land, sind auch große nationale Konflikte nicht sehr zu befürchten. Dazu ist die Zahl der Letten und Esten nicht groß genug, dazu fehlt ihnen zu sehr der Rückhalt an einem eigenen Staat außerhalb unserer Grenzen, dazu haben sie in Aussehen und Denkweise auch schon zuviel deutsche Kulturelemente in sich aufgenommen, vor allem den evangelischen Glauben. Sind auch in Estland nur wenige Prozent der Bewohner deutscher Abkunft, so kann man sich doch in allen Geschäften und mit jeder Marktfrau ohne weiteres deutsch verständigen, und deshalb wird es auf die Dauer den Letten und Esten nicht schwer werden, sich unter Wahrung ihrer Eigenart und Sprache in das Gebiet des Deutschen Reiches und Rechtes einzufügen. Wurde doch auch bis zum deutschen Einmarsch in Reval noch immer nach altem lübischem Stadtrecht geurteilt.

So selbstverständlich uns heute der Gedanke ist, daß Elsaß-Lothringen deutsches Land ist und bei Deutschland bleiben muß, so natürlich werden wir in einem Menschenalter Baltensland als altes deutsches Land ansehen, das gleichzeitig mit Straßburg und Metz uns in den Zelten deutscher Erniedrigung verloren ging und nun zum Heimatland zurückkehrt. In wenigen Jahrzehnten werden die drei baltischen Provinzen völlig mit dem Deutschen Reiche verschmolzen sein und sich, wirtschaftlich mächtig vorangekommen, mit allen ihren Bewohnern darin wohlfühlen können.“

## Wie es sein — könnte

schildert die „Pall Mall Gazette“ vom 16. Mai 1918:

„Unser früherer Botschafter in Rußland, Sir George Buchanan, warnte uns vor dem Fehler, Rußland während seines gegenwärtigen chaotischen Zustandes aus den Augen zu lassen. Er bemerkte richtig, daß, je mehr wir in diesen Irrtum verfallen würden, um so mehr Deutschland in der Lage sein werde, seine Herrschaft während des Krieges zu befestigen. Trotz des lebhaften Interesses, das wir an der Wiederherstellung Belgiens und an der Abtretung der in diesem und früheren Kriegen Frankreich entrissenen Gebiete besitzen, ist nichts, was für uns und die ganze Welt von so großer Bedeutung ist, wie die Beziehungen zwischen Deutschland und dem ehemaligen russischen Reich. Wenn nicht die Flut der preussischen Eroberung, die sich jetzt von Finnland bis zum Kaukasus ausbreitet, zurückgedämmt wird, und das russische Volk eine wirkliche Autonomie erhält, so wird Deutschlands Stellung stärker werden, als es vor dem Kriege der Fall war. Die reichsten und bevölkerlichsten Gegenden Rußlands werden ein zweites Österreich werden, das in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht durch alle Mittel mit ihm verknüpft wird. Es ist eine Frage, die uns besonders interessiert. Denn dadurch, daß das Schwarze Meer in ein *mare ossianum* umgewandelt, und der Kaukasus zu einer türkischen Satrapie gestaltet wird, verschafft sich Deutschland neue Zugänge zu Mittelasien und erwirbt eine stärkere Basis für seine zukünftigen Absichten auf den Suezkanal. Wenn es imstande ist, eine unbegrenzte Zahl von U-Booten in das östliche Mittelmeer zu schicken und zu gleicher Zeit seine Armeen verwenden kann, um das Rückgrat des britischen Reiches zu zerbrechen, so wird die Absendung von Verstärkungen nach Ägypten das gefährvollste Unternehmen werden. Wir werden plöglich finden, daß England und Indien von der Möglichkeit abgeschnitten werden, sich gegenseitig zu unterstützen.“

Folgt die unvermeidliche Forderung, jedes nur mögliche Mittel anzustrengen, diese Gefahr abzuwenden usw.

## Auch die hochgeschätzten Amerikaner!

aus der Rede des Kaisers am 30. Jahrestage seines Regierungsantrittes, die in dem Satz gipfelte, der Kampf zwischen Deutschen und Engländern sei ein Kampf um zwei Weltanschauungen: der preußisch-deutsch-germanischen Pflichterfüllung für ideale Güter und dem angelsächsischen Götzendienste des Geldes, merkten die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ mit ganz besonderer Befriedigung an:

Es ist ein Verdienst unseres Kaisers, diesen tiefsten und letzten Grund des Weltkrieges in hellste Beleuchtung gerückt zu haben. In dumpfer Sorge vor der unwiderstehlich sieghaften Kraft dieser deutschen Weltanschauung lästerte vor kurzem noch Lloyd George das Wesen unseres Volkes, suchte er den Geist, der uns zu unvergleichlichen Taten an der Front und in der Heimat befähigt, als hassenswerte Pest aller Welt verächtlich zu machen. Hindenburg tat recht daran, in seiner Ansprache an den Kaiser auf dieses elende Gezeiger hinzuweisen, und der Kaiser griff den Gedanken auf, indem er den Geist der Ordnung, der Treue und des Gehorsams pries. Er charakterisierte aber zugleich den Händlerinn, der sich deutschem Heldengeist entgegenstemmt, nicht nur als englische, sondern als angelsächsische Wesensart. Also auch für die noch in den ersten Monaten des Krieges von mancher maßgebenden Stelle hochgeschätzten Amerikaner gilt nunmehr, was über das britische Streben nach wirtschaftlicher Ausfugung und Auffaugung der Welt gesagt wurde.

## Auch du, Brutus?

aus Stockholm, und zwar von einem Skandinavier, gehen der „Vossischen Zeitung“ folgende Mitteilungen zu:

„Es wäre falsch, zu behaupten, daß die Presseorgane des offiziellen Schwedens die Neutralität wahren, deren seine Minister sich öffentlich rühmen. Man kann in den letzten drei Monaten bei der regierungstreuen liberalen Presse Schwedens die ausgesprochene

Tendenz wahrnehmen, weit schlimmer und planmäßiger als früher ihren Leserkreis gegen Deutschland aufzuheizen.

Das letzte und größte Glied in diesem Lügenfeldzug ist der Plan, ein neues Konkurrentenbureau gegen ‚Svenska Telegrambyro‘ zu schaffen. Die Herren Sjöden und Bildt, die an der Spitze des Unternehmens stehen, sind nicht nur als Feinde Deutschlands bekannt, sondern auch dafür, daß sie alle ihre Geschäftsverbindungen mit der Entente haben. Herr Bildt hat durch seine ‚Transito‘-Gesellschaft seine vorher verworrenen Geschäfte ins klare gebracht, sich ein Millionenvermögen verschafft und der Wallenberg-Bank gewaltige Verdienste zugeschanzt.

Das neue Telegammnbureau soll mehr als bisher in Schweden die Entente-Interessen wahrnehmen. Man merkt die Absicht, dieselbe einseitig gefährdete Lügenkampagne in Gang zu setzen, die in Rumänien, Portugal und Amerika zu so prächtigen Ergebnissen geführt hat.

Herrn Bildts neue Schöpfung bekommt ihre rechte Beleuchtung, wenn man weiß, daß Schwedens jetziger Justizminister früher hauptsächlich juristischer Vertreter der ‚Transito‘-Gesellschaft war und den größten Teil seines Einkommens davon bezog. Nachdem Löfgrens Justizminister geworden, kauften er und seine Entente Freunde schon vorher stark entente-aktivistische ‚Aktionsvidningar‘, die im Begriff war, an wirtschaftlichen Sorgen einzugehen. In diesen Tagen hat die Redaktion der Zeitung gewechselt, und ihre Haltung, die schon vorher offen ententefreundlich war, hat sich jetzt zur Höhe der schlimmsten Lügenorgane der Northcliffe-Presse emporgearbeitet.“

Es werden dann einwandfrei einige weitere Fälle dargelegt, die den traurigen Beweis liefern, daß in der Tat die systematische deutschfeindliche Ententeheke einer Reihe „regierungstreuer“ schwedischer Blätter selbst durch die leidenschaftliche Vertlogenheit der Northcliffe-Presse nicht mehr überboten werden kann, nur darf dieser immerhin als mildernder Umstand angerechnet werden, daß

sie nebenher auch das politische Geschäft ihres Landes besorgt, wie sie es eben begreift, während die gekaufte schwedische Regierungspresse nur in die eigene Tasche und zum Schaden ihres Landes arbeitet.

Der Standinavier schließt mit der Mahnung, daß „die deutsche Regierung allen Grund habe, die Entwicklung der Dinge in Schweden mit Wachsamkeit zu verfolgen“. Sollte sich aber diese Wachsamkeit nicht auch auf unsere politische Vertretung in Stockholm erstrecken? Sollte unserer Regierung nicht bekannt geworden sein, daß von uns wohlgefinnten Schweden bitter darüber geklagt wird, wie wenig Rückhalt sie gerade bei dieser Stelle finden, wie sie bei ihr eher auf Hemmnisse, als auf Unterstützung ihrer Bemühungen stoßen? Sollten ihr ferner gewisse — sagen wir Berichte nicht vorgelegen haben, die auch dem Fürmer zur Verfügung gestellt wurden, ohne daß es für ihn eine entfernte Möglichkeit gab, davon Gebrauch zu machen? Das Schlimmste stammt ja, wie alles Schlimmste in diesem Kriege, noch aus Bethmanns Erbschaft, aber es muß doch endlich einmal auch mit dieser Konkursmasse aufgeräumt werden. Gr.

## Ein Bruch mit dem „System B“

Zu den Anfragen im Reichstage über das Elend unserer Kriegsgefangenen im feindlichen Auslande schreibt die „Deutsche Zeitung“:

Es ist eine der erfreulicheren Begleiterscheinungen der Verpflanzung von Parlamentariern in den Olymp der Wilhelmstraße, daß mit dem System tunlichsten Latschweigens und Vertuschens auf diesem traurigen Gebiet endlich gebrochen worden ist. Mit der gehässigen Erinnerung, hier die Ueberlieferungen der Bethmann-Zeit jämmerlichen Angebens in ihren Vertrauensleuten auf dem Ministerfessel getreulich fortgesetzt zu haben, möchten die Mehrheitsparteien denn doch nicht gern der Zukunft entgegengehen, so sehr, was vordem geschah, in ihrem Sinne war. Bis dahin wurde leise getreten bis dort hinaus, die Presse gehindert, auszusprechen, was war, angeblich, um

den heimischen Angehörigen der unglücklichen, völkerrechtswidrig behandelten und mißhandelten Reichsangehörigen draußen Schmerz und Kummer zu ersparen und zu verhindern, daß ihre Klage den Kriegswillen der Nation beeinträchtige; in Wahrheit, um dem Aufflammen der Entrüstung eben dieser Nation, einer unerwünschten Steigerung ihres Kriegswillens und dem Verlangen nach tatsächlich wirksamen Gegenmaßnahmen aus dem Wege zu gehen. Es war immer dieselbe Geschichte: die politische Leitung des Reichs fühlte sich den Anforderungen, die der Krieg an ihre Willenskraft und an ihr staatsmännisches Können stellte, innerlich nun einmal nicht gewachsen; alles, was Leistungen von ihr fordern hieß oder der schleunigsten Beendigung der ihr höchst unbehaglichen Zeit der Prüfung auf ihr Können hin entgegen sein konnte, erschien ihr als persönliche Anfeindung oder schwere Unbill des Schicksals, und so waren ihre natürlichen Verbündeten in deren verschiedenen Schattierungen alle, denen nach Ströbels denkwürdigem Wort aus jener Zeit ein voller Sieg des Deutschen Reichs dem Vorteil ihrer Partei nicht zu entsprechen schien. So enthielt man die Niedertracht unserer Feinde in ihre Hände geratenen Reichsangehörigen gegenüber der Öffentlichkeit nach Möglichkeit vor, beschränkte sich auf lahme Proteste, die nur den Hohn der Vergewaltiger des Völkerrechts in Feindesland herausforderten, und beschränkte sich, als die stärkste aller Künste, auf die Androhung von Repressalien, auf eine lahme Androhung, wo sofortige energische und umfassende Anwendung nach dem Grundsatz: „Auf einen Schelmen anderthalb“ den körperlich und seelisch in der unerhörtesten Weise Gequälten draußen allein Rettung und Hilfe bringen konnte! Wo selbst etwas damit erreicht wurde — wie lange hat es nicht gedauert! Man denke z. B. an den Fall Schierstädt! Und wie vieler Lebensmuth und Lebenskraft ist nicht für die Dauer gebrochen worden, wie viele sind nicht ganz verdorben und gestorben, ehe es so weit war! Dafür aber, daß die Besprechung dieser Zustände im Reichstag die Öffentlichkeit nicht

in Erregung brachte, wurde mit allen Hilfen der Aberredung, der guten und der schlechten Behandlung der Parteiführer gesorgt! Wozu waren die Ausschüsse, wozu die Möglichkeit vertraulicher Aussprachen dort da? Mit diesem unheilvollen System hat erst die Ara Hertling gebrochen. Sie hat endlich den Mut, sich dem Drude der öffentlichen Meinung auszusetzen, weiß den Wind, der ihr damit in die Segel fällt, zu schätzen und macht wenigstens den Versuch, ihn durch entsprechendes Lavieren zur Erreichung irgendwelcher Ziele auszunützen. Und so hört man denn in der Vollversammlung des Reichstags endlich von diesen Dingen!

\*

## „Alldeutsch“

In den „Alldeutschen Blättern“ macht Spieß-Dörscheid auf den belustigenden Widerspruch aufmerksam, in den sich die Gegner der Alldeutschen verwickeln, wenn sie einmal erklären: „Die eigentlichen Alldeutschen sind nur reichlich ein Duzend stimmbegabte, aber politisch schwachbegabte Doktrinäre“ und auf der anderen Seite ganze Bücher mit dem „Nachweis“ anfüllen, welch unheilbaren Schaden dies „reichliche Duzend“ angerichtet hat. Man nimmt's eben, „wie's trefft“, bald so, bald so. Wie weit aber der „alldeutsche“ Einfluß in Wirklichkeit reicht, darüber ist offenbar niemand mehr im unklaren, als der Alldeutsche Verband selbst. Indes klären ihn die Gegner darüber tagtäglich bereitwilligst auf. „Alldeutsch“ ist die „Rölnische Volkszeitung“, wenn sie sich gegen Erzberger wehrt; „alldeutsch“ ist jeder, der die Mehrheitsentscheidung vom 17. Juli nicht für Offenbarung höchster staatsmännischer Weisheit hält. Aber es geht noch weiter nach links. Innerhalb der Sozialdemokratie gibt es eine kleine Gruppe, die sich um Dr. Lensch und die „Glode“ schart. Sie hat mit ihrem klaren Blick für geschichtliche Notwendigkeiten den „Realpolitikern“ schon manche peinliche Stunde gemacht. Denn schließlich sind's doch Sozialdemokraten, die da für „Machtropolitik“ eintreten und es wagen, Begriffe wie „Parlamentarismus“ und „Selbstbestimmungsrecht der Völker“

als — „öde Schlagworte“ zu verhöhnen. Die „Frankfurter Zeitung“, der diese „ganze Richtung“ offenbar „nicht paßt“, versucht's mit väterlichem Wohlwollen und mildem Spott: Folgerichtigkeit sei ganz gut, aber „unter Umständen ist eben doch auch Inkonsequenz etwas Schönes und sehr Nützliches“. Ärgerlicher ist die Sache der Parteipresse, zumal Lensch mit Liebeshörigkeit gegen sie — sie biete ein „jammerwürdiges Schauspiel“ — nicht spart. Indes hat sie eine Waffe, um ihn tödlich zu treffen. Sie versucht's nicht mit sachlicher Widerlegung. Warum einen solch mühsamen Umweg wählen, der doch allerhand geistige Unkosten verursacht, wenn man es viel leichter und bequemer haben kann mit der Behauptung, Lensch ist ein — Alldeutscher! Damit ist für jeden, der urteilsfähig ist, doch auch sogleich bewiesen, daß er — unrecht hat. Und so „schüttelt“ die Dresdener „Volkszeitung“ sein bitterböses Urteil über den „Vorwärts“ ganz mühelos „ab“: „Sagen wir also: ein alldeutsches Urteil über den ‚Vorwärts‘.“

\*

## Wahrzeichen deutscher Selbsterniedrigung

Wie bekannt, spreibt die „Kreuzzeitung“, finden sich in zahlreichen Städten Elsaß-Lothringens noch französische Denkmäler, von denen eines der bekanntesten wohl das Standbild des napoleonischen Generals Kleber auf dem nach ihm benannten Platz in Straßburg ist. Zum großen Mißvergnügen zahlreicher deutscher Elemente sind diese französischen Denkmäler seitens der deutschen Regierung mit einer Pietät behandelt worden, die vom politischen Standpunkt aus kaum als glücklich bezeichnet werden kann und die auch in den früheren zahlreichen Demonstrationen der Welschlinge vor diesen Denkmälern kaum eine ausreichende Erklärung findet. Man sollte nun der Meinung sein, daß die in ganz Deutschland bevorstehende Einschmelzung der Bronze- und Kupferdenkmäler, die für so viele Städte Opfer und Härten mit sich bringt, vor den überlebten und gegenstandslos gewordenen französischen Stand-

bildern in den Reichslanden keinesfalls haltmachen, sondern gerade mit diesen dauernden Erinnerungszeichen an die zweihundertjährige Franzosenherrschaft aufträumen würde. Doch weit gefehlt! Wie man uns mitteilt, verfallen in den Reichslanden zwar die nach 1870 gesetzten deutschen Denkmäler, soweit sie nicht einen hohen Kunstwert aufweisen, der Einziehung und Einschmelzung, die französischen Standbilder jedoch bleiben, weil in der Mehrheit vor dem als Grenzlinie angenommenen Jahre 1850 gesetzt, als Altertümer der Nachwelt erhalten, — als Altertümer und, wie man berechtigterweise hinzusetzen könnte, als Wahrzeichen dafür, daß die Mißtheil in Deutschland anscheinend unausrottbar ist. Wie man im feindlichen Auslande diese und ähnliche Fragen behandelt, ohne sich in der gleichen Zwangslage zu befinden wie wir, zeigt zur Genüge wohl die Einschmelzung des Standbildes Friedrichs des Großen in Washington.

\*

## Deutsche — „Gutmütigkeit“?

Ein unglaubliches — Verzeihung, ein in „Deutschland“ nur allzu glaubliches Stück wird der „D. Z.“ aus Niederbayern berichtet: In der Reichshauptstadt Landshut a. d. Isar wohnt ein Italiener, der heute noch italienischer Staatsbürger ist. Deutsche Gutmütigkeit ermöglichte es dem Manne, heute noch seinem Geschäft wie in Friedenszeiten nachzugehen; er hat sogar, wenn wir nicht irren, staatliche Aufträge. Anstatt sich dafür dankbar zu zeigen und sich bescheiden den notwendigen Kriegsgefehen zu unterwerfen, versucht er, den Bestimmungen hinsichtlich der Volksernährung ein Schnippchen zu schlagen und für sich Sondervorteile herauszuholen. Die kommunalen Behörden brachten der welschen Unbescheidenheit kein Verständnis entgegen und billigten dem Italiener nicht mehr zu, als was der eigenen Bevölkerung auch zusteht. Darüber beschwerte sich der Fremdling bei der kgl. Regie-

rung und beschuldigte bei dieser Gelegenheit einen sehr geachteten Bürger der Stadt Landshut, der als deutscher Mann dem Vaterland einen Sohn geopfert hat, eines Vergehens gegen die bestehenden Bestimmungen. Anstatt dem welschen Denunzianten die Türe zu weisen, nahm die Behörde die Beschuldigung willig entgegen und ließ über den Bürger Erhebungen pflegen, welche die Unwahrheit der Anklagen ergaben. Bis heute hat man nichts davon gehört, daß der Italiener wegen seiner falschen Anschuldigungen etwas zu leiden gehabt hätte.

Was wohl einem Deutschen passiert wäre, der sich in Rom, London oder Paris ein ähnliches Stückchen geleistet hätte? — fragt der Berichterstatter. Die Frage ist gegenstandslos; in Rom, London oder Paris fehlt jede Voraussetzung der Möglichkeit solcher Stücke. Wenn es aber zum Schlusse heißt: Es geht doch nichts über die deutsche „Gutmütigkeit“! — so wollen wir dieses Wort nicht beschönigend mit einem derartigen Gebaren in Verbindung bringen, das mit edeln, wenn auch falsch angewandten Eigenschaften längt nichts mehr zu tun hat, das nichts anderes ist, als der Ausfluß einer völkischen Seuche. „Prostynese“ sagten die alten Griechen. Damit meinten sie würdeloses Sichselbsthinwerfen, -fortwerfen. Gr.

\*

## Nach dreieinhalb Kriegsjahren!

Eine kleine Feststellung, die aber Bände spricht:

Nach dreieinhalb Kriegsjahren wurden die Tagelohnsätze für Offiziere auf die Höhe vor dem Kriege herabgesetzt — die Tagelöhner für die Herren Abgeordneten wurden nahezu um das Doppelte erhöht:

Wer jetzt noch nicht begriffen hat, wieviel wertvollere Dienste die Abgeordneten dem Vaterlande leisten, als die Offiziere, der — kann sich das ja leicht an der Hand der Tagelohnsätze ausrechnen. Gr.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Carl Engel  
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des *Zürners*, Zehlendorf-Berlin (Wannsee)  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA





Der Mäher

Beilage zum Tiermer

Freih Gärtner





XX. Jahrg.

Erstes Augustheft 1918

Heft 21

## Das feindliche Doppelgesicht

Von Submarinus

**T**atsachen, die durch das deutsche Heer und den selbsttätigen Verlauf im Osten entstanden sind, haben unsere Diplomatie über den Nullpunkt hinaufgedrückt. Aber ein Element des Nichtoffenen, Befangenen ist in ihr verblieben. Das macht, weil sie nicht sicher auf nationalem Boden steht. Sie genierte sich nach der deutschen Seite wegen ihrer Nikodemus-Verabredungen mit unserer weltpolitischen Hochfinanz, und sie hatte, weil sie das stammverwandte Mundwerk überdreißt verwöhnter Journalisten und ähnlicher Eintagswiderstände fürchtet, nicht den offenen Mut, weltpolitische Gelegenheiten, die mit den Notwendigkeiten deutscher Politik so sehr zusammenfallen, wie die Sicherung von Estland und Livland, freiweg und ohne Unentschlossenheit zu nutzen. Nicht frisch und klar patriotisch empfindend, dafür in „wirtschaftlichen“ Plänen allzu einseitig auf kritiklose Berücksichtigung gedrillt, versteht sie sich innerlich auch nicht mit nationalen Imponderabilien der gegenüberstehenden Völker, enttäuscht und verlezt diese, vernichtet ihre Dankbarkeit, erwidert sich mit undurchdachtem Vorgehen das Odium und das Mißtrauen der Gewalttätigkeit. Finnland und Karelien, um nicht zu weiteren Beispielen abzuschweifen. Daß politische Schlaueit, taschenspielerische Zwecke dabei sind, ist ihr ja nicht vorzuwerfen.

Auf diese nach wie vor versteht sich England. Die Richtschnur seiner Politik ist gewiß die nationale. In vorderster Reihe die weltjüdischen Belangen auszu-

richten fällt ihr nicht ein. Aber in geeigneten Fällen erklärt sich England möglichst vor aller Welt und ohne Vorbehalt für auswärtige jüdisch-internationale Wünsche und läßt dann, wenn aus der Sache nichts oder nicht alles wird, Deutschland auf der Anklage, daß es daran schuld sei, sitzen. Wie das mit dem Zionistenstaat in Palästina, also in der uns verbündeten Türkei, ausgehen wird, werden wir ja noch erleben. An sich ist ein solcher Staat dem hochachtbaren eigennationalen Streben dieses israelitischen Teils nur herzlich zu gönnen. Er ist auch sonst zu wünschen. Denn dann entsteht die bislang verwehrte Berechtigung, eine jüdische Nationalität als solche zu unterscheiden. Wir erlangten mehr Gleichberechtigung neben diesen Staatsbürgern, die jetzt das doppelte Recht ausüben, beides zu sein, die wachsam empfindlichen Streiter für ihr Volk und die für Takt unempfindlichen Vormünder des Volks, wo sie leben.

Auf der rumänischen Judenfrage sind wir schon richtig sitzen geblieben. Der berühmten Resolution vom 19. Juli 1917 die Verantwortung lassend, hat der deutsche Unterhändler zu Bukarest auf eine klare Kriegssentschädigung für die deutsche Gesamtheit verzichtet. Dafür hat er die bekannten, großbanklich verquideten wirtschaftlichen Zugeständnisse dem besiegten Treu- und Friedensbrecher abgedrängt, und ohne eine „Resolution“, die ihn veranlaßte und ihn dabei deckte, hat er Rumäniens innerer Politik die Erfüllung alljüdischer Wünsche auferlegt. — Der Laie hat indessen unrecht, wenn er bei deutschen Oberphären mehr heimisches Rassegefühl erwartet hätte. Mit dieser Substanz kann man noch General und König sein, doch mit ihrer unvorsichtigen Belohnung kann man zurzeit nicht Gesandter, Minister, Geheimrat, akademischer Sachverständiger und ähnliches werden. Ergo nach Adam Riese kann sie nicht in der Politik enthalten sein.

Aber so ergibt sich noch weitere Erklärung. Wo die erwähnte Substanz im persönlichen Rückenmark darin ist, setzt sich auch der ganze Mann für eine Sache ein, führt sie durch. Wo sie weilt ist, schreitet er angeichts auftauchender Schwierigkeit zum Kompromiß. Erkennen, wo man weichen, nachgeben müsse, nicht mehr „interessiert sein“ wolle, gewöhnte man sich allzusehr, für Politik zu nehmen. Schwierigkeiten in Handhaben zum Vorteil zu verwandeln, diese vormalige Biermärtsche Kunst liegt nun weit außerhalb der halben Fähigkeiten, denen die Überlegenheit, ja die Unabhängigkeit abhanden gekommen ist. England hat sie noch. Wir haben viel Grund, auf England zu schelten, aber auch manchen, es zu beneiden und den Augenblick zu fürchten, wenn aus dem schwertführenden Krieg das figurenbefetzte, kullissenreiche Schachspiel der Verhandlung werden wird. Außer dem feinen Beispiel der englischen Judenverheißungen lassen sich andere englische Spielvorteile im hohen Norden des sich der Entente weigernden Rußland finden. Die Buchanane weichen nicht sogleich, rücken nicht im diplomatischen Salonzug aus, wenn die Sache anfängt bedrohlich zu werden oder nur unbequem zu mißglücken. Ihre Richtlinie und ihr Rückgrat ist der Patriotismus. Ihr Parlament fragt die englischen Minister aus, was sie gewannen, welche Ungunst sie verhüteten, in der englischen Presse ist es nicht denkbar, daß ein Betermordio über drohende Vorteile, Erreichungen erhoben wird. Die Lichnowsky, Rühlmann und das Berliner

Tageblatt führt Lieferliegendes, als der Reklamewunsch, zusammen. Lichnowstys bestes dahingehöriqes Selbstzeugnis ist, daß er den Namen „Petrograd“ gebraucht.

Die rumänischen Unterhändler, als die Verantwortlichen für ihr Volk sich betrachtend, leisteten Widerstand, machten Schwierigkeiten. So allerdings desinteressierte man sich wieder etwas, ging zurück. Immerhin nicht so nachgiebig, wie sonst die deutsche Technik ist. Denn hier wußte man wohl, daß man im Rücken nicht den deutschen Michel, sondern die mit ruhmredigen Beschwichtigungen nicht zufriedenen journalistischen Maschinengewehre hatte. Man kam zu einer kompromißlichen, bedingten rumänischen Zusage für die Juden. Da diese leichten Bedingungen dem Zugeständnis wenig nehmen, so meinte der deutsche Diplomat, er hätte seine Schuldigkeit getan. Sollte man meinen.

Psychologie haben wir, auch nach dieser Seite, seit Bismard ja nicht mehr gehabt. Sie hat immer nur der echt Empfindende. Drum war auch dies verrechnet. Anstatt des Halleluja gellt in den internationalen Zeitungsartikeln die jüdische Enttäuschung, die „großen Nationen der Entente“ werden von ihnen gegen die neue mittelmächtige Vergewaltigung (!) angerufen, internationale israelitische Kundgebungen, wie die Versammlung von Scheveningen soeben im Juni erklären, daß von Deutschland „nichts zu erwarten“ sei.

Wir haben den Rumänen etwas aufgedrungen, haben den Sieg benutzt, sie in einem Punkte zu vergewaltigen, wo sie es nicht wieder vergessen werden und können. Denen jedoch, welchen gebient werden sollte, hinterließen wir ihre Unbegnügtheit, ihre Verstimmung, die von diesem ekstatischen, alles übertreibenden Volkstum nicht so behandelt wird, als wenn wir nur Balten, Bulgaren, Finnen um ihre Hoffnungen kürzen und diese statt vor die Erfüllung vor neue Drahtverhaue führen. England kann lachen.

Pumpreich und in der politischen Stimmung an Deutschland angelehnt, so war mir Rumänien bei einem älteren Aufenthalt, vor dem Krieg, erschienen. Politisch zwar schmutelig auch. Im Handelsteil unserer linksliberalen Zeitungen veranschlagen auch diese ja immer vieles, was sie im Leitartikel liberalerweise niemals wissen. So auch die parlamentarische Übung, daß einem guten Teil der rumänischen Politiker ihr Mandat schlechtweg bedeutet, Schmiergelber, Stimmkäufe, finanzielle Beteiligungen herauszuschlagen. Hier gipfeln Paris und Rom erst vollends in Bukarest, wo auch noch die alte Fanariotenwirtschaft die „lateinische Schwefternation“ gründiert. Ernstser zu nehmen, national gediegener, so auch im Lehrkollegium der Universität, ist von den beiden Hauptstädten Jassy.

Auf der späteren Fahrt von 1914 war ein jüdischer Geschäftsmann von Czernowiz der erste, der mit der scharfen Freimütigkeit, welche sein Stamm gerne hervorkehrt, mir das darlegte, was nie in den Zeitungen steht. Diese Kreise dort weitum im Osten hatten vielleicht schon früher gefolgert, als die Rumänen selber. Sie wußten Bescheid mit dem diplomatischen Geflechte der Ara Bethmann-Ballin. „Rumänien kann nicht mit den Mittelmächten gehen. Sie sagen, wir wollen nicht, daß dann ihr verd . . . Juden die Rechte kriegt!“ sagte wörtlich der Kaufmann von Czernowiz. — Im Lande war's dann so. Im Manöverzug von Bukarest nach Konstanza fuhr ich ausschließlich im Waggon mit Offizieren der Reiterei. Wie

überall im Kaffee, auf der Straße, in Studentenversammlungen ging die leidenschaftliche Erörterung um die großen Kriegsparteien. Und um die einheimische Kernfrage. Den Deutschen dazwischen traf es nur mittelbar, ohne Ungemütlichkeit, Vergebens erinnerte ich an 1878. Der heiße Russenzorn von damals war verblaßt, vergessen. Es gab nur einen Halt in der Abwehr einer schon so, trotz der politischen Beschränkung, umkullenden, ausaugenden, volksenteignenden Gewalt, das, wenn auch westlich verlettete, nihilistische und jüdisch durchwühlte, doch immer noch zarische, orthodoxe Rußland. Man wird sich wohl der rumänischen Abel bewußt gewesen sein, sah aber jedenfalls Ablerses, das erst kommen würde. Ihr Rokettieren mit dem Russischen, mit Klöstern und byzantinernenden Architekturen vermehrte der einfältigen englisch-toburgischen Kronprinzessin den nationalen Nimbus. — Nach dem Eintritt Rumäniens in den Krieg haben Straßenausbreitungen in Jassy und Bukarest, hat die Hochwoge der Judenverdächtigung, die Gefangensetzung vieler als beargwöhnte Verräter und Spione diesen volkswurzelnden Haß bestätigt.

Nichtsdestoweniger hat der jüdisch-rumänische „Intellektualismus“ sich auf die Seite unserer mit Rußland verbündeten Gegner geschlagen. In seinem jehigen Andringen an die Regierung und das Parlament pocht er darauf, rumänische Juden außerhalb des Landes hätten „Studien und Stellung aufgegeben“, um zu den Fahnen zu eilen; die es nicht taten, hätten sich für die Entente und Rumänien propagandistisch betätigt, namentlich aber in Nordamerika hätten sie Bratianus diplomatische Bemühungen „gefördert“. In der europäischen Presse traten sie im Namen Rumäniens auf, verknäuelten stetig die rumänische Politik und die eigenen Ziele, fielen aus der Rolle, als sie, der Verhandlungen von Focsani noch unsicher, Bessarabien mit seinen zahlreichen Stammgenossen besser bei Österreich aufgehoben erklärten, und wie diese journalistische Beredsamkeit einmal ist, vermochten sie nie zu unterlassen, im Gegensatz zu Deutschland auf die von Israeliten belleideten Ministerstellen in den Ländern der Entente hinzuweisen. Das ausschlaggebende Land war ihnen aber von Anfang, wie für sie alle, Nordamerika. An England entdeckten sie noch dunkle Punkte. Wenn sich nun durch vier Jahre das lächerliche Schauspiel zieht, daß Englands Zugriff die dortigen russischen Juden zum Entente-Heerdienst bringen wollte, entweder in Rußland oder im Westen, und sie sich dieser Pflicht der „Gleichheit“ und des Kampfes für die Zivilisation alle die Jahre zu entwinden verstanden, mit gräßlichem Geschrei und mit Hilfe der stammgenössischen Advokaten, die englische Politiker sind, so trauerte über diesen Schandfleck auf Englands „Demokratie“ (!) und „Humanität“ der so inbrünstig auf Englands Waffen und Sieg seine Sache setzende patriotische „rumänische Mitarbeiter“ der internationalen und neutralen Journalistik.

Wir in Deutschland, wie keine Nation in Europa, haben für diese weltbürgerliche Finanz- und sonstige Macht so viel getan, daß uns zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Auch mit dem Ministeramt — Dernburg — ist es schon probiert worden. Juden selber haben ehrlich festgestellt, mit einem feineren Akzent des kritischen Tadelns, sachlichen Bedauerns fast (der Name Goldstein ist da im Gedächtnis geblieben), daß ihr akademisches und literarisches Herrschaftsgefüge in Deutsch-

land vollkommen ist. Nichtsdestoweniger wird unser Volkstum als das eigentlächste Hemmnis behandelt, Deutschlands Nichtunterliegen im Weltkrieg auswärts als der verpfuschte Weltzieg des Judentums betrachtet.

Der Germane wird eigentümlich vor allen andern Ariern (und Ugriern) von jenem Stamme am meisten halb beneidet, halb gehaßt. Die Gründe, die ihm deutlicher bewußt sind, als sie meist in uns werden, liegen in einem instinktiven Empfinden, das anthropologisch ist. Es ist etwas Unerreichbares, in der Rasse nicht zu Amalgamierendes da, etwas, das man wohl voll Genugtuung heiraten, aber nicht erlangen und nicht nachzeugen kann. Nicht nur die primäre Natur, sondern auch ihre Folgeäußerungen fühlen das verweigerte Herrentum. Der Jude, der sich salopp am natürlichsten fühlt, der alles parodiert und karikiert, spricht doch raschdügiger, betastender, als wir, von den Gestalten schöner Offiziere, vom Abligen, von der „Haltung“. Hier ist der Zentralkpunkt für den scheinbaren Zwie-spalt, daß er vom Börsianer zum Landjunter strebt, daß er mit einer seltsamen Sehnsucht um das Hineinkommen in den Offiziersstand wirbt, während er gleichzeitig den „Militarismus“, die Heereserziehung begeistert.

England bietet etwas mehr Chancen — ich bitte dies Fremdwort hier zu erlauben — für eine zur straffen Anstrengung entschlossene Mimikry. Schon durch den iberisch-keltischen Einschlag von Gälern, Walisern, Iren. Mehr durch die stark-mechanische, d. h. minderkritische Veräußerlichung der in England gesellschaftlich geltenden Maßstäbe. Es ist nicht ganz bequem, „man kommt in England nicht aus dem reinen Hemd heraus“, erzählte der reisende Oskar Blumenthal, aber es läßt sich machen. Auch sonst sind Günstige der Amalgamierung da. Der festländische „Baron Hirsch“ bleibt doch immer kenntlich. D'Israeli ward Lord Beaconsfield, Stern nannte sich Harmsworth, wurde Lord Northcliffe. Mit dem Niederbruch der Herrschaft der Tories 1830 tat sich die Aussicht auf, politische Führung durch die Liberalen zu erlangen und — bei den Tories. Das wirkte vielgestaltig in diese festländische Internationalität, ließ England in ihren Blicken wichtiger als Frankreich werden, das rastlose Weltreich wichtiger als das politische Schlaraffenland der Finanzleute und der Advokaten.

Dennoch tröpfelt die Erreichung nur. Die Ubertlieferung im Volksganzen, welcher das Machtgefühl des Geldes und der großstädtischen Meinungsmache nie gehörige Beachtung schenkt, der energische einheimische Wettbewerb verschmälern den Erfolg. Auch die stammliche Basis trägt nicht recht, sie ist nicht seit alters so ins Land verbreitert, das mehr als 100000 Köpfe zählende Gewimmel in London hat eher sein Unliebfames. Amerika, du hast es besser, du hast keine Schläffer und keine Basalte. Wie Frankreich hinter England, sinkt England hinter den Vereinigten Staaten zurück, wo die angelsächsische Sprache den zertriebensten ethnographischen Mischmasch deckt und man mit jedem Gesicht Amerikaner ist.

Die „unbegrenzten Möglichkeiten“ der stammlichen Solidarität haben dort ihre erste Weltbasis gewonnen. Daran mußte die begrenzende Monroe-doktrin zugrunde gehen, längst bevor die formelle Absage geschah. Sie war auf den Yankee zugeschnitten. In seiner spezifischen Groteske, mit seiner Erzentrik-Rindlichkeit, seinem Selbsthumor, seiner schließlichen Einsicht, daß das Geld kein



Selbstzweck sei, trotz allem Brutalen, beginnt er einer Vergangenheit anzugehören, ward tragende Schicht unter dem neueren Alluvium. Die Wandlung wird bezeichnet durch eines jener weder Bildkraft, noch Naivität und Humor enthaltenden Wörter auf ismus, die neuerlich alle aus der Münze der Intellektuellen stammen, Amerikanismus. Es stammt aus dem Lande, wo der Filial-Amerikanismus am glatteften von den Eifertigen, Ungedulbigen auf den Schild gehoben werden konnte, aus dem neuen Deutschland. Aus dem Mittelpunkt Berlin; doch auch das vordem engländernde Hamburg trägt starke Züge dieses ungermanischen Amerikanismus. Drüben sind die Namen Wilson, Morgan keine Verhüllung mehr, überall in den politischen, finanziellen, kriegsamtlichen, munitionmachenden Spigen der „neuen Welt“ sehen die Namen der ältesten hervor. (Zu der strommännischen Rolle Wilsons paßt dieser eitle, fingerfertige Professor, den sein Universitäts-Rurator den größten Schurken und Lügner der Vereinigten Staaten genannt hat. Der ihm dies ins Gesicht sagte, war Grover Cleveland, der ehrliche Mann und zweimalige Präsident aus Wilsons demokratischer Partei.) Die beiden kriegsgegnerischen Diplomaten, die ja Bescheid wissen müssen, entsandten als Werbemänner nach drüben Herrn Dernburg und den Lord Stern-Northcliffe, von denen doch dieser dort häuslichen Fuß fassen konnte. In Petersburg, in der Botschaft der U. S. an der Fürststadtka, als noch kein jüdischer Handelsreisender einen russischen Paß erhielt, wohnte bereits Herr Meyer, an der Hohen Pforte des Islam saß Herr Morgenthau.

Bankmann zweier Welten, ging 1916 Herr Warburg aus Hamburg nach Stockholm, um als deutscher Überdiplomant mit dem schwankenden, wankenden Rußland die stillen Präliminarien in Ordnung zu bringen. Schwerlich ohne den bis zum Erbreechen erörterten Wiederaufbau Rußlands durch die in Deutschland verflochtene internationale Finanz. Abwarten, ohne Ungeduld reifen lassen kann man nun einmal nicht.

„Wandte sich, so daß bewundern jener seinen Rücken kann“, heißt es im Lied von König Wilhelm und Benedetti 1870. Daß Herr Protopopow in Stockholm das auch tat, war der kleine Strich durch die zu hastig gemachte Rechnung. Der große kam nach, das Zerbersten des künstlichen Kolosses in die zum vollköhlichen Selbstwillen dabei erwachenden Nationalitäten.

Das eifertig liberalisierte Rußland, reich am Faserwurzelgeflecht der Stammgenossen, „großzügig“ vom wirtschaftlichen Neuaufbau in Besitz genommen, wäre das Großreich Nr. II der Weltplutokratie der unbegrenzten Möglichkeiten geworden. Der Reichsdiplomatie hat es denn nicht an Gesichtspunkten gefehlt, sie müsse noch wieder das nach den Naturgesetzen der Völker zerfallende Großkhanat der Romanows vermörteln. Hier kam uns die „Schwierigkeit“ zugut. Herr v. Kühlmann verzichtete bald, der Weltgeschichte in den Arm zu fallen. — Bei sachlich klarer Sicht kann niemand meinen, daß wir dies heutige Großrußland, also das kleinere, zu „fürchten“ haben. Wir müßten es denn durch die Aufdrängung baltischer Gebiete mit freiwilliger Nötigung nach dem Westen orientieren. Wie Deutschlands Schwerpunkt vom Hohenstaufen nach dem ostelbischen Neuland aus Entwicklungsgründen rückte, so hat sich der russische mit dem Datum 1917

nach dem nationalrussischen Sibirien und an das östliche Weltmeer befreit. Als übernationales Völkertonglomerat weiterbestehend, aus der Großdespotie, dem unhaltbaren Großkhanat, mittels der Episode Kerensky in die Hand des goldenen Intellektualismus gespielt, mühte sich absehbar auch das zweite Reich der unbegrenzten Möglichkeiten vom Pazifik zum Atlantik auswälzen. Die Ostsee und das Schwarze Meer einschließend, wie drüben den Erie- und den Michigansee.

Nichts ist so stabil in der Wiederholung, wie die Legenden und Historien des Alten Testaments der Bibel. Joseph bei Pharao, Mardochai, Esther und der geschichtliche Nehemia am Perserhof. Der tiefste Sinn des Abasver-Fluches ist es, daß sie immer nur die Macht erlangen können, aber kein Herrenvolk der Erde sein. Mr. Meyer, the U. S. Ambassador, die israelitischen Minister um den Popensohn Kerensky, dann Trotsky, Joffe, Ramenjew, — es schien so nah und war doch alles vergeblich. Der Turm von Babel liegt in Trümmern, was Rußland hieß, ist „derstreut in alle Länder, es ist nicht mehr einerlei Volk und Sprache unter ihnen“. Nur: wegen Störung vertagt bedeutet nicht aufgegeben. Unter der Adresse der russischen „Patriotenliga“ an unsere Feindesregierungen, ich lese sie im Pariser „Journal“ vom 13. Juni, steht voran Herr Efremow, folgt Herr Rafalowitsch usw.

Wir in Deutschland haben keinen Politiker, den man mit so viel Nutzen liest, als Georg Bernhard, den ehemaligen „Gracchus“, „Plutus“, damals nur erst sehr eingeweihten Finanzschriftsteller. Herrn Theodor Wolff kann man ohne Lupe lesen, kann es auch ohne Verschmämmnis unterlassen. Herrn Bernhard muß man mit der Springwurz der Feindhörigkeit aufschließen. Er ist die Taube, die aus Noahs Arche kommt, man muß sie beobachten, wie aus dem Flug der Vögel die alten Auguren das Schicksal lasen. Sein Wort war: Erhaltung Rußlands, als ob wir nur so mit ihm Freund sein könnten, was wir aber so viel weniger und niemals wieder könnten. Um das den Vaterlandsparteilern einleuchtender, lohnender zu machen, gaben er und seine „Vossische“, die alte liberale Englandschwärmerin, ohne Gnade das britische Weltreich dem alldeutschen Gedanken preis. Auch die Berliner Zeitungen, die den Namen der Börse im Titel tragen, sprechen von der Unentbehrlichkeit des größeren Rußland. England ward Hetuba.

Inzwischen ist in Ostsibirien u. a. eine Republik „gegründet“ worden, die sich für ihr problematisches Dasein auf die Inspiration aus den Vereinigten Staaten beruft. Gleichzeitig lehrt Wilson, man dürfe es mit den Moskauern, die doch die legitimen Herren Sibiriens sind, nicht verderben. Nichts ist aufgegeben. Nur die Verbüllung der Sprache. Der Gestörte, Geärgerte, in seiner Voreiligkeit Blamierte redet hartnäckiger, nervöser, unverblümter. Wilsons gedülte selbstlose Weltbescheidenheit stellte fest, daß sich jetzt, und er denke, nicht vorübergehend, die Lenkung Amerikas ein wenig auf alle Nationen erstrecke.

Für England sehr beachtlich anzuhören. Auch für uns. An den „leidenschaftlichen Britenfreund Wilson“ glaubten zwar nur die politischen Posemücker, die zu dem Worte „angelsächsisch“ sofort verständnisvoll Aha und Selbstverständlich! sagen. „Alle Nationen.“ Es ist kein Rätsel darin. Aber viel Offenbarung.

Vier Jahre Weltkrieg verändern Bedingungen und weitere Entscheidungsfragen. 1763 sah die Welt auch anders aus, als 1756, da ist die „erste Großmacht“,

Frankreich, mit Österreich verbündete. Englands 1763 beginnende Allmachtsperiode ist abgelaufen. Die deutsche Michelperiode der Minderberechtigung und Gefolgschaft gegenüber England muß unbedingt gleichfalls abgelaufen sein. Für germanisches Staatsdenken und Volkstum wird es aber zur nachdenklichen, wenn auch politisch-praktisch längst nicht leicht gelösten Frage, was künftig besser ist, — Deutschland contra Amerika mit angehängtem England, oder Deutschland + England contra vermeintlichen und sonstigen unbegrenzten Amerikanismus.



### Rosegger · Von Karl Stord

Ein echtes Volkstind, Zögling der Natur,  
Wuchs dir zum Weltbild deine Heimatflur  
Und machte dich im Zeitenkampf der Geister  
Zu unsrem lieben guten Waldschulmeister.

Dein offner Sinn, das offnere Gemüt  
Sah den Verfall, doch auch was grünt und blüht,  
Du bleibst im Kreis der Hasser und der Macher  
Voll steter Liebe seelenheitrer Lacher.

Dich lockt' nicht Glanz; dir täuscht' nicht fremde List  
Der altererbten Güter Wert. So bist,  
Als andre in die fernsten Fernen trieben,  
Heimgärtner du dem deutschen Haus geblieben.

Dir ward als Lohn für schwere Erdenpein,  
Der Gottgeweihten einer unter uns zu sein,  
Die glücklich machen und die glücklich sind:  
Ein gütiger Dichter und ein reines Kind.

Nun ruhe gut von langen Kampfesmühn  
In deiner Heimat saftigem Mattengrün.  
Du hast bewährt, was Treue leisten kann,  
Als edler Christ, als braver deutscher Mann.





# Dauerware

## Eine Kriegsidylle der Heimat

### Von Gustav Köhne



Es ist klar: nicht jeder Ort, zumal ein niedersächsisches Heidedorf, kann an der großen Heerstraße des Lebens und Verkehrs liegen. Auch Wulfshagen liegt abseits davon; liegt versteckt zwischen Tannenkämpfen und Maiengrün. Das ist ein Zeichen von Bescheidenheit, und kein Verständiger wird ihm wegen dieser Zurückgezogenheit einen Vorwurf machen. Denn noch immer gilt Bescheidenheit als eine Tugend. Das wissen auch die Bauern von Wulfshagen. Ehrgeiz, Ruhmsucht oder wie sonst diese Art Untugenden heißen mögen, sind den Wulfshagenern fremd. Sie verzichten auch auf den zweifelhaften Ruf, der neuen Zeit Richtung und Marschrouten gewiesen zu haben, verzichten gern darauf, ganz ohne Groll und Bitterkeit. Die Bauern von Wulfshagen zahlen — wenn es durchaus nicht geht, sich darum herumzudrücken, ihre Steuern und gehen jeden zweiten Sonntag in die Kirche. Sie schlachten im Winter ihre drei oder vier fetten Schweine und stechen um die Pfingstzeit auf dem nahen Moore Torf. Aus Vorbedacht, damit sie ihren Weihnachtstuchen im behaglichen Zimmer essen können und den Fastnachtspunsch als wirklichen Genuß und nicht als Wärmemittel für den Körper zu schlürfen brauchen. Denn sie wissen, was dem Leib bekömmlich und der Seele zuträglich ist. Arbeit haben sie in Fülle; aber mit eigentlicher Sorge geben sie sich nicht ab. Sorgen zehren und hindern gar zu sehr den Schlaf. Wirtschaftsfragen, Kulturprobleme, Politik — „na, ich meine man!“ würde der Berliner sagen. Die Bauern von Wulfshagen sind keine Promenadefreier und wissen, daß nur Essen und Trinken Seele und Leib zusammenhält. Dieses Wissen genügt ihnen, und wer mehr von ihnen fordert — nun, der wird zwar nicht von ihnen umgebracht; aber er wird mit blinzelnden Augen von unten bis oben angesehen, als gelte es, seine geistige Zurechnungsfähigkeit zu prüfen. Den Mund tun sie selten auf, die Bauern von Wulfshagen; denn sie wissen, daß Reden zwar Silber, Schweigen aber Gold bedeutet. Und der Wert des Goldes wird von ihnen sicherlich nicht unterschätzt. Niemand kennt sie besser, die Bauern von Wulfshagen, als ihr Landrat. Er weiß, daß er am besten mit ihnen fährt, wenn er sie möglichst unbehelligt läßt. Er beschränkt sich darum in seinen Anordnungen auf das Notwendigste und drückt auch bei dieser Vorsicht noch manches Mal ein Auge zu.

Nun war aber der Krieg gekommen. Bereits zwei Jahre lang war er am Wüten. Und seinem Einfluß hat sich selbst ein Wulfshagen in seinem Kiefern- und Maienversteck nicht entziehen können. Mancher Knecht, mancher junge Bauer und Tagelöhner steht seit Anfang draußen. Auch einige Verluste sind zu beklagen. Nun, man nimmt sie hin, die Verluste, und fügt sich ins Geschick. Denn Tod und Unglücksfälle sind in Wulfshagen von jeher keine unbekanntenen Gäste. Selbst an die russischen Gefangenen hat die Leutenot Bauer und Bauersfrau

gewöhnt. Aber an eins können sie sich nicht gewöhnen, wollen sie sich nicht gewöhnen: das ist der fremde Eingriff in ihr Wirtschaftsleben. Freilich, offenen Widerstand zu leisten — bewahre Gott! Sie sind doch Christen, die Wulfshagener, und darum durch das „Wort“ verpflichtet, der Obrigkeit untertan zu sein. Sie geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Aber damit Schluß. Wer mehr von ihnen fordert — nun, die Wulfshagener Bauern bringen, wie gesagt, zwar keinen Menschen um, aber sie sind auch nicht so dumm, wie mancher glaubt!

Wieder einmal ist eine neue Verfügung vom Landratsamte eingetroffen. Der Gemeindevorsteher Peter Sorgenschwer liest sie, die Verfügung. Liest sie — bis zur Hälfte. Dann lacht er auf und wirft sie zu all den andern dummen Schreibereien, die ganz hinten auf dem Eßtisch stapeln. Er muß seinen Hafer dreschen und hat nicht Zeit, sich mit Larifari zu befassen.

Vierzehn Tage später läuft ein Erinnerungsschreiben ein. Peter Sorgenschwer greift sich vor die Stirn und weiß erst gar nicht, was der Landrat von ihm will. Er stößt im Altenstöß herum und überfliegt mit nicht mehr ganz ruhigen Augen eine Verfügung nach der andern. Brotgetreide — Schweineschlachtung — Milch- und Eierlieferung —? Zum Teufel auch! Was gehen der Wulfshagener Backofen und Hühnerstall das Landratsamt in Poggenried nur an! Mag der Herr Landrat die Nase in seine Gesetzesbücher stecken, sie aber herauslassen aus ihrem Ochsendreck und nicht hineinnieseln in ihr Butterfaß! Na, ist meine man!

Diesmal handelt es sich um eine Dauerware, um die Dauerware der Fleischkammer. Dauerware? Dauer—? Ah! Aha! Die Mettwurst! Der Schinken und die Speckseiten! Hahahaha! Jo jo jo! Über das breite Gesicht des Vorstehers Peter Sorgenschwer huscht ein behagliches Lächeln, und unwillkürlich belect er seine wulstige Unterlippe.

Nun weiß er auch wieder, Peter Sorgenschwer, daß er über die Dauerware schon einmal etwas gelesen hat. Noch ein paar vergebliche Griffe, dann hat er sie gefaßt, die einschlägige Verfügung. Das Blatt so weit vorstreckend, als die Arme es gestatten, denn Peter Sorgenschwer ist in jeder Hinsicht sehr weitsichtig, liest er die Verfügung diesmal von Anfang bis zu Ende durch.

„Hm! Jä jä!“ läßt er sich vernehmen. Dann kneift er die Augen ein und blinzelt verschlagen durch die Wimpern. Also auf Dauerware ist es abgesehen? Dauerwa—? Gut. Ihm ist es recht. Ohne der Frau oder einem sonstigen Hausgenossen etwas zu sagen, klettert Peter Sorgenschwer auf die Rauchkammer seines Strohdachhauses, ganz nach oben, bis in den Hahnenbalken. Wieder leckt er sich unwillkürlich über die wulstige Unterlippe, und aus seinen sonst so trüben Augen strahlt ein Leben und Leuchten, daß dies derbe, ungewöhnlich breite Bauerngesicht manchen Maler Würde gereizt haben, es festzuhalten. Vielleicht hätte er, der Maler, dann auch die langen Reihen der Würste, Schinken und Speckseiten, die da unter der Decke hängen, als Staffage mit auf das Bild gebracht — um sie der Nachwelt zu erhalten. Erhalten? Hm! Der Gedanke ist nicht schlecht. Dieser Ansicht ist auch Peter Sorgenschwer. Er will treu und ehrlich dafür sorgen, daß es Dauerware wird, was da so lecker in langen Reihen vor ihm hängt. Aber

wie es anfangen? Peter Sorgenschwer verfällt ins Grübeln. Und das ist doch sonst gar nicht seine Art. Aber hier lohnt es sich. Ja, wahrhaftig, hier hat das Grübeln Sinn und Zweck! Und sonderbar: trotz der Ungewohntheit geistiger Arbeitsleistung ist des Rätsels Lösung bald gefunden. Da in der Ecke steht ja die hohe, rauchgeschwärzte Tonne. Schon zu Urgroßvaters Zeiten hat der von Ort zu Ort fahrende Händler in dem langen blauen Rittel alljährlich einen Scheffel körnigen Salzes in sie laufen lassen. Der dumme Krieg will es, daß das Salz pfundweise bezogen wird. Pfundweise! Hä! Hähä! Na, Schwamm darüber! Wozu sich ärgern! Aber einen Vorteil hat's: die eisenharte Tonne mit dem fast wasserdichten Deckelverschluss ist entbehrlich.

Gemeindevorsteher Peter Sorgenschwer nickt der Tonne wie einem vertrauten Freunde zu, steigt vom Hahnenbalkenboden herunter, winkt Trine, sein treubiedereres Weib, zu sich in die Schlafkammer und vertraut ihr ein Geheimnis an.

„Jä, wenn du meinst, Vader! Mi schall et recht wäsen!“ antwortet Trine, als ihr Ehemann zu Ende ist.

Am Abend hat Trine noch lange in der Küche zu tun. Die Magd, die ihr helfen will, wird zu Bett geschickt. Eine knappe Stunde lang ist alles still im Hause. Nur ab und zu stöhnt an der langen Diele eine Kuh, die sich überfressen hat. Dann wird's im Hinterhause, wo die Wohn- und Schlafräume der Familie liegen, lebendig. Leise wird die Stubentür geöffnet, und in Socken schleichend treten Bauer und Frau heraus. In Socken, die geblendete Stallaterne in der Hand, geht's auch vorsichtig tastend auf die Bodenkammer. Der Bauer kehrt zuerst zurück. Auf den Schultern schleppt er die große schwarze Tonne. Er geht damit zur Seitentür hinaus und trägt sie in das Dornen- und Ginstergestrüpp der Sanddüne, die die Verbindung bildet zwischen dem Obst- und Gemüsegarten und dem dahinter liegenden Kiefernlampe. Einen Spaten hat er schon am Nachmittage im Vorbeigehen an der Düne stecken lassen, und eine Schiebkarre ist dort aus Versehen stehen geblieben. So kann die Arbeit gleich beginnen. Peter Sorgenschwer zieht die Jacke aus, wirft die Mütze vom Kopfe, spuckt in die Hände und fängt an, ein Loch zu graben. Den Sand tut er auf die Karre und schiebt ihn weiter rückwärts in die Vertiefung, die ein umgewehter Baum zurückgelassen hat. Viermal hat er die gehäufte Karre schon entleert. Nun ist das Loch so tief, daß er bis über die Hüfte darin verschwindet. So hoch ist auch die Tonne; denn Peter Sorgenschwer sorgt sich um alles und hat genau gemessen. Also noch einmal die Karre gefüllt, damit der schwarze Behälter einen guten Spatenstich unter die Erde zu stehen kommt und der nötige Sand zum Bedecken vorhanden ist.

Während seiner Grab- und Karrenarbeit schleppt Trine, sein treubiedereres Weib, eine Schürze voll angehängter Dauerware nach der andern an den Bergungsort. Als der schwarze Hohlbauch unten steht, werden Speck und Wurst und Schinken ihm in den Verschling getan. Das ist keine leichte Arbeit. Gemeindevorsteher Peter Sorgenschwer liegt lang auf seinem runden Bäuchlein, läßt sich von Trine, seinem treubiedereren Weibe, ein Stück der im Werden begriffenen Dauerware nach dem andern reichen und läßt's vorsichtig in den schwarzen Schlund hinab. „Kullt — kumm mit!“ schreit ein Käuzchen aus dem nahen Busche. Sonst ist

alles still. Peter Sorgenschwer spornet der Eulenzur zur Eile an. Während er Dedel und gelben Sand auf den feuer- und diebesficheren Dauerwarenbehälter tut, holt die Frau eine Schürzevoll trodener Nadeln und halbvermoderten Laubes heran. Damit wird das Dauergrab in Andacht und Pietät bestreut, und Peter Sorgenschwer und Trine, sein treubiederer Weib, lehren mit Schute und Ratte nach dem langen Strohdachhaus zurück.

Mit leichtem Herzen legen sie sich schlafen. Denn auch für sie gilt das Wort: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhen.“ Ebenso das andere, in dem vom guten Gewissen und sanften Ruhetissen die Rede ist.

Am nächsten Sonntagnachmittag hält Peter Sorgenschwer in Angelegenheit der Dauerware eine Gemeindeversammlung ab. Wie gewöhnlich findet die Zusammenkunft im Dorfkrüge statt. Die kurze Pfeife im Munde, an den Füßen dicke rindslederne Stiefel und auf dem Kopfe eine schwere Stoffmütze, kommen die Bauern nacheinander angeschlarrt. Fast alle bartlos, mit braunen, sehnigen Gesichtern. Bald sind alle Stühle besetzt, und der Wirt hat seine liebe Not, den Bestellungen auf Bier und Schnaps nachzukommen.

Eine halbe Stunde nach der angefahrenen Zeit rückt Peter Sorgenschwer mit dem Beratungsgegenstand heraus. „Für Dauerware sollen wir sorgen“, beginnt er. „Sie verlangen da oben, dat wir recht dicke Schweine schlachten. Hä! Dicke Schweine! Wovon denn? Von Buchweizentaff un Rübenblättern? Hat sich was! Sollten uns man unsern Roggen un Hafet lassen, die da oben! Dann wären wir ihnen auch gut für dicke Schweine. Und dann soll ich an sie schreiben, woviel Wurft un Schinken un Speck ein jeder auf der Bodentammer hängen hat.“

Durch die Versammlung geht ein Räuspern und ein Husten; auch ein paar halb mißlungene Wize werden laut. Peter Sorgenschwer ist es just so recht, und er grieslacht zu dem Räuspern und dem Husten. Als Diplomat und Führer der Gemeinde weiß er sich aber zu beherrschen. „Ejå, Leute“, fährt er fort. „Wat sin mott, dat mott sin; wat aber nich sin mott, dat brukt of nich to wåsen. Zähle un wiege ein jeder so gut, als er's gelernt hat, un dann schreibt er's auf 'n Zettel, woviel Schinken un Wurft un Speck er noch auf'm Boden hängen hat. Den Zettel bringt er mir dann in mein Haus.“

Eine ganze Weile herrscht völliges Schweigen im Zimmer. Die Bauern sitzen in sich gelehrt da und saugen bedächtig an den Pfeifen.

„Also bloß dat, wat up de Rauchtammer hängt?“ näselte einer vor sich hin.

„Natürlich!“ bestätigt Peter Sorgenschwer. „Wat nich im Rauche hängt, ist of keine Dauerware, kann bestenfalls erst welche werden. Verstehste? Hä —? Un wat noch erst im Werden und Entstehen is, dat zählt nicht mit.“

„Na,“ wird ihm da zur Antwort, „denn wüllt wi den Stips woll leden un dat Swin woll treden!“

Damit ist die offizielle Beratung erledigt und die geheime, vertrauliche, die von Nachbar zu Nachbar setzt ein. Manches „Ah!“ wird laut, manches verschämte Lächeln und Zublinzeln ist zu beobachten.

Die Folge ist, daß es in den nächsten Nächten kaum während einer einzigen Stunde in Wulfsbagen ruhig wird. Hier schleppt jemand einen schweren Sad

nach dem Bienenzaune in der Heide, dort karret jemand einen unförmlichen Stein-  
topf nach dem Sandberg hinter dem Dorfe. Bei einzelnen kreuzen sich die Wege.  
Und begegnen sich diese Bauern in den späteren Tagen auf der Straße, und es  
wird nach dem „Woher“, „Wohin“ gefragt, so heißt es wohl mit schmunzelndem  
Gesicht: „Na, mal up den dicken Findlingsstein dahinten in der Heide dat Freuh-  
stücksmesser wehen.“

Der andere fängt dann vertraulich an zu lachen, krault sich mit vielsagender  
Gebärde im Nackenhaar und geht mit einem schmunzelnden: „Jo jo jo, dat sind  
eis Lieden!“ seiner Wege.

Peter Sorgenschwer hat bereits dreimal in nächtlicher Stunde die Vorräte  
seiner Bodenkammer mit den in der Sanddüne eingekellerten gewechselt. Natür-  
lich aus Pflichtgefühl: um sie trocken zu erhalten, sie vor Fäulnis zu bewahren  
und richtige Dauerware daraus zu machen. Jetzt erst weiß er, wie zutreffend doch  
sein Familienname ist. Ja wahrhaftig, er hat's nicht leicht.

Auch dem Landrat in Poggenried geht ein Verständnis für Peters Namen  
auf. Hat es doch Peter Sorgenschwer in der fleischarmen Kriegszeit fertiggebracht,  
trotz des geringen Bestandes der Vorratskammer, der ja von Polizei und Militär-  
verwaltung bestätigt worden ist, volle eindreiviertel Zentner in freiwilligen Gaben  
an die Kreisbehörde abzuliefern. Wer hätte darum wohl ein größeres Anrecht  
auf das „Allgemeine Ehrenzeichen“ gehabt, als Peter Sorgenschwer, der einsichts-  
volle Erhalter der so sehr begehrten Dauerware! Dieser Meinung ist auch der  
Kreisblattredakteur in Poggenried. Mit warmen Worten feiert er den neuen  
Ordensritter und stellt ihn den übrigen Ortsvorstehern des Bezirks als Vorbild  
hin. Das ist gerecht und auch klug und geschickt gehandelt. Denn nach einigen  
Wochen geht eine zweite Sendung Dauerware von Wulfsbagen nach der Kreis-  
stadt ab. Diesmal ist's sogar noch ein voller halber Zentner mehr geworden, und  
Peter Sorgenschwer hat Aussicht auf eine zweite Anerkennung seiner Verdienste  
um das allgemeine Menschenwohl.



## Im Gras · Von Helene Brauer

Sieh, alle Blumen sind höher als ich und du!  
Liebster, sei leise,  
Sie hören zu.

Laß mich und leg' deinen Kopf ganz still in meinen Schoß:  
Der neugierige rote Klee  
Macht schon die Augen groß.

Und die Feuernelken lachen uns ins Gesicht —  
Ich schäme mich so,  
Küsse mich nicht!



# Was die heutige Frauenbewegung leistet, und was ihr fehlt

Von Marie Diers

**I**n gänzlich andres Gesicht hat heute das Schrifttum der Frauenbewegung, als es dies vor einem Duzend Jahren hatte. Damals Kampfgeschrei hüben und drüben, Verfechten und Belegen der Meinungen für und wider, ein immer erneutes Beleuchten der Natur und Bestimmung des Weibes — vielfach Ausartung in Plattheiten, Worttäuschen, geistigen Seiltänzersprüngen.

Heute liegt das gesamte Schrifttum zu dieser Frage fast ausschließlich in den Händen der Frauenrechtlerinnen. Und diese — da nun der Meinungskampf zu ihren Gunsten entschieden ist, wenigstens in der Öffentlichkeit — haben es nicht mehr nötig, ihre Sache zu verteidigen, zu beweisen, zu beleuchten. Sie steht fest, und die Zeit zu positiverer Arbeit ist für sie gekommen.

Der Sache an sich kommt dies zugute. Das erkämpfte Feld wird ausgebaut, und was darauf blüht, ist etwas sehr Tüchtiges und Brauchbares. Ein Bienenfleiß, ein Arbeitsehrgeiz, der den berufstätigen Frauen viel ausgeprägter eignet als den Männern, feiert hier seine Triumphe. Die Frauen dringen nicht nur tätig, sondern auch beobachtend, sichtigend, feststellend in das Getriebe des öffentlichen Lebens ein, ziehen ihre Schlüsse, stellen ihre Folgerungen zusammen.

Jeder Anklang an den gereizten Kampftou früherer Jahre ist geschwunden. Es ist alles sachlich, unwiderleglich sachlich. Hier werden die Fundgruben, die Stützen und Anhaltspunkte für die Nachkommenden geschaffen, für das junge Geschlecht, das in die schon bereiteten Bahnen nur noch einzutreten hat.

Die Zukunft unsrer Töchter ist unmittelbar mit den Befunden dieser ratlosen und tüchtigen Arbeitsgeister verknüpft, an ihren Leitfäden tasten sie sich in das Berufsleben hinein.

Ich greife die Namen der hervorstechendsten Führerinnen heraus, die durch ihren Bienenfleiß, ihr eindringendes Studium, ihre anhaltende Beschäftigung mit den öffentlichen Dingen und nicht zuletzt ihre Lebensklugheit und Gewandtheit sich das Recht erobert haben, den Nachkommenden Leitstern zu sein: Josefina Levy-Rathenau; Hildegard Radomski; Dr. Marie Bernays; Frä. Dr. Bäumer; Frä. Dr. Salomon; Frä. Dr. Käthe Schirmacher.

Es steht z. B. so, daß es für jede Mutter, deren Töchter vor der Berufswahl stehen, für jedes junge Mädchen, das sich einen Weg wählen soll, in hohem Grade ratsam ist, sich das Buch von Josefina Levy-Rathenau: Die deutsche Frau im Beruf (Moesers Buchhandlung) anzuschaffen. Es gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Berufe, die akademischen, sozialen, kaufmännischen usw., die Anstellungsmöglichkeiten, die Bezahlungsverhältnisse. Außerdem hält es mit der Zeit Schritt, verzeichnet z. B. soviel wie möglich die jeweiligen Veränderungen, die der Krieg bringt, erteilt wohlangebrachte Warnungen und steht gewissenhaft von jeder festen Angabe ab, wo die Verhältnisse fliegend oder unsicher sind.

In ihrer durch den Gegenstand gebotenen Beschränkung ebenso zuverlässig, umfassend und geordnet ist die Schrift: Die Frau in der öffentlichen Armenpflege von Hildegard Radomski (Moesers Buchhandlung). Man erhält Einblick in die verschiedenen Systeme der Armenpflege, ihre gesetzlichen Grundlagen, die geschichtliche Entwicklung. Dann auch eingehend in die Pflichten, in die mannigfachen Anforderungen, denen eine Armenpflegerin gewachsen sein muß, in die verschiedenen Zweige dieser Arbeit und die Anstellungsverhältnisse. Was man von dem Stoffe verlangen kann, wird hier lückenlos geboten.

Dr. Marie Bernays: Zusammenhang von Frauenfabrikarbeit und Geburtenhäufigkeit in Deutschland (Moesers Buchhandlung) gibt ein statistisch nach allen Seiten hin belegtes Bild von dem Anteil der Frau an der gewerblichen Arbeit und dem etwaigen Rückschlag auf ihre Mutterschaft. Es handelt sich hier allerdings um etwas mehr als eine bloße Sichtung, Einordnung und Darstellung der bestehenden Verhältnisse — es bricht durch den objektiv zu betrachtenden Zahlen- und Tatsachenstoff immer wieder ein subjektives Mühen, die Schlaglichter nicht zu stark zuungunsten der Frauenfabrikarbeit fallen zu lassen. Teilweise geben dem die Zahlenverhältnisse recht, es fehlen aber nicht Stellen, an denen die Verfasserin etwas vergewaltigend an den Dingen rückt, um sich später notgedrungen selbst widerlegen zu müssen. Es ist ihr durchaus zuzustimmen, wenn sie außer der Fabrikarbeit noch eine ganze Reihe anderer Ursachen für den Geburtenrückgang namhaft macht: so den zerstörenden und schwächenden Einfluß der Großstadt, dem es zuzuschreiben ist, daß die Provinz Brandenburg dank der Millionenstadt Berlin in der absoluten Geburtenziffer am niedrigsten, wie in dem Geburtensturz mit an erster Stelle steht. Ferner, wenn sie die Nahrungsmittelteuerung verantwortlich macht, auch das Erbrecht am Boden, durch das (z. B. in Hessen) der begreifliche Wunsch, das Rindererbe nicht allzusehr zu zerstückeln, zu den erstaunlich niedrigen Geburtenziffern führt. Dann tritt auch der bemerkenswerte Einfluß der Konfessionen zutage. Der Katholizismus hat die meisten Kinder, danach der Protestantismus. Am schlechtesten kommen die Mischehen weg, und an allertiefster Stelle steht das unkirchliche Frankreich.

Es ist auch ohne Zweifel, daß die willkürliche Beschränkung der Geburten, genährt von dem Trugbild des Neumalthusianismus, zu dem die Frauenbewegung im ganzen und der Bund für Mutterschutz in ausgesprochener Weise neigt, in das Publikum, auch in die Arbeiterschaft durch einen Teil der Ärzte (Dr. Bernstein und Dr. Marcuse in erster Linie) und durch profitgierige Händler eingeführt, die Hauptlast der Verantwortung an dem reißenden Geburtenrückgang trägt. Es bleibt aber trotz aller Gegenversuche bestehen, daß ein merklicher Rückgang dort eintritt, wo starke Frauenindustrie herrscht, wo besonders die 20—30jährigen in die Fabriken strömen, daß im Gegensatz ein merklicher Geburtenhochstand in Orten mit hauptsächlich Männerindustrie festzustellen ist, und daß die gewerblichen Gifte, denen die Arbeiterinnen der Textil-, Tabak-, Metallindustrie usw. ausgesetzt sind, unmittelbar schädlich auf die ungeborenen Kinder wirken. Daß die immer vervollkommnete Technik kein Geschenk für unsre Volksgeundheit ist, indem die Muskelarbeit, die die Frau (wie auf dem Lande) tüchtig macht zu reicher Mutterschaft, abgelöst wird von der schwächenden Nervenarbeit (eine Arbeiterin bedient 8—10 Webstühle).

Es ist dann noch sachlich lobend zu erwähnen: Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre für Frauen von Elly Heuß-Knapp (Voigtländers Verlag) und Käthe Schirmacher: Die moderne Frauenbewegung (Verlag Teubner).

Beide Bücher werden ihrem Stoff durchaus gerecht. Wer sich über das eine und das andere unterrichten will, tut gut, sich diese Leitfäden zu kaufen. Kurz gefaßt, übersichtlich, erschöpfend und das Wesentliche erfassend.

Ungefähr daselbe, wenn auch mit eingeschränkterer Anerkennung ließe sich (vom Schrifttum zur praktischen Arbeit übergehend) von den sozialen Frauenschulen des Frä. Dr. Bäumer in Hamburg und des Frä. Dr. Salomon in Berlin sagen. Dies sind die Anstalten, die an der Spitze des gesamten Frauenschulwesens zu marschieren meinen, und denen auch wohl am meisten Beachtung zuteil wird.

\* \* \*

Bis hierher weisen die tatsächlichen und unbestreitbaren Leistungen der Frauenbewegung. Doch nun kommt das große Aber, der gewaltig aufsteigende Mangel wie ein gähnender Rachen, den Tausende nicht sehen, den die Berufensten unter den Jugendleiterinnen noch nicht einmal ahnen, weil ihr Blick seit Jahrzehnten künstlich auf eine Seitentrachtung eingestellt ist und der doch unser junges aufwachsendes Mädchengeschlecht und mit ihm unsre künftigen Mütter verschlingen wird, wenn nicht beizeiten die Herzen erwachen, die Augen wieder ihre natürliche Blickrichtung gewinnen.

Allen diesen tüchtigen, brauchbaren Büchern und Anstalten, dem ganzen Stabe dieser Frauenführerinnen fehlt etwas. Und was ihnen fehlt, ist gerade das Beste und Höchste, ist das für Vaterland und Familie Unentbehrlichste. Diese Bücher und Frauenschulen, so klug erdacht, so eifrig geschaffen und ausgebaut, so eifrig gepriesen — sind kernlos.

Ihnen fehlt der große Sammelpunkt, die heiligende Grundkraft, ohne die alles, was sie bieten, und mag es Tausendfaches sein, lose herumflatternde Einzelheiten bleiben, ohne Beziehung zum wahrsten Lebenspunkt. Sie kommen mir vor wie Lexika, wie Wörterbücher. Unanzweifelbar in ihrer Fülle, ihrer Richtigkeit, ihrer Notwendigkeit und Brauchbarkeit. Aber ohne geistigen Mittelpunkt, ohne Zusammenhang in sich, ohne lebendige Beziehung zu uns. Als Wörterbücher nützlich, aber nicht als Lebensleiter.

Wer aber keine andere Lektüre hat, der liest Tag für Tag in diesen Wörterbüchern, bis er dumm im Kopf und leer, ausgepumpt im Herzen ist.

Ihnen fehlt das Ideale — das religiöse und nationale Moment.

In Josefine Levys Buch sucht man es am wenigsten. Das ist wirklich ein Nachschlagebuch und will nichts anderes sein. Aber ein leises Ziehen und Weisen nach der Seite der Frauenrechtlerinnen ist darin unverkennbar. Soweit es überhaupt hervortritt, ist es „links orientiert“. Unter den Berufen fehlt bezeichnenderweise der der Missionarin. Es ist dies bei der ganzen Stellung der Frauenbewegung einfach selbstverständlich. Zu dieser Sache nachher noch ein weiteres Wort.

Etwas mehr tritt der Mangel schon in Hildegard Radomskis Buch von der Armenpflege zutage. Hier wäre der Ort, an dem die Herzenskraft, die Gefühlswärme durchbrechen müßte, wenn sie da wäre, unhemmbar selbst dann, wenn die



Verfasserin sich nüchternste, unbeirrteste Tatsachenbehandlung zum Gesetz gemacht hätte. Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. Der Abglanz fehlt.

In der „Bürgerkunde“ von Elli Heuß-Knapp und der „Frauenbewegung“ von Rätke Schirmacher fehlt auch dieser Glanz. Man fragt sich: Ist es möglich, das wundervolle, reichgegliederte Gefüge unseres deutschen Vaterlandes, dies Kunstwerk höchster Schaffenskraft, an dem jetzt unberufene, schmutzige Hände zu reißen wagen, den klaren, kühnen Staatsbau Preußens mit seiner kerngesunden Finanz, die beispiellos dasteht im Reigen der Völker, ohne ein Wort, ein Zeichen tiefer Ergriffenheit, heimlich jubelnder Begeisterung uns zu zeigen? Soll das „objektiv“ sein? O nein, es ist einfach farblos, leblos, schal. Lese man die prächtigen Ausführungen von Schubert über die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und Preußens, jetzt in seiner 26. Auflage, und man wird sehen, wo es diesen Frauen fehlt.

Und wie ist es möglich, die Frauenbewegung in ihrer gesamten Erscheinung darstellend, Deutschland, unser Vater- und unser Kinderland, unser Eigenstes, das uns an Fleisch und Blut, an Seele und Zukunft geht, nur als geographischen Begriff zwischen den anderen Staaten zu nennen, einzuordnen? Abgesehen mit betonter Sinnneigung zum weiblichen Stimmrecht, zu jeglichem Frauenrecht überhaupt.

Rätke Schirmacher ist heute eine Ausnahmeerscheinung unter den ganz international gerichteten Frauenrechtlerinnen, von denen Minna Cauer, von jeglicher nationaler Würde verlassen, jetzt im Kriege einen Gruß an die englischen Frauenrechtlerinnen schickt, ihnen herzlich glückwünschend die Hand drückt für das eroberte Stimmrecht — Rätke Schirmacher ist ganz deutsch gesinnt, sie glüht in heiligem Eifer für des Vaterlandes Not, seinen Stolz und seine Hoffnung. Um so seltsamer wirkt dieses farblose Buch, das nur von dem Wunsch nach ausgedehnten Frauenrechten Farbe erhält.

In den sozialen Frauenschulen von Frä. Salomon und Frä. Bäumer ist eine Fülle, eine Überfülle an Stoff, die den feiner organisierten Schülerinnen bedrückend ist, weil die Menge in keinem Verhältnis zur Tiefe stehen kann, und die gewissenhafte, kluge Eltern bedenklich machen müßte. Immerhin, es wird viel, alles, was nur irgend in den Rahmen geht, geboten — und es fehlt doch eines. Die Gesinnungspflege fehlt. Das Religiöse fehlt und das Wesen des Nationalbewußtseins, des Stolzes auf unser Vaterland, des Verantwortlichkeitsgefühls für unser Deutschtum. Der Kern des inneren Lebens fehlt, ohne den keine Jugend gedeiht, ohne den Kraft und Glanz im weiblichen Dasein verkümmert und verblasen wird.

Anstatt dieses starken, stolzen, frohsinnigen Glaubens und Wollens aber wird die alte fatale „Objektivität“ geboten, mit der sich unsere Objektiven schon lächerlich genug gemacht haben. Und dann — trotz dieser proklamierten Objektivität — eine subjektive Schässigkeit gegen alles, was stark und vaterländisch auftritt, wie sich an den reichlichen Ausfällen von Frä. Dr. Bäumer gegen die Vaterlandspartei zur Genüge erweist. In diesen Anstalten sollen unsere künftigen Mütter herangezogen werden — Mütter von Helben, wie sie unsere Zeit trägt??

Das „Soziale“ soll das Nationale überflüssig machen. Es überschreitet es heute schon.

Und nun die Folgerung.

Was der heutigen Frauenbewegung fehlt, was überall in dem Wirken und den Spuren dieser fleißigen, nüchternen Berufsmädchen fehlt — wo wird es uns erfehrt, wer erfehrt es uns?

Wo es da ist, da fehlt vielfach das, was uns und unserer Jugend das Wirken der Frauenrechtlerinnen unentbehrlich macht: die praktische, erfolgreiche Lebensdurchführung. Der Mensch lebt zwar nicht vom Brot allein, das sehen wir an der Leere, die diese kernlosen Bestrebungen schaffen. Der Mensch lebt aber auch nicht vom Geist allein — er braucht Geist und Brot.

Da fangen unsere Aufgaben an! Die Zeit muß vorüber sein, in der wir alles aus den Händen der Frauenrechtlerinnen nehmen. Unsere weibliche Jugend braucht heute mehr, sie braucht gesündere, gehaltvollere Kost. Schon arbeiten die christlichen Frauenschulen in dieser Hinsicht, aber noch lange nicht genug, noch lange nicht geschickt genug. Hier ist ein Feld für unsere organisatorischen Kräfte. Laßt uns die jungen Mädchen so richten, daß sie einst hier ihre Kräfte einsetzen können. Laßt sie uns darauf schulen, fähig zu werden, die Bücher und Nachschlagewerke, die zusammenfassenden Ergebnisse eingehender Studien schreiben zu können, in denen neben der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der heilige Geist nicht fehlt, der Geist der Religion, des Vaterlandes, des Muttertums.

Verheißungsvoll sprießen die jungen Saaten. Ich weiß es aus lebendiger Erfahrung. Hier gilt es, die neuen Kräfte zuzubereiten für neue Lebens- und Schaffensformen, erfüllt mit den alten heiligen Idealen unseres Volks!



## Sommermorgen · Von Kriegsfreiw. Alfred Hein

Die Lerche warf den Tag, den jungen,  
Mit einem frischen, übermüt'gen Triller  
Herunter und mir Schlafenden ins Herz.  
Und munter war ich aufgesprungen!

Und riß die Augen weit! Und lauschte . . lauschte . .  
Und glaubt' es endlich — daß im Land der Gräben  
Nur Sommer war — — ein Friede märchenfein . . .  
Den noch kein Todeseisen schrill durchrauschte.

Und eine ganze Stunde ging — war zart verwoben  
Ins lichte Blau, dem Tempel meiner Glücksgebete!  
Und mit der Sonne und den Lerchen und dem weichen Duft  
Stieg ich und stieg! Ward Rüte, Gold, Demant!  
Und meine Augen waren froh wie Schmetterlinge!  
Als sprängen Blüten, wurden meine Fäuste wieder Hand,  
Die selig-langsam nach der schönsten Wolke greift . .

Doch da ein Grollen durch die Stille streift,  
Und vor mir waren schwarz Granaten aufgestoben.





## Ein Kranz auf August Wilmars Grab

**U**nseren Alten! Wir, die wir jetzt alt geworden sind, haben als Jünglinge zu ihren Füßen gesessen, und mit dankbarem Herzen denken wir daran, was wir von ihnen mitnehmen durften in unser Leben und zehren jetzt noch davon. Unsere Zeit, die so groß und reich ist an ungeheuren Erlebnissen, ist deshalb auch so sehr geneigt, der Alten zu vergessen -- aber was wären wir, wenn wir nicht auf ihren Schultern ständen! Vielfach kommen sich die Jungen, die Neuen größer vor, als die Alten, weil ihnen Dinge in den Schoß gefallen sind, von denen die Alten noch keine Ahnung haben konnten, aber vielfach sind sie doch nur Epigonen. Was die Alten geleistet haben, ist mehr. Zu den Alten zurückkehren, heißt vielfach Neues gewinnen.

Am 30. Juli ds. Js. werden es fünfzig Jahre, daß August Wilmar in Marburg die Augen für dies Leben schloß. Man fand ihn an jenem Morgen friedlich entschlafen in seinem Bett, wie er sich abends niedergelegt hatte, sein Köpplein in den gefalteten Händen. So hatte er sich sein Sterben immer gewünscht und vom Herrn erlebt. Er ist 68 Jahre geworden. Was hat der Mann in dieser Spanne Zeit auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft geleistet! Wer kennt ihn nicht als Literaturhistoriker! Seine Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu lesen ist heute noch ein Genuß. Neuere haben wohl weitergebaut, aber ihm gleichgekommen, oder gar ihn übertroffen an Klarheit des Urteils und liebevollem Ergreifen der gefundenen Schätze hat ihn keiner. Großes hat er ferner geleistet auf dem Gebiet der Schule. Hier ist er bahnbrechend gewesen für sein engeres Vaterland Hessen und weit über die Grenzen desselben hinaus. Gelehrten- und Volksschulen sollten ihm mehr sein, als Einrichtungen, um mit einem gewissen Wissensstoff die Köpfe zu füllen, er wollte Männer erziehen, Charaktere, bewußte Christen. Als ein Mann, als ein Charakter, als ein bewußter Christ stand er wie eine knorrige Eiche in den Revolutionsstürmen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (Rudolf Kocholl nennt ihn irgendwo einmal die knorrigste Eiche des Hessenlandes). Da bot er unerschrocken dem Marburger Mob, der ihm das Haus stürmen und ihn selbst massakrieren wollte, die Stirne, er ist ein Zeuge, ein Streiter gewesen wider die Revolution, wie wenige. — Und nun der Theologe! Der Schreiber dieses weiß, daß namhafte, auch gläubige Vertreter der Theologie ihre Bedenken haben gegen manches in Wilmars Lehre, er aber für seine Person legt in Dankbarkeit einen Kranz auf Wilmars Grab: hier ruht ein Mann, der ein Großer war auf dem Gebiet der Theologie, ein Großer in der Kirche des Herrn. Auf seinem Grabmal stehen, wie er selbst es gewünscht hatte, die Worte: „Ich habe geglaubt an eine Vergebung der Sünden, eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen!“

Zu den Alten zurückkehren, aus den Brunnen schöpfen, die sie gegraben haben, das würde großen Gewinn bringen den Jungen.

Wer über den Werdegang dieses seltenen Mannes Näheres wissen will, lese die höchst interessant geschriebene Biographie Vilmars von W. Hopf (N. S. Eiwerts Verlagsbuchhandlung, Marburg). Pfaff, Sup.



## Chamberlain über die rumänischen Juden



u der auch in deutschen Blättern und Reden viel erörterten rumänischen Judenfrage nimmt Houston Stewart Chamberlain in „Deutschlands Erneuerung“ (Z. F. Lehmann, München) Stellung:

Erst seit dem Jahre 1723, d. h. also mehr als ein halbes Jahrtausend nach der Begründung des englischen Reiches und erst nach einer in der Hauptsache dauernden Festigung des Landbesitzes, ließ das englische Volk die Juden zum Grundeigentum zu. Wer weiß, ob das heutige England — die Weltmacht — unter anderen Bedingungen je entstanden wäre? Ich glaube es nicht. Denn im frühen Mittelalter waren die Juden in England sehr zahlreich; und wenn Sie des berühmten Nationalökonomens Cunninghams Wert *The growth of English industry and commerce during the early and middle ages* (Dritte Auflage, 1896, S. 199ff.) aufschlagen, so werden Sie sehen, daß diese Juden, denen bis zum Jahre 1290 jedes Gewerbe und jedes Handwerk offenstand, und gegen die noch ein Vorurteil herrschte, sich ausschließlich mit Geldwucher und anderen unsauberen Geschäften abgaben. Die vielen Versuche der Regierung, die Juden zur Ergreifung anständiger Gewerbe zu bewegen, schlugen fehl. (S. 203.) Und so vergleicht denn Cunningham die damalige jüdische Kolonie mit „einem Schwamm, der das gesamte Vermögen der werdenden Nation auffog“. Genau ebenso erging es damals dem französischen Adel; fast sein gesamter Besitz war im 13. Jahrhundert an die Juden verpfändet (siehe André Réville: *Les paysans au Moyen Age*, 1896, S. 3). Was hat nun diese Länder vor der gänzlichen Entnationalisierung schon in diesen ersten Anfängen ihres staatlichen Daseins geschützt? Einzig die Klausel, welche den Juden vom Grundbesitz ausschloß. Ohne diese Maßregel wäre der gesamte Boden von England und Frankreich — abgesehen von den Staatsdomänen — vom 13. Jahrhundert ab jüdischer Besitz gewesen, und die Geschlechter, welche englische Geschichte seitdem gemacht haben, hätten als Frondienner der Wucherer ihr Dasein fristen müssen! Jene eine Maßregel genügte aber nicht, um dem zerstörenden Einfluß der großen jüdischen Kolonie in England Einhalt zu tun, und so entschlossen sich die von jeder praktischen Engländer zu einem gründlicheren Vorgehen; sie entfernten sämtliche Juden aus dem Lande. Vom Jahre 1290 bis zum Jahre 1657 hat es in England keinen Juden gegeben — d. h. also während der ganzen Konsolidierung der Nation, vom großen ersten Guard (dem ersten echten Nationalkönig und Begründer des eigentlichen Parlaments) bis nach dem Tode der großen Herrscherreihe, die mit Heinrich VIII. beginnt, in Elisabeth gipfelt und mit Cromwell und seiner weitwichtigen überseeischen Politik endet. Diese Tatsache ist nun von dauerndem Einfluß bis auf den heutigen Tag geblieben. Denn während es zur Zeit der Vertreibung 16000 Juden in England gegeben hatte (siehe Green: *History of the English People*, Buch III, Kap. 4), was nach den zuverlässigsten Schätzungen der damaligen Bevölkerungszahlen mindestens 1, wahrscheinlich aber gegen 2 Prozent der Bevölkerung ausmachte, gibt es in dem heutigen England (nach dem Jewish Year Book für das Jahr 1898) nicht ganz  $\frac{1}{4}$  Prozent Juden. Inzwischen war eben das englische Volk nach jeder Richtung hin erstarkt, und so konnte der Jude nie mehr in dem Maße wie früher — und trotzdem alle Türen und Tore ihm offen standen — Fuß fassen. Wenn also, wie gesagt, das prozentuale Verhältnis

der Juden in England und in Rumänien heute dasselbe wäre, so berechtigten die Lehren der Geschichte nicht zu der Behauptung: weil in England die Juden seit anderthalb Jahrhunderten Grundeigentum besitzen dürfen und seit etwa 50 Jahren in jeder Beziehung gleichberechtigte Bürger sind, deswegen ist ein gleiches für Rumänien ratsam. Nur Sophismus oder Unwissenheit kann eine derartige Folgerung ziehen. Denn die Geschichte — deren Lehren zwar schwer zu entziffern, doch darum nicht zu verachten sind — scheint vielmehr das Gegenteil zu beweisen. Wollte Rumänien sich nach dem Beispiel des erfolgreichen Staates England richten, so müßte es schleunigst seine sämtlichen Juden des Landes verwelfen und sie erst nach drei oder vier Jahrhunderten wieder zulassen, nachdem die Nation sich äußerlich und innerlich ausgebaut und die Besitzverhältnisse sich dauernd gefestigt hätten.

Nun sind aber die zahlenmäßigen Verhältnisse nicht dieselben. Während im alten, starken, festkristallisierten England auf 400 Menschen ein Jude kommt, zählen Sie in Rumänien auf 100 Menschen mindestens 6 Juden. Der absoluten Zahl nach besitzt das verhältnismäßig noch spärlich bevölkerte Rumänien viermal soviel Juden wie das dichtbevölkerte England, der relativen Zahl nach ungefähr 25 mal soviel! Das allein sollte genügen, Bedenken zu geben. Denn man braucht kein blinder Judenhasser zu sein, um aus einer mehrtausendjährigen Geschichte zu erkennen, daß der Jude überall und immer ein zersetzendes Element gewesen ist. Seine guten und seine schlechten Eigenschaften wirken beide dahin, daß er das, was er berührt, entweder zerstört oder sich zum Nachteil des anderen aneignet. Die Juden besitzen viele achtungswolle Eigenschaften, doch das muß jeder einsichtige und wissende Mann zugeben: sie sind jedes politischen Instinktes bar, überhaupt jedes Taltes. Daher durfte jener große, weise, den Juden von Jugend auf freundlich gesinnte Mann — Goethe — die Behauptung aufstellen: „Duldsamkeit gegen die Juden bedroht die bürgerliche Verfassung.“ (Dichtung und Wahrheit, 13. Buch.) . . . Wie wollen Sie es nun fertigbringen, das junge, noch nicht mit Eisen gepanzerte Staatsschiff Rumäniens durch alle Gefahren sicher hindurchzuführen, wenn Sie 25 mal mehr Juden an Bord haben als England? . . . Soll ich aus allem Gesagten noch die Folgerungen ziehen? Nein, nicht wahr? Es ist nicht nötig. Nieder mit allen Judenverfolgungen! Nieder mit allem absurden, mittelalterlichen Aberglauben! Nieder mit aller sozialen Geringschätzung und persönlichem Haß! Gewähren Sie den Juden denselben unverletzlichen Schutz, wie Sie ihn allen Fremden gewähren; räumen Sie ihnen außerdem, als alten Inhabern des Landes, weitergehende Vorrechte ein; lassen Sie sie (da Sie es nicht mehr verhindern können) zu dem gewerblichen und industriellen Wettbewerb zu — doch schauen Sie ihnen dabei genau auf die Finger! Aber räumen Sie ihnen kein politisches Recht und kein Recht auf Grundbesitz ein. Es tun, hieße für Rumänien den Selbstmord begehen. Und sorgen Sie dafür, daß die Juden nicht die Herren der öffentlichen Meinung durch die Zeitungen, und nicht die Herren der Köpfe und der Herzen durch die Beherrschung des Büchermarktes und der Schule werden. Der frühere Berliner Vertreter der „Times“ — ein Jude — veröffentlichte vor einigen Jahren ein Buch über Deutschland, in dem er triumphierend meldet: „Es gibt keine deutsche Literatur mehr, sondern nur noch eine jüdische Literatur in deutscher Sprache.“ Sorgen Sie beizeiten dafür, daß niemals von Rumänien daselbe gesagt werden könne. Schutzgesetze wären hier zu wünschen, doch noch wichtiger ist die aktive Abwehr des jüdischen Einflusses durch die bewußte Erkenntnis seiner Gemeingefährlichkeit. Nicht etwa, als ob ich die Motive des Juden verdächtigen wollte, ich tue es auf geistigem ebensowenig wie auf gewerblichem Gebiete; der Jude hat das Recht, so zu sein, wie er ist; die Fähigkeit, mit welcher er an seiner Eigenart festhält, ist bewundernswert und nachahmungswürdig; doch für unseren Geist und für unser Gemüt ist sein geistiger Einfluß ein zersetzendes Gift.



## Bureaucratie und Auslandskunde

ur Rückgewinnung und Erweiterung unsrer ausländischen Absatzmärkte soll hinfür ganz beträchtlich mehr Auslandskunde getrieben werden. Das Kultusministerium hat sich bereits in den Dienst der Sache gestellt und will an den verschiedenen Universitäten allerhand Vorlesungen einrichten. Mit andern Worten, die Bureaucratie, unter deren Leistungsfähigkeit wir alle seufzen, wird Stellen schaffen und Stellen besetzen, der Steuerzahler wird weiter belastet, aber daß der deutsche Professor mit Ablegung von längst überholter Weisheit dem deutschen Handel viel nützen wird, wer möchte sich solch rosigem Hoffnungen hingeben? Sollte nicht die Kaufmannschaft aus eigener Latkraft Besseres zu schaffen wissen? Die hervorragendsten Hochschulgelehrten haben es längst selber zugegeben, daß das Neue, der Fortschritt nicht aus ihrer Mitte, nicht aus dem Schoße des gelehrten Beamteniums hervorging. Gibt es heute ein schnelleres und billigeres Mittel, sich über das Ausland zu unterrichten, als die Vertiefung in seine Presse? Die Zeitungen spiegeln die Bestrebungen und den Kulturstand des Landes. Viel wäre also schon getan, wenn sich in allen größeren Handelsstädten die Kaufleute zum gemeinsamen Bezug ausländischer Zeitungen zusammensänden. Wenn nun aber die Regierung Dozenten genug finden sollte, die im Lauf mehrerer Monate, ihre Weisheit stündlich und tropfenweise verabfolgend, aus Heften vorlesen, was schon mehr oder minder lang und meist besser schon in Büchern stand, — sollten sich dann nicht billiger und wirksamer Bücher herstellen lassen, die ihre Weisheit in einem oder zwei Tagen vortragen, die man immer wieder fragen, mit sich tragen und schließlich weitergeben kann? Solche Bücher finden auch ihren Weg in die entlegensten Winkel, wo man Aufschluß über das Ausland begehrt. Sodann könnte man auch vielleicht gerade die begabteste und willigste Jugend für den Dienst der Auslandskunde gewinnen. Es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen dem Trieb und Drang ins Weite, Ferne einerseits und Fähigkeit zu neuen Einsichten, neuen Forschungswegen andererseits. Wenn auch Sokrates und Kant kaum aus ihren Wohnbezirken herausgekommen sind (beide waren arme Schluder), so läßt sich doch für jene Behauptung nicht nur eine Fülle von Tatsachen herbeibringen, sondern sie läßt sich auch seelisch wahrscheinlich machen. Es ist das vollere, stärkere Leben, das über den Trott des Alltags hinaus und hinaufstrebt, das die Welt räumlich, zeitlich und geistig durchmessen will, also sich nach fernen Ländern sehnt, die Geschichte liebt und alles, was Geist ist, sich einverleiben möchte. Junge Leute voll Wißbegier und Wagemut, zu einsamen und weiten Wegen im Räumlichen und Geistigen gleicherweise entschlossen, finden sich in Deutschland genug — bisher sind sie meist verkümmert —, ihnen sollte man das Geld zu Auslandsreisen und Auslandsbeobachtungen geben, nachdem man ihnen an berühmten Vorbildern gezeigt hat, wieviel gute Auslandspioniere ihrem Vaterlande genützt haben.

Diesen Vorbildern gehörte ein ausgiebiger Raum in den Schulgeschichtsleitfäden, in denen sie sich, von einer knappen Erwähnung Friedrich List's abgesehen, überhaupt nicht finden. List hat in Amerika die große Bedeutung der Eisenbahnen für die Volkswirtschaft erkannt und mit Oransezung seines Lebensglüdes die Deutschen zu entsprechenden Taten vermocht — ohne seine Heimkehr wäre Deutschland vermutlich von England „friedlich durchdrungen“ worden. Johann Jakob Sturz hatte Nord-, Mittel- und Südamerika bereist und in Brasilien eine bedeutende Rolle gespielt. Er predigte den Deutschen die Nützlichkeit des Hochseefischfangs als erstens einer Nahrungsquelle und zweitens einer unentbehrlichen Schule der Seetüchtigkeit. Sturz war ein hochverdienter Erzieher zur Seegelung. Dem engen und beschränkten Gesichtskreis der preussischen Adelsjugend stellte er den weiten Horizont des vornehmen jungen Engländer's gegenüber. Während der Junker über das Garnisonleben einer beschränkten Kaste nicht hinauskomme, besahre der junge Gentleman in eigener Nacht die Meere und fühle sich als Herren der Erde. Aber nicht nur den Hochseefischfang, sondern auch Hebung der Fischzucht

im Binnenland und Organisierung des Fischhandels von der Küste bis zu den Alpen predigte Sturz, und hierin hatte er einen ebenso eifrigen Nachfolger in Heinrich Beta, beide Männer hatten im angelsächsischen Auslande gesehen, woran es in Deutschland noch gar sehr fehle: an rationaler Fischwirtschaft auf unseren zahllosen Gewässern. Wäre man ihnen noch mehr und gründlicher gefolgt, als man tatsächlich gefolgt ist, so hätten wir in diesen vier Jahren auch Fischnahrung reichlicher zur Verfügung gehabt; in den Büchern der Nationalökonomie der damaligen Zeit gab es nicht einmal ein Kapitel über Fischzucht und Fischfang als Quelle der Volksernährung; wenn es heute anders ist, so ist es das Verdienst jener Auslandsplioniere, deren Namen natürlich vergessen sind. Als vierten Auslandsplionier nennen wir den Dichter und Ingenieur Max Eytz: er brachte uns die Zusammenfassung der Landwirtschaft, Ausstellungen, Verwertung der Maschinen und besonders der Dampfkraft auch beim Ackerbau, hob somit die deutsche Landwirtschaft auf ein höheres Niveau: das vermochte er nur, nachdem er selbst für englische Fabrikanten den Dampfflug in Ägypten, Rumänien, Rußland und Amerika verbreitet hatte. Diese Auslandsplioniere sollte man unserer Jugend vorhalten, es waren edle und vaterlandsliebende, weitsichtige Männer. Volkswirtschaftlich und sprachlich vorgebildet, zum Studium des Auslands ein oder zwei Jahre nach allen Windrichtungen entsandt, zur schriftlichen Berichterstattung über Gesehenes und Gehörtes verpflichtet, könnten gerade die begabtesten jungen Leute auf ein nützlichcs Tätigkeitsfeld gebracht werden. Heimgekehrt würden sie, als Lehrer oder Schriftleiter tätig, vielleicht auch in der Industrie unterkommend, durch Fortsetzung des Studiums der ausländischen Presse fortfahren können, Auge und Ohr für ausländische Dinge zu bleiben. Natürlich erst recht könnten auch junge Kaufleute, die beruflich ins Ausland kommen, durch jene Beispiele angepörrnt, die Augen und Ohren unseres Handels vermehren. Daß aber mit Vorlesungen von Universtitätslehrern oder auch Männern der Praxis viel gewonnen würde, das möchte man bezweifeln, nachdem sich die Wissenschaft der Nationalökonomie in diesem Weltkrieg als so wenig vorbereitet und weitsichtig erwiesen und unsere Auslandsdiplomatie, also die Bureauratie, sich um jeden Kredit gebracht hat.

Dr. Georg Biedenkapp



## Volkslied und Kunstgesang

**N**unsere Kunstmusik befindet sich in einem bedauerlichen Zustande von Volksuntüchtigkeit; das gilt auch für das Kunstlied von heute. Es hat sich seinen Ausdrucksmitteln wie seinem Gefühlsgehalte nach verfliegen, oder ist platt und aufdringlich wehlich geworden. — In der Zeit seit dem 15. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts sproß fast ununterbrochen eine Folge von Liedweisen kraftvoll volkstümlicher Art, die man zu den gelungensten Kunstprägungen deutschen Fühlens zählen muß, und die heute noch leben und wirken. Die Kluft zwischen diesen durch Jahrhunderte lebendigen Volksweisen und unserem Kunstliede ist erschreckend tief. Dagegen hielt sich das ältere Kunstlied von Schulz bis Brahms in weit engerer Fühlung mit jenen Weisen. Wenn man diese Dinge zusammendenkt, muß man zu dem Schlusse kommen, daß unserm Kunstliede eine Neubildung dringend not tut. Alle, die es angeht, müssen diese Kluft zunächst sehen lernen, sich der Verirrung bewußt werden, und dort Heilung erstreben, von wo erfrischend und gesundender Atem weht; im volkstümlichen Gesange, der Wurzel all unserer Musik.

Zu allen Zeiten übte das Volkslied eine starke Bestimmungs- und Heilkraft auf das Schaffen unserer Kunstmusiker, selbst der größten, aus. Man kann z. B. unsere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufblühende Klassik stilistisch als eine bewußte Betonung und Hinwendung zur volkstümlichen Melodik bezeichnen. Auch die bestimmenden Persönlichkeiten

früherer fruchtbarer Epochen waren sämtlich ihrer sozialen wie geistigen Herkunft nach aufs innigste mit dem gesunden volkstümlich künstlerischen Empfinden ihrer Zeit verwurzelt. Das kann man schon von der Kunst Wagners, Liszts, Berlioz', Chopins und teilweise auch mancher deutschen Spätromantiker nicht mehr sagen. Sie erscheint bereits dieser gesunden Atmosphäre entfremdeter als das Schaffen der älteren Meister, deren Kunst in ihrem thematischen Reize echt volkstümlich und darum von allgemeingültiger und bleibender Überzeugungskraft ist.

Der Musik unserer Jahrzehnte steht dagegen die ungesunde Blässe und das überreizte Mienenspiel volksfremden Wesens auf dem Gesicht geschrieben, und das Schaffen unserer Tagesgrößen fußt höchstens in Außerlichkeiten einmal auf der Volksmusik, begehrt aber meist mit ausgesprochener Absichtlichkeit die von ihr abgelegenen Wege. Liegt das daran, daß unserer Zeit eine kraftvolle Volksmusik fehlt, oder ist diese entartet und erstorben, weil ihr von der Kunstmusik her keine fördernden Kräfte mehr zufließen? Tatsächlich entwickeln sich wohl immer beide Zweige der Musik, wenn ihre Zeit gekommen ist, gleichzeitig nebeneinander, höchstens spricht die schlichtere Volksmelodie ein wenig zeitiger, wie das Gras vor Baum und Strauch kommt, und reicht ihre bescheideneren Gebilde der höherstrebenden Schwester zur Ausgestaltung und Verebelung dar. Unserer Zeit, deren gesamte kulturelle Angelpunkte sich in einem noch nie erlebten Grade loderten, kann eben kein musisches Zeitalter sein, und beide Zweige der Musik mußten in ihr schwer erkranken. Diese Tatsache, und die daraus erwachsenen Schäden für das seelische Leben unseres Volkes werden seit Jahren lebhaft bellagt, und man sinnt allorten auf Hilfe und Heilung.

Sie kann nur von beiden Teilen: dem Volke, das nach feinerem künstlerischem Erleben streben lernen muß, wie auch vom Musiker, der sich seiner hohen sozialen Verpflichtungen bewußter werden muß, gebracht werden. Auf das Volk hoffen die vielen (und sicher nicht mit Unrecht), die ihm, wo und wie sie nur können, anbieten, was an guter Volksmusik vorhanden ist. Das hat bereits Erfolge gezeitigt, wenn wir an unsere Wanderjugend denken. Freilich wachsen auch noch das großstädtische Gassenlied und der Operettenschlager, die Gegenercheinungen unserer verstiagenen Kunstmusik, frisch weiter. Man darf nämlich die heutige Volksliedbegeisterung noch nicht als einen Beweis eines neuen Erstarkens volkstümlichen Geistes innerhalb der schaffenden Kräfte begreifen, vielmehr erst als ein Anschwellen der Sehnsucht danach in den weiteren nur aufnehmenden Kreisen, die nur den Wunsch nach einer sie befriedigenden Kunst äußern können, der Kräfte, sich Erfolg zu schaffen, aber ermangeln. Die liegen und müssen geweckt werden bei den schaffenden Musikern. Sie gilt es jetzt vor allem zu wecken und aus ihrer egoistischen Freude an ihrer volksfremden überkünstelten Schaffensart zu wehen, und ihnen die neue höhere Aufgabe begreiflich zu machen, daß sie sich die Kräfte wiedererwecken müssen, mit deren Hilfe sie auf den Ruf des Volkes antworten können.

Denn das tut zuerst not. Es ist den meisten unserer Musiker in den letzten Jahrzehnten viel von der künstlerischen Gesinnung und dem Können unserer Großmeister und der Schar solider Alltagsmeister um sie herum verloren gegangen. Das müssen sie zunächst einsehen, um daraufhin eine gründliche Arbeit an sich selbst zu leisten, um wieder eine Kunst zu schaffen, die für die kommenden Jahrzehnte annähernd das leistet, was z. B. das volkstümliche Kunstlied in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seiner Zeit war. Eine solche Weiterentwicklung auch nur unseres Kunstliedes, die man keineswegs eine Rückentwicklung nennen darf, würde unsere Musik davor bewahren, sich ganz aus dem Zusammenhange mit dem Volksempfinden zu lösen.

Diese Mahnung zur Selbstbefinnung und Selbstarbeit kann mit Aussicht auf Erfolg nur an unsere jüngeren noch entwickelungsfähigen Musiker gerichtet werden. Wer mit den hier werdenden Kräften Fühlung hat, weiß übrigens, daß hier manches bereits im Stillen keimt. Man kann sie dabei nur auf sich selbst und ihre Fähigkeit, die Zeichen der Zeit zu erkennen und vorauszufühlen (das Kriterium des echten Talentes und Genies), verweisen, denn auf



den Schulen ist noch nie gelehrt worden, wie man seiner Zeit voranschreitet. Die Schule, in die unsere kommenden Meister einzig gehen können, ist die Kunst der älteren schlichten Meister, die den Beruf des Künstlers gegenüber ihrem Volke reiner und tiefer erfüllten, als es den Vertretern der neueren Musik vergönnt ist.

Alle gesunde neue Kunst muß seine Gestaltungsmittel aus älteren technisch vorbildlichen Leistungen auswählend entnehmen und gebiert sich mit dieser Hilfe neu, aus dem unbewußt neuartigen Erfassen und Gestalten ewig gültiger schlichter und echter Empfindungen einer neuen Zeit. Doch greifen denn nicht unsere Kunstmusiker von heut schon vielfach bewußt auf die Technik älterer Meister zurück? Das ist noch für Brahms, als letzten und größten technischen Könner und eigensten Geist unter den Musikern des neunzehnten Jahrhunderts zu bejahen. Sein Schaffen ist in der Tat ein Beweis dafür, daß auch ein eigenes Fühlen nur mit Benutzung eines reichen Erbes alter Technik sich aussprechen kann. Weist man aber auf die kontrapunktischen Strebungen vieler unserer modernen Musiker, z. B. Regers Nachfolge Bachs, als etwas Ähnliches hin, so ist dem zu widersprechen. Die bewußte Anknüpfung ist nicht zu leugnen, doch die Gesinnung, aus der heraus sie erfolgte, führt bei Reger nicht zu einer Weiterführung und kunstvollen Umbildung Bachscher Ausdruckselemente und -prinzipien, sondern zu ihrer Verzerrung. Es ist eben undenkbar eine Kunst höchster Stimmindividualisierung, die nur auf einem schlichten und wohlgeordneten Klangboden gedeihen kann, mit dem ungezügeltten Streben nach aufgeregten, weitausholenden Klangschritten zu verbinden.

Wenden wir diese Gedanken auf das Kunstlied an! Es hat, seit etwa 1770, als die erste bewußte Wiederknüpfung ans Volklied erfolgte, nachdem es sich, genährt von einer naturbegeisterten Dichtergeneration mit ihrem Haupte Goethe, über Reichardt zu Schubert und über diesen hinaus zu Schumann und Brahms hin entwickelt hatte, einen langen und folgerichtigen Entwicklungsgang durchlaufen. Es ist dann durch Wolf und unsere von ihm vorwiegend beeinflussten neueren Lyriker bis in die letzten Möglichkeiten der Deklamation, sowie der charakterisierenden und tonmalenden Behandlung der Begleitung getrieben worden. Es hat sich gezeigt, daß mit der letzten Methode zwar auffallende, aber doch nur technisch aufgesetzte gleichsam unterstreichende Wirkungen zu erzielen sind. Während die von innen ausstrahlenden Wirkungen des Liedes, das beweist das Schaffen des letzten genialen Liederkomponisten Wolf selber noch, immer auf der geschlossenen Führung einer als Ganzes intuitiv erfüllten Melodie Linie und einer aus ihr natürlich herauswachsenden klanglichen Ökonomie beruht.

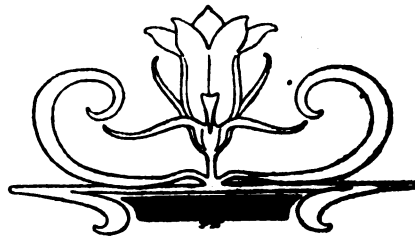
Zu diesen über Jahrhunderte hindurch bewährten Grundlagen der Gestaltung eines jeden musikalischen Kunstwerkes letzten Endes, zu allererst aber eines jeden prägnanten Liedgedankens müssen sich unsere Liedkomponisten zurückfinden. Mit diesen alten Mitteln gilt es neue Wirkungen zu erzielen, welche sich schon einstellen werden, wenn jene aus einem neuen Empfinden heraus gehandhabt werden. Freilich müssen geistesverwandte Dichter den Komponisten die Hand zu diesem Werke reichen, wenn auch andererseits vieles, was bereits vor Jahrhunderten schon echt und rein gesagt wurde, noch heute seiner Gestaltung im Gesange harret. Immerhin ist es an der Zeit für unsere Liedkomponisten, sich zum Empfang der neuen Lyriker zu rüsten. Dazu können sie zunächst nichts Besseres tun, als Umschau zu halten: einmal in dem Besten, was hier an Textgestaltungen für ein Lied geschaffen wurde, dann auch einen Einblick in die Meisterlieder- und Melodien der letzten 400 Jahre zu gewinnen trachten, um sich durch diese Einfühlbarkeit in frühere meisterliche Gestaltungsart aus ihren übertrieben einseitigen Anschauungen über den Charakter und die Gestaltungsgesetze eines guten Liedes zu befreien.

Wie wenige unserer Komponisten haben die wünschenswerte Fühlung mit der Musikgeschichtswissenschaft, die selbst dem Genie nur förderlich sein kann. Ein Buch wie Hermann Kretschmars Geschichte des neueren deutschen Liedes ist der gegebene Wegweiser für einen jeden Liedkomponisten, der sich bewußt geworden ist, daß er im blinden Weiterbohren in den Wänden einer Sackgasse nichts für sich und seine Zeit erreichen kann.

Die gleiche Richtung der künstlerischen Selbsterziehung weisen Brahms' Bearbeitungen volkstümlicher Weisen alter Zeit. Man kann annehmen, daß der Meister sich dieser Arbeit ebenso sehr aus egoistisch künstlerischen Zwecken unterzog, als in dem Wunsche, von dem Melodienschatze älterer Zeiten, deren naive Schönheit selbst ihm, dem schwerblütigen Könige einer Spätkunst unerreicherbar war, sich selber und seiner Zeit einen Teil neuzuschenten. Dieses Werk ist bis heute ein Unikum geblieben, weil kein geborener Tonsetzer nach ihm oder vor ihm die Notwendigkeit einer solchen Arbeit für sich und seine Zeit bekannte. Keinen konnte der Reiz einer nach innen wie außen so lohnenden Aufgabe. Was aber in dieser Richtung an Arbeiten noch vorliegt, enttäuscht, hält man es neben das Werk von Brahms. Robert Franz' wenige Fassungen altdeutscher Lieder bestätigen es, daß die Kunst dieses Meisters doch nur vornehmste Salonkunst ist, deren Sprache mit der unverwundlich frischen Melodie namenloser Sänger des 15. und 16. Jahrhunderts nicht zusammenklingt. Alle übrigen Versuche dieser Art: z. B. die von Tappert, Saran, Druffel, Lange und anderen sind, so verdienstlich sie immerhin bleiben, künstlerisch zu unzulänglich. Das gilt auch für die erfolgreichste Sammlung dieser Art, die von Reimann, wiewohl dieser Bearbeiter sich mit der Aufgabe, eine alte Melodie zu einem lebenden Liede auszubauen, oft mit bemerkenswertem Geschick abfindet.

Lösen kann sie nur der geborene und in sich konzentrierte Dichtler. Und auch für ihn ist Voraussetzung des Gelingens eine offenbar seltene Unvoreingenommenheit in der Bewertung der modischen Ausdrucksformen des Liedes, die gerade dem Künstler einer ausklingenden Entwicklungsperiode am häufigsten mangelt, wo sie ihm doch am nötigsten wäre, um ihn vom Verfinken in Subjektivismus und Manierismus zu bewahren. Hier könnten unsere Liederkomponisten zeigen, ob es ihnen ernst um ihre Kunst ist, ob sie noch die Kraft haben, Entschlagen zu üben, sich von einem mit überdifferenzierten Ausdruckselementen überladenen Stille abzuwenden und damit den Zusammenhang mit der Sprache einer ästhetisch gefestigteren, glücklicheren Künstlerkraft früherer Zeiten wiederherzustellen. Zugleich damit würden sie unserer Zeit einen reichen Schatz alter Weisen in neuer Form erschließen und damit auf den Geschmack der Sänger und ihrer Hörer einen merkwürdigen Einfluß gewinnen, so daß auch von dieser Seite her dem neuen Liede der Empfang bereitet wäre. Durch eine solche Befruchtung des zeitgenössischen Liedschaffens mit altem gutem Samen wäre ein nicht unbedeutender Beitrag zur Gesundung und Weiterführung unserer Liedkunst geleistet.

Hermann Justus Wehler





## Der Krieg

**D**er Wechsel im Auswärtigen Amte, die Erörterung seiner Folgen und seiner Ursachen im Reichstagsausschusse und noch mehr in der „Un-öffentlichkeit“ geben dem Grafen Reventlow Anlaß, sich mit „gewissen Kreisen“ zu beschäftigen, die ihren seelischen Wohnsitz in „Laodicäa“ haben. In diesen Kreisen, werde seit Jahren die Auffassung vertreten: gewiß müsse man siegen, gewiß brauche man die Oberherrschaft über Belgien und die flandrische Küste, gewiß könne man nur auf diesem Wege die Freiheit der Meere und den Besitz von überseeischen Kolonien sichern, kurz alles das seien notwendige Ziele für die deutsche Sicherheit und die Möglichkeit eines unabhängigen Gedeihens des Deutschen Reiches, — aber in diesem Kriege jene notwendigen Ziele zu erreichen, sei ausgeschlossen. Zweifellos werde das Ende dieses Krieges den Übergang zu einem Frieden bilden, der nur als Waffenstillstand bezeichnet werden könne. Während dieser Zeit werde das Deutsche Reich, wenn es unbesiegt wie bisher dastehe, genügend Kraft gewinnen, um im zweiten Kriege alle Ziele zu erreichen, deren es für seine Zukunft mit Lebensnotwendigkeit bedürfe.

„Diese Theorie“, meint Graf Reventlow, „hat bisher immer eine gewisse Verbreitung bei allen denen geäußert, die sich weder zur negativen noch zur positiven Richtung bekennen möchten und die ‚mittlere Linie‘ in der Vertagung der Erreichung des Kriegszieles auf den nächsten Krieg erblickt wissen möchten. Im Grunde denken diese Richtungen: die Hauptsache ist, daß wir erst einmal irgend einen Frieden bekommen, das andere wird sich dann schon finden oder auch nicht. Wir sind der Sache müde, das ist die Hauptsache!“

Tatsächlich liegen die Dinge so, daß, um es gleich offen auszusprechen, das Deutsche Reich niemals erreichen wird, was es in diesem Kriege nicht erreicht. Professor Delbrücks bekanntes Wort: ein unausgefochtener Krieg werde für Deutschland ein großer Sieg sein, ist das Gegenteil einer tatsächlichen Wahrheit. Wir gehen aber noch weiter: Geht das Deutsche Reich nicht siegreich und nicht unter voller Ausnutzung des Sieges für die Genugtuung der deutschen Lebensnotwendigkeiten hervor, so wird es nicht imstande sein, überhaupt wieder einen Krieg zu führen, wenn es wieder angegriffen werden

sollte. Die Möglichkeit der wirtschaftlichen Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, der Erhaltung und Stärkung seiner Wehrkraft — das letztere besonders zur See — hängt eben davon ab, daß das Deutsche Reich militärisch und politisch siegreich, gesichert und frei aus diesem Kriege hervorgeht. Geschieht das nicht, so tritt mit der Verarmung und mit einer schnell-fortschreitenden wirtschaftlichen Abhängigkeit von anderen Mächten auch die innere, die soziale Zerrüttung ein. Sie allein würde mit dem Wiederaufbau auch ausschließen, daß die Wehrkraft auf der Höhe gehalten wird. Aber auch abgesehen von der Möglichkeit, nicht nur schwere Erschütterungen, sondern völlige mehr oder minder gewaltsame Umwälzungen im deutschen Reichs- und Staatswesen im demokratischen Sinne, Möglichkeiten, die wir unter solchen Umständen für unausweichliche Gewissheiten halten, würde ein nicht siegreich endender Krieg mit entsprechendem Frieden das Deutsche Reich und Volk in einem Zustande der Auszehrung lassen, dessen Behebung unmöglich wäre. Auch dann, so ist mit Sicherheit anzunehmen, würde es weder möglich sein, die Wehrkraft zu Lande und zu Wasser auf die erforderliche Höhe zu bringen, noch auch wieder zu der wirtschaftlichen und innerlich nationalen Kraft zu gelangen, welche die Führung und den siegreichen Ausgang eines neuen Verteidigungskrieges gestattete. Unsere Feinde wissen das sehr genau und zwar schon lange. Wir haben früher wiederholt solche kritischen Stimmen angeführt, u. a. auch aus dem Buche ‚Vindication of England‘, zu dem Lord Salisbury Gevatter gestanden hat.

Für das Deutsche Reich heißt es, wie man früher in der Heilsarmee sang: ‚Heute rette deine Seele, morgen ist es schon zu spät!‘ Alles Gerede, Deutschland könne gewissermaßen in zwei Absätzen sein Kriegsziel erreichen, ist Trugschluß und zwar ein gefährlicher. Beiläufig sei im Zusammenhange solcher Behauptungen auch auf die Bundesgenossen hingewiesen und deren Verhältnisse.

Unsere Feinde, das muß man sagen, haben wirklich sich mit Sorgfalt und allem Eifer besonders während der letzten beiden Kriegsjahre angelegen sein lassen, den Deutschen ihre Illusionen und Sentimentalitäten auszutreiben; es scheint aber wirklich unmöglich zu sein. Sie wollen uns vernichten und wir fasseln von ‚Verständigung‘ und von ‚ehrenvollem Schluß‘, wie Herr Scheidemann sagt. Graf Czernin sagte sogar ‚höchst ehrenvoll‘. Das Ehrenvolle hilft uns gar nichts und bedeutet nichts anderes als den Achtungserfolg eines Theaterstückes. Ein Dichter, der nur Achtungserfolge erzielt, verschwindet von der Bühne, und der Direktor wird ruiniert.

Was das Deutsche Reich für seine Sicherung und Unabhängigkeit und Siedlungsmöglichkeit zu erreichen gezwungen ist, das muß es in diesem Kriege erreichen.

Diesem „kategorischen Imperativ“ halte man gegenüber, was „das Deutsche Reich“ in Wirklichkeit auch durch die glänzendsten Siege in diesem Kriege erreicht hat. Von Brest-Litowsk wollen wir für heute absehen, aber der „Siegfriede“ von Bukarest? Was hat der uns gebracht? Der Abgeordnete v. Graef-Soldebee bucht in der „Deutschen Zeitung“ den Ertrag mit folgenden „Altirposten“:

„Erstens: Der Vertrag erklärt den offiziellen Verzicht auf Kriegsentfesslungen. Wem zuliebe? Doch nicht aus der militärischen Lage, sondern nur aus

Rücksicht auf die Verzichtresolution der Reichstagsmehrheit vom Juli 1917, obwohl diese Mehrheit ja gar nicht mehr geschlossen hinter diesem traurigen Produkt Erzberger'scher Schiebung steht. Aber obendrein ist die Erklärung des Vertrages nicht einmal ganz aufrichtig; denn praktisch ist ja durch den Vertrag das Prinzip des annexions- und entschädigungslosen Friedens absolut durchbrochen, — freilich fast ausschließlich zugunsten unserer Verbündeten! Die Größe der von Österreich-Ungarn ‚annektirten‘ Grenzgebiete ist noch immer nicht genau festzustellen; es scheint aber doch eine Fläche zu sein, die vielleicht nicht kleiner ist als Elsaß-Lothringen! Und die Holzbestände darauf werden auf hohe Millionenwerte geschätzt. Auch die Abtretung der Nord-Dobrußja fällt unter den Begriff der ‚Annexion‘, und endlich bedeutet auch die Nichtbezahlung der von uns und unseren Verbündeten aus Rumänien importierten Waren eine ‚Kriegsentschädigung‘, wenn auch eine als Entgelt für die von Rumänien an uns vor der Kriegserklärung verübten Erpressungen sehr minimale. Praktisch ist also die Theorie vom Verzichtsfrieden absolut über den Haufen geworfen worden, aber trotzdem hat man dem Vertrage einen papiernen Verzichtsfriedensmantel umgehängt, um den Verzichtlern eine goldene Brücke zu bauen; und wie gerne haben sie diese beschritten, weil der Vertrag ja zugleich den schönsten Geschäftsfrieden für die goldene Internationale, die Seele des Verzichtsfriedensstummels, bedeutet! Infolge dieser mutlosen Inkonsequenz hat man deutscherseits nicht gewagt, eine bare Kriegsentschädigung für uns zu fordern, die sich freilich nicht für die schämigen Verzichtslente hätte verschleiern lassen, — und so schleppen nicht, wie Staatssekretär Helfferich einst als selbstverständlich bezeichnete, unsere Feinde, sondern wir selbst das Bleigewicht der Milliardenschuld weiter auf unserem eigenen Buckel herum! Wahrlich kein Anlaß, um unsere Unterhändler mit theatralischem Ehrenempfang bei ihrer Rückkehr aus Rumänien zu feiern!

Zweitens: Ja aber, ihr wilden Überannexionisten, beruhigt euch doch, das Petroleumabkommen bringt uns ja dauernd eine hochansehnliche Kriegsentschädigung! ‚Uns?‘ wer ist das? Mag sein, den kapitalistischen Kreisen, welche die verschiedenen Petroleumgesellschaften finanzieren werden; aber das Reich lehnt es ja, wahrscheinlich mit Recht, von vornherein ab, sich selbst mit nennenswertem Kapital oder überhaupt an dem ‚riskanten Unternehmen‘ (sic!) zu beteiligen. Wo soll da eine dem deutschen Volke zugute kommende ‚Kriegsentschädigung‘ herauskommen? Wenn das Reich ohne Kapitalbeteiligung sich einen Gewinnanteil wirklich sichern will, wie bescheiden könnte der bestenfalls sein; denn angesichts etwa von vornherein amputierter Gewinnchancen werden unsere Finanziers kein Kapital in ein ‚riskantes Unternehmen‘ zu stecken sich bereit finden! Das Geschwätz von einer versteckten Kriegsentschädigung durch das Petroleumabkommen ist also reiner Schwindel; nur der rumänische Staat hat durch die dreifachen Abgaben, die ihm ohne jedes Risiko zugeführt sind, feste Ausichten auf erkleckliche Einnahmen, denen er dank der Investierung deutschen Kapitals und deutscher Intelligenz zur Erschließung der Erdölquellen mit guten Hoffnungen entgegensehen darf. Und wenn der Coup gelingt, können sich vielleicht demaleinst auch gewisse Großbanken vergnügt die Hände reiben, — das deutsche Volk wird aber nichts Wesentliches von diesem Teil des Vertrages haben, als

daß voraussichtlich sein Petroleumbedarf gesichert sein wird, wofür es aber sein gutes Geld, und das nicht zu knapp, zu bezahlen haben wird. Das heißt man dann pfiffig eine schlaue durchgeführte ‚Kriegsentschädigung‘! Sonderbar!

Drittens: Das überschüssige Getreide haben unsere hervorragenden Unterhändler uns aber doch zukünftig aus Rumänien gesichert, — für einen Preis freilich, den man dem deutschen Bauer als ‚Wucherpreis‘ versagt; für den rumänischen Bauer hat man überhaupt ein verdächtig wohlwollendes Verständnis, ‚er soll durch diese hohen Preise zu verstärktem Anbau angeregt werden‘. Ja, bekommt denn der rumänische Bauer diesen hohen, von uns gezahlten Preis wirklich selbst? Velleibe nicht! Denn die rumänische Regierung darf einen beliebig hohen Ausfuhrzoll auf Getreide zu Lasten des Bauern erheben. Wer die rumänischen Verhältnisse kennt, wird nicht einen Moment zweifelhaft sein, daß die rumänische Regierung von dem von uns zu zahlenden Getreidepreis einen sehr hohen Prozentsatz als Ausfuhrzoll einbehalten wird, so daß der Bauer nur eine bescheidene Vergütung für seine Produkte erhält, das übrige fließt direkt in die rumänische Staatskasse. Das ist allerdings eine fortlaufende ‚Kriegsentschädigung‘, die gezahlt wird, — aber leider von uns an die Rumänen!

Viertens: der Vertrag will sich wiederum, getreu den Forderungen der Reichstagsmehrheit, nicht in die inneren Verhältnisse Rumäniens einmischen; darum Finger weg von der Königsfrage, obwohl sie doch in gewisser Weise unsere Interessen ebenso berührt, wie die rumänischen. Aber die staatsbürgerliche Stellung der Juden in Rumänien, die gilt auf einmal nicht als eine ‚innere Angelegenheit‘? *Difficile est satiram non scribere!* Man beruft sich dabei auf die im Berliner Vertrage von 1878 übernommenen Verpflichtungen für die rumänischen Juden. Nun, erstens kannte man damals noch nicht das selbstlose Dogma von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker und der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten besiegtter Staaten. Für diejenigen, die es jetzt sonst überall fordern, sollte also logischerweise die damalige Einmischung doch nicht mehr verbindlich sein, und wenn schon, dann doch höchstens später beim allgemeinen Friedensschluß in Gemeinsamkeit mit allen damaligen Garantiemächten. Aber ebenso, wie im innerpolitischen Kampf Gott, König, Junker, Agrarier, Alldeutscher, Schlotbaron usw. gröblichst beschimpft werden dürfen und nur der Jude außerhalb der Kritik stehen soll, so ist er wohl auch in der internationalen Politik faktosankt, — seine Angelegenheiten stehen über allen sonst so geheiligten Dogmen, gewissermaßen jenseits von Gut und Böse!

Ich verzichte angesichts des Raummangels noch auf die Fülle von weiteren Einzelheiten einzugehen, die allesamt den Bukarester Friedensvertrag vor der Geschichte als ein Dokument brandmarken dürften, das die Namen seiner Väter nicht gerade in die Listen deutscher Helden einfügen wird, z. B. die mangelhafte Festlegung für die Sühne der schamlosen Verbrechen an unseren Gefangenen, der ungenügende Schutz der Auslandsdeutschen, namentlich in Bessarabien usw. — Es mag das Vorstehende genügen, um der vielfach völlig irgeleiteten öffentlichen Meinung die Augen einigermaßen darüber zu öffnen, was sich bei einer ‚Offensive der Wahrheit‘ gegen den Vertrag für jeden

herausstellt, der sehen will. Nicht aus Lust an fruchtloser Kritik muß das dargelegt werden, sondern um der Gefahr willen, die darin liegt: „Noch ein paar solcher Siegesverträge, und wir sind verloren!“

\*  
\*  
\*

Rühlmanns Spuren! — Sie werden sich so bald nicht verwischen lassen, wie wir uns denn überhaupt nicht darüber täuschen wollen, daß ein gutes Stück unserer nationalpolitischen Zukunft durch die Unglaublichkeiten der Beth- und Rühlmänner mit ihrem Anhang bereits verbaut worden ist! Rächt sich jede Schuld auf Erden, so die politische auf das schwerste und nachhaltigste. Die politische Tat wächst sich im Guten und Schlimmen zu allen, auch ihren letzten Folgerungen aus, die Geschichte kennt kein Vergessen und Vergeben, ihr Spruch ist unbarmherzig und unwiderruflich. Unter diesen Gesichtswinkel wird man das Urteil über die „Taten“ der Beth- und Rühlmänner zu stellen haben.

Darf man nun in der Entlassung Rühlmanns etwa einen Sieg der „Alldeutschen“ und in dem neuen Staatssekretär des Auswärtigen, Herrn von Hinzke, einen „Kandidaten“ dieser „Alldeutschen“ erblicken? Besondere Beachtung verdient hier, wie sich die „Deutsche Zeitung“ zu der Frage stellt. „Natürlich“, meint sie, „wäre es uns durchaus erfreulich, wenn der neue Staatssekretär des Auswärtigen auch nur annähernd in dem Grade unser Mann wäre, wie die gegnerische Presse es verbreitet. Wir haben indessen bisher keinerlei Recht, anzunehmen, daß dem wirklich so ist; an sich erscheint es auch nicht sehr wahrscheinlich, daß eine Persönlichkeit, die unsere Beurteilung unserer Aufgaben im Weltkrieg teilt, dafür zu haben sein würde, eingeengt z. B. durch die Payerischen parteipolitischen Gebundenheiten, als Außenminister verantwortlich zu wirken und sein persönliches Ansehen dabei aufs Spiel zu setzen. Indessen sei dem, wie ihm sei; in jedem Falle müssen wir es einstweilen ablehnen, uns in dem Sinne mit dem bisherigen Gesandten in Christiania verköppeln zu lassen, als sei nunmehr einer der Unseren dazu berufen, darzutun, was sich mit den von uns vertretenen Anschauungen an außenpolitisch führender Stelle im Reich praktisch anfangen lasse.

Nicht in Abrede stellen wollen wir dagegen, daß das, was über Herrn von Hinzkes bisheriges Wirken bekannt ist, ihm einen Anspruch auf unsere Zuneigung gibt, und zwar alles in allem wohl aus ähnlichen Gründen, wie sie die Feinde der deutschen Sache im Inland und im Ausland veranlassen, ihn mit einem deutlichen Unbehagen an seinem neuen Platz erscheinen zu sehen. Herr von Hinzke scheint uns hiernach eine Persönlichkeit zu sein, die, auch wenn dies nicht im ausdrücklichen Anschluß an irgendwelche deutsch-völkisch gerichtete Vereinigungen zum Ausdruck gekommen sein sollte, unbeeinflusst durch die Rücksicht auf Beliebtheit oder Unbeliebtheit bei dritten oder auch durch die Stidluft der Berliner Wilhelmstraße rein vaterländisch empfindet. So, wie er uns geschildert wird, ist er im bismarckischen Sinne allezeit weder durch englische noch durch russische noch durch irgendwelche andere Vorlieben in seinem Eintreten für den Vorteil des Reichs irgendwie beeinflusst worden. Die Seelust, in jungen Jahren geatmet, ist der Entwicklung solcher Männer günstig; günstiger jedenfalls als Hoflust. Als Seemann hat Herr von Hinzke früh gelernt, mit Angehörigen fremder Nationen

und Rassen so umzugehen, wie es ihrer besonderen Art entspricht. Jedenfalls scheint er dem Fehler der meisten Deutschen — leider auch der meisten Deutschen von staatsmännischen Ansprüchen — nicht zu unterliegen, in Stammstremden Leuten immer nur Leute des eignen Schlages zu sehen. Nicht zu begreifen, daß sie meist ganz andere Anschauungen hegen über das, was Rechtens oder für sie wünschenswert ist und was nicht, als wir, und — daß man sie demgemäß behandeln muß! Der neue Staatssekretär des Auswärtigen ist eine ungewöhnlich vielsprachige Persönlichkeit. Er spricht Englisch, Französisch und Russisch mit allen Feinheiten, — wie versichert wird, genau so gut wie seine Muttersprache; annähernd ebensogut Spanisch und hat z. B. in den letzten Jahren das Norwegische so weit beherrschen gelernt, daß er seit geraumer Zeit mit den Ministern des Landes, bei dem er bisher beglaubigt war, ganz gut in deren eignen Sprache verhandeln konnte. Für seine Energie und Findigkeit spricht eine ganze Reihe von Tatsachen, die im Laufe der Zeit in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Erinnerung sei an die Art und Weise, wie er während der russischen Revolution von 1905 als deutscher Marinebevollmächtigter seinen Aufträgen am Zarenhofe gerecht geworden ist, oder an sein Erscheinen zu Kriegsbeginn in Deutschland wie später in Peking. Daß es ihm an diesen Eigenschaften auch bei der Wahrnehmung der besonderen Seiten seiner Stellung als deutscher Gesandter im Ausland nicht gefehlt hat, dafür zeugen eine Menge Geschichtchen, die draußen im Umlauf und, wie z. B. die nachstehende, mitunter auch wirklich verbürgt sind. In der Hauptstadt eines der Länder, in denen er in der letzten Zeit gewirkt hat, betritt Herr von Hinzke ein Geschäft. Es ist in einem der von England verhehten Staaten; man weiß nicht, wer er ist, aber man erkennt ihn als Deutschen. Er bringt sein Begehren vor. „Wir bedauern! An Deutsche verkaufen wir nicht!“ wird ihm zur Antwort. „Na, denn nicht!“ Nach der deutschen Gesandtschaft zurückgekehrt, begrüßt Herr von Hinzke einen Kreis von ihm geladener Gäste. Dann nimmt er einen der jüngeren Herren der Gesandtschaft etwas beiseite. Er gibt ihm so, daß alle Welt es hört, den Auftrag, sofort zu dem Minister des Auswärtigen zu fahren und ihm zu berichten, das und das sei dem deutschen Gesandten widerfahren. Herr von Hinzke würde Wert darauf legen, noch im Laufe des nächsten Vormittags durch den Herrn Minister Aufschluß darüber zu erhalten, ob solche Stimmung allgemein verbreitet sei und was geschehe, ihr entgegenzuarbeiten. Derartig energisches Auftreten machte den deutschen Gesandten keineswegs unbeliebt. Wie es immer im Leben ist — wenn auch gerade die deutsche Diplomatie unter Berliner Einflüssen vielfach anders darüber denkt —, trat regelmäßig genau die entgegengesetzte Wirkung ein. Das Haus seines Amtsvorgängers in Christiania war unter dem Einfluß der Entente-Diplomatie von den amtlichen Kreisen der norwegischen Hauptstadt nach Möglichkeit gemieden worden. Unter Hinzke hörte das schnell auf. Man erzählte sich seither in Christiania, daß jedesmal, wenn einer der Amtsvorgänger Hinzkes beim Minister des Auswärtigen gewesen war, beinahe in festem Hertommen der englische Gesandte eine halbe Stunde später erschienen sei und so das letzte Wort behalten habe. Unter Hinzke habe sich das Verhältnis umgekehrt. Da sei der Engländer auf einmal ohne Kenntnis von den Besuchen seines deutschen Wettbewerbers geblieben; eine halbe Stunde nach seinen eigenen Besuchen sei aber



nunmehr regelmäßig Herr von Hinzke im Ministerium des Auswärtigen aufgetaucht und habe seinerseits das letzte Wort behalten.

Derartige kleine Züge sind allerdings geeignet, für den neuen Mann eine gewisse günstige Voreingenommenheit in unseren Kreisen wachzurufen; sie klingen jedenfalls ganz anders, als z. B. was über Herrn von Rühlmann bei dessen Auftauchen in Berlin in Umlauf kam. Auch daß es Herrn von Hinzke in gewissem Sinne an den Eigenschaften eines Originals mit dem Anspruch auf Volkstümlichkeit nicht fehlen soll, nimmt nicht gegen ihn ein. So wird man auf unserer Seite wohl geneigt sein dürfen, ihm ein gewisses Vertrauen entgegenzubringen und seinem Wirken, dessen Ergebnisse im übrigen abzuwarten bleiben, ohne Voreingenommenheit entgegenzusehen. Er soll die Gabe haben, durchaus selbständig zu sehen und unbegründete Vorurteile, die man ihm beigebracht, seien sie zugunsten oder zuungunsten bestimmter Dinge oder Menschen, sehr schnell hinter sich zu lassen. Aus diesem Grunde stört es uns nicht weiter, daß Herr von Hinzke, vermutlich auf Grund amtlicher Darstellung von Berlin her, vor vierzehn Tagen Auffassungen über allerlei hierher mitgebracht haben soll, die uns unhaltbar erscheinen. Derlei wird — nehmen wir an — seine Richtigstellung ganz von selbst finden. Herr Erzberger war ihm z. B. als ein sehr ordentlicher, fleißiger und wohlgesinnter Volksvertreter geschildert worden, dem lediglich Eifersucht und stinkender Neid den hehren Glanz des bekannten Ehrenschilbs zu rauben suche. Herr von Hinzke wird Gelegenheit haben, den Herrn kennen zu lernen. Etwas anderes dagegen stimmt uns bis zu einem gewissen Grade besorgt. Der neue Mann soll persönlich empfindlich sein. Das würde kein besonders günstiges Vorzeichen für seine Tätigkeit gerade im Auswärtigen Amt abgeben. Bernhard von Bülow hatte nicht ganz unrecht, als er meinte, ein Staatsmann müsse mit der Haut eines Nilpferdes gewappnet sein. Als der Vorgänger Bethmanns das sprach, hat er offenbar ganz unmittelbar an die Verhältnisse der Berliner Wilhelmstraße gedacht.“

\* \* \*

Leicht wird es der neue Herr in der Wilhelmstraße nicht haben. Noch bevor er sein Geschäft dort angetreten hat, findet er es mit einer neuen schweren Hypothek belastet: der Erklärung des Reichskanzlers Grafen Hertling über die „Wiederherstellung Belgiens“. Nach der amtlichen Veröffentlichung der Rede ist es verständlich, wenn die „Internationale Korrespondenz“ behaupten konnte, daß Graf Hertling in der belgischen Frage sich dem Standpunkt der Sozialdemokratie wesentlich genähert und nicht nur dem Gedanken an Annexion gegenüber Belgien, sondern auch der Herabdrückung des Landes zu einem deutschen Vasallenstaat deutlich abgesetzt habe. Der Kanzler hat in seiner Erklärung gesagt, daß er Belgien nur als Faustpfand für die künftigen Friedensverhandlungen betrachtet und nicht beabsichtige, Belgien in irgendeiner Form zu behalten. Er hat ferner erklärt, daß das nach dem Kriege wiedererstandene Belgien als selbständiges Staatswesen dastehen und, keinem als Vasall unterworfen, mit uns in guten freundschaftlichen Verhältnissen leben müsse. Die Erklärung des Grafen Hertling geht also bedeutend weiter, als selbst die Äußerungen, die Herr von Bethmann Hollweg über Belgien getan hat. Bethmann Hollweg hatte

seinerzeit das Wort geprägt von den Einfallstoren im Osten und Westen, die wir unseren Segnern nehmen müßten, und von den realen Garantien, die geschaffen werden müßten, um der Wiederholung eines Überfalles auf Deutschland, wie ihn dieser Weltkrieg darstellt, vorzubeugen. Auf die Forderung solcher realen Garantien gegenüber Belgien, wie sie seinerzeit der Zentrumsführer Spahn im Reichstag formulierte, als er forderte, daß Belgien wirtschaftlich, militärisch und politisch fest in unserer Hand bleiben müsse, hat Graf Hertling in seiner Erklärung vor dem Hauptausschuß des Reichstages anscheinend völlig verzichtet. Man müßte denn schon den Satz, den er in anderem Zusammenhang sagt, daß wir die notwendige Sicherung für künftige schwierige Verhältnisse uns beim Friedensschluß schaffen müssen, auch auf die belgische Frage beziehen.

Gegen die Richtlinien, die der Reichskanzler mit seiner Erklärung über die belgische Frage aufgestellt hat, muß im Interesse der deutschen Zukunft schärfster Einspruch erhoben werden. Belgien ist schon vor dem Kriege kein unabhängiger Staat gewesen, sondern seine Politik wurde von Paris und London aus geleitet, und wenn es noch eines Beweises bedurft hätte nach den Ereignissen, die sich in den ersten Augusttagen in Würfeln abspielten, so haben die Berichte der belgischen Gesandten den klarsten Beweis dafür erbracht, daß die belgische Regierung schon lange vor Ausbruch des Krieges sich ihrer Handlungsfreiheit begeben hatte. Würde Belgien nach dem Kriege als völlig unabhängiger Staat wiederhergestellt, so ist es doch keinen Augenblick zweifelhaft, daß es völlig in seiner politischen Haltung von England abhängig wäre. Die Belgier, zumal das belgische Königshaus und die Regierung, sind durch den Krieg zu noch unveröhnlicheren Feinden Deutschlands geworden, als sie es schon vorher waren, und ein selbständiges Belgien würde zweifellos eine ausgesprochen deutschfeindliche Politik treiben. Was das militärisch in einem künftigen Kriege bedeuten würde, ist so oft dargelegt worden, daß es keines weiteren Wortes bedarf. Wollen wir uns davor schützen, daß Belgien abermals das Einfallstor für unsere Feinde wird, und zwar ein Belgien, das mit englischer Hilfe militärisch weit besser für den Kriegsfall gerüstet ist, so müssen wir darauf bestehen, daß das Land militärisch fest in unserer Hand bleibt, daß insbesondere die flandrische Küste, deren Wichtigkeit als Operationsbasis für unsere U-Boote gerade die letzten englischen Angriffe gegen Ostende und Zeebrügge gezeigt haben, unter deutschem Einfluß bleibt.

Daneben muß auch politisch der deutsche Einfluß in Belgien gewahrt bleiben. In dieser Beziehung hatte die deutsche Verwaltung, zögernd zwar, verheißungsvolle Anfänge gemacht. Die Verwaltungstrennung zwischen Flamen und Wallonen, die noch unter Bethmann Hollweg durchgeführt war, und die Unterstützung, die die Regierung den flämischen Bestrebungen zuteil werden ließ, ließen hoffen, daß man in Berlin sich entschlossen hatte, Belgien in zwei voneinander unabhängige Gebiete zu teilen. Nach den Erklärungen Hertlings müßte man annehmen, daß dieser Plan jetzt fallen gelassen ist. Damit würde man nicht nur ein schweres sittliches Unrecht gegen die stammesverwandten Flamen tun, denen in mehreren feierlichen Rundgebungen der Schutz ihres Volkstums zugesagt ist, und die man im Falle eines völligen Verzichts auf Belgien der Rache der

Französlinge ausliefern würde, sondern man würde auch diesen deutschen Stamm rettungslos in die Arme Englands treiben, bei dem alleine sie dann noch Schutz zu finden hoffen könnten. Die künftige Neuordnung in Belgien müßte unter allen Umständen an der Teilung Belgiens in einen flämischen und einen wallonischen Staat festhalten, und zwar unter getrennten Herrscherhäusern. Daß Deutschland seine Hand dazu bieten sollte, den König Albert auf dem Throne zu halten, muß vom deutschen Standpunkt aus als völlig ausgeschlossen gelten.

Endlich: auch in wirtschaftlicher Beziehung müßten wir beim Friedensschluß Belgien in unserer Hand behalten. Der Schaden, den ein wirtschaftlich unabhängiges Belgien durch Zollschranken und andere wirtschaftliche Maßnahmen dem deutschen Handel und der deutschen Industrie zufügen würde, läßt sich heute noch gar nicht übersehen. Die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz deuten ja darauf hin, welche Absichten unsere Feinde in dieser Beziehung verfolgen.

Es ist also ein Unding, wenn man Belgien nur als Faustpfand für die künftigen Verhandlungen betrachtet. Die Bedeutung, die die belgische Frage für die Zukunft Deutschlands hat, ist so groß, daß sie in keinem Verhältnis zu den übrigen Fragen steht, die beim Abschluß des Friedens zu lösen sind. Jede Regierung, die den Krieg siegreich beenden will, muß es als die Hauptaufgabe beim Friedensschluß betrachten, daß Belgien politisch, militärisch und wirtschaftlich fest in unserer Hand bleibt. Bedeutet die Erklärung des Grafen Hertling wirklich, daß man auf Belgien völlig verzichten will, so würden alle die Parteien, die auf einen deutschen Frieden hinarbeiten, in eine scharfe Kampfstellung gegen die Regierung des Grafen Hertling treten müssen. Es bleibt zunächst zwar noch immer die Möglichkeit, daß Graf Hertling die Worte von den notwendigen Sicherungen auch auf Belgien bezogen wissen will, aber wir müssen gestehen, daß unsere Hoffnungen in dieser Beziehung nur noch gering sind . . .

Das ist nicht die leichteste Aufgabe für Herrn von Hinzke, wie wir ihn überhaupt nicht um das Erbe Rühlmanns beneiden. Ein ganzes Bündel ungelöster Fragen harret seiner. Da ist in erster Linie die Polenfrage, bei der der vielgepriesene Czernin, Rühlmanns Meister, aus Anlaß des Friedens von Bukarest uns in aller Form hineingelegt hat. Der beste Gradmesser für seine politische Fähigkeit wird die Lösung dieser Frage bedeuten. Es gibt eine preussisch-polnische, eine russisch-polnische Lösung der Frage, vielleicht auch eine dritte, aber es gibt keine österreichisch-polnische Lösung, wenigstens nicht für Deutschland. Herr von Hinzke muß die russische Frage zu lösen versuchen, die durch die schändliche Ermordung des Grafen Mirbach noch verwickelter geworden ist. Es sind die türkisch-bulgarischen Zwistigkeiten zu überbrücken mit der ganzen Summe der damit zusammenhängenden Fragen, und es ist vor allem unsere Politik einzustellen auf den Endkampf mit England. „Die Politik ist viel mehr Charakter als Geist“, sagt Thiers im Hinblick auf Napoleon, ein unbedingt wahres Wort, das ausschlaggebend ist für den deutschen Staatsmann, der den Weltfrieden schließen muß.“





## Rühlmann

Die „Deutsche Tageszeitung“ hatte einmal auf Herrn von Rühlmann ein Wort Friedrichs des Großen angewendet: wenn man näher zusähe, sände man „un grand rien“ (ein großes Nichts). „Herr von Rühlmann“, schreibt das Blatt neuerdings, „hat sich noch in jeder seiner Dienststellungen als eine oberflächliche, an der eigentlichen Sache weder interessierte noch zu interessierende Intelligenz gezeigt, hielt sich aber selbst für ganz hervorragend staatsmännisch befähigt und für genial; daher seine Neigung zum Improvisieren und zum Rollettieren eben damit. Seine Neigung zu Redeblumen, die manchmal allerdings mißglückten, wurde unterstützt durch die andere Neigung, geschichtliche Kenntnisse und tiefe allgemeine Bildung zu zeigen, wo nur oberflächliche Ansätze dazu vorhanden waren. Auch in der Durchführung dessen, was er seine Politik nannte, herrschte die Oberflächlichkeit, außerdem Mangel an Ziel und Charakter, und über allem schwebte die Gleichgültigkeit der Sache gegenüber. Dazu kam beherrschend das Bestreben, populär im Sinne der Reichstagsmehrheit zu sein, und die Neigung, einem Anschlusse Deutschlands an die angelsächsischen Mächte alles zu opfern, außer vielleicht Elsaß-Lothringen. Rühlmann stand im Grunde auf dem Scheidemannschen Programm und auf der vom ‚Berliner Tageblatte‘ empfohlenen Methode des *Friedens* mit Hin-und-her-schieben. Er ist Internationalist. Da er sich hierzu, um Staatssekretär bleiben zu können, nicht bekennen konnte und deshalb nach Möglichkeit nicht bekennen wollte, so war der im Grunde

ichroffe Gegensatz der Richtung, in der Rühlmann wollte und sich treiben ließ, zu der Politik des Kanzlers für viele latent. Ebenso viele hatten größtes Interesse daran, daß dieser Gegensatz latent bliebe. Sie hofften, und Rühlmann auch, daß er als Exponent der Verzichtmehrheit und mit ihr schließlich maßgebend dem Reichskanzler, der Heeresleitung und dem Deutschen Kaiser entgegentreten würde. Da Rühlmann sich zu diesem Programm nicht bekennen konnte, so war auch keine Loyalität möglich. ... Die letzte Rede gab dann den Ausschlag. Wie der gute Homer der Überlieferung nach zuweilen einschlummerte, so war es hier Herrn von Rühlmann gegangen, er plauderte sich selbst aus und betonte den Gegensatz zur Politik des Kanzlers, zur Heeresleitung und den Gegensatz seiner gesamten Anschauung von diesem Kriege gegen den Deutschen Kaiser.“ Rühlmanns Tätigkeit während des Krieges und vor allem als Staatssekretär war „eine ununterbrochene Reihe von Minderleistungen und Mißerfolgen. Es ging immer erst, wenn er selbst kräftig geleitet und geführt wurde, malgré lui!“

\*

## Ein kleiner Rechenfehler

Arm in Arm bestätigen „Berliner Börsenzeitung“ und „Vorwärts“, daß Herr von Rühlmann den Grafen Hertling zum Kanzler gemacht habe. „Beide Blätter“, bemerkt die „Deutsche Zeitung“, „sind die getreuesten Anhänger des entlassenen Staatssekretärs, — ob sie dem Gestürzten damit einen Gefallen getan haben, ist doch recht fraglich. Denn es dürfte den Schilbträgern

Rühlmanns nicht unbekannt sein, aus welchem Grunde ihr Freund sich seinerzeit für den jetzigen Reichskanzler eingesetzt hat. Es wird in der Rühlmannpresse jetzt nachdrücklich betont, Herr von Rühlmann habe eigentlich ein großes Opfer gebracht, als er das dornenvolle Amt übernommen habe. In seinem Amte habe er nicht gellebt und es jederzeit gern aufgegeben. Das stimmt, Rühlmann liebte wirklich nicht an dem Staatssekretärs-posten, weil sein Sinn nach Höherem stand. Er gefiel sich in der Rolle des Vertrauensmannes der Demokratie und hoffte auf die Nachfolgerschaft Hertlings. Seine Getreuen waren durchaus im Bilde, daher die aus Unlaß seiner Rede von ihnen ausgegebene Lösung: Rühlmannreise gleich Kanzlerreise. Dabei rechnete man, daß eine derartige Reise mit dem Sturze Hertlings und dem Siege Rühlmanns enden würde. Die Rechnung war falsch und mußte nach Lage der Dinge falsch sein; damit war Rühlmann erleidigt. Das ist die tatsächliche Unterlage der jetzigen Vorgänge.

## Ein verhängnisvoller Fehler

Wozu sich ohne Not eines Trumpfes bedienen, statt ihn wider den Gegner auszuspielen? Leider hat sich Graf Hertling in seiner Erklärung über Belgien — wenigstens nach der Auffassung des größten Teiles der Presse — zu einem solchen unglücklichen Verzicht bewegen gefühlt. „Die Wirkung auf das Ausland“ kann, wie u. a. die „Kreuzzeitung“ bemerkt, „nur wieder die selbe sein, wie bei unseren vielen früheren Friedensangeboten. Die feindlichen Staatsmänner haben ebenso wie die deutsche Sozialdemokratie schon lange das Bestreben gezeigt, der deutschen Reichsleitung eine offene Erklärung über den Verzicht auf Belgien zu entlocken. Schon diese Bestrebungen hätten davor warnen müssen, es zu tun. Und sogar Herr von Rühlmann hat sich wiederholt den Vorwurf gefallen lassen, daß er in der belgischen Angelegenheit zu unbestimmt sei. Es wird nun die Frage aufzuwerfen sein: Hat sich die kriegs-

politische Lage so geändert, daß es sich empfiehlt, die Zurückhaltung in der belgischen Frage, die doch nur einen Teil unserer westlichen Kriegsziele bedeutet, mehr oder weniger aufzugeben oder nicht?“

Selbstverständlich verneint die „Kreuzzeitung“ diese Frage und führt dann weiter aus: „Man könnte mit der vom Grafen Hertling gewählten bedingten Form einverstanden sein, wenn diesem Satz nicht klipp und klar die Erklärung folgte: Wir beabsichtigen nicht, Belgien in irgendeiner Form zu behalten.“ Damit hat sich die politische Leitung eines ihrer besten Trümpe begeben. Wenn sich der Engländer an den Verhandlungstisch setzt, weiß er also schon ganz genau, wie der Gegenspieler seinen besten Trumpf anwenden wird, während er selbst wohlweislich die Karten an sich hält. So stellt sich die Bekanntmachung der Kanzlerworte über Belgien geradezu als eine Aufforderung an unsere Gegner dar, ihr Angebot zur Rückgewinnung Belgiens möglichst hoch zu schrauben. Das ist nicht nur ein politischer, sondern auch ein psychologischer Fehler.“

Ein geradezu verhängnisvoller, wenn er nicht wenigstens noch in etwas gutgemacht werden kann und wird!

## Belgien als Zugeständnis an die Sozialdemokratie?

Alles andere als glücklich nennt die „Post“ die Erklärung des Grafen Hertling über Belgien: „Wie die Dinge tatsächlich liegen, bietet ein ‚nach dem Kriege wiedererstandenes Belgien‘, also ein Belgien in der alten Staatsform und mit der alten Regierung, keinesfalls eine Sicherung derart, wie sie Deutschland fordern muß und wie sie auch früher in der Formel der ‚realen Garantien‘ amtlich gefordert wurde. Des Kanzlers Erklärungen zeigen also doch immerhin andere Färbung als der frühere amtliche Standpunkt. Sie wirken wie ein Zugeständnis an die immer heftiger andrängende Sozialdemokratie, die den Kern des belgischen Problems nicht begriffen hat und nicht begreifen will. Sie

sind dazu in einer Stunde abgegeben worden, die ganz deutlich den sozialdemokratischen Einfluß verrät, nämlich das Geschrei über den Fall Rühlmann; und sie werden deshalb im Auslande wohl nicht anders gedeutet werden, als ein Zugeständnis, daß die deutsche Regierung nicht imstande sei, eine folgerichtige und kräftige belgische Politik angesichts der demokratischen Quertreibereien im eigenen Lande durchzuhalten.“

## Politik und Kriegführung

In ihrer letzten Wochenschau (15. Juli) schreibt die „Tägl. Rundschau“:

Durch die Taten und Meinungen des Staatssekretärs von Rühlmann war von Anfang an ein immer wieder peinlich sich fühlbar machender Gegensatz zwischen der auf Tat und Willen gestellten Haltung unserer Obersten Heeresleitung und der Geschäftsgebarung unseres Auswärtigen Amtes gegeben. Immer wieder mußte da eingegriffen und ausgeglichen werden; immer wieder mußte der Säbel in Ordnung bringen, was die Feder verdorben hatte. Man erinnere sich nur der Grotesken, die Herr von Rühlmann in Brest-Litowsk mit Herrn Trojki ausführte, und aus denen dann ein anderer Wille als der seine, eine andere Kraft als die seine nach unendlichen Irrungen und Wirrungen das herausholen mußte, was in diesen Tagen seine Verteidiger als sein Verdienst geltend machen wollten, um den Unhaltbaren zu halten.

Mit diesem peinlichen Gegensatz dürfte nunmehr durch Herrn von Hertling ausgeräumt sein. Weithin sichtbar machte er in diesen Tagen, daß unsere politische Reichsleitung, für die er und er allein die Verantwortung trägt, sich bewußt ist, der organischen Einheit mit der Heeresleitung unter allen Umständen zu bedürfen. Die Leute, die bei uns seit Jahr und Tag die Heeresleitung unter die politische Leitung und die politische Leitung unter einen parlamentarischen Stammstisch von unter sich herzlich uneinigen Ehrgeizlingen beugen möchten, treten zur Begründung ihrer Ansprüche immer wieder die alte Wahrheit breit, daß

Kriegführung eine Fortführung unserer Politik mit anderen Mitteln sei. Daraus wollen sie den Anspruch herleiten, Heer, Heeresleitung und Kriegführung zu willenlosen Werkzeugen bankrott gewordener Diplomaten- und Parlamentarierkünste zu machen. Selbstverständlich ist das Gegenteil das Logische: da die Künste der Diplomatie an der Aufgabe der Wahrung unserer berechtigten Interessen in der Welt gescheitert sind, müssen jetzt im Krieg und solange der Krieg dauert, eben die anderen Mittel, die militärischen, durchaus entscheiden und durchaus allem anderen vorzuziehen. Erst wenn es ihnen gelungen ist, unsere Lage in der Welt so herzustellen, daß niemand mehr wagen kann, sie uns zu bestreiten, erst dann können wir wieder den Versuch machen, der Diplomatie es zu überlassen, auf Grund der militärischen Erfolge und Sicherungen, und nur auf dieser allein von der Heeresführung zu schaffenden Grundlage, mit ihren Mitteln wieder zu wirtschaften. Es ist nicht so, daß mit dem Krieg unsere Diplomatie ein neues Werkzeug in ihren Dienst nahm. Nein, wir haben mit dem Griff zum Schwert von der Unzulänglichkeit unserer Diplomatie an eine höhere Instanz appelliert. Diese höhere Instanz hat sich herrlich bewährt. Sie muß von Gottes und Rechts wegen Herr über den Verlauf des Verfahrens bleiben bis zum Ende ... Wenn einst die Geschichte des Grafen Hertling zu schreiben ist, dann wird es die schönste Aufgabe des Verfassers sein, zu zeigen, wie ein Leben voller Arbeit und voller Erfolge seine schöne Krönung fand in der Erkenntnis, dazu berufen zu sein, treu darüber zu wachen, daß dem deutschen Volke nichts von dem leichtsinnig vertan und verspielt werde, was es mit dem Einsatz all seines besten Blutes und Seins unter der Führung ihrer herrlich und einzig in aller Welt erstandenen Herzöge von Gottes Gnaden sich in diesem Ringen um Sein oder Nichtsein gewonnen hat.

Wir haben in dieser Woche allerhand erlebt: Rühlmanns Ende, Hinzes Anfang, die Annahmung, die Blamage der Julileute, ihre vergebliche belgische „Diversions nach außen“ mit ihrem Fälschungsversuch und dessen Kar-

stellung. . . . Aber am Anfang dieser inhaltsreichen Woche sehen wir den Kanzler aus den Großen Hauptquartier kommen, und an ihrem Ende sehen wir ihn wieder dorthin fahren. Es ist wie eine symbolische Rahmenzeichnung um das bunte Geschehen dieser Tage. Weit hin sichtbar sehen wir ihn in allen seinen Handlungen und Entscheidungen, in seinem Kommen und Gehen die organische Einheit zwischen Reichsleitung und Heeresleitung vor der Welt bekunden, sehen ihn das Bekenntnis leben, daß Entscheidungen über unseres Reiches und Volkes Schicksale nicht anders geformt werden dürfen als mit Hilfe des stärksten Willens und der stärksten Hände, die für uns wirken. Das ist, aus allem Vielerlei des Geschehens herausgeschält, der politische Sinn der Geschichte jüngster Tage und ihr guter Gewinn.

\*

## Ein Propaganda-Ministerium

fordert der Reichstagsabgeordnete Siegfried Hecker, einer von den völlisch aufrechten unter den Fortschrittmännern, in der „Voss. Ztg.“ Das deutsche Verfahren, auf alle Rundgebungen der feindlichen Staatsmänner zu schweigen, sei nicht länger zu ertragen. Für jeden, der die Wirkung der Northcliffe-Propaganda im Auslande und bei uns verfolgt, kann es nur eine Auffassung geben, nämlich die, daß dieses Schweigen einem Versagen der deutschen Staatskunst gleichkommt. „Mit meisterhaftem Geschick wird jede einzelne Rede der englischen Führer nicht nur auf ihre Wirkung in England, sondern auch auf ihre Beeinflussung der öffentlichen Meinung bei den Neutralen und ganz besonders auf ihre Wirkung in Deutschland eingestellt. Man horche einmal im Lande und selbst an der Front herum, wie es wirkt, wenn der einfache Mann die bilderreichen, von scheinbar echtem Idealismus erfüllten Phrasen eines Lloyd George gelesen hat, eines Balfour, eines Asquith oder eines Wilson, der die erprobten Methoden den Engländern mit Erfolg abgeguckt hat. Hunderttausende Deutsche fragen sich, wenn sie eine Rundgebung des Präsidenten der Vereinigten Staaten gelesen haben, verzagt und erbittert,

was sagt die deutsche Regierung? und die Wolke des Unmuts, der Dumpfheit und des Zweifels breitet sich, zum erheblichen Teile dank dieser Northcliffeschen Propaganda, weit und weiter über das deutsche Volk. Was verschlägt es dagegen, daß die Oberste Heeresleitung ihre ausgezeichneten Kommentare zu den amtlichen Heeresberichten veröffentlicht, was hilft es, wenn der Admirallstab seine geschichteten Erläuterungen dem Bericht über die U-Boot-Erfolge anfügt, was nützt es schließlich, wenn das Wolffsche Bureau eine leblose, nüchterne Bemerkung der Veröffentlichung der englischen, amerikanischen und auch französischen Ministerreden anreicht!

Wir versuchen unser Land gegen feindliche Espionage, gegen Agenten- und Spionentum hermetisch abzuschließen, wir lassen es jedoch mit offenen Augen wehrlos zu, daß ein Strom vergiftender Reden sich über unser Volk ergießt.

Nun geht es nicht an, daß feindliche Rundgebungen von irgendwelchem Gewicht unserem Volke vorenthalten werden. Es ist aber für unser Volk notwendig wie das tägliche Brot, daß der englisch-amerikanisch-französischen Beeinflussung die deutsche Auffassung entgegengesetzt und die Gerechtigkeit und die Größe der deutschen Sache und des deutschen Gedankens in das volle und klare Licht gerückt wird. Soweit die Verteidigung, aber damit nicht genug! Wir müssen unsere Sache auch im Angriff vor dem Forum der Kulturwelt verteidigen, Tag für Tag, ohne die bängliche, pedantische Furcht vor Wiederholungen.

Meine Überzeugung von der eindringlichen Wirkung der Northcliffeschen Propaganda geht so weit, daß ich behaupte, der Staatssekretär von Kühlmann hätte seine letzte, unglückliche Rede nicht gehalten, wenn nicht auch er unbewußt unter den Ausstrahlungen der Northcliffeschen Mache stünde.

Was ich seit Jahren verfechte, wiederhole ich heute, daß mächtiger als die englische Flotte, gefährlicher als das englische Heer Reiter und die englische Nachrichtenpropaganda sind. Ein Volk, das, wie das deutsche, auf eine vierjährige Kriegszeit von so un-

erhörten Leistungen und Erfolgen zurückblickt, hat wahrlich alles Recht, mit hellem Stolz und Vertrauen in seine Zukunft zu blicken. Soll dieses Vertrauen, frage ich, künstlich unterhöhlt werden durch jene raffinierten Machenschaften der Feinde im Bunde mit der hilflosen Untätigkeit deutscher Staatskunst?"

### Zur englisch-nordamerikanischen Verbrüderung

Was einst zwischen Engländern und Nordamerikanern in blutigen Kämpfen ausgefochten wurde, in dem Unabhängigkeitskriege der nordamerikanischen Staaten gegen Englands Tyrannei und die wilden Indianer, die im englischen Solbe staplierten, und in dem zweiten Kriege von 1812 mit Zerstörung Washingtons und englischen Greueln, soll vergessen und vergeben sein. Winston Churchill, in Worten so prahlerisch und rabulistik wie Lloyd George, nannte auf dem englisch-amerikanischen Bruderschaftsfest in London am 4. Juli 1918, am Jahrestag der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776, diese Erklärung „eine der großen Taten, auf denen die Freiheiten der englischen Völker beruhen“. Demnach wäre die Geschichte der nordamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe eine in Deutschland erfundene Legende schlimmster Art. Denn nicht die Engländer führten nach der verbesserten Lesart Krieg gegen die nordamerikanischen Freistaaten, sondern nur ihr König, ein Deutscher, der damals auf dem Thron saß. Schon wird nach englischer Angabe in Nordamerika ein Schulbuch geschrieben, das die wahre Geschichte des Krieges zwischen England und den nordamerikanischen Freistaaten von 1776 erzählt. Ein Deutscher trägt die Schuld an diesem Kriege. Die Engländer kämpften immer nur für die Freiheiten anderer Völker, auch 1776 und 1812, auch als sie die Sklavenstaaten im Bürgerkriege gegen die Nordstaaten unterstützten.

Oxford, Cambridge und die Universitäten der nordamerikanischen Union werden darangehen, die Weltgeschichte von der

Verfälschung durch die Deutschen, die Welt selbst von dem Gift der Hunnen zu befreien. Zu diesem Zweck soll das englisch-nordamerikanische Großkapital bereits bedeutende Geldmittel in Aussicht gestellt haben. Wer wagt es noch, die Ehelichkeit der englisch-nordamerikanischen Verbrüderung anzuzweifeln?

P. O.

### Graf Mirbach, der Tod und das „Berliner Tageblatt“

Damals, als Graf Mirbach mit der Vertretung des Deutschen Reiches bei der Sowjetrepublik in Moskau betraut wurde, regten sich so manche Stimmen in verschiedenen Lagern, die mit viel Reserve, ja, in der Rolltonart trüber Voraussagen diese Berufung besprachen. Diesem voreiligen Geschwätz machte der Tod, als gutbezahlter Dienstmann der Entente, ein jähes Ende. Den Grafen Mirbach hat man nun in seiner Heimat zur letzten Ruhe getragen. Und das Stimmungen all' dazwischen, die in seiner Berufung voreilig einen Mißgriff der Regierung sahen, glättete vor einigen Tagen kein anderer als Ketenski, der noch vor dem Tode des Grafen dem „Petit Parisien“ mitteilte, daß der persönliche Einfluß dieses Botschafters in jüngster Zeit ein schrankenloser geworden sei, daß er durchgreifende Reformen auf allen Gebieten plane und aus diesen Gründen die Entente das höchste Interesse daran habe, ihm — dem Grafen — rasch entgegenzuwirken. Auch das Berliner Tageblatt findet in dem Nachrufe für den ermordeten Botschafter Worte, die dem Ausdruck geben, daß der auf so schmähliche Weise ums Leben gekommene „scheinbar nach besten Kräften und nicht ohne Erfolg bemüht gewesen ist, sich den Verhältnissen in Rußland anzupassen und nützliche Beziehungen zu den Bolschewiki anzuknüpfen“. — Aber — —, ja, das Berliner Tageblatt kann sich doch diesen einen schweren Vorwurf nicht ersparen, von einer Schuld können ihn selbst seine Freunde nicht freisprechen: Graf Mirbach war, so konstatiert das Berliner Tageblatt nachdenklich — „sehr blond!“ — Wie kann man aber auch!

O. Voettger-Seni.



## Ein Norweger gegen den „scheinheiligen Humbug“

Ein Norweger, der es wagt, wider die Einheitsfront der norwegischen Presse gegen Deutschland anzutämpfen, verdiente schon fast den bekannten Stern im Saebeter als Auszeichnung für Sehenwürdigkeiten. Einer dieser ganz, ganz seltenen Norweger, die den Mut haben, eine eigene Meinung in der Öffentlichkeit zu vertreten, ist Dr. Hermann Harris Kall. Der bekannte Rechtsgelehrte, berichtet die „Voss. Stg.“ aus Christiania, hat seinen Landsleuten schon wiederholt mit denselben Worten die Wahrheit gesagt. Jetzt veröffentlicht Kall in „Ukens Nevy“ einen Aufsatz, in dem er mit dem Auslandsleitartikel des norwegischen Ententeblattes „Aktionsposten“ abrechnet. Er betont darin, er brauche nicht die Zentralmächte zu verteidigen. Dazu sei das Verbrechen Englands und seiner Mithelfer zu himmelstreichend. Um das zu beweisen, geht er auf die Tatsachen ein, die zum Kriegsausbruch geführt haben. „Diese Tatsachen sind, daß England, Frankreich und Rußland sich solidarisch zur Verteidigung des Verbrechens von Sarajewo stellten, laut dem britischen Blaubuch Nr. 12. Ich denke an Deutschlands Friedensbitte an Rußland, Frankreich und England, die diese Staaten abschlugen — die britische Regierung so unbedingt, daß sie sich sogar weigerte, mitzuteilen, unter welchen Bedingungen sie den Deutschen gestatten würde, am Leben zu bleiben (engl. Blaubuch 125). Oder ich denke an die Ausdehnung des Krieges, wie Großbritannien einen neutralen Staat nach dem anderen gelockt, bedroht und ausgehungert hat, lauter Staaten, die keinen Grund hatten, mit den Mittelmächten Krieg zu führen — bis jetzt die Kriegsflammen um die ganze Erde zuden, entzündet durch die Dämonen der Lüge, zum Besten des britischen Profitbegehres, des Machtungens und des Hasses gegen den Schwächeren. Oder ich denke an die Fortsetzung des Krieges, trotz inständiger Aufforderungen der Mittelmächte an die Entente, einen Verständigungsfrieden zu schließen . . .“ In diesem Zusammenhang geht

Kall auch auf den Brief des Kaisers Karl ein, den die Entente jedenfalls für authentisch gehalten und „deshalb vor der Welt verschwiegen hat, um keine Friedensstimmung in ihren Ländern zu erwecken . . .“ Und dann beweist der Verfasser mit unangreifbaren Daten, daß es zuerst England war, das die hohe See mit Treibminen verseucht hat, mit „diesen verfluchten Minen, die so vielen unserer Seeleute das Leben gelöstet haben“. Er weist auf den völkerrechtswidrigen Aushungerungskrieg hin, auf die giftigen Gasbomben, die England schon im Burenkrieg anwandte und die es gemeinsam mit Frankreich auch in diesem Krieg benutzte. „Schon im September 1914 jubeln französische Blätter über die wunderbaren Resultate der Giftgase — „Aktionspostens“ eigener Pariser Korrespondent berichtet darüber —, während die erste deutsche Gasbombe von Entente Seite erst am 24. April 1915 gemeldet wird.“ Und zum Beweise, daß auch die ersten Luftangriffe auf unbefestigte Städte von der Entente ausgeführt worden sind, kann sich Kall sogar auf das englische Fachblatt „Aeroplans“ berufen, in dem es am 10. Oktober 1917 heißt: „Die ersten Fliegerbomben in diesem Krieg wurden von britischen Marinefliegern auf Düsseldorf, Köln und Friedrichshafen geworfen. Es kann einen ekeln bei diesem polternden Geschwätz, daß wir Vergeltung üben müßten. Das ist nur scheinheiliger Humbug.“

Es erscheint dem deutschen Leser vielleicht merkwürdig, daß man solche Einzelheiten hervorheben muß. Aber Tatsache ist, daß z. B. die Leser von „Aktionsposten“ bis heute nichts vom Suchomlinowprozeß wissen. Und nicht besser steht es um die Kenntnis von den Geheimverträgen der Entente zur Zertümmung und Aufteilung der Mittelmächte. Solche Dinge könnten zu leicht das schöne, mühsam erarbeitete Bild von dem räuberischen Deutschland beeinträchtigen.

## Blut und Leben fürs Vaterland

Um gegen die neue Börsensteuer zu demonstrieren, beschloß die Hamburger Wertpapierbörse jeglichen Börsenverkehr

einzustellen. Prompt gab darauf das Stellvertretende Generalkommando des 9. Armeekorps die Antwort: es verfügte, da mit Einstellung des Börsenverkehrs jede Voraussetzung für die Zurückstellung der Firmenvertreter und Angestellten der Wertpapierbörse entfällt, daß die zurückgestellten Wehrpflichtigen sofort in den Heeresdienst eingestellt werden. — Der Verein Wertpapierbörse trat daraufhin ebenso „sofort“ zu einer Versammlung zusammen und beschloß, „unter dem Zwang dieser Verhältnisse den Börsenverkehr unverzüglich wieder aufzunehmen“. Die Verfügung des Generalkommandos fuhr auch den gleichen Organisationen der Berliner Börse so in die Glieder, daß die Kursnotierungen der Berliner Börse am selben Tage wieder aufgenommen wurden. Was sagen wohl unsere Männer im Schützengraben zu solchem Verhalten? Bezeichnend ist, daß nur wenige Zeitungen von obigen Vorgängen Kenntnis genommen haben. Bl.

## Zur Reform der Diplomatie

gehört auch die Abstellung veralteter Vorrechte, die im 18. Jahrhundert bei damaligen Reiserverhältnissen ihre Begründung hatten. Gewisse altüberlieferte „Courtoisien“ werden zum Unsinn und zur sittlichen Verfälschung, wenn der Personalstand der Gesandtschaften in die drei- und vierstelligen Zahlen schwillt. Die Serben in Bern, die den diplomatischen unbehelligten Warenschmuggel en gros betrieb, hat man nun doch zur Rede gestellt. In französischen Kurierkoffern wanderten ständig hohe internationale Beträge herein und heraus, um die Kursverhältnisse der Valuta verbessert auszunutzen. Raun lernt man eine der meistens nicht dummen, in den Bureaus unentbehrlichen Damen kennen, daß sie schon liebenswürdig den Rat erteilt, jetzt müsse man österreichische Kronen kaufen. Zu den Bekleidungs- und Ernährungsverhältnissen ihrer respektiven Heimatländer tragen die Damen „verdienstlich“ bei. Diese vielleicht unnötigen Dinge mögen erwähnt sein, weil manche Blätter in Deutschland leicht

über die Schweiz räsonieren, ohne zu wissen, wieviel Nachsicht und Geduld da gegen andere geübt wird.

Zuweilen entschädigt wohl auch ein Humoristkum. Unterhaltend ist die Bundesstadt. Die tibetanische Gesandtschaft hatte zu gewisser Zeit vornehmlich die Direktive, sich stark auf Kulturpropaganda zu verlegen. Wohl weil das Hunnenreich da irgendwo in der Gegend von Tibet seinen Ursprung gehabt haben soll, mußte sie sich jetzt noch die Köpfe deswegen zerbrechen. Nun besaß einer der vielen jüngeren Tibetaner eine belgische Freundin oder vielmehr er besaß sie nicht, da sie in der okkupierten Ferne weilte. Sie konnten zusammen nicht kommen, summt das alte Volkslied, nach dessen Welle auch das andere tragisch geht: „Es war eine schöne Jüdin.“ Der lebhaftige Umgang mit jungen Jüdinnen gehört zum diplomatischen Ritus der Buddhisten. Bei dem qualvollen Beraten über die Kultur bligte dem jungen Herrn, geachtet wie Diplomaten manchmal sind, der Vorschlag auf, die belgische Pianistin so und so könne Konzerte zur tibetanischen Propaganda geben. Man hatte nie von ihr vernommen, aber sie kam, sie sah, sie spielte, das Reich Tibet, deren Lama's sich höchlich beglückt bezeugten über die näheren Personalien, zahlte 500 Rupien für jedes Klavierpiel der propagandistischen Belgierin. Dann wurde auf einmal dieses eingestellt, als die Vorgesetzten der Legation, hochachtbare Leute, die Zusammenhänge als allzu gemütvoll entbedeten.

Um auf die deutsche Diplomatie und deren Reform zurückzukommen, so hat der namentlich aus Hamburg empfohlene handelswirtschaftliche Stab bei den Gesandtschaften, der jetzt wie alles Schöne providenzial ist, noch mehr für sich, wenn man die Entfugung den Privatgeschäften gegenüber dann auf den Ehrentodex setzt. Mus

## Ein verschleuderter Schatz

Das Vertrauen! — „Bethmann“, schreibt „Deutschlands Erneuerung“ (Heft 6, 1918), „der, was die Ausnutzung der politischen Schwächen des deutschen Vol-

les zu seinen Gunsten anbetraf, entschieden ein Seelenkenner war, hat während seiner Amtsführung im Kriege unzählige Male Vertrauen erfleht, erbeten, verlangt, gefordert, ertrugt, ja geradezu amtlich anbefohlen. Weite, durchaus geistig hochstehende Schichten unseres Volkes, sehr vornehm denkende Menschen haben ihm restlos vertraut, und wie viele mögen auch jetzt noch den Glauben an ihn und seine Beweggründe bewahrt haben! Und doch hat es kaum eine Zeit gegeben, in der das allgemeine Vertrauen des Volkes zu seiner Regierung und die allgemeine Vorstellung von ihrer Weisheit und Kraft so schmähslich enttäuscht und erschüttert und untergraben worden ist, als gerade die Zeit der Bethmannschen Regierung. Als er ging, genoß er bei keiner einzigen Partei mehr auch nur einen Funken Vertrauen. Nicht nur in ausgesprochen völkischen Kreisen, deren Mißtrauen er früh erweckt hatte, sondern auch weit darüber hinaus in anderen reichs- und kaisertreuen Schichten war endgültig der Traum ausgeträumt, der Traum: daß man beruhigt Berlin walten lassen könne; daß eine Schar von unermüdbaren, sachlich dem Vaterlande dienenden, hervorragenden Männern die Belange des Reiches nach größten, geschichtlichen und reindeutschen Gesichtspunkten mit Mut und Zielbewußtsein wahrnehme; daß man jede Kritik hintanzuhalten und sich lediglich des wachsenden Wohlstandes zu freuen hätte; daß man durch unbedingtes, blindes Vertrauen zu den Nachfolgern Bismarcks und durch Einstehn für sie staaterhaltend wirke . .

Bethmann hat nicht für Deutschland, sondern gegen Deutschland regiert. Wer es nicht schon vorher wußte und seine Geistesrichtung am Falle Rapp erkannte, dem hat wohl jetzt die Lichnowskysche Denkschrift die Augen geöffnet. Oder er lese die unsagbar törichte Bethmann-Lebensbeschreibung von Hermann Kötschke, bei der schon die Bestimmung des Biographen das gleiche bare Unvermögen beweist wie die Bestimmung Lichnowskys zum Personalien-Dezernenten und Botschafter. Doch täglich kann man noch das wahrhaft erschütternde Schauspiel er-

leben, daß in Ehren ergraute Beamte oder wissenschaftlich hervorragende Männer erst jetzt von der grauenvollen Ahnung gefaßt werden, welche eine Unsumme von Unfähigkeit, Eitelkeit, Strebertum und Unsachlichkeit mit und unter Bethmann zu unserem Verderben am Werke gewesen ist, und welche aller Erfahrung und Geschichte ins Gesicht schlagende Richtlinien für dessen Politik maßgebend waren. Wenn erst jetzt noch stumme Stimmen reden werden, wird niemand mehr daran zweifeln. Es ist unsagbar viel Vertrauen gewissenlos verschleudert und verwirrt worden und geht noch heute nachträglich verloren, was seit Bismarcks Tagen ein köstlicher Besitz des deutschen Volkes war. . .

Darum mögen sich jetzt alle, die an sichtbarer Stelle von Einfluß stehen, der Gefahr bewußt sein, die eine weitere Einbuße an Vertrauen bedeuten würde. Diese Stellen mögen sich sehr ernst überlegen, ob es angebracht erscheint, die ausgesprochenen Vertreter des Bethmannschen Systems und seiner so entsetzlich zusammengebrochenen Diplomatie, deren Folgen wir mit teuerstem Blute bezahlt haben und noch bezahlen, die Kühnmann, Bernstorff, Lucius, Lurzburg, Baron de Sohoen, Kiezier usw. usw. noch in verantwortungreichen Stellen zu beschäftigen. Es muß ganz offen gesagt werden, daß man diese Weiterverwendung in den Kreisen, die bisher ohne politische Expression auf der einen, Belohnung auf der anderen Seite anstandslos ihre vaterländische Pflicht treu bis zum Tode erfüllt haben, dauernd als Schlag ins Gesicht empfindet. . . Niemand hat jetzt noch eine Entschuldigung. Kein einziger deutscher Mann in der Heimat, der sehn und hören kann, darf sich noch mit 'Vertrauen' und 'Idealismus' entschuldigen."

## Der Engländer und der Japaner

Der Berichterstatter der „Daily Mail“ hat den japanischen Ministerpräsidenten Grafen Teratachi, hernach auch den früheren Minister des Auswärtigen Kato und den

gegenwärtigen Minister des Auswärtigen Baron Soto mit der gleichen Zudringlichkeit und Dreifigkeit einem Verhör unterworfen. Sehr hübsch kennzeichnet Graf Reventlow die ironisch überlegene Haltung des Japaners Soto dem Engländer gegenüber:

Dieser Minister antwortet mit unzerstörbarer Ruhe und zuweilen mit starker Ironie. Als er z. B. fragend darauf aufmerksam gemacht wird, wie es komme, daß der deutsche Geist in der japanischen Armee und der „germanifizierte Charakter der japanischen Kultur“ im Widerspruch zur allgemeinen Verbreitung der englischen Sprache in Japan sei, erwidert der Minister: die Frage sei gut, so etwas habe ihn noch nie ein Fremder gefragt. Seiner Ansicht nach sei dieses eine schöne Seite des japanischen Charakters, Japan nähme Zivilisation von jedem Volke auf, bliebe aber dabei immer japanisch und lasse sich im Charakter nicht beeinflussen. Der Minister kommt dann auf sich selbst zu sprechen und tut den Ausspruch: „Ich bin keineswegs probeutsch, ich bin nicht antienglisch, ich bin ganz Japaner.“ Der Zeitungsmann kommt hier aus dem Konzept, unterbricht den Minister: er habe nicht folgen können, als der Minister sagte, er sei „nicht antienglisch“. Warum? Baron Soto setzte es ihm freundlich auseinander: er könne nicht probeutsch sein, weil Deutschland ein Feind sei, und nicht antienglisch, weil man einem Freunde gegenüber nicht unfreundlich sei. Der Berichterstatter fragte nachher, ob Japan wirklich nicht wie die anderen Verbündeten für ein „Ideal“ kämpfe, sondern nur für materielle Zwecke? Der Minister antwortet: Japan habe ohne andere Gründe gegen Deutschland zu den Waffen gegriffen, nur um seiner Vertragspflicht zu genügen. Darin liege Japans Rechtspflicht. Der Berichterstatter wendet ein, diese Pflicht sei kein Ideal gewesen, und Baron Soto entgegnet, daß hinter der Pflicht das Ideal gewesen sei. Dem Engländer genügt dies alles nicht, und er hat das Gefühl, der Minister habe zu wenig anti-deutsche Ideale, deswegen sagt er die alte Lüge: der deutsche Kaiser habe gesagt, die Japaner seien Affen. Als Antwort spricht Baron Soto von

den 30 000 Gedichten des verstorbenen Kaisers Meiji, welche die schönsten Ideale der Menschheit enthielten.

Welcher Engländer hätte vor zwei Jahren und vor einem Jahre öffentlich an die japanischen Minister die Frage gestellt, ob sie an einen Sieg der Verbündeten gegen Deutschland glaubten? — Baron Soto antwortet wohlwollend: Gewiß, aber ihr müßt euch Zeit lassen, es ist ein häufiger Fehler der Menschen, daß sie nicht warten können ...

Die japanischen Staatsmänner wissen genau, daß ihre Verbündeten ihnen nichts vorschreiben und sie in nichts hindern können. Sie wissen ebenfalls genau, daß abgesehen von dieser unmittelbaren Ohnmacht Japan gegenüber, die angelsächsischen Minister jetzt jede Konzession machen würden, um Japan bei der Stange des Bündnisses zu halten. Sein Ausschneiden oder nur ein tatsächliches Stützrückziehen aus dem Bündnisse würde unabsehbare Folgen für die angelsächsischen Mächte herbeiführen, für jetzt und für die Zeit nach dem Krieg.

## London — Weltbankhaus gewesen!

London hat aufgehört, das Bank- und Wirtschaftszentrum der Welt zu sein! Diese Betrachtung von deutscher Seite wird jetzt von einem englischen Fachmann in der Londoner „Pall Mall Gazette“ bestätigt:

„Bei Kriegsausbruch war London der Finanzmittelpunkt — das sogenannte allgemeine Abrechnungshaus — der ganzen Welt, durch das eine riesige Menge internationaler Geschäfte vermittelt und erledigt wurden. Auswärtige Banken deponierten bei diesen Geschäften stets große Geldsummen in London. Jetzt sehen wir täglich, daß diese Geschäfte direkt und nicht über London abgeschlossen werden. Amerika und Japan treiben Handel miteinander, aber die Abschlüsse nehmen nicht mehr ihren Weg über London. Das gleiche gilt von Südamerika und Spanien. Die großen Geldsendungen Südamerikas an Spanien werden jetzt direkt geschickt und nicht, wie vor dem

Kriege, durch Vermittlung der Londoner Banken. Worauf deuten diese Dinge hin? Es ist klar, daß in England nach dem Kriege große Veränderungen stattfinden werden. Es wird nicht allein nötig sein, für die Wiederherstellung alter und die Errichtung neuer Industrien große Geldsummen aufzutreiben, sondern wir werden gezwungen sein, hart zu kämpfen, um, wenn möglich, unsere finanzielle Position wieder zu erlangen.“

„Wenn möglich!“ Ein bereites Geständnis, das hier dem tiefbetrümmerten englischen Geschäftsgemüte entschlüpft ist. Selbst so vorachtete Staaten, wie die südamerikanischen, erschrecken sich — —! Es ist nicht auszudenken, es ist schon der Untergang der „Welt“! Und des „Weltgewissens“.

## Wie sie es machen

Rüchlich starb in Wien eine dortige östliche Größe, der frühere Abg. Bielowlawet, ein Gegner der Juden. Mit welchen Mitteln er von der großen Wiener Tagespresse bekämpft wurde, erzählte ohne Scheu ein Mitglieð dieser Presse, Stefan Großmann, in der Vossischen Zeitung.

„Ich habe damals mit einigen jungen Freunden in Wien den Kampf gegen Bielowlawet als innig gefühlten Spaß ein paar Jahre lang betrieben. Wir nahmen ihm die Freude an seinen verwegenen Coupletrefrains, indem wir noch mehr erfanden als er. Wir machten Bielowlawet durch eine Bielowlawet-legende unschädlich. Wir veröffentlichten Schilderungen: Bielowlawet auf dem Fußball, Bielowlawet über Ibsen, Bielowlawet in Cronville, lauter Erfindungen, aber mit beinahe echten Ausprüchen, die ganz so klangen, als ob er sie gesagt hätte. Zuweilen waren unsere erfundenen Bielowlawets noch schlagkräftiger als seine echten. Er ärgerte sich sehr, denn erst an unseren frechen Bielowlaweterfindungen konnte er die Rechtheit, Unwissenheit, Roheit seiner eigenen Rundgebungen erkennen. Sein Mutterwitz aber, an dem er sich mit einigem Recht erfreuen konnte, wurde ihm durch unsere schodweise vorgebrachten Erfindungen verleidet.

Er studierte das Preßgesetz und berichtigte. Aber dann lachten die Wiener erst recht über ihn, denn sie sagten sich: wie treffend müssen diese Satiren sein, wenn Herr Bielowlawet ausdrücklich feststellen muß, daß sie erfunden und nicht Wirklichkeit sind. Übrigens erfanden wir auch drollige Berichtigungen.“

Mit solchen Tricks verfolgt die große Wiener Tagespresse jede Persönlichkeit, die ihr mißlieblich ist, und scheut sich nicht, um mit Großmann zu reden, die „frechsten Erfindungen“ in die Welt zu setzen. Als vor Jahresfrist der neue Leiter des Hofburgtheaters von Willentowich seine Antrittsrede hielt, verhiess er, „das christlich-germanische Schönheitsideal“ zu verwirklichen. Für die Kenner der Wiener Tagespresse waren die Töge dieses Mannes gezählt. Planmäßig fielen die Lästerzungen der Presse über ihn her und dürfen jetzt ihren Erfolg behubeln. Herr von Willentowich ist zur Strecke gebracht worden. Weshalb hat er auch die Kühnheit gehabt, von einem christlich-germanischen Schönheitsideal zu sprechen? Darin sah die international und interkonfessionell gerichtete große Wiener Tagespresse eine Herausforderung und beieferte sich, den Mann mit allen Mitteln, auch mit Hilfe von Erfindungen, unmöglich zu machen und ihm sein Amt zu verleidern.

Paul Dehn.

## „Und diese Leute dirigieren eine Millionenpartei!“

Die „Köln. Ztg.“ veröffentlicht den Brief eines organisierten Sozialdemokraten an den Abgeordneten Meerfeldt. Der Briefschreiber ist 1912 eigens von Paris nach Köln gefahren, um dem Vorgänger Meerfeldts seine Stimme in der Stichwahl zu geben. Er wendet sich u. a. gegen die Erklärung der Parteileitung, in der diese das Wort vom „verklappten Annettieren“ aussprach:

„. . . Die realen Garantien, die wir zum Schutz unserer geographisch so ungünstigen jetzigen Grenzen haben müssen, können eben in nichts anderem bestehen, als in einer unter möglichster Schonung der nationalen Ansprüche der Einwohner er-

folgenden losen Angliederung an den deutschen Staatenbund. Wenn unsere Parteileitung diese Aktion, die uns übrigens kein unparteiisch urteilender Ausländer ernstlich übelnehmen wird (und wenn schon!), mit dem bössartigen Wort: ‚Verknappte Annexion‘ belegt und gar dieses verhängnisvolle Wort in die Welt hinaus schreit, so daß es alle offenen und geheimen Feinde hören, und gar in diesem Augenblick, wo es unseren vor einer so unendlich schweren Aufgabe stehenden Unterhändlern diese Aufgabe noch unendlich mehr erschweren muß, so verdiente eine solche ebenso deplazierte wie törichte, ja geradezu verbrecherische ‚Tat‘, daß alle urteilsfähigen Parteigenossen dem Vorstande ihre Mitgliedsbücher vor die Füße werfen sollten. Die Lorbeern der ‚Unabhängigen‘ haben augenscheinlich unsere Parteileitung nicht schlafen lassen, sie mußte doch auch etwas tun, um sich den ‚Massen‘ wieder in Erinnerung zu bringen. Und diese Leute dirigieren eine Millionenpartei! Es wird einem angst und bange, wenn man sieht, mit wie wenig Weisheit nicht nur die Welt, sondern auch eine große Partei regiert wird! Wenn es auf diese Weise weitergehen sollte, so wird das Friedenswert in Brest-Litowsk viel mehr durch unsere Partei als durch die Alldeutschen geschädigt. Die Alldeutschen sind eine sehr kräftige und nützliche Unterstützung unserer Unterhändler, die dadurch den Russen ad oculos demonstrieren können, wie sehr man ihnen entgegenkomme, indem man so weit von den alldeutschen Forderungen abrückt.“

Weiter wendet sich der Brieffschreiber gegen die Auffassung, daß die Annexion von Elsaß-Lothringen Frankreich in den Krieg gegen uns getrieben habe. „Nichts ist verkehrter als eine derartige weltfremde Auffassung. Ich habe lange in Frankreich gelebt und darf mir wohl ein Urteil in dieser Sache erlauben. Der Kriegsgrund der Franzosen gegen uns gehört absolut ins pathologische Gebiet. Es ist der Haß des Kranken gegen den Gesunden, der einem Gefühl der Angst und Schwäche gegenüber dem Starken entspringt. Das sich

nicht vermehrende 40-Millionenvolk sieht sich neben dem mächtig wachsenden 70-Millionenvolk und fühlt sich nicht eher sicher, als bis dieses, nach seiner Auffassung, so unschädlich gemacht ist, daß es es nicht mehr zu fürchten braucht.“

Bemerkenswert ist auch die Ansicht des Brieffschreibers, daß viele Anhänger der Sozialdemokratie durch die traurigen Erfahrungen der zentralistischen Bewirtschaftung der Konsumartikel in den letzten Jahren in ihrem Glauben an das Allheilmittel des Sozialismus stark schwankend geworden sind, und daß die Partei nach dieser Richtung hin ihr Programm werde ändern müssen.

## Johannes Scherr über deutschen Chauvinismus

Johannes Scherr war ein Vorkämpfer aller freiheitlichen Bestrebungen, ein Demokrat, doch nicht weltbürgerlich, sondern national gerichtet, ein Mann, dessen Worte heute noch gehört zu werden verdienen. In seinen „Blättern im Winde“ (1875) wandte er sich gegen die schon damals hervortretenden weltbürgerlichen Anwandlungen unter seinen Gefinnungsgenossen. „Lasset euch auch nicht irre machen in der Beschaffung eines gesunden Nationalegoismus, wenn da und dort ein mehr oder weniger dummer Junge über deutschen Chauvinismus schreit. In einem Lande, das seit den Tagen Armins des Cheruskers bis heute förmlich darauf verfaßten war, einheimische Größen durch das Verkleinerungsglas, fremde dagegen durch das Vergrößerungsglas anzusehen? Chauvinismus unter einem Volke, das von jeher bis zur Stunde sich gedrungen fühlte, sogar seinen fremden Lobfeinden nicht etwa nur Gerechtigkeit, sondern auch Verehrung zu zollen? Deutscher Chauvinismus! Das ist, wie wenn der Millionenheimer (Ritter von Ofenheim in Wien), den sie 1875 irgendwo laufen ließen, gesagt hätte: „Ich habe meine galizischen Eisenbahnen mit Katechismusparagrafen gebaut.“

P. D.

## Wer sind die Leute?

Den „unsterblichen Kriegsorganisationen“ widmet das „Größere Deutschland“ folgende Würdigung, der sich der Türmer in allen Stücken nur auf das nachdrücklichste anschließen kann:

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ bekämpft Dr. August Weber, Mitarbeiter im Reichswirtschaftsamt, das Verlangen nach möglichst schneller Abschaffung aller Kriegsämter und Kriegsorganisationen, angeblich um die Allgemeinheit gegen die Maßnahmen des freien Handels zu schützen. Zwar hat sich in zwei Menschenaltern der deutsche Kaufmann mindestens ebenfogut bewährt, als der Beamte, und theoretisch singt man bei jeder Gelegenheit ein Preislied auf seine Tatkraft, Tüchtigkeit und weitsehende Klugheit. Aber in Wirklichkeit wird er ganz anders bewertet; gewinnföchtig, wie er nun einmal ist, muß er durch den mit allen Vorzügen ausgestatteten Verwaltungsjuristen ersetzt werden. Wie schade, daß man diese allwissenden Herren dem deutschen Volke nicht schon vor Jahrzehnten als Lenker und Leiter für seine Handelstätigkeit bestellt hat; dann hätte sicherlich England keinen Grund gehabt, auf unsere Handelserfolge eifersüchtig zu sein. Aber jetzt geben sie ja glücklicherweise in den meisten Kriegsämtern und Organisationen den Ausschlag. Als diese ins Leben gerufen wurden, mußten natürlich Sachverständige zugezogen werden, die „gehört“ werden sollten. Das heißt, aus dem Amtsstil in unser geliebtes Deutsch übertragen, sie fanden alle Vorbereitungsmaßregeln fertig vor und hatten nur ja oder nein zu sagen. Wer aber nicht mit dem Kopfe nickte, sondern eine sachmännische Meinung im Gegensatz zu der papierenen Weisheit kundgab, der wurde einfach nicht wieder eingeladen. So war man die unbequemen Leute los und konnte sich für alle Verordnungen, mochten sie noch so widersinnig sein, auf die „einheitliche Zustimmung der beteiligten Kreise“ berufen. Welche Zustände sich daraus ergeben haben, weiß jedes Kind. Darum ist es die allerhöchste Zeit, in all die unzähligen Ämter und Kriegsgeföllschaf-

ten, die oft geradezu gegeneinander arbeiten, mit dem vollen Strahl der Öffentlichkeit hinein-zuleuchten, wie es der Reichstag verlangt. Wir wollen endlich einmal genau wissen, mit wem wir es zu tun haben, und das deutsche Volk darf angesichts seiner ungeheuren Opfer und Entbehrungen zum mindesten verlangen, daß die Herren, die in den zahllosen Kriegsstellen über seine Wirtschaftsgüter verfügen, auch die offene Verantwortung dafür übernehmen. Denn auf die Dauer wirkt ihr Bestreben, beschneiden im verborgenen zu blühen und sich hinter der Namenlosigkeit eines „Amtes“ zu verstecken, doch nicht gerade günstig, zumal wenn man an die Klubessel und Riefengehälter denkt, die mit dem Auge der Amtestellen in keinem Verhältnis stehen. Oder sollten vielleicht für diese Neigung zum Inlogno besondere Gründe vorhanden sein?

## Gesundes Volksurteil

In einem Berner Gerichtsverfahren wegen Landesverrat und Nachrichtenendienst zugunsten von Frankreich mußte auch der Advokat Dr. Brüstlein verurteilt werden. Er kam sehr glimpflich davon, mit Anrechnung eines Spitalaufenthalts und der Erlaubnis, da ihm der Arzt Arterienverkalkung bescheinigte, auch den kleinen Strafrest im Krankenhaus zu verbringen. Das Gericht hatte die bisherige Unbescholtenheit des angesehenen Mannes und Politikers in Betracht gezogen, der aus Gesinnung sich vergangen habe.

Dagegen lehnen sich Zuschriften an die Presse auf. Bisher unbescholten sind auch viele einfache Leute, die wegen geringerer Gesezvergehen zu ganz anderen Strafen verdonnert werden. Gebildete und hochangesehene öffentliche Wortführer seien desto mehr verantwortlich zu machen, wenn sie sich um das Landeswohl und das Gesez nicht kümmern. Das Volk habe ein Recht, in solchen Fällen „ein rasses Urteil“ zu erwarten.

Auch in Deutschland wird's nicht schaden, das zu vernehmen. Ein geföchteter Gesefenname ersteht da aus halbverklungenen Erinne-

rungen, wo Nix und Nöd sich regt. Dort in der Demokratie sind es deren Privilegierte, die Politiker, die sich in ärztliche Watterung packen lassen dürfen. Ruß.

## „Rußland“ als Strafe

Für die Auffassung, die man jetzt im neuen Osiland von den Zuständen in Rußland hegt, ist eine Bekanntmachung des Kevaler Stadthauptmanns bezeichnend. In dieser wird den Teilnehmern an Streiks angedroht, daß sie nach Rußland abgeschoben werden sollen. Die Auswanderung nach Rußland als Strafe, bemerkt die „Libausche Zeitung“, noch dazu für Streitende, deren Herzen doch für die bolschewistische Freiheit schlagen müßten, — nichts kann die Sinneswandlungen besser kennzeichnen!

## Klarstellung der Kanzlererklärung über Belgien

Eine bedauerliche Irreführung hat Urteile über die Absichten des Grafen Hertling in der belgischen Frage hervorgerufen, die diesen nicht gerecht werden und sich daher ohne wesentliche Einschränkungen nicht mehr aufrechterhalten lassen. Nur die Ausführungen des Reichskanzlers vom 12. Juli waren veröffentlicht worden und konnten daher auch nur zugrunde gelegt werden; erst nachträglich entschloß man sich zur Bekanntgabe auch der vom 11. Juli. Mit Recht betont die „T. R.“: „Wenn man sich schon entschloß, aus den ‚vertraulichen‘ Beratungen des Reichstagsausschusses öffentlich zu berichten, so mußte dieser Entschluß auch in seiner Tragweite voll erwogen werden und nicht der bessere und wirkungsvollere Teil der Stellungnahme des Reichskanzlers zurückgehalten und erst verspätet beinahe zu spät, der Öffentlichkeit so beiläufig und halb hintenherum verzapft werden.“

In der Erklärung vom 11. Juli bindet sich der Reichskanzler nach allen Richtungen hin in der belgischen Frage durch die Erläuterungen, die er dem Ausdruck ‚Faustpfand‘ zuteil werden läßt. Es müssen, so heißt es nunmehr, alle Gefahren ‚beseitigt‘ sein, ehe dieses Faustpfand herausgegeben werden kann. Diese Gefahren werden dann nach ihrer militärischen und wirtschaftspolitischen Seite hin umschrieben und ihre Beseitigung nur durch ‚enge Beziehung‘ und ‚Verständigung‘ mit Belgien als möglich hingestellt. Eine Loslösung Belgiens von der ihm von England und Frankreich drohenden Gefahr ist die Grundformel jeder Verständigung mit Belgien. Hiermit ist gesagt, was gesagt werden mußte.

Es bleibt nun noch übrig, die bedauerliche Tatsache festzustellen, daß die zuerst veröffentlichte Auslassung des Kanzlers in Wirklichkeit die zuletzt abgegebene und damit nach allgemeinem Rechtsbrauch gültige ist. Diese Auslassung steht aber in Widerspruch zu der obigen Veröffentlichung. Der Kanzler hat das Wort, um diesen Widerspruch aufzuklären . . .

Immerhin hat der Kanzler nicht nur dem Sinne nach, sondern auch mit ausdrücklichen Worten, als selbstverständlich betont, daß von einer Aufhebung unseres wertvollsten Faustpfandes Belgien gar niemals die Rede sein könne, bevor nicht die von uns als notwendig erkannten Sicherungen unserer Interessen geschaffen seien, und zwar Sicherungen nicht nur militärischer, sondern auch wirtschaftlicher Art. Der Kanzler setzt bei alledem also nicht nur auch militärische Sicherungen als selbstverständlich voraus; er stellt sie vielmehr allem anderen voran, auch den gewiß wichtigen wirtschaftlichen Interessen. Wessen Sache es aber ausschließlich sein wird, Art und Maß militärischer Sicherungen für Deutschland zu bestimmen, darüber kann in Mitteleuropa und in aller übrigen Welt wohl kein Zweifel sein.“

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Scottsch • Bildende Kunst und Musik: Dr. Carl Stöck  
Alle Zuschriften, Aufsendungen usw. nur an die Schriftleitung des *Wannau*, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)  
Druck und Verlag: Grelner & Pfeiffer, Stuttgart





XX. Jahrg.

Zweites Augustheft 1918

Heft 22

# Sibirien und das ostasiatische Problem

Von Dr. Freiherrn von Maday †

Pioniere! Pioniere!  
 Hinter uns liegt das Vergangene,  
 Vor uns eine neue, weitere Welt, reizvollere,  
 Frisch und stark ergreifen wir sie, Welt der Mühsal und des Marsches!  
 Pioniere! Pioniere!

**I**n diesen Versen hat einst Walt Whitman, der Dichter und Träumer von der Zukunftsgröße des Sternenbannereichs, den Geist des Nordamerikanertums, seinen Tatendrang und seine Wanderlust gekennzeichnet: passen sie heute, da die „Neue Welt“ bereits zu altern beginnt, nicht besser auf ein Land, das in Asien als ein anderes Amerika sich mitten in den Kriegstürmen zu politischer und weltwirtschaftlicher Bedeutung ersten Rangs emporringt, auf Sibirien? Die tragische Geschichte des großen asiatischen Länderblocks zwischen dem Ural und dem Ochotskischen Meer reicht, in nur zu vielen Richtungen an die Art der Eroberung Amerikas durch die spanischen Konquistadoren erinnernd, bis in das dunkelste Mittelalter zarischer Machtherlichkeit. Die Petersburger Archive breiten tiefe Verschwiegenheit über die Greuel der ersten „friedlichen Durchdringung“ des Landes, als in dessen weite Räume sich Heere von Verbannten in bunter Zusammenwürflung, bestehend aus Weiß-, Rot- und Kleinturken, Deutschen, Polen, Litauern, Esten, Finnen, Kaukasierern, kurz allen Parteien der zarischen Völkerherberge ergossen und in verzweifelter

Selbsterhaltungskampf teils die eingeseffenen Stämme verdrängten, teils sich mit ihnen vermischten. Die Wirkungen des Abstoßungs- und Angleichungsprozesses waren sehr eigentümlicher Art. Die halbwilden Steppenvölker zogen sich in unwirtliche Berggegenden zurück und nahmen in ihre Einsamkeit gleichsam als vestalische Herdglut nichts als tiefen Haß gegen das Moskowitertum mit. Das zugeströmte Europäertum aber vertrat eine höhere Gesellschaftsstufe und Bildung als das Großrussentum; in ausgewechselter Form wiederholte sich die Geschichte des Chanats Kasan, wo einst die Wolgabulgaren eine Hochburg islamischer türkisch-tatarischer Gesittung schufen, deren Gewerbe- und Kunstblüte wie wissenschaftlichen Leistungen die Moskowiter nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten. Nach der ersten Umwälzung von 1905 begann zugleich mit der Stolipinschen Agrarreform die systematische Ansetzung von Bauern in Sibirien, um dort, wie der Ministerpräsident sich ausdrückte, eine „regierungstreue Landbevölkerung“ zu schaffen; die Menge der Umgesiedelten erreichte die Höchstziffer von 664 000 im Jahre 1908, um dann schon 1910 auf die Hälfte zurückzusinken, während die Zahl der Rückwanderer seit 1905 von 3600 Köpfen unaufhaltsam bis zum Zwölffachen dieser Summe stieg. Schon diese Feststellung ist das lautredende Zeugnis der Tatsache, wie wenig der russischen Regierung eine bodenständige Festwurzelung der Umgesiedelten gelungen ist. Das Endergebnis des mit so großen Hoffnungen betriebenen Kulturwerks war tatsächlich kein anderes, als daß in Westsibirien ein unter ärmlichen Verhältnissen dahindämmernes Arbeiterproletariat sich zusammenballte, daß in Mittelsibirien dank der überlieferten weitflächigen Raubwirtschaft des russischen Bauern schon um die Jahrhundertwende kaum Siedelland mehr frei war und das Schreckgespenst des Landhungers umging, während in Ostsibirien nach dem mandschurischen Krieg der japanische Kolonist und vorab der chinesische Kuli als überlegener Wettbewerber sich erwies. Man kann sich hier nach ohne weiteres denken, in welche Lage das großrussische Kolonialland geriet, als ihm mit dem Kriegsbeginn alle waffenfähigen Männer entzogen wurden und dieser „Generalstreik der Arbeitsfähigen“ mit der Länge der europäischen Kämpfe immer weiter sich ausdehnte. Ein zuverlässiger Boden für die Entwicklung vaterländischer Gefühle, staatlicher Ordnung und Anhänglichkeit an das Mutterland fehlte, dafür war ein Ackerfeld bestellt, auf dem der anarchisch gefärbte Sozialismus ebenso gut gedeihen mußte wie im engeren Umkreis der Petersburger Machthaberschaft. In Tomsk und Irkutsk bildeten sich „nationale“ sibirische Regierungen, die aber nichts anderes sind als Bauern- und Soldatenklubs nach dem Vorbild der Petersburger Sowjets und mit dementsprechenden Leistungen: es wird viel geredet und in sozialistischen Theorien regiert, aber in der Praxis lediglich der kümmerliche Rest früherer Ordnung zerstört und durch „fliegende Agrarkomitees“ das echte alteinsässige sibirische Bauerntum, das niemals hörig war und sich zum Teil eine verhältnismäßig große Wohlhabenheit bewahrt hat, von Haus und Hof getrieben.

Sibirien ist fünfundzwanzigmal größer als Deutschland; seine Bevölkerung aber zählt nur 8,5 Millionen Köpfe, wovon die Hälfte in der Zeit seit 1903 eingewandert ist, während es mit den landwirtschaftlichen und industriellen Kräften

und Schätzen seines Bodens, gering gewertet, das Dreifache der Menschenmasse des Deutschen Reichs ernähren könnte. Rußland steht vor dem endgültigen Fiasko seiner Politik, die dieses Riesengebiet zu einem geschlossenen, ganz Asien beherrschenden Bollwerk seiner Machtherrlichkeit machen wollte; „ein großer Aufwand, schmählich, ist vertan!“ Aber auch der Jantee dürfte die Erfahrung machen, daß, mag er mit noch so großer Betriebsamkeit seiner Kapitalgewalt als Bauunternehmer, Bergwerkspekulant und Händler sich vordrängen, sich politisch seinem Marsch dieselben Widerstände entgegensetzen wie beim Zug über Panama nach Südamerika. Wie dort aus Eingeborenen, den Resten spanischer Herrschaft und dem Schwemmsand eines vielfältigen Einwandererstroms eine neue lateinische Rasse sich geformt hat, die der allamerikanischen Gleichmacherei mit unbeugsamem Selbstbehauptungswillen des Blutes sich entgegenstemmt, so hat sich in Sibirien aus gleichartigen Kräften und Säften das Wurzelgeschlecht eines Volkstums entwickelt, das in seiner neuen Welt ein eigenes Dasein leben und sein Schicksal selbst bestimmen will, so wie einst in den Sezessionskriegen das nordamerikanische Mutterland sich auf eigene Füße stellte.

Heute aber richtet noch eine andere Nation begehrlche Blicke nach dem asiatischen Amerika: Japan. Die Mittelmächte haben durch die Zertrümmerung des einstmals weltgebietenden zarischen Staatswesens mittelbar für das Mikadoreich gearbeitet und ihm vorab durch die Bedingungen des Friedenschlusses, daß das gesamte russische Heer abzurüsten habe, freie Hand für seinen Eroberungsdrang auf dem asiatischen Festland geschaffen. Zugleich ist die osteuropäische Krise ein neues beredtes Zeugnis für die Tatsache, wie die Entente oder vielmehr der Rumpfsverband, der heute von dem Eintreisungs-Vielverband noch übrig ist, in der Unversöhnlichkeit der inneren Gegensätze einem Quecksilbertropfen gleicht, dessen Bestandteile durch zufällige Verschiebung der Horizontale, auf der sie ruhen, sich zusammengefunden haben, aber ebenso schnell wieder auseinandertrinnen, wenn diese Lage neuerdings verändert wird. Im Dezember vergangenen Jahrs hatten Truppen der chinesisch-mandschurischen Gouverneure Charbin auf Ersuchen der dort ansässigen russischen Kaufleute und mit Zustimmung Tokios zur Vertreibung der dort plündernden Bolschewiken besetzt: das war der erste Auftakt der heutigen ostasiatischen Krise. In London und Paris griff man die scheinbar günstige Gelegenheit zur Verwirklichung der Idee auf, mit Hilfe japanischer Divisionen ein neues russisch-sibirisches Staatswesen zu schaffen, das den Verpflichtungen des Ententebündnisses treu bleiben und die Petersburger maximalistischen Machthaber vom Rücken aus mattsetzen sollte. In Tokio sah man natürlich den Plan mit ganz anderen Augen an. So wenig Deutschland an einen Alexanderzug quer durch Sibirien nach der Mandschurei hin denkt, um dieses nach den Hirngespinnsten von Lord Cecil zu „germanisieren“, so weit entfernt ist man in Tokio von der Torheit, auf den Wegen der sibirischen Bahn bis zum Ural vorzudringen; man weiß sehr wohl, daß keine der müslimischen Völkerschaften im Herzen Asiens, am wenigsten jetzt, da ihr Selbstbewußtsein stärker als jemals aufflammt, die heidnischen Mongolen als ihre Retter und Schutzherrn begrüßen, daß also Japan durch die Herausforderung der nach Selbständigkeit ringenden sibirischen Na-

tionalitäten lediglich in ein Wespennest stechen und in unabsehbare Verwicklungen ohne Erfolgsaussichten sich eindrängen, das heißt mit solchem napoleonischen Feldzug sich lediglich um die Früchte des bisherigen maßvoll und systematisch betriebenen Machtaufbaus auf dem asiatischen Festland bringen würde. Wenn Japan seine mongolische Monroelehre der amerikanischen entgegenstellte, so lag der tiefere Sinn des damit gegebenen politischen Kurzes im Zweck und Ziel, an Stelle des schwebenden, von Europa abhängigen Gleichgewichts, das die westlichen Mächte durch Einflußsphärenbildung in Ostasien zu schaffen suchten, ein eigenständiges asiatisches zu stellen, dessen Anordnungskraft in Tokio ruhen sollte. Wohl hat immer wieder bald die eine, bald die andere der Ententemächte zu spekulativen Zwecken die Freundschaft der in den Vielverbandsring aufgenommenen ostasiatischen Vormacht gesucht, die aber doch immer wieder erkennen mußte, wie unabweisliche geographische, rassenspolitische, kulturmoralische Gesetze, die Lage des Staatswesens abseits des europäischen weltpolitischen Zentrums und die Gegensätze von Blut- und Gesittungsgrundlagen gleich zeretzenden basischen Säuren gegen jedes aufrichtige Einvernehmen wirkten: diese Tatsache tritt heute deutlicher denn je hervor. Rato, der einstmalige Botschafter in London und Privatsekretär Lord Greys, bekennet offen, daß „für Japan keine Ursachen zu Streitigkeiten mit Deutschland beständen“ und daß Tokio „nur wegen des Bündnisses, das eine begrenzte Teilnahme vorsah, in den Krieg eintrat“. Also nicht nach Wilsonschen Phrasen um des Kampfes für Völkerfreiheit, sondern lediglich um völkerrechtlicher Verpflichtungen willen, deren Erfüllung tatsächlich mehr auf Kosten der Bundesfreunde als des Scheingegners geschah, hat Japan sein Schwert in die Schanze der Entente geschlagen. Wenn so der Vater des britisch-japanischen Bündnisses spricht, so kann man sich denken, wie von anderer weniger parteilicher Seite geurteilt wird. Der bekannte und beredte E. J. Dillon wies, sehr bezeichnend für diese Verhältnisse, jüngst in einer von der Zeitschrift „L'Europe Nouvelle“ veröffentlichten Untersuchung der ostasiatischen Frage auf eine Äußerung des „Schin Nippon“ hin, der meinte:

„Wer kann im geringsten bezweifeln, daß wir eines Tages der Gegenstand des britischen Neides werden? Es ist sicher, daß Australien, Neuseeland und die anderen britischen Besitzungen östlich von Indien strategisch durch den wachsenden Einfluß Japans bedroht werden. Die britischen Kolonien fühlen sich heute unter dem Druck unserer Militärmacht sehr unbehaglich und die Beteiligung Amerikas am Krieg hat die Beziehungen der zwei angelsächsischen Völker noch inniger gestaltet. So wird unsere Allianz mit Großbritannien enden. Das neue sozialistische Rußland wird den Frieden in Ostasien nicht mehr stören, und Großbritannien wird die Hilfe Japans nicht mehr brauchen. Nach dem Krieg wird es in Übereinstimmung mit den Vereinigten Staaten alle seine Kräfte auf den Kampf gegen die gelbe Gefahr hin sammeln. . . Die Rassenvorurteile sind unüberwindbar. Japaner, Chinesen, Indier werden von den Angelsachsen immer als tieffestehende Wesen empfunden werden. Diese drei Völker müssen daher einen Bund schließen.“

Und Dillon selbst führt dazu warnend aus: Durch die Politik der Vereinigten Staaten und der britischen Kolonien werde der Rassengegensatz auf das sozial-

wirtschaftliche Gebiet übertragen, um hier, indem die Japaner, Chinesen, Hindus von den Angelsachsen mit den niedrigsten Völkern auf eine Stufe gestellt würden, ein Feuer leidenschaftlicher Gegensätze zu entzünden, dessen politische Folgen „bis ans Ende der Dinge“ beharren würden. Dagegen ständen die Japaner in ihren ethischen, politischen und staatlichen Anschauungen den Deutschen unendlich näher als den englisch sprechenden Nationen, daher es nur natürlich sei, daß sie immer wieder bewundernde Blicke auf dieses Deutschland würfen, das heute gegen die Welt siegreich kämpfe. Wie zutreffend diese Kritik ist, zeigt sich darin, daß, mit der Dauer der Kriegskrise die Zwiespältigkeit der östlichen Politik des Vielverbands immer größer wird. Die neue sogenannte japanisch-chinesische Militärkonvention richtet im Grunde ihre Spitze sehr viel weniger, wie amtlich angekündigt wird, gegen Deutschland als gegen England und die Vereinigten Staaten, die dadurch aus ihren Einflußgebieten im Reich der Mitte hinausgedrängt werden sollen. Frankreich will von dem Paktieren mit dem „verräterischen Rußland“ nichts wissen, weil es keinerlei Vorteile davon sich zu versprechen hat. Wilson möchte den Weisungen Lafts folgen, der feierlich erklärte, „die Vereinigten Staaten müßten nach Rußland gehen, um die Ostfront wiederherzustellen“, kann aber für die praktische Durchführung dieses Plans zu keinerlei Einigung mit England kommen, das seine eigennützige Politik an der Murmanküste und in Persien verfolgt und sehr wohl weiß, daß jedes Auftreten amerikanischer Macht auf asiatischem Boden als Sprengmittel gegen das Vertragen mit Japan wirkt. So bleibt die Nemesis den Entente-Brandstiftern wie in der Alten, so auch in der ostasiatischen Welt an den Gurten. Die Behauptung, daß ein zerschlagenes Rußland die Auslieferung Asiens an unsere Feinde bedeute und Deutschland mit neuer Vereinsamung bedrohe, ist ein Schlagwort, dessen Wahrheitsgehalt bei näherer Prüfung sich als sehr gering erweist und jedenfalls irgendwelche Wirklichkeitsbedeutung nur für denjenigen haben kann, der kleingläubig nicht der gewissen Zuversicht ist, daß die errungene Rückenfreiheit in Osteuropa uns einen Sieg im Westen und an der flandrischen Küste derart verbürgt, daß an der entscheidenden Stelle Bresche in die Alleinherrschaft Albions über die Meere gelegt wird. Wollte Japan bis tief ins Herz Innerasiens vorrücken, so würde damit wohl England berechtigter Schrecken in der Sorge um Indien in die Glieder fahren, könnten aber die Mittelmächte noch immer gelassen der Entwicklung der Dinge zusehen. Denn je mehr die japanische Macht sich in der Tiefe des asiatischen Raumes verankerte, desto schärfer müßte sich der Gegensatz zwischen ihr und den übrigen Verbandsmitgliedern zuspitzen, desto mehr wäre sie in Rücksicht auf diese wie auf die Verhältnisse in China darauf angewiesen, in irgend einer Form einen Vergleich mit den Mittelmächten anzustreben, um nicht gerade in der Zeit schicksalsschwerster Entscheidungen neuerdings der politischen Vereinsamung anheimzufallen, deren Gefahren abzuwenden die stete, schwerste und wie ein roter Faden durch alle politischen Krisen sich ziehende Sorge Sotoschiro seit der ersten Berührung mit den abendländischen Mächten gewesen ist. Japan kann nicht verkennen, wie der Vierbund entgegen den Erwartungen der erste Machtfaktor in Westasien mit unausbleiblichen Rückstoßwirkungen nach dem fernen Osten hin zu werden auf dem Wege ist: diese Tatsache wird Tokio zur weiteren Einsicht zwingen,



daß die so maßvollen Ansprüche Deutschlands, mit dem gemeinsam es um die Befreiung der Welt vom britischen Druck kämpft, zur Machtbehauptung wohl-erworbenen Besitzes in der Südsee als Stütze unseres Handels und eines vernünftigen Gleichgewichts im Bereich der pazifischen Machtsphäre Japans wohl verstandenen Interessen nicht widersprechen, sondern förderlich sind. Die große Linie der Politik Deutschlands freilich deutet nach wie vor nicht nach Tokio, sondern nach Peking. Jeder, der in Ostasien Lebenserfahrungen gesammelt hat, weiß, daß entgegen dem Schein der gegenwärtigen Verhältnisse in Wirklichkeit nicht das Reich der zehntausend Inseln, sondern China das ostasiatische Land der Zukunft ist. Unter den vielen Ansaßschwächen der Taktik Tokios steht an erster Stelle die grundlegende Verlehnung der Tatsache, daß große, in den Tiefen jahrtausendlanger Geschichte, in altüberliefertem gesellschaftlichem und kultursittlichem Gemeinbürgerschaftsgefühl verankerte Staaten vom Gepräge des Reichs der Mitte wohl Zeiten der Ohnmacht haben, sich aber von solchen Schwächeanfällen immer wieder, ihre Gegner überraschend und deren Leitfeil abschüttelnd, vermöge der natürlichen, nicht zu entwurzelnden körperlichen, politischen und moralischen Innenträfte erholen. Das als kranker Mann verspottete osmanische Reich ist ein lautredendes Zeugnis dessen, und China wird aller Voraussicht nach in gemessener Zeit und — hoffentlich! — in Stütze auf dieselben Machthilfen, welche die Türkei emporgehoben haben, ein neues Beispiel dieser Wahrheit werden.



## Sommerseele · Von Richard D. Roppin

Blau hat der Himmel Seiden ausgespannt  
 Und sie mit Glimmer festlich überflutet,  
 Das Kornfeld flammt, von rotem Mohn durchglutet,  
 Und trunkne Träume taumeln durch das Land.

Die Königsterzen leuchten stolz und hehr,  
 Als trügen sie das Land, darauf sie stehen,  
 Schon seit Jahrhunderten zu Erb' und Lehen --  
 Und aus den Wiesen haucht es schwül und schwer.


Weich harft der Wind ein mittagmüdes Lied,  
 So märchenleis, oft traumhaft unterbrochen,  
 Und manchmal nur gemahnt ein fernes Pochen,  
 Wie Stund' um Stunde aus dem Tag entflieht.

Und sonnenselig schließt sich jeder Blick,  
 Und jede Seele schwillt zu reifer Fülle,  
 Und jede Sehnsucht senkt die letzte Hülle  
 Erwartungsvoll dem großen Sommerglück.



# Wie ich die Wunschfee interviewte

## Von Uskan Schmitt

ie hübsche Hilfsfee, die mir auf mein Klingeln öffnete, erklärte zwar bestimmt, die Wunschfee sei für keinen Menschen mehr zu sprechen, aber so leicht läßt sich ein Journalist, der interviewen will, nicht abweisen. Ich sagte etwas von einer außergewöhnlichen Veranlassung und bat, wenigstens meine Karte hereinschicken zu dürfen.

Nein, war die Antwort, sie dürfe leider auch keine Karten mehr annehmen.

„Ganz recht,“ antwortete ich, „ich kann mir ja denken, wie Ihre Herrin unliebsam überlaufen wird. Aber ich bemerke, daß ich nicht als Privatbesuch, sondern als Vertreter der Presse komme. Wollen Sie das wenigstens bestellen?“

„Tut mir herzlich leid, aber ich muß ausnahmslos jeden Besuch abweisen, und wenn es Prinzen regierender Häuser wären.“

„Alle Hochachtung vor Prinzen regierender Häuser, aber immerhin: sie sind doch nur Einzelmenschen. Aber Vertreter der Presse, das ist wohl etwas anderes. Also bitte, liebes Kind, melden Sie mich ruhig an; ich übernehme die Verantwortung.“

Angemeldet wurde ich zwar immer noch nicht, hatte aber durch meine Hartnäckigkeit zunächst erreicht, die Wunschfee wenigstens zu sehen zu bekommen. Mit erzürnter Miene trat sie aus dem Hintergrund und sagte: „Sie scheinen ja noch aufdringlicher zu sein als die anderen. So hören Sie denn von mir selbst, daß ich grundsätzlich keine Wünsche mehr erfülle, grundsätzlich nicht, mein Herr.“

„Aber gnädige Frau,“ antwortete ich, „ich kam doch gar nicht, um einen Wunsch auszusprechen.“

Die Wunschfee sah mich verwundert an und schien zu denken: So etwas ist mir doch noch nicht vorgekommen. Ihre Neugierde war offenbar erregt. „Wenn ich Sie nun wirklich vorließe,“ sagte sie, „könnte ich mich wenigstens fest darauf verlassen, daß Sie es niemandem erzählten?“

„Aha,“ dachte ich, „ganz wie der Fleischer Stöwefand, als er mir neulich gegen sehr gutes Geld und sehr gute Worte ein Pfund Speck markenfrei abließ“, und versicherte ihr meine vollkommenste Diskretion. Mit einer anmutigen Geste lud sie mich darauf zum Nähertreten ein, zum offensibaren Erstaunen der Hilfsfee über die Tatsache, daß es Sterbliche gab, denen mehr gewährt wurde als Prinzen regierender Häuser.

„Also Sie wünschen?“ fragte die Wunschfee, nachdem ich ihr gegenüber in einem freundlich ausgestatteten Zimmer Platz genommen hatte.

„Vorsicht! — eine Falle!“ dachte ich. „Denn wenn ich jetzt ehrlich sagte, ich wünschte etwas über das Wünschen der Menschen zu erfahren, dann hätte ich ja entgegen meiner in der Tür gegebenen Versicherung doch einen Wunsch geäußert und wäre als Lügner entlarvt.“

Es blieb mir also nichts übrig, als der Höflichkeit Zwang anzutun, indem ich einer Dame auf eine Frage überhaupt nicht antwortete, sondern das Gespräch

auf andere Bahnen zu lenken suchte. „Gnädige Frau sind aber entzückend eingerichtet“, sagte ich, mich umblickend.

„Was Sie da sehen,“ antwortete sie, „sind meistens kleine Stiftungen dankbarer Menschen, die es ja auch noch gibt, wenn sie auch in der Menge der Undankbaren verschwinden.“

„Der Undank der Menschen war sicher der Grund, der gnädige Frau zur Einstellung Ihrer Tätigkeit brachte?“

„Ihr Undank nicht nur, sondern wohl noch mehr mein Ärger über ihre Torheit. Sie glauben gar nicht, wie töricht die Menschen sind.“

„O doch“, antwortete ich.

„Aber wie töricht sie insbesondere beim Wünschen sind, davon könnte ich Ihnen eine ganze Reihe von Beispielen erzählen — wenn es Sie interessieren sollte.“

Ich erklärte, daß mir nichts angenehmer sein würde, innerlich frohlockend, wie schnell sich mein Wunsch, noch ehe er ausgesprochen war, erfüllen sollte.

„Da sind zunächst“, sagte die Wunschfee, „die Leichtsinrigen, die unüberlegt darauf los wünschen. Wie jenes Ehepaar, bei dem die Frau zuerst eine Wurst auf den Tisch wünschte, der Mann diese Wurst darauf aus Wut über den so schnell verlorenen ersten Wunsch der Frau an die Nase wünschte und nun den dritten Wunsch opfern mußte, um seine Frau von dieser Nasenverunstaltung wieder zu befreien.“

„Ja, das Märchen habe ich schon als Kind gehört“, sagte ich. „Das angebliche Märchen“, fügte ich schnell hinzu, denn es schien die Wunschfee nicht angenehm zu berühren, daß ich ihren Bericht als Märchen bezeichnet hatte.

„Diese Wurstgeschichte“, fuhr sie fort, „war nur ein Beispiel für viele, wie die Menschen erst lebhaft gewünschte Dinge wieder fortwünschen. Ein andermal handelte sich's um ein Haus, wieder ein andermal um eine Frau. Ich sag's ja: zu töricht sind die Menschen. Daß sie gewöhnlich nicht richtig handeln können, ist ja allgemein bekannt, aber ich erfuhr außerdem fortwährend, wie sie noch nicht einmal richtig zu wünschen verstehen. Da gibt es neben den Übereilten auch solche, die aus allzu großer Bedenklichkeit verkehrt wünschen. Dann wieder andere, die sich selber gar nicht klar sind über das, was sie haben wollen, nachher eigentlich etwas ganz anderes gemeint haben wollen, als sie gesagt hatten, und mir wegen angeblicher Nichterfüllung zugesagter Gelöbnisse mit Prozessen drohten.“

„Das ist allerdings ein Gipfel der Unverschämtheit“, warf ich ein.

„Ja, ich erlebte manches. Noch ein Beispiel. Ein junger Mann hatte sich eine schöne, junge, reiche und lebenswürdige Frau gewünscht und sie auch bekommen. Gar nicht so sehr lange danach suchte er mich auf und erklärte mir mit impertinenter Miene, das wäre ja ein nettes Frauenzimmer, das ich ihm geliefert hätte: seine Frau wäre ihm schon untreu geworden. Ich erinnerte ihn daran, daß er sich zwar eine schöne, junge, reiche und lebenswürdige Frau gewünscht, aber von Treue kein Wort gesagt hätte. Die Treue verstände sich doch von selber, antwortete er darauf. „Wie Sie gesehen haben,“ entgegnete ich ihm, „ist das doch nicht der Fall.“ Darauf wurde er wieder ungezogen und tief mir zu, ich schiene ja reizende Grundsätze zu haben. Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich per-



fönlich die Treue hochhalte und meinem Mann stets treu bleiben würde, wenn ich verheiratet wäre. Aber was hat denn die einfache Feststellung einer bedauerlichen Tatsache mit meinen Grundsätzen zu tun?“

„Ich begreife jetzt, gnädige Frau, wie Ihre Erfahrungen Sie allmählich zur Pessimistin machen mußten“, sagte ich hierauf.

Aber die Wunschfee schien sich doch nicht ohne weiteres auf eine pessimistische Weltanschauung festnageln lassen zu wollen, sondern fuhr fort: „Ich will nicht ungerecht sein, hier und da erlebte ich auch Schönes. Ich erinnere mich da eines reizenden siebenjährigen Mädchens, das ich im Garten spielend traf. Ich kam ins Gespräch mit ihm und sagte, ich wäre die Wunschfee. Ein Erwachsener würde vermutlich geantwortet haben, das könnte jeder sagen und müßte erst durch die Tat bewiesen werden, ehe es geglaubt werden könnte. Aber das Kind glaubte mir ohne weiteres auf mein ehrliches Gesicht. Ich stellte ihm drei Wünsche frei. Es wünschte sich eine Puppe mit Klappaugen, eine Tüte Pralinés und einen Laubfrosch und strahlte vor Glück, als es die Erfüllung seiner bescheidenen Wünsche vor sich sah. Das war einmal eine reine Freude. Leider war sie nicht von langer Dauer. Denn als ich das Kind nach kurzer Zeit wieder sah, strahlte es nicht mehr, sondern schien recht bedrückt.“

„Das kleine Mädchen hatte also auch seine Wünsche inzwischen bereut“, sagte ich.

„Sind Sie verheiratet?“ fragte die Wunschfee.

„Bis jetzt noch nicht.“

„Ich dachte es mir, wegen Ihres mangelnden Verständnisses des kindlichen Seelenlebens. Bereut hatte mein kleines Mädchen gar nichts. Im Gegenteil: es hatte überall triumphierend sein Glück verkündet. Aber törichte Menschen hatten ihm darauf den Erfolg seiner Begegnung mit mir vererbt. Zunächst die lieben Eltern. Die hatten es heftig ausgescholten, daß es sie nicht erst um Rat gefragt, denn dann würden sie ihm klargemacht haben, wie viele wichtigere und höhere Dinge es im menschlichen Leben gibt als Puppen, Naschwerk und Frösche. Dann die älteren Geschwister. Die hatten es ausgelacht, weil es sich nicht viel Geld gewünscht hatte, dafür hätte es sich doch einfach alles kaufen können, was es haben wollte. Ich tröstete das Kind, so gut es ging, und ermahnte es ernstlich, von seiner Erfahrung zu lernen und künftig in seinem Leben über erfüllte Herzenswünsche möglichst zu schweigen. — Wenn doch die Menschen sich immer nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern wollten, anstatt die anderer zu kritisieren! — Eine ähnliche Torheit ist es auch, wenn man jemandem Wünsche freistellt und er dann solche nicht für sich, sondern für andere ausspricht.“

„Das kommt auch vor?“ fragte ich erstaunt.

„Ofter, als Sie denken“, antwortete die Wunschfee. „Was glauben Sie wohl, was in der letzten Zeit allein den Engländern an Prügeln gewünscht wurde. Es war wirklich eine ganze Menge, mein Herr.“

„Das dürfen Sie den Deutschen nicht so übelnehmen, gnädige Frau.“

„Den Patriotismus der Deutschen in allen Ehren. Gestatten Sie aber der Objektivität halber die Bemerkung, daß es auch Deutsche gibt, die Prügel verdienen.“

„Mir aus der Seele gesprochen, gnädige Frau. Gewisse — — —“

„Ach bitte nichts von Politik!“ unterbrach mich die Wunschfee. „Abgesehen, Politik — Da kann ich Ihnen gleich wieder ein ärgerliches Beispiel aus meiner Praxis erzählen. War da ein Mann aus guter Familie, begütert, gebildet, glücklich verheiratet, hatte eigentlich alles, was ein Mensch sich nur wünschen kann, auch viel freie Zeit, das war vielleicht sein Unglück. Also kurz und gut: der Mann wünschte sich ein Reichstagsmandat. Was habe ich ihm abgeraten! Aber nein! Ich hätte ihm nun doch einmal versprochen, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, und müßte nun mein Versprechen auch halten. Was blieb mir übrig? Er kriegte also sein Mandat — —“

„Nun, und?“

„Seitdem grüßt mich der Mensch nicht mehr.“

„Je länger ich Ihnen zuhöre, gnädige Frau,“ nahm ich wieder das Wort, „desto erklärlicher wird es mir, daß Sie zur Einstellung Ihres schönen bisherigen Berufs kamen, so schmerzlich es auch für die Menschheit sein mag.“

„Nicht nur für die Menschheit“, antwortete die Wunschfee. „Ich leide selber darunter. Denn eigentlich“ — und ein äußerst anmutiges Lächeln verklärte ihre Züge — „eigentlich erfülle ich sehr gerne Wünsche.“

„Aber wenn dem so ist,“ sagte ich, „sollten sich gnädige Frau doch nicht selbst strafen und sich wenigstens die Spenderfreude nicht solchen gegenüber versagen, die einen weisen Gebrauch von Ihrer Güte machen würden.“

„Und zu denen rechnen Sie sich natürlich selber?“ fragte die Wunschfee, halb ironisch und halb ermutigend lächelnd.

Ich ignorierte das Ironische und antwortete: „Gnädige Frau könnten ja einmal einen Versuch machen.“

Sie sah mich an und sagte: „Na also — natürlich nur der Wissenschaft halber und ohne jede Verpflichtung für mich —: was würden Sie denn wünschen, wenn Sie jetzt drei Wünsche frei hätten?“

„Ehe wir fortfahren, gnädige Frau, muß ich Ihnen ein Geständnis machen.“

„Ein Geständnis?“

„Ich habe Ihnen bereits die Erfüllung eines Wunsches abgelistet. Ich hatte den Wunsch, etwas über das Wünschen der Menschen zu erfahren, und der wurde mir ja jetzt in so liebenswürdiger Weise von Ihnen erfüllt.“

„Und was würden Sie zum zweiten wünschen?“

„Der zweite Wunsch wäre die Entbindung von einem Versprechen. Ich hatte gnädiger Frau versprechen müssen, von der Tatsache der heutigen Audienz niemandem Kenntnis zu geben. Da ich es aber stets für gut halte, die Menschen zur Einsicht ihrer Torheit zu bringen, möchte ich ergebenst darum bitten, von dem heute von Ihnen Gehörten Gebrauch machen zu dürfen.“

Sie wurde nachdenklich und sagte: „Hierauf einzugehen scheint mir nicht wünschenswert, denn ich würde bald wieder von neuem überlaufen werden, wenn es herunkäme, daß ich Sie empfangen.“

„Aber dem könnte ja gerade ein Riegel vorgeschoben werden, indem ich in meinem Bericht gnädige Frau erklären ließe, Sie hätten mir als einem Ver-

treter der Presse diese ausnahmsweise Unterredung nur bewilligt, um die breiteste Öffentlichkeit wissen zu lassen, daß Sie Ihre Tätigkeit gänzlich und unwidertüflich eingestellt haben.“

„Ja, das ist aber auch wahr“, antwortete sie. „Also ich bin einverstanden mit Ihrer Absicht, sie liegt ja ganz in meinem Interesse. Und nun der dritte Wunsch! — Sie brauchen wohl etwas Zeit zur Überlegung?“ fuhr sie fort, als ich nicht sogleich antwortete.

„Das eigentlich nicht. Nur — verzeihen Sie — ein kleines Bedenken, einen Appell an Ihr Billigkeitsgefühl. Sie erklärten mir, die Bekanntgabe meines heutigen Interviews läge in Ihrem Interesse. Wäre es da ganz gerecht, mit der Erfüllung dieses Wunsches mein Wunschkonto zu belasten?“

„Sie sind ein unglaublicher Mensch. Also meinetwegen. Der Wunsch soll nicht zählen. Tun Sie also jetzt den zweiten. Jetzt bin ich aber wirklich neugierig.“

Sie sah bezaubernd aus in diesem Augenblick. Ich wollte schon etwas sehr Kühnes wünschen, entschloß mich aber doch vorläufig zur Bescheidenheit und sagte nur: „Daß ich einmal wiederkommen darf!“

„Gut. Sie sollen Ihrem zweiten Wunsch entsprechend noch einmal wiederkommen dürfen. Und nun den dritten. Aber — die Zeit ist schon etwas vorgerückt — bitte keine allzulange Überlegung. Es kommt dadurch auch gar nicht immer das Beste heraus.“

„Den dritten Wunsch, gnädige Frau, werde ich mir erlauben Ihnen bei dem mir gütigst bewilligten neuen Besuch zu Füßen zu legen.“

Damit erhob ich mich. „Auf Wiedersehen!“ sagte die Wunschfee. Ich küßte eine feine Frauenhand. Die Audienz war beendet.

Ich habe dann unmittelbar unter dem frischen Eindruck des Gehörten den Bericht niedergeschrieben, den der geneigte Leser im vorstehenden vor sich hat. Hinzuzufügen erlaube ich mir noch, daß ich den neuen Besuch bald machte, den mir noch freistehenden dritten Wunsch äußerte und die gütigste Gewährung fand. Von einem näheren Eingehn auf diese Unterredung und ihre Folgen für mich glaube ich jedoch absehen zu dürfen, da an das Privatleben auch eines Journalisten die Öffentlichkeit keinen Anspruch hat.



## Einem Toten · Von Elisabeth Leffler

Was du mir einst gesagt, ist längst verrauscht.  
Ich habe viel werbenden Worten gelauscht  
Seither.

Doch keines hat so heiß, so schwer  
Und so zwingend und dringend um mich geworben  
Wie der flehende Blick, mit dem du gestorben. —



# Nervenzusammenbrüche als Grundlagen deutscher Politik

Von J. E. Frhrn. v. Gr.

**G**roße Schlaglichter in die Hohlräume unserer Politik bis zum Auszuge Kühlmanns wirft ein Aufsatz von Georg Kleinow in den „Grenzboten“ (19. Juli 1918). Um die darin geoffenbarten Schönheiten bis auf den Grund auszutosten, muß man ihn mit dem aufmerkenden Verständnis des Kenners und nur langsam und besinnlich schlürfen. Kleinow führt aus, wie das Mißgeschick unserer Diplomatie vor dem Kriege sie doch nicht habe verhindern können, auch nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen einen starken Einfluß auf die Führung der Gesamtpolitik auszuüben; wie die Ära Falkenhayn in der Obersten Heeresleitung (1915) ihr eine den Kriegsverhältnissen nicht ganz angepaßte Ausbreitungsmöglichkeit gegeben habe; und wie dieser erst ein Ziel gesetzt werden konnte nach neuen unzweifelhaften Mißerfolgen bei um so einschneidenderen militärischen Erfolgen:

„Diese Entwicklung, die durch die Verhältnisse des Koalitionskrieges sowie durch die jahrelange Erziehung der Diplomaten zu einer tastenden Methode in der Politik eine naturgemäße Förderung erhielt, hatte nun im Gefolge, daß das tatsächlich vorhandene gewaltige politische Kriegsziel, die Zertrümmerung des feindlichen Ringes unter ihren Händen zu zerflattern drohte und sich an seine Stelle der Wunsch zu schieben begann, den Krieg so schnell wie möglich zu beendigen. Unsere Maßnahmen in Polen und die einleitenden Sitzungen der Friedensverhandlungen zu Brest standen unter dem Zeichen solcher Inkonsequenz. Die diplomatische Auswertung der Siege im Osten ist durch die Friedensschlüsse und die Schaffung neuer Staaten zwar eingeleitet, aber weder in Polen, noch in Finnland, Rumänien, in der Ukraina und Moskau sichergestellt: keiner der genannten Staaten ist so fest in unserer Hand oder so eng mit unserem Wohlergehen verbunden, daß er genötigt wäre mit uns zu stimmen, wenn etwa morgen allgemeine Friedensverhandlungen beginnen sollten. Schon 1916 wurden wichtige Faustpfänder, die wir von Rußland in Polen erobert hatten, durch die berühmte Novemberakte preisgegeben. Alles, was wir seitdem erreichten, ruht noch auf der Spitze unserer Bajonette.

Die scheinbare Fruchtlosigkeit der militärischen Erfolge in politischer Beziehung führte im Sommer 1917, der überdies durch die Ernährungschwierigkeiten stark belastet war, jenen Nervenzusammenbruch in Berlin herauf, der in der Resolution der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli seinen unerfreulichen, die Kraft der Feinde belebenden Ausdruck fand. Hatte die Verabschiedung des Herrn von Bethmann Hollweg auch schon die Luft wohlthuend erfrischt, so fand der Bersekungsprozeß an der inneren Front doch erst ein Ende durch den Rücktritt der Regierung Dr. Michaelis und die Übernahme des Reichs-

kanzlergeschäfts durch den alten Zentrumsführer und gewiegten Parlamentarier, den Grafen Hertling.

In jener Übergangszeit von Bethmann zu Graf Hertling hat der damalige Leiter des Auswärtigen Amtes, der Staatssekretär Dr. von Rühlmann, eine nicht zu unterschätzende Vermittlerrolle zwischen der Regierung, der Obersten Heeresleitung und den Parteien des Reichstages gespielt; er hat sich dabei um so mehr das Vertrauen der Linken erwerben können, als er sich nicht scheute dahin zu wirken, daß das ganze innerpolitische Programm Bethmann Hollwegs von der Regierung Hertling übernommen wurde. Ohne Frage hat diese Taktik, wenn sie lediglich unter dem einen Gesichtspunkt der vorläufigen Befriedigung der Linken und der vorübergehenden Stärkung der inneren Front betrachtet wird, gewisse Erfolge gezeitigt. Die Übernahme der Reichskanzlergeschäfte durch den Grafen Hertling bedeutete für den damaligen Augenblick eine starke innerpolitische Entlastung, und seine ruhige, vornehme, Vertrauen heischende Geschäftsführung hat sich wiederholt bewährt. Die Festigung der inneren Front ging um so leichter von statten, als bald auch die großen militärischen Siege in Italien die Stimmung allenthalben neu belebten und während des Winters Ernährungsschwierigkeiten, wenigstens in Deutschland, nicht eintraten.

Herr Graf Hertling legte sich damals, am 29. November, der Reichstagsmehrheit gegenüber auf jenes Programm fest, als dessen Träger in den Augen der Linken Herr von Rühlmann galt. Das war der Angelpunkt zu Rühlmanns Stellung im Reichstag. Darum war es auch kaum zu vermeiden, daß die Stimmung wieder abzuflauen begann, als die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk jene gewaltsame Korrektur erfuhr, die sich äußerlich an den Namen des Generals Hoffmann knüpfte; auch die großen militärischen Erfolge des abgelaufenen Frühjahrs vermochten sie nicht oder doch nur sehr vorübergehend zu beleben. Die Unerfreulichkeiten des Monats Juni, die sehr grelle Schlaglichter auf die Verhältnisse bei unserem Bundesgenossen an der Donau warfen, schienen sie völlig umzuwerfen. Die nationalen Parteien waren empört durch die Art, wie die Verhandlungen geführt wurden, die Linke dagegen beleidigt, daß wir in Brest-Litowsk nicht ohne weiteres alle von Rußland gewonnenen Faustpfänder herausgaben und die von uns besetzten Gebiete räumten; sie rief nach der Verpflichtung vom 29. November und verwies die Regierung auf die Entschliebung vom 19. Juli, „keine Annerxionen, keine Kontributionen!“ Die Furcht tauchte wieder auf und wurde von der Linken von den Männern, die dem Staatssekretär als befreundet galten, geflüstertlich weitergetragen, daß die Brestler Methoden niemals zum Frieden führen würden. Herr von Rühlmann verlor, als man auf der Linken zu bemerken glaubte, daß er in Brest-Litowsk eine Politik gegen seine Überzeugung führte, an Vertrauen. Dann kam der Friede von Bukarest. Er ist wohl der Gesamtheit des deutschen Volkes unverstänlich geblieben: keine nennenswerte Kriegsentschädigung als Strafe für den gemeinen Verrat Rumäniens, keine Beseitigung des willensschwachen Königs! Herr von Rühlmann aber trat als Träger einer bestimmten Richtung immer mehr in den Vordergrund. Natürlich umgeben von einer eigenartig nebligen Atmosphäre, die die Luft

des Diplomaten ist; sie läßt den Kämpfer selten in scharf umrissenen Linien erscheinen, wo sein Hauptverteidigungsmittel die Verschleierung ist. Kühlmann erschien auch seinen Freunden nicht als der heroische Vorkämpfer für den Vorteil seines Landes, als den sie ihn sich gewünscht haben, sondern als ein verschmitzter und durchaus vorurteilsloser Diplomat, der alle Verhältnisse nur kaltblütig benutzte, um ein eigenes, zunächst nicht klar erkennbares Programm schließlich durchzusetzen, wenn es so weit sein würde. Die Angriffe der alldeutschen Presse ließen das persönliche Element in Kühlmanns Politik noch schärfer hervortreten. Es war bald nicht mehr von der Politik des Reichskanzlers, sondern von der Kühlmanns die Rede. Graf Hertling schien für die auswärtige Politik abgedankt zu haben, wenn er auch wiederholt Gelegenheit nahm zu betonen, daß er allein verantwortlich für die Politik des Reiches sei. Und dann geschah das, was der Diplomat unter allen Umständen vermeiden muß, solange er seinen Zweck nicht erreicht hat: Herr von Kühlmann nahm seine Zuflucht zu einer Demonstration. In der Morgenausgabe der ‚Norddeutschen Allg. Ztg.‘ vom 24. Juni finden wir die Mitteilung von einem parlamentarischen Abend beim Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in der abgesehen von hohen Beamten und Parlamentariern der Linken nur die Professoren Meinecke, Troeltsch, Alfred Weber, Hans Delbrück und Herdner, das sind sozusagen die wissenschaftlichen Träger des Pessimismus in Berlin, aufgeführt sind. Die Tagespresse hatte wohl keine Zeit mehr, diese Rundgebung zu unterstreichen; an anderer Stelle ist sie nicht unbeachtet geblieben. Am 24. Juni deckte dann Herr von Kühlmann seine Karten vollends auf, wie sich nachträglich herausstellte, ohne sich darüber auch nur mit einer dafür amtlich in Frage kommenden Stelle ins Einvernehmen gesetzt zu haben. Die Fühlungnahme mit einem süddeutschen Bundesfürsten, der die Oberste Heeresleitung unterrichtet haben mochte, genügte jedenfalls nicht. Der Herr Reichskanzler wurde vollkommen überrascht, der ‚Vorwärts‘ schrieb jenen empörenden Flaumacher-Artikel.

Herr von Kühlmann ist also nicht eigentlich das Opfer irgendwelcher Intrigen und Gegensätze zu ‚anderen Faktoren‘, sagen wir offen heraus zur Obersten Heeresleitung, sondern seiner eigenen Fehler. Ob nun Ungeduld oder Erbitterung über die Machtlosigkeit der Diplomatie oder andere Gründe Herrn von Kühlmann bestimmt haben, möge dahingestellt bleiben. . . Worüber der Staatssekretär fiel, ist sein offener Versuch, den Willen der Zufallsmehrheit vom 19. Juli 1917 zum allein gültigen zu machen und mit dieser gegen die wirkliche Strömung im Lande, von der Graf Hertling sich vorsichtig tragen läßt, zu regieren.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Herr von Kühlmann zurüdtreten mußte. Sein Verbleiben oder Rücktritt war eine Nervenfrage, die er selbst gegen sich entschieden hat, vielleicht infolge der Erkenntnis, daß er die Kräfte, auf die er sich stützen wollte, überschätzte. Jedenfalls erweckt sein Rücktritt den Eindruck, als habe er einen kühnen Handstreich führen wollen und in seinem eigenen Interesse läge es, wenn dieser Eindruck durch gewisse Ausstreuungen aus dem Kreise seiner Umgebung nicht noch verstärkt würde! War ihm um die Sache, für die er zu kämpfen schien,

so viel zu tun, wie man nach seinem Auftreten glauben sollte, so mußte er versuchen, sich unter allen Umständen im Amt zu halten, wenn er sich seine Stellung auch schon außerordentlich erschwert hatte. Nun Herr von Rühlmann auf seinem sofortigen Rücktritt bestanden hat, erscheint es mir von persönlichen wie von politischen Gesichtspunkten aus unpraktisch, sein Verhältnis zur Obersten Heeresleitung als Hauptursache in den Vordergrund zu rücken, während doch der wirkliche Grund in Rühlmanns Nervenzusammenbruch unter dem Einfluß der in der Großstadtkluft verkümmerten Stimmung der Kreise, mit denen er sich umgab, zu finden ist. Man könnte glauben, daß Herr von Rühlmann, wie er die letzten Wochen sich einem ungehemmten Pessimismus hingab, nun auch bezüglich seiner eigenen politischen Zukunft zusammen mit dem ‚Berliner Tageblatt‘ und der ‚Frankfurter Zeitung‘ à la baisse spekuliere.“

Aus den Erklärungen des Grafen Hertling im Hauptausschusse des Reichstages wurde deutlich, daß Herr von Rühlmann in diesem Augenblicke nicht gehen durfte, daß er vielmehr den Zeitpunkt seines Rücktritts dem Ermessen des Reichskanzlers überlassen mußte. „Eine der wichtigsten Künste, die der Diplomat beherrschen muß, ist die, sein Tun zu verschleiern, um für jede Bewegung, die aus der Richtung der Politik herauschlagen könnte, gedeckt zu sein. Darin hätte der geschiedene Staatssekretär seinen Regierungschef unterstützen müssen. Herr von Rühlmann hat den Reichskanzler im Gegenteile gezwungen, sich noch einmal vor aller Welt auf jenes Programm festzulegen, das, durch die militärischen Erfolge und die Notwendigkeiten längst überholt, Freund und Feind verlocken wird, die Friedensschlüsse im Osten als Provisorien zu betrachten, die jederzeit umgestoßen werden können. Die wiederholte Erklärung des Grafen Hertling über Belgien hat solcher Auffassung besonders kräftige Nahrung gegeben. So vorsichtig sie abgefaßt ist, so klar in ihrer hypothetischen Form, sie ist dennoch geeignet, auf die Stimmung in Belgien ungünstig zu wirken und besonders unter der flämischen Bevölkerung ein Stuzen hervorzurufen, während die Feinde jenseits der Schützengräben in ihr eine Bestätigung des Eindruckes von der wankenden inneren Front, den Rühlmanns Reden am 24. und 25. Juni hervorriefen, finden werden.“

Ein schärferes Urteil, als es sich aus diesen, überaus schonenden Darlegungen selbst herauschält, kann über die „politische“ „Führer“rolle der Reichstagsmehrheit und ihres Geschäftsführers und Vollziehungsbeamten kaum noch gefällt werden. Klare sachliche Richtlinien, Gesichtspunkte, die über den Kirchturm des Parteidorfs, über nebelhafte Hirngespinnste aus verwaschenen, dazu nicht einmal verdauten Theorien hinausreichten, lassen sich auch mit der Lupe nicht entdecken. Dagegen feiern politisches Spießer- und Stammtischheldentum, kindische Rechthaberei, emportömmelinghaftes Auftrumpfen mit der Zufallsmacht einer Zufallsmehrheit wahre Orgien, und die letzten Entscheidungen über die Kriegsziele des deutschen Volkes im Weltkriege werden durch „Nervenzusammenbrüche“ herbeigeführt, — die Frage, ob die Vertretung der deutschen Auslandspolitik den Händen ihres bisherigen Leiters überantwortet bleiben darf oder nicht, ist

eine „Nervenfrage“! Weil aber eine Reichstagsmehrheit im Juli 1917 „die Nerven verloren hat“, wird der deutsche Reichskanzler im Juli 1918 gezwungen, „sich noch einmal vor aller Welt auf jenes Programm festzulegen, das, durch die militärischen Erfolge und die Notwendigkeiten längst überholt, Freund und Feind verlogen wird, die Friedensschlüsse im Osten als Provisorien zu betrachten, die jederzeit umgestoßen werden können“, und eine Erklärung abzugeben, in der die Feinde eine Bestätigung des Eindrucks aus Rühlmanns Reden „von der wankenden inneren Front finden werden“. Nervenzusammenbrüche als Grundlagen deutscher Politik!



## Raft in der Mittagswiese · Von Margarete Bruch

Meine weißbesternte Wiege,  
Wiese, wiege mich von hinnen,  
Bis ich ohne Seele liege,  
Auf zu Wolken fliege ...

Leichter schon als Vögel schweif' ich ...  
Ist das Tod?  
Schmetterling und Fliege streif' ich  
Leicht, von Bitterglut umwohben,  
Nun begreif' ich:  
Ja, ich bin gestorben ...

Ablich steigen,  
Mich mit Ehren zu bestatten,  
Beim Geläut der Grillengeigen  
Rittersporn und Türtenbund  
Nieder von der Matten ...

Meine Stirne zu bekrönen,  
Müht sich eine wilde Rose,  
Noch voll Tau die Blütenhale,  
Zart wie Muttergottesfrau.

Und zwei dicke Kröten-Schwester,  
Schön gekrönte Prachtgestalten  
(Noch verhaßte Wesen gestern),  
Kommen nach der Frauen Weise,  
Leichenschau und Schwaz zu halten.

Aber golden an die Gräser  
Rührt zur Feier meines Todes  
Pan, der große Flötenbläser ...





# Die Mutter

## Legende von Else v. Holtens

**E**ine Seele verließ die Hülle des gebrechlichen Leibes und stieg durch die Nacht empor. Alle Bande lösten sich, Gram und Glück sanken blutlos zurück in die Niederungen der Erde. Die Seele tanzte wie ein verwehter Schmetterling im Wirbel durch Luftströmungen und fand sich am Tor des Himmels wieder. Das stand azurblau in unermesslicher Höhe und Breite im Raum. Über dem ersten Tore wölbte sich ein zweites, darüber ein drittes, über dem entferntere aufbligten, so daß die Seele, geblendet von unermesslichen Ausdehnungen, die Augen schloß.

„Was begehrt du?“ fragte eine Stimme neben ihr. „Mit welchem Rechte suchst du Zeitliche die Ewigkeit?“ Die kleine Seele forschte nach einem inneren Wert, nach einer glänzenden Gabe, die sie rechtfertigen könnte. Dann sank sie zusammen und flüsterte verzagt: „Ich war nur eine Mutter.“

„Bautest du dir schon auf Erden in der Ewigkeit eine Heimat?“ forschte die unerbittliche Stimme weiter.

„Ich weiß es nicht. Ich hatte nie Zeit, daran zu denken“, sprach die geängstigte, kleine Seele.

Und sie sank am Tore des Himmels entkräftet und verbraucht zusammen.

Als sie sich aufrichtete, schritt ein Zug himmlischer Gestalten an ihr vorüber durch das Tor und grüßte sie mit stillem Ernst.

„Das sind die Gebete an den Krankenlagern deiner Kinder“, sprach der Wächter. „Sie zeugen für dich.“ Andre folgten. Sie trugen Kleinodien in den Händen und verneigten sich vor ihr. „Das sind die Schätze stillen Frohsinns, unerschöpflicher Lebenskraft, die du Mann und Kindern gabst. Sie strahlen für dich“, sprach der Wächter mild.

Ein starker Engel schritt aufrecht und allein. Er hielt eine Harfe, die mit Blumen umwunden war.

„Das sind deine ungeborenen Lieder, deine Träume, die du ohne Klage in dir verschloßest, weil deine Pflicht dich zu anderem rief! Dein Genius, der sie hütet, legt sie noch heute nacht in die Hände deines erstgeborenen Sohnes, der an deinem Sarge weint, als unsichtbare Gabe deiner Liebe. Denn du warst eine Auserwählte im Reich der Träume“, sprach feierlich der Wächter.

Glanz brach vor ihnen auf. Die Seele blickte auf eine Erscheinung, die einen weiten, schimmernden Mantel von unbestimmten Farben trug. Aus den Falten, die von milden Lüften bewegt wurden, schienen sie die geliebten Gesichter ihrer Verlassenen anzulächeln. Sie schrie auf. — „Das ist deine Entsagung“, sprach der Wächter, „sie ist die größte deiner Fürsprecher.“ Da wuchsen der Seele der Mutter Schwingen, die sie mit starken Schlägen in das unsterbliche Blau trugen. —





## Clausewitz

**C**lausewitz, der Entente-Generalissimus an der Westfront, schrieb 1903: „Die Preußen verstehen den Krieg, ohne ihn zu führen, sie haben ihn eben studiert.“ — „Wenn ein Sachverständiger sein halbes Leben darauf verwendet, einen dunklen Gegenstand überall aufzuklären, so wird er wohl weiter kommen, als einer, der in kurzer Zeit damit vertraut sein will. Daß also nicht jeder von neuem aufzuräumen und sich durcharbeiten brauche, sondern die Sache geordnet und gelichtet finde, dazu ist die Theorie vorhanden. Sie soll den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen, oder vielmehr ihn bei seiner Selbsterziehung leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld begleiten.“ Diese Auffassung von der Bedeutung und dem bedingten Werte der Theorie, mit der Karl von Clausewitz die Militärwissenschaft auf völlig neuen Boden stellte, gilt heute noch unverändert. Vor 100 Jahren etwa erstand als Niederschlag der Erfahrungen der Napoleonischen Kriege sein geniales Werk „Von Kriege“, das den Krieg nicht nur von seiner militärischen Seite, sondern auch als soziale Erscheinung zu erfassen suchte; auf seinen Grundgedanken beruhten die Feldzugspläne Moltkes, Blumenthals, und beruht noch unsere Heerführung im heutigen Weltkrieg. Seine Auffassung des Krieges als eines „politischen Akts“ ist für die moderne soziologische Betrachtung von grundlegender Bedeutung geworden. Trotzdem ist die Bedeutung von Clausewitz der Allgemeinheit nur wenig bekannt.

Als Zwölfjähriger nimmt er 1792 an der verunglückten Campagne in Frankreich teil, erlebt, selbst tapfer kämpfend, die Schmach von Jena und muß als Adjutant des Prinzen August von Preußen diesem in die Gefangenschaft nach Frankreich folgen. 1809 arbeitet er unter Scharnhorst, der ihm väterlich zugetan ist, im Kriegsministerium und beteiligt sich in russischen und preußischen Diensten an den Freiheitskriegen. Deutschland, Frankreich, Belgien lernt er so aus eigener Anschauung kennen. Das Jahr 1830 ruft ihn von dem unbefriedigenden Verwaltungsposten des Direktors der „Allgemeinen Kriegsschule“ in das Lager der preußischen Observationsarmee als Generalstabschef zu seinem Freunde Scharnhorst nach Polen, wo beide kurz nacheinander von der Cholera hingerafft werden. — Anlage, Schicksal, ideelles Streben schufen ihn früh zum reifen Manne mit dem klaren Wirklichkeitsinn und divinatorischem Blick, dem Ernste der Lebensauffassung und dem leidenschaftlichen Herzen von ungewöhnlicher Tiefe und Zartheit der Empfindung und voll quälender Sorge um Leben und Ehre seines Staates. Aus seinem Schauen und Streben erwuchs ihm die Freiheit des Geistes, die sich von den Ereignissen nicht überwältigen läßt, aus der „inneren Kultur der Seele“ (Scharnhorst) die Höhe der wahren Geistesabendl. Indes darf auch die flüchtigste Andeutung seiner Wesensart der ihm eigentümlichen Scheu vor der Öffentlichkeit, der leichten Verwundbarkeit seines Gemüts nicht

vergessen. Diese Naturanlage mußte sich durch das Mißverhältnis zwischen dem Bewußtsein eigenen Könnens und Schaffensdranges und seiner äußeren Stellung, die ihm niemals eine freie Entfaltung seines Genies gönnte, noch steigern. Scheu vor breitspuriger Philisterplatttheit, lärmender und dabei geistig weit unterlegener Kritik, das Gefühl des „odi profanum vulgus“ hinderte ihn auch, mit seinen Werken vor die Öffentlichkeit zu treten. Manche Arbeiten, von leidenschaftlichem Wunsche eingegeben, auf das Chaos der öffentlichen Meinung lärend einzuwirken, blieben als Rechenchaftsablage für sich selbst liegen und kamen so auch nicht in die Ausgabe seiner Werke, die seine ihm gelstig und seelisch ebenbürtige, in innigster Liebe mit ihm verbundene Frau nach seinem Tode herausgab.

Drei solcher politischen Denkschriften finden sich versteckt in dem 1878 erschienenen „Leben des Generals von Clausewitz“ von Karl Schwarz. Obwohl lediglich für das Tagesinteresse verfaßt, lassen sie doch die „Hauptlineamente“ der historisch-politischen Auffassung von Clausewitz erkennen. Hans Delbrück nennt in seiner damaligen, später in die „Historischen Aufsätze“ aufgenommenen Besprechung des Schwarzschen Buches den ersten dieser Aufsätze ein „Rabinettstück einer politisch-historischen Abhandlung“. Dieses Lob darf auch von den folgenden beiden Arbeiten aus dem Jahre 1830 gelten, in denen Clausewitz die Bedeutung der damals brennenden belgischen und polnischen Frage für seinen Staat darzustellen sucht. Die gewaltsame Lösung Belgiens aus der unnatürlichen Verbindung mit Holland bedeutete im Grund einen Sieg Frankreichs und Gewinn Englands. In der Regelung 1831 zahlte Preußen, welches das 1815 festgesetzte Besatzungsrecht der Maasfestungen verlor, die Zehne. Ueberraschend schnell hatte sich Frankreich nach 1815 erholt und die Expansionspolitik des ancien régime und der Revolution wieder aufgenommen. Der Teilungsplan Polignacs genügt als Beleg. Indes wurden seine aggressiven Absichten durch die werbende Kraft der politischen Ideale verdeckt. England, das sich im Kampf gegen Bonaparte eben die Weltherrschaft gesichert hatte, hielt offiziell an dem alten Gegensatz gegenüber der französischen Gefahr fest; die öffentliche Meinung dagegen neigte großenteils zu Frankreich. Vor allem aber stand das noch nicht gehakte, dafür verachtete, „in seiner politischen Einrichtung so äußerst schwache, in seinen Richtungen so sehr geteilte deutsche Reich“ (Clausewitz) den westlichen Einflüssen offen. Der Vulgärliberalismus bezog Ideen und Ideale aus Frankreich und über sah, daß in den deutschen Mächten trotz aller Lahmlegung der Kräfte „der eigentliche Schwerpunkt des europäischen Widerstandes“ gegen Frankreich lag, und daß die Geburt Belgiens den französischen Gelüsten Tor und Tür öffnete. Dieselbe Verkennung der politischen Tatsachen spiegelt die Polenschwärmerei der damaligen Zeit. „Der Gedanke, daß durch die Herstellung eines selbständigen polnischen Reiches auch Deutschland in Mitleidenschaft gezogen werden müsse“, sagt Brandenburg in seiner „Reichsgründung“, „daß die zu Oesterreich und Preußen gehörigen Teile des alten Polen darnach streben würden, sich diesem Reiche anzuschließen, daß dadurch die deutsche Ostgrenze in erheblicher Weise gefährdet und auch das Deutschthum an der unteren Weichsel und der Ostsee bedroht werden könnte, ist den meisten Liberalen nicht gekommen.“

Clausewitz behandelt diese politischen Fragen rein politisch und bietet mit seiner Auffassung den schlagenden Gegenbeweis gegenüber neueren, so von Endres in „Politik und Kriegführung“ unternommenen Versuchen, eine Theorie von dem unvereinbaren Gegensatz zwischen „politischer und militärischer Denkwiese, zwischen der langfristigen Kunst in der Erfassung von Zuständen und der kurzfristigen militärischen Kunst der Waffentat“ herauszuklägeln. Heute, wo unser Blick auf die wenig erfreuliche Entwicklung der polnischen Verhältnisse und die Grundfrage nach dem Schicksal Belgiens gerichtet ist, verdienen die vergessenen Ausführungen von Clausewitz die weiteste Beachtung. Noch wichtiger als die reizvollen unmittelbar in die Augen springenden Parallelen zwischen dem Damals und Heute erscheint uns der Hinweis auf die gesunde, geschichtspolitische Auffassungsweise seiner Darstellung. Nicht an Wissen, geschichtlichen und politischen Kenntnissen gebricht es ja unserem politisierenden Publikum,

wohl aber an politischem Sinn, politischer Lebenserfahrung und Denkart. Sucht der eine Teil voll Eifer, aber in kleinlichem und so ganz unhistorischem Bemühen die Geschichte ohne Rücksicht auf ihre Bedingtheit für die praktische Politik, gleichsam als politische Milchkuh auszubeuten, so deutet der andere seine Laune als Sachlichkeit oder überfieht in seiner sich selbst so ungemein großzügig, überlegen dünkenden Art, in ästhetisch, ethisch, humanitär-weltbürgerlich gefärbten Nebelwolken die in Volkstum und Nationalstaat wurzelnden Wirklichkeiten des geschichtlichen und politischen Lebens. —

Das Erlebnis des preussischen Existenzkampfes mußte die politische Weltbürgerlichkeit abholde Art von Clausewitz, mußte sein Verständnis für den Friederizianischen Machtstaat noch stärken. Andererseits sahen wir eingangs ein Hauptverdienst seines Buches „Vom Kriege“ in der Forderung, in der Geschichte eine Schule strategischer Denkart, nicht aber ein praktisches Schlüsselbuch zu sehen. Mehr kann die Geschichte auch nicht dem Politiker bieten; denn sie wiederholt sich nie. Ein grundlegender Faktor ändert sich indes in der Abwandlung des geschichtlichen Lebens nur langsam: die geographischen Bedingungen und das mit dem Boden erwachsene Volkstum. Seine Bedeutung mag der Hinweis auf „die Bismarck eigentümliche Art, politische Fragen vor allem geographisch zu betrachten“ dartun. (Haller, „Bismarcks Friedensschlüsse“, 2. Aufl., S. 70.) Schon die Tatsache, daß Clausewitz als strategischer Denker die jeweilige Bedeutung der physischen Grundlagen im Völker- und Staatenleben, damit also die geopolitischen Gesichtspunkte mit in den Vordergrund seiner Betrachtung stellte, sichert seinen Arbeiten Lebensdauer. Er weist auf die unpolitische Taktik der Allierten 1815 hin, die durch Verzicht auf Annexionen zu verhalten hofften, daß Frankreich der Revanchegedanke eingepflanzt werde. Denn selbst das niedergeworfene Frankreich, meint Clausewitz, behalte in seiner Eigenschaft als „sehr homogenes, ungeteiltes, wohlgelegenes, gut begrenztes, reiches, kriegerisches und geistreiches Volk“ seine innere Kraft ungedrohen.

Damit ist indes nur eine Seite seiner geschichtspolitischen Begabung angedeutet. Die lebendige Erkenntnis der Geschichte lehrt ihn im Staatsorganismus gleich Adam Müller „die innige Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des physischen und geistigen Reichtums, des äußeren und inneren Lebens einer Nation zu einem großen, energischen, unendlich beweglichen und lebensvollen Ganzen“ zu sehen, vom Willen zum Dasein, vom Triebe zur Selbsterhaltung und Vergrößerung durchströmt. Daher sucht er die Gegensätze der Völker nicht etwa in Prinzipien, sondern „in der ganzen Summe ihrer geistigen und materiellen Verhältnisse zueinander“. Bewußtes und unbewußtes Streben nach Gegengewichten erhält das Staatensystem im Gleichgewicht; „denn die ganze physische und geistige Natur wird durch Gegensätze im Gleichgewicht erhalten“. Dieser philosophisch vertieften Auffassung des Prinzips der „Mechanik der Macht“ (Hinke) entspricht seine umfassende Betrachtungsweise, welche die geschichtlichen und politischen Ereignisse stets in den allgemeinen Zusammenhang der materiellen und ideellen Macht- und Interessentämpfe stellt. Daher sein Unmut gegenüber der Phylistermanier, dann endlich aufzuwachen und nach „Schulbigen“ zu suchen, wenn man sich selbst unmittelbar in den Strudel gerissen fühle, statt daß man die Entwicklung der Ereignisse verfolgt und sich vorgeesehen hätte, daher auch seine Ironisierung des ästhetisch gefärbten, unpolitischen Doktrinarismus, für den die realen Machtverhältnisse des Staatenlebens nicht bestehen, in dessen Ideologie etwa die reine Demokratie für ein „idyllisches Friedensverhältnis“ bürgt. „Politik“, sagt Steffen in seinem neuesten Buch „Der Weltfriede und seine Hindernisse“, „ist Wille und Handeln. Und in der Politik wollen und handeln stets konkrete Menschen — nicht ‚Prinzipie‘ oder ‚Systeme‘.“ — Die Geschichte enthüllt Clausewitz das Walten des Lebensgesetzes von Freiheit und Notwendigkeit, aber seine wahrhaft historische Denkweise scheut sich, den Sinn all der wahrnehmbaren Kräfte, unter deren Wirken der stets sich erneuernde Vorgang des Wachstums und Vergehens der Staaten sich vollzieht, den Sinn der Imponderabilien des geschichtlichen Lebens auszudeuten. In ihrem Wirken sieht er gleich Ranke „das Geheimnis der Weltgeschichte“.

So umfassend sein Gesichtskreis, stets richtet sich sein Blick unwillkürlich und zielbewußt auf die Frage nach der jeweiligen Bedeutung der politischen Gruppierungen und Wandlungen für die eigene Nationalexistenz. Was Ranke als obersten Grundsatz des Politikers hinstellt, „inmitten des Konflikts der Weltmächte, der idealen sowohl wie der realen, die man nicht beherrschen kann, das eigene Interesse zu wahren und zu fördern“, sehen wir in der Richtung des Clausewitzschen Geistes verwirklicht. Die Ereignisse in Belgien und Polen regen den damals dreißigjährigen Moltke zu lebendig geschichtlich orientierten Arbeiten an. Clausewitz hingegen stellt an den Anfang seiner Aufsätze die Grundfrage: Welche Folgen haben diese politischen Veränderungen für den eigenen Staat? Und bei der Beantwortung kommt ihm ein ungewöhnliches Maß politischer Psychologie und richtiger Einschätzung der Faktoren zufluten, handelt es sich nun um Stärke, Eigenart der Gegner, um die Art des Verhaltens ihnen gegenüber oder um Wertung der Sympathien und Antipathien der öffentlichen Meinung. Von Seiten Rußlands befürchtet er keine feindliche Stellungnahme für die zwei nächsten Generationen, aber darüber hinaus läßt er jede Möglichkeit offen. Auch den Zerfall des europäischen Rußland stellt er mit in Rechnung; Polen hält er für zivilisiert in etwa hundert Jahren. Sehen wir nicht den unbelehrbaren Franzosen des Weltkrieges vor uns, der heute auf Pétain, morgen auf Clemenceau und Foch schwört, wenn Clausewitz schreibt: „Man glaubt nicht, wie hartnäckig der Franzose an der Idee seiner Unüberwindlichkeit hängt, wie leichtgläubig er in den Händen seiner Parteihäupter ist, und wie toll diese, am Abgrund schwindelnd, das Letzte wagen.“ Aber gerade diese außerordentlich feine politische Witterung, nicht die „Schlachtenfreudigkeit“ des Militärs (Bismarck) sagte ihm, daß der Staatsmann in gewissen Lagen den Willen und Mut zeigen müsse, an die ultima ratio der Waffen zu appellieren. —

Karoline von Humboldt schreibt 1813 an ihren Gatten: „Netternich hat wohl nicht die großen Ansichten, die er haben sollte, und mit denen allein er der Zeit gewachsen wäre. . . Du einest mit dem hellsten Verstande die Einsicht, die man nur durch das Gemüt erlangt“, und sie spricht damit treffend eine allgemeine Wahrheit aus. Die kühle Verstandeschärfe des gewiegtesten Politikers kriecht in großen geschichtlichen Augenblicken am Boden, sein Wollen entbehrt der Kraftquelle, wo die auch dem Gemüt entspringende Einsicht, wo der Funke politischer Leidenschaft fehlt. Leicht nehmen die Dinge in der Seele des handelnden Staatsmannes die Gestalt persönlicher Gefühle und Leidenschaften an. (Haller a. a. O., S. 65.) Sie muß er niederhalten, soll seine Politik nicht in die Irre gehen. Oft verwechselt aber die Allgemeinheit die Bändigung der Leidenschaften mit Leidenschaftslosigkeit und überfiehet über der berechtigten Bekämpfung der „Gefühlspolitik“ und chauvinistischer Sentimentalität, daß ohne die große politische Leidenschaft nichts Großes geschieht. Sie birgt als wahrhaft schöpferische Utkraft in sich die Fähigkeit helllichtiger Phantasie; ihr entspringt das Aufgehen der Persönlichkeit in der Pflicht, die großen Zeiten einzig ebenbürtige Geistesverfassung, die Entschlußkraft, in entscheidenden Lagen alles einzusehen, zu siegen oder unterzugehen. „Groß, unbefreiblich groß ist die Zeit,“ schreibt der Verfasser der „drei politischen Glaubensbekenntnisse“ 1808 an seine Braut; „von wenigen Menschen wird sie begriffen; selbst den vorzüglichsten Gelehrten und Weisen unter uns ist sie selten mehr als ein Werkzeug, um irgend ein dunkelvolles System durch sie darzustellen; alles das ist eitles Spiel von Kindern und Toren. Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt sein; ohne Vorurteil soll man sie anschauen und betrachten. Nur in einem Gemüte voll Latkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verklären; unter steter Berührung muß es sein mit Gegenwart und Vergangenheit und unverloren in philosophischen Träumen.“ In dem „Stolz eines glorreichen Unterganges“ sieht Clausewitz das große beherrschende Gefühl in der Natur Friedrichs des Großen und deutet damit gleich Ranke „Großen Mächten“ auf das „innere, moralische, geistige Element seines Widerstandes“ hin.

H. Lindner sagt von der Wiederaufrichtung Preußens, sie sei eine Lehre, was Willen und Wissen im Verein vermögen. Das Schicksal hat es Clausewitz versagt, seine genialen strategi-

schen Fähigkeiten und sein geschichtspolitisches Verständnis in größerem Maß durch die Tat zu erproben. Sich in den Strudel „der unendlichen Konflikte an Interessen und Parteilungen, die seinem Verstand zuwider“ waren, durchzusetzen, dazu war seine Natur wohl zu fein gebaut. Dafür liegt aber in der organischen Verschmelzung realpolitischer Denkens, Wollens, Fühlens mit der Reiz, der von seiner sympathischen Persönlichkeit ausgeht. —

Dr. Ernst Bender, 1. St. im Felde



## Abel

Die „Alldeutsch!“ nennt sich ein Buch von Richard Prekell, das soeben erschienen und durch die Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, zu beziehen ist. Es ist ein so ganz eigenwüchsiges persönliches Buch, daß der Verfasser sicher nicht auf ungeteilte Zustimmung auch der seiner Gesinnung nächstverwandten Kreise rechnen wird. Aber soll es darum und weil es den Mut hat, auszusprechen, was ihm nur viele Feinde, wenig offene und aufrechte Freunde gewinnen kann, totgeschwiegen werden? Nein, eben um seiner Tapferkeit willen, der bei uns leider so selten vertretenen „Bivilturage“, sei hier darauf hingewiesen und als Probe für die Art des Verfassers das Stück über den Abel wiedergegeben — ohne jedes Urteil für oder gegen. Es stammt aus dem Sommer 1916:

Im Abel und im freien Bauerntum, die die gleiche Wurzel haben, ruhen Werte, deren das Vaterland nicht entraten kann, ja an denen es sich vielleicht noch einmal aufrichten und erneuern kann. Nötig ist aber, daß wir unsern Wert und Unwert richtig erkennen, uns reinigen von dem Wesensfremden, was wir teilweise über uns haben Macht gewinnen lassen.

Die ursprünglichen Tugenden des Junkers oder preußischen Abels sind wohl wesentlich folgende: Er hat sein eigentliches Interesse hinter dem des Staates und Volkes zurücktreten lassen und bei magersten Gehältern und Pensionen die zuverlässigsten Staatsbeamten, ja Staatsmänner und Offiziere gestellt. Wenn er dafür auch wenig Dank erntete, und sehen mußte, wie manche seiner Fürsten stiller Aufopferung und Pflichttreue die Anerkennung versagten, er murrte nicht.

Aber es gab hier doch immer eine Grenze. Die hohen Eigenschaften, die er betätigte, waren die Zeichen des dem Könige ergebenen treuen deutschen Dieners im Sinne des ritterlichen Gefolgsmannes, der unter Umständen dem König gerade dann die treuesten Dienste tut wenn er ihm widerspricht und den Gehorsam verweigert auf Wegen, die König und Vaterland in den Abgrund führen. Wenn wir nach oben schauen, so können wir dies mit gutem Gewissen nur dann, wenn wir in unserer Weltanschauung, unserer Erabition, unserer Würde ruhen. Es ist nicht damit getan, daß wir uns als gehorsamste Diener empfehlen. Oder fürchten wir die Monarchie zu gefährden, wenn wir als freie deutsche Männer vor den König treten? Sie ist im Gegenteil dann gefährdet, wenn wir dem starken und zielbewußten Willen, der hinter unseren Feinden, der Demokratie und der Internationale steht, nichts entgegenzusetzen haben als eine stumpfsinnige, tatenlose Königsgefolgschaft, die dem Königswagen blindlings nachreitet, auch wenn sie sieht, auf dem Rutschbod sitzen des Fahrens Unkundige.

Wo waren denn bis jetzt unsere Versuche, diese Fahrer vom Boock herunterzureißen? Der Landtag hat einmal angefehrt zur Tat; aber als der Reichskanzler die Herren zu sich befohl und ihnen, wie ein Schweizer Blatt sich ausdrückte, den Kopf wusch, da sanken sie zusammen und erklärten: die Resolution sei keineswegs als Mißtrauensvotum gegen ihn aufzufassen, im Gegenteil, sie sei als Stütze für ihn gemeint gewesen.

Und wo war bis jetzt eine Aktion, in der der preußische Abel gemeinsam und geschlossen vor seinem König trat: „Majestät, so geht es nicht weiter!“ Mir ist von einem einzelnen Schritt

bekannt: Die Eingabe des Fürsten Salm an den Kaiser. Sie war von Bürgerlichen veranlaßt und die Unterzeichner waren zu 60 % Bürgerliche.

Wenn der Abel vom völkischen Standpunkte aus als Element der Ruhe und Stetigkeit zum Festhalten des Typus beiträgt, so darf diese Ruhe nicht zum involenten Schlafe werden, der zum Untergang führt: zumal in Zeiten demokratischer Hochflut. Die Pflicht des Königsdieners ist beim Abel verbunden mit den Pflichten des Führers, Wächters und Kämpfers, des Vorkämpfers. Ein solcher wartet nicht immer auf den Befehl, der ihn ruft, sondern in Zeiten des Sturmes tritt er ungerufen hervor.

Wo bleiben die abligen Vorkämpfer unseres Volkes in dieser schweren Zeit? . . . Wenn noch einmal in der Weltgeschichte dem deutschen Abel Gelegenheit geboten ist, sich als Führer der deutschen Nation zu bewähren, so ist es jetzt. Erweist er jetzt nicht seine Existenzberechtigung durch die Tat, verharret er in seiner Passivität, dann gibt er den Demokraten recht, die ihn schon lange als eine veraltete, der Existenzberechtigung entbehrende Einrichtung hinstellen; dann gräbt der Abel sich selbst sein Grab, in das ihn hineinzulegen Hände genug bereit sind, auch Hände, die sehr hohe Amtesiegelringe schmücken.

Was wird unser Abel einst zu sagen wissen, wenn ihn das deutsche Volk fragt: „. . . Ein schwacher Staatsmann hat sich die einzige wirksame Waffe, die wir gegen unseren schärfsten Feind hatten, entwinden lassen, und ihr habt ihm nicht gewehrt! Der einzige Mann der Regierung, der eures Charakters war, wurde von Händlern angegriffen und ihr habt ihm nicht geschützt. Den einzigen Standesgenossen von euch, der mit seiner Selbsteckkraft die herrliche Waffe der Zepeline geschaffen hat, hat man zur Seite geschoben, und ihr habt ihm nicht geholfen!“

„Ja, wir haben doch nichts machen können!“ werdet ihr entgegnen. Wirklich? Habt ihr alles getan, was ihr tun konntet? Seid ihr einmal vor den Reichstag getreten und habt erklärt: „Wir können nicht verantworten, einen Milliardenkredit für die Kriegsführung zu bewilligen, solange wir eine Zivilregierung haben, von der wir glauben, sie wird uns um alle Früchte des mit diesem Gelde zu erringenden Sieges bringen?“ Habt ihr den Mut gehabt, je einem Minister den Etat zu verweigern, von dem ihr alle überzeugt seid, er ist seinem Amte in keiner Weise gewachsen? „Aber das hätte doch einen fürchterlichen Skandal gegeben!“ Seid ihr dessen sicher? Vielleicht hättet ihr die ganzen Nationalliberalen, die deutsche Fraktion und den abligen Teil des Zentrums mit euch gerissen und wäret mit einem Schlage wieder Führer des Volkes geworden. Seht, es lechzt nach einer befreienden Tat und nach Führern. Und wenn es nichts als einen Skandal gegeben hätte; ihr hättet eure Pflicht getan. Ist Angst vor einem Skandal, der sich an Pflichterfüllung anknüpft, Sache des Abels?

„Aber unser Parteiinteresse hätte gelitten.“ Euer Parteiinteresse? Es handelt sich um König und Vaterland! Ist da Sorge um Parteiinteresse Sache des Abels? Und wenn die Partei darüber zugrunde ginge! Aber sie würde es nicht tun; im Gegenteil, sie würde weite Kreise zurückgewinnen, die wegen ihrer nationalen Schlappheit und Vorkriecherei der Partei- und Wirtschaftsinteressen von ihr abgefallen sind, und nichts schädigt eine Partei mehr als untätiges Versagen. Es wäre ein ehrenvoller Untergang und kein allmähliches Erstickenwerden im Sumpf der jüdischen Demokratie, in den sie jetzt hineinsteuert.

Aber der Eindruck im Auslande! Und wenn er ungünstig wäre, ist Furcht vor dem „Eindruck im Auslande“ Sache des deutschen Abels, wollen wir König und Vaterland zugrunde gehen lassen, daß das Ausland „einen guten Eindruck“ hat? Selbstmord aus Furcht vor dem Tode begehen?

Aber das Ausland würde dadurch den Eindruck der Uneinigkeit haben, „eines sich zerfleischenden deutschen Parlaments, und das würde die Sache des Vaterlandes schädigen“. Zum Teufel noch einmal! Laßt doch das Ausland „Eindrücke“ haben, wie es mag! Entweder wir schlagen unseren Feind oder wir schlagen ihn nicht. Jeder andere „Eindruck“ als der der Waffen ist gänzlich gleichgültig; wegen unserer angeblichen „Einigkeit“ schließen sie keinen

Tag früher Frieden. . . Kein Mensch im Auslande glaubt an Einigkeit zwischen Westarp und Liebknecht, Heydebrandt und Müller-Meinigen. Jedes Kind im Auslande weiß von den großen Parteien der Annexionisten und Antiannexionisten, in die Deutschland gespalten ist. Bis jetzt ist der Eindruck im Auslande: Die Deutschen haben wadere Feldherren, gute Soldaten, vorzügliche Techniker und im übrigen ist sich die Bevölkerung in nichts einig als in unergündlicher Schwächlichkeit gegenüber dem Auslande und der eigenen Regierung.

Um nun von den großen Mitteln der Etats- und Kreditverweigerung zu den kleineren überzugehen: Warum tritt der Abel und seine Vertretung nicht für Abschaffung der politischen Zensur sein? Aus Angst vor der Sozialdemokratie? Warum setzt er sich nicht mit aller Kraft für Freigabe der Kriegszielerörterung ein? Wiederum aus Angst vor der Sozialdemokratie und dem Eindruck im Auslande?

Darf Angst das Leitmotiv für den deutschen Abel sein? Weiß er nicht, daß die Handhabung dieser Zensur des Burgfriedens, des Kriegsziels und der Kritikverbote nur der Sozialdemokratie und der Internationale zugute kommt? Daß er sich mit der Unterstützung der Regierung in diesen Fragen mitschuldig macht, wenn die Kriegsziele der Sozialdemokratie und der Internationale Wirklichkeit werden und Deutschland in der dann kommenden roten Flut ertrinkt?

Um es wieder und wieder zu betonen: König und Vaterland sind in Gefahr! In allerhöchster Gefahr! Warum treten die Konservativen nicht hervor mit dem Antrag, die politische Zensur aufzuheben? Der halbe Reichstag, wenn nicht der ganze, würde ihnen folgen. Es ist eins der wenigen noch verfügbaren Mittel, um den immer schneller dem Abgrund zurollenden Wagen aufzuhalten. Gewiß wird ein erbitterter Kampf im Innern des Landes ausbrechen. Aber ist es besser, den Wagen kampflös „in Einigkeit“ abstürzen zu lassen, als noch in letzter Stunde — soweit sind wir — das Äußerste zu versuchen, ihn zu retten? Seit wann ist es die Art des deutschen Abels, den Kampf zu scheuen? Tut er es, so geht er mit Recht zugrunde, und er wird der erste sein, den die rote Flut ertränkt. Für lendenslahme Kompromißanträge in der U-Boot- und Zensurfrage, die das Papier nicht wert sind, darauf sie geschrieben, sollte sich der deutsche Abel und seine Partei zu gut sein!

Nach überkommt jedesmal ein tiefes Schamgefühl, wenn sich Reichstagsvertreter unseres Standes beklagen, sie seien in ihrer Wirksamkeit durch die Zensur gehemmt. Warum wehren sie sich nicht? Sie tun ja nicht einmal das, was unter Geltung der Zensur geschehen kann!

Vor mir liegen das Liebig'sche Buch, die Marinebriefe, die Schäferschen Eingaben, liegen Hunderte von unter der Hand verbreiteten Kriegsschriften, die fast alle aus anderen Lagern stammen, als aus dem unsern. Wo bleibt da die Führerschaft des Abels? Wo ist seine Unterstützung mit Geld und anderen Mitteln? Aber das ganze Reich haben sich heute schon Organisationen verbreitet, die im vertraulichen Kreise die Kriegsziele erörtern — was wird darin unter uns geleistet? Der Bund der Landwirte ist ja an einer der Organisationen beteiligt; aber ausgegangen ist auch diese nicht von ihm.

Abgesehen von der eigenen Tätigkeit ist es Pflicht jedes verantwortungsbewußten führenden Abels, die Kräfte im Volke, die in gleicher Richtung arbeiten, herauszufinden und zu unterstützen, sich zu verbinden mit den Deutschen, mit unseren eigentlichen Brüdern, die sonst in unserem Volke leben und an seinem Heile arbeiten. Da er sich im Vergleiche zu ihnen meist in unabhängiger und freier Lage befindet, erwächst ihm die vermehrte Pflicht zur Arbeit für die Allgemeinheit, zu um so furchtloserem Eintreten für das, was wir als Männer und Deutsche als recht und richtig erkannt haben.

Außer dem Stande der Junker gibt es nur noch einen in Deutschland, der sich gleicher Ungnade des B-Systems und gleicher Anfeindung des Berliner Tageblattes und der Frankfurter Zeitung erfreut wie er: der Alldeutsche Verband. Die gleiche Feindschaft allein, mit der man ihm begegnete, hätte uns auf ihn aufmerksam machen müssen. Wir waren empört und entrüstet über die Verleumdungen der Junker, die jene Blätter täglich brachten; aber die



Verleumdungen des Alldeutschen Verbandes haben wir ruhig auf uns wirken lassen. Es sitzen dort keine verfertigten Phantasten, sondern kluge, real denkende Männer, die allerdings keiner Clique angehören, dafür aber eins über alles stellen: die Wahrung der deutschen Ehre, die bei vielen, die sich Realpolitiker nennen, jeden Kurs verloren hat.

Warum haben wir ihn nie unterstützt; warum unterstützen wir ihn heute noch nicht? Gehört nicht auch das zu den wichtigsten Aufgaben des echten Adels, das Wertvolle zu fördern, wo immer er es findet? In allen den Vereinen, die vom jüdischen Großkapital unter Führung einiger Reglerungsvertreter gegründet werden, finden sich seine Namen zahlreicher als in den unabhängigen nationalen Vereinen.

Der Junker sieht und erkennt nicht die starken und tiefen idealen Strömungen unseres Volkes. Hindern ihm vielleicht daran die bisher freieren, abgeschlosseneren Verhältnisse des Landlebens, in denen er seine natürlichen Instinkte, sein Rückgrat, seinen Stolz besser wahren konnte, wie mancher vom modernen Leben vielfach abhängige Stadtbewohner oder Beamte? Aus der Freiheit, die er jetzt noch besitzt, sollte er den Antrieb herleiten und die ehrenvolle Pflicht, eine Brücke zu schlagen zu seinen kämpfenden Brüdern. Von diesem gemeinsamen Kampfe wird dann viel, sehr viel abhängen für das Wohl des Vaterlandes. Er hat alle ihm an sich nahestehenden „Intellektuellen“ allzulange von sich ferngehalten; teils aus Hochmut, teils aus falsch verstandenem Eigennutz. Seine Macht wäre heute schon infolge des Mangels an intellektueller Stütze erschöpft, wenn ihm nicht die wirtschaftlichen Elemente im Bund der Landwirte einigen Ersatz zugeführt hätten. Doch unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt allein kann man auf die Dauer weder eine Partei erhalten, noch Politik im großen Stile treiben. Und beides braucht heute der Adel, wenn er eine Macht bleiben will. Die Macht an sich ist nicht böse. Wer zu ihr berufen ist, sie aber nicht zu behaupten, ja nicht einmal um sie zu kämpfen wagt, der wird schmachvoll zugrunde gehen; und das mit Recht.

Wenn wir unsere Herrenrechte behaupten wollen, so müssen wir mit ihnen die Entwicklung unserer Herrentugenden verbinden in dem Bewußtsein, für die leibliche und seelische Beschaffenheit unseres Volkes, sowie für seine Erziehung verantwortlich zu sein. Wo zeigen sich diese Tugenden heute im Krieg? Täte unser Adel seine Pflicht, so müßten sie sich, gerade in der Politik, klarer zeigen als je vorher. Dem objektiven Beobachter muß das ganze politische Leben dieser Tage den Eindruck eines eintönigen Grau erwecken, in dem Konservatismus, Nationalliberalismus, Zentrum, Freisinn, Junkertum, Bürgertum, Judentum und katholische Kirche ineinander verschwimmen. In manchen Kompromissen stecken auch noch Scheidemann und Liebknecht. . .

Durch Paktieren mit den Feinden, durch Versuche der Anpassung an ihn verlieren wir nicht nur Würde und Ehre, sondern auch die Macht, die in unsere Hand gehört, solange wir an sie den sittlichen Maßstab legen und sie maßvoll handhaben. Wenn man ein Gebetbuch in ein Butterpapier wickelt, wird nie das Butterpapier fromm, sondern das Gebetbuch fleckig, hat einmal Panizza gesagt.

Mögen wir rechtfertigen, was Nietzsche sagt — wer kennt sein Werk unter uns? —: „Die Zukunft der deutschen Kultur ruht auf den Söhnen der preussischen Offiziere. Bauernblut ist noch das beste in Deutschland und der märkische und preussische Adel und der Bauer gewisser norddeutscher Gegenden enthält gegenwärtig die männlichsten Naturen, und daß die männlichsten Naturen herrschen, ist in der Ordnung.“

Sie müssen ihre Männlichkeit aber auch betätigen. Ein großer Teil der altpreussischen Lande ist in seinen Händen, und der von ihm beeinflusste Teil der Bevölkerung ist der einzig wirklich zuverlässig königstreu im alten Sinne des Wortes. Heute noch.

Heute ist der Adel noch eine Macht. Er gebrauche sie; noch ein kleines, und es wird zu spät sein!



## Die Berliner Akademie der Wissenschaften und Bismarck

**A**uf Ersuchen des preussischen Kultusministers hat die Berliner Akademie der Wissenschaften ein Gutachten zu den Verdeutschungen im preussischen Staatshaushalt erstattet. Dieses Gutachten läuft auf eine Verteidigung des Fremdworts hinaus. Die Akademie beruft sich für ihre Stellungnahme am Schluß ihres Gutachtens u. a. auch auf Bismarck mit der Behauptung, er sei „puristischen Bestrebungen wenig geneigt gewesen“. Diese allgemeine Wendung, die durch Belege nicht erläutert wird, nimmt sich in einem wissenschaftlichen Gutachten seltsam aus. Vielleicht meint die Akademie, Bismarcks bekannte Ausdrucksweise sei genügend Beweis für ihre Behauptung von Bismarcks Stellung zu „puristischen Bestrebungen“. Dem ist aber nicht so. Auch hier ist leider wie jetzt so oft im politischen Meinungskampfe Bismarck als Schwurzeuge angerufen worden, ohne daß man für nötig gehalten hat, sich mit ihm vertraut zu machen. In einem Gespräch mit seinem wackeren Schildknappen Hermann Hofmann über die Puttkamersche Rechtschreibung kam die Rede auch auf die Fremdwörter: „Etwas anderes“, fuhr Bismarck da fort, „ist es, Fremdwörter zu übersetzen oder durch ein deutsches Wort auszudrücken. Ich selber kann mich zwar nicht mehr daran gewöhnen, aber ich gebe bereitwillig zu, daß es nichts Auffallendes oder Störendes hat, wenn man z. B. statt Ruvert Briefumschlag sagt.“ Wie kann man angesichts dieser Äußerung behaupten, Bismarck sei „puristischen Bestrebungen wenig geneigt gewesen“? Deutlich hört man aus diesen Worten vielmehr sein Bedauern heraus, daß es für ihn zur Überwindung einer Angewohnheit zu spät war. Hofmann spricht noch an einer andern Stelle von Bismarcks auffallender Vorliebe für Fremdwörter; und er meint, daß Bismarck viel Fremdwörter gebrauchte, „lag nicht nur an den Gewohnheiten des diplomatischen Amtes, sondern auch daran, daß er wie alle seine Zeitgenossen eine Erziehung hatte, die auf den Gebrauch fremder Sprachen und Ausdrücke, namentlich der französischen, hinleitete. Was man in der Jugend immer vor Augen und Ohren gehabt, das bleibt einem als Gewohnheit bis zum späten Alter anhaften.“ Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Hofmann hier Gedanken wiedergibt, die Bismarck selbst — vielleicht öfter — geäußert hat.

Man kann also der Akademie der Wissenschaften, genauer dem für die Abfassung jenes Gutachtens verantwortlichen Herrn den Vorwurf nicht ersparen, daß Bismarck recht leichtfertig als Schwurzeuge zitiert worden ist.

Es ist ja gewiß sehr hübsch und löblich, daß man sich heute Bismarcks mehr erinnert als früher und lebhafter das Bedürfnis empfindet, sich auf seine Autorität zu stützen. Aber dann soll man sich auch die Mühe nehmen, den Mann, sein Werk und seine Worte, kennen zu lernen, ihn zu studieren. Sonst mißbraucht man seinen Namen und „blamiert“ sich.

Hans Haefde



## Noch ein Jesus-Oratorium

**M**an wird es als ein Zeichen der Zeit ansehen dürfen, das Aussicht auf Überwindung des künstlerischen Tiefstandes der letzten Jahrzehnte gibt, wenn jetzt mehrere Musiker sich an die künstlerische Behandlung des Lebens Jesu wagen und mit diesen Werken Beachtung finden.

Nachdem im ersten Maiheft auf das bedeutsame Werk Gerhard v. Reußlers hingewiesen worden ist, sollen die folgenden Zeilen zur Beschäftigung mit dem Oratorium „Jesus“ (Vorspiel und zwei Teile) von Paul Gläser anregen, das bei C. F. Kahnt in Leipzig erscheint.

Das Werk ist ein erfreuliches Zeugnis dafür, daß in den sächsisch-thüringischen Kantoren, die seit den Zeiten der Reformation dem deutschen Volke die größten Meister evangelischer Kirchenmusik geschenkt haben, der alte Schöpfergeist noch lebendig ist, daß das Vorbild Bachs in ihnen weiter wirkt und daß der geistige Zusammenhang mit der alten Kunst, der in diesen Kreisen nie zerrissen worden ist, die rechte Grundlage für eine entwicklungsfähige Zukunft geschaffen hat.

Mit Recht hat ein ernsthafter deutscher Kritiker jüngst bei der Besprechung einer Aufführung neuer Kirchenmusik betont, daß trotz aller Weiterbildung der Kunst gerade in der kirchlichen Musik der Aufbau auf einem festen Grunde überaus wichtig sei. Luftschlöffer sind nirgends weniger am Platze als da, und etwas Ordentliches gelernt zu haben ist die erste Voraussetzung für das Gelingen großer kirchlicher Werke.

Gelernt hat Paul Gläser, der als Kantor in dem sächsischen Mittelstädtchen Großenhain wirkt, alles, was ein Kirchenmusiker braucht. Seine musikalische Sakkunst ist ausgezeichnet, seine Behandlung der Solo- und Chorstimmen geradezu ideal. Wenn man erlebt, wie sündhaft moderne Komponisten mit den Singstimmen umgehen, um nur zu erreichen, daß die Geschichte dann doch nicht klingt, kann man nicht genug rühmen, wie gesangsmäßig Gläser schreibt und wie herrlich dieser natürliche Gesangstil klingt. Das Sopran- und Baritonsolo des Wertes gehören zu den Aufgaben, um die sich gesunde Stimmen reizen werden wegen der herrlichen Wirkungen, die sie damit erzielen können. Und für Chöre gibt es kaum Dankbareres zu singen als dieses Oratorium. Daß auch der Orchesterklang blühend und reich und natürlich ist, sei nur erwähnt.

Die Hauptsache ist: das Ganze ist echte Kirchenmusik. „Was ist echte Kirchenmusik?“ fragte der bereits erwähnte Kritiker. Ohne Gläser's „Jesus“ zu kennen, gab er darauf eine Antwort, die gleichzeitig als treffendste Kennzeichnung der Gläser'schen Musik gelten kann. Er antwortete: „Eine Musik von innerer Kraft, die Kunst und Volkstümlichkeit verbindet, überzeugend durch Ungewöhnlichkeit im Ton und im Können, kernig und gemütsreich im Ausdruck.“

Wie schwer die Verbindung von Kunst und Volkstümlichkeit ist, beweist uns die Tatsache, daß es je länger je mehr an neuen Werken auf allen Gebieten fehlte, die diese Forderung erfüllen. Wie glänzend Gläser sie erfüllt, wird jede Aufführung seines Wertes von neuem beweisen.

Die evangelische Kirchenmusik ist der Heimathoden, auf dem er erwachsen ist, und er schuf sein Werk aus innerer Notwendigkeit. Darum, daß es leben wird, braucht uns demnach nicht bange zu sein; aber daß es so bald als möglich überall zu klingendem Leben erweckt werde, das wäre wünschenswert. Denn die Beschäftigung mit dieser Musik kann in vielen Tausenden von Sängern, die dies Oratorium in Choraufführungen mitsingen, wieder das rechte Gefühl für wahrhaft gesunde deutsche Musik weden helfen, kann das Verlangen nach einer Kunst stillen, die den ganzen Menschen erfasst und in den Tiefen des Gemüts Kräfte erweckt, die leider vielfach geschlummert haben und abgestumpft worden sind.

Daß das Werk dazu imstande ist, dankt es nicht nur seiner Musik, sondern vor allen Dingen seiner ganzen Anlage, seinem Aufbau.

Auch das Bauen, das Gliedern, das man in früheren Jahrhunderten können mußte, wenn man überhaupt als Künstler gelten wollte, und dessen Gesetze jedem von Jugend auf in Fleisch und Blut übergingen, haben unsere Modernen in allen Künsten ja gründlich verlernt. Aber all dem Geschwätz von Impressionismus und Expressionismus und ähnlichen Tagesphrasen hat man vergessen, daß alles, was nicht umfallen soll, auf festen Seimen stehen und wohl gegründet sein muß, und muß nun oft erleben, daß alle die sogenannten Kunstwerke, die man in kindlicher Unbeholfenheit zusammenleimt und -kleistert, keinen Halt haben und vom ersten Sturm der Wirklichkeit über den Haufen geblasen werden.

Gläser ist altmodisch. Er hat einen Plan, er hat Grundsätze und Stilbewußtsein. Er wählt von den verschiedenen Möglichkeiten, Jesu Wirken in einem großen musikalischen Kunstwerk darzustellen, eine aus und bleibt dann fest auf seinem Wege ohne Stilmancherei und Fließwert.

Nicht nur, um den Vergleich mit Bach zu vermeiden, verzichtet er auf einen Erzähler. Weil er ein geborener Dramatiker ist, nimmt er an Stelle des epischen Berichts eine rasche Folge von Szenen, in denen alle Personen unmittelbar handelnd auftreten, und fügt zwischen die einzelnen Abschnitte (etwa nach Art der Trauerspiele der alten Griechen) Ruhepunkte ein, die lyrische Betrachtungen zur Vertiefung der angeschlagenen Stimmungen geben.

Bei der ganzen Anlage seines Oratoriums zeigt er überall das natürliche Gefühl für Sicherung und Wirkung des Aufbaus. Man steht vor dem Gesamtkunstwerk wie vor einem Bauwerk aus der alten Zeit, dessen Teile im rechten Verhältnis zueinander stehen und sich gegenseitig stützen und steigern.

Ich muß, um nicht unnötigerweise kostbares Papier zu verbrauchen, darauf verzichten, meine Behauptungen im einzelnen zu beweisen. „Unnötigerweise“ glaube ich sagen zu dürfen, da ich hoffe, daß, wer Verlangen nach einem neuen kirchlichen Kunstwerk hat, sich veranlaßt sehen wird, meiner Worte Richtigkeit durch Vergleich mit dem eigenen Eindruck des Werkes zu prüfen.

Gerade unter den Lesern des „Fürmers“ werden wohl viele das Werk lieb gewinnen und dafür sorgen, daß es in den deutschen Städten heimisch werde.

Es ist auch kleinen Städten zugänglich und sollte vor allen Dingen da sich fest einbürgern, wo sich von Werken wie Bachs Passionsmusiken doch nur unzulängliche Aufführungen ermöglichen lassen. Ich möchte aber mit dieser Bemerkung ja keine Unterschätzung des Wertes als eines etwa nur für Kleinstädte geeigneten veranlassen.

Selbst der hervorragendste Chor in den deutschen Großstädten wird sich der (übrigens ungemein dankbaren) Aufgabe, dieses Werk in aller Pracht erklingen zu lassen, nicht zu schämen brauchen.

Dr. Georg Göhler



## Deutscher Kunstschutz?



Bei den letzten Beratungen des Kunsthaushalts im preußischen Abgeordnetenhaus ist des breiten über den Schutz des in Deutschland vorhandenen Kunstbesitzes gegen Abwanderung verhandelt worden. Nur ungern verzichtete man auf ein Gesetz, das sogar den privaten Besitz erfassen sollte. Um so überraschender und peinlicher wirkt unter diesen Umständen die Nachricht, daß gerade jetzt ein Stockholmer Sammler ein Meisterwerk aus Rembrandts später Zeit, das Frauenbildnis mit dem Hunde, das dem Kolmarer Museum gehörte, erworben hat. Es ist also da eines der schönsten Werke Rembrandts, das

man in öffentlichem deutschem Besitz ganz sicher glaubte, verhandelt worden. Die „Kunstchronik“ bemerkt zu dem Fall: „Es hätte wohl in einem solchen Falle, wenn denn zwingende Gründe vorgelegen haben sollten, zum Verkaufe zu schreiten, der Versuch gemacht werden müssen, das Wert für Deutschland zu erhalten. Man hat gesehen, wie in England durch öffentliche Subskription Meisterwerke besonderen Ranges vor der Abwanderung nach dem Auslande bewahrt wurden, und es hätten sich wohl auch in diesem Falle Mittel und Wege finden lassen, einen unersehblichen Rembrandt für Deutschland zu retten. Dieses Bild ist aber nicht das einzige Stück, das die Stadt Kolmar aus ihrem Kunstbesitz veräußert hat, da gleichzeitig das ausgezeichnete Specksteinrelief Friedrich des Schönen von der Pfalz, ein Hauptwerk von Dauber, verkauft wurde. Als Käufer wird der Kronprinz Rupprecht genannt. Dies gibt vielleicht den Schlüssel dafür, daß die bayerische Regierung, die seit Jahresfrist die Kolmarer Kunstwerke in ihrer Pinakothek gewissermaßen in Schutzhaft hat, die Erlaubnis zur Herausgabe des Rembrandt aus der Pinakothek gegeben hat. Das Dauber-Relief ist wenigstens in Deutschland geblieben; weshalb machte aber der Statthalter von Elsaß-Lothringen, ohne dessen Erlaubnis die Stadt nicht verkaufen durfte, weshalb machte die bayerische Regierung nicht zur Bedingung, daß der Rembrandt wenigstens nur an ein öffentliches Museum in Deutschland verkauft werden durfte? Den Statthalter und vielleicht selbst die Stadtverwaltung hat man wohl dadurch zu dem Verkauf bewogen, daß ein Paar kleine Holzfiguren, die zum Hohenheimer Altar gehörten, von dem Käufer des Rembrandt im Tausch angeboten wurden. Aber was bedeuten diese beiden derben Hirtenfiguren, die keineswegs etwa Arbeiten von Grünewald sind, neben einem Rembrandt, obendrein einem Hauptwerk des Künstlers! Wenn unsere Behörden mit solchem Beispiel vorangehen, wie konnten sie daran denken, ein Kunstausfuhrgesetz in Aussicht zu nehmen!“

Nachträglich veröffentlicht die Korrespondenz Hoffmann eine Erklärung der Direktion der Kgl. Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, der zu entnehmen ist, daß die Kolmarer Stadtvertretung das Bild auf Grund des Angebots einer Münchener Kunsthandlung veräußerte. Das Bild sei erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts nach Kolmar gekommen, sei in der rein elsässischen Sammlung wenig am Platz gewesen und der jetzige Verkauf habe die Erwerbung einer geschlossenen Sammlung elsässischer Altertümer möglich gemacht, deren Abwanderung zu befürchten war. Von dem Verkauf des Rembrandt-Bildes nach Stockholm habe man erst viel später Kenntnis erhalten, es war beabsichtigt, das Bild in Deutschland unterzubringen.

Ob die in Frage kommenden amtlichen Stellen diese Erklärung wirklich als eine Entschuldigung für das unbegreifliche Vorkommnis auffassen? Wie konnte man dem Händler die Möglichkeit zu einer so heimlichen Abschiebung lassen? Aberhaupt! Man betont sonst überall die Verantwortlichkeit der Behörden gegen die Öffentlichkeit. Museen sind ein Volksbesitz, selbst wenn die Eigentumsverhältnisse in einzelnen Fällen anders liegen sollten. Zugegeben, daß bei Ankäufen eine vorherige öffentliche Behandlung schädlich sein könnte, Verkäufe wichtiger Kunstbentmäler dürften keinesfalls heimlich vorgenommen werden. St.





## Der Krieg

**N**uch die nachträgliche Veröffentlichung der Ausführungen des Grafen Hertling vom 11. Juli über Belgien haben nicht vermocht, die schädigende Gesamtwirkung der hoch-amtlichen Rundgebung aufzuheben. Daran kann heute leider nicht mehr gezweifelt werden. Wohl findet sich in diesen Ausführungen der Satz: „Wir müssen uns in den Friedensbedingungen dagegen sichern, daß, wie ich es schon früher ausgedrückt habe, Belgien nicht wieder das Vormarschgebiet für unsere Feinde wird, nicht nur in militärischem Sinne, sondern auch in wirtschaftlichem. Wir müssen uns dagegen sichern, daß wir nicht nach dem Kriege wirtschaftlich abgeschnürt werden.“ So richtig das ist, — doch zeigt sich hier, wie die „Deutsche Tageszeitung“ leider feststellen darf, wieder der alte, in unseren Kriegszielbestrebungen so häufige Zwiespalt und Widerspruch: „Das Ziel wird richtig bezeichnet, aber die Mittel, durch die allein es erreicht werden kann, werden entweder abgelehnt oder bleiben unklar. Belgien wird sich in diese für das deutsche Ziel erforderlichen Bedingungen nur fügen, und gar auf die Dauer, wenn es muß. Nicht als Vormarschgebiet für unsere Feinde im militärischen und im wirtschaftlichen Sinn zu dienen, weder direkt noch indirekt, das sind Bedingungen, und zwar solche, welche den belgischen Neigungen und Absichten und der schon vor Kriegsbeginn befolgten Politik Belgiens strikte zuwiderlaufen. Wenn Graf Hertling darauf hinweist, das alles läge im belgischen Interesse und die beste Sicherung sei eine Verständigung mit Belgien in wirtschaftlichen und politischen Fragen, so klingt das sehr hübsch, aber es sind nur Worte, für deren Verwandlung in wirkliche Akte und Zustände keine Möglichkeit, geschweige denn eine Wahrscheinlichkeit besteht. Auffallend ist, wie daneben bemerkt werden muß, daß der Reichskanzler auch dieses Mal die maritime Seite der Frage völlig außer acht läßt. Die Wiederherstellung des sogenannten Belgiens und das Aufgeben der flandrischen Küste würde die deutsche Seemacht und Seegeltung auf einen Bruchteil, sogar ihres jetzigen Maßes, zurückführen und die ‚Freiheit der Meere‘, die ‚freie Luft für die Entwicklung unseres Volkes‘ zu einer leeren Phrase machen. Wir möchten auch bei dieser Gelegenheit in aller Bescheidenheit

zu bedenken geben, daß es der Sache nicht dienen kann, wenn vom Regierungstische aus solche Luftschlösser und Illusionen gezaubert werden. Belgien wird sich, wie gesagt, nur verständigen, in dem vom Reichskanzler bezeichneten Sinne, wenn es unbedingt muß. Wenn es aber auch geneigt und dabei ‚unabhängig‘ wäre, so würden die Westmächte es beherrschen und als willenloses Objekt auf ihren Bahnen leiten.

Die jetzigen Auslassungen des Kanzlers aber werden bei den Belgiern und ihrer Regierung und bei ihren Vormündern, nämlich den das Deutsche Reich vernichten wollenden Großmächten die gegenteilige Überzeugung hervorrufen, daß nämlich der Kanzler bereit sei, Belgien aufzugeben und diese Absicht nur durch einige Redewendungen verschleiert habe, einmal um seinen Rückzug nicht zu sichtbar zu machen, dann, um die deutsche Bevölkerung glauben zu machen, das deutsche Ziel lasse sich auch ohne Mittel erreichen. Man wird bei unseren Feinden in den Darlegungen des Kanzlers vor allem in der Tatsache ihrer Veröffentlichung wohl die Anbahnung des Entschlusses zum Rückzuge und den Ausdruck vollendeten Zweifels an der Möglichkeit einer für Deutschland siegreichen Ausnutzung des Krieges erblicken. Unsere Feinde werden nicht töricht genug sein, ihrer Zufriedenheit Ausdruck zu geben, sondern das Gegenteil betonen, schon um der deutschen linken Presse das nötige Futter zu geben.

Die ‚Germania‘ und Blätter der Linken erklären bereits, daß die deutsche Verwaltung in Belgien sich der Politik des Kanzlers nummehr anpassen müsse, das bedeutet die Forderung des Aufgebens einer getrennten Flamen-Politik und Wallonen-Politik. . . In der Tat würde es ziemlich zwecklos sein, jene getrennte Politik der Flamen und der Wallonen zu treiben, wenn man nachher ein Belgien herstellen will, welches unabhängig — gegen Selbständigkeit Flanderns und Walloniens haben wir nichts, wie gesagt — wäre. Jene ‚Unabhängigkeit‘ würde lediglich Abhängigkeit von unseren Feinden bedeuten und zwar eine schon jetzt von Belgien ersehnte und erstrebte Abhängigkeit. Ein selbständiges Flandern und Wallonien ist aber nur unter deutschem Kurs denkbar, darüber mögen sich Flamen und Wallonen keinen Illusionen hingeben, vor allem aber wäre es außerordentlich töricht, wenn Deutsche es glaubten. Der belgische Staat und die jetzige Dynastie sind im Laufe des Krieges zu einer Verkörperung, zu einem Symbol des Zusammenschlusses unserer Feinde geworden und nebst ihren Anhängern mit Haß und Rachsucht angefüllt. Dem kann nur durch Teilung und durch die Entfernung der Dynastie und durch paritätische Pflege und Entwicklung der beiden Stämme unter deutschem Schutze begegnet werden.

Der Reichskanzler hat in seiner Rede vom 11. Juli auch gesagt: ‚dieses Faustpfand gibt man also nur heraus, wenn diese Gefahren beseitigt sind‘. Auch damit kann man an und für sich einverstanden sein, wenn die Begriffe der Gefahren und ihrer Beseitigung nicht durch die nachfolgenden Sätze wieder inhaltlos, zum mindesten fraglich und utopisch gemacht worden wären.

Die Ausführungen des Kanzlers beider Tage und die Tatsache, daß sie

gemacht, vor allem, daß sie veröffentlicht wurden, sind durch den Druck der Sozialdemokratie und die Furcht vor ihr hervorgerufen worden. Das ist der eigentliche Kernpunkt der ganzen Sache. Diese Angst scheint in Deutschland also nunmehr unveränderlich den maßgebenden Einschlag der politischen Weltanschauung und Ziele bilden zu sollen. Man wird weit damit kommen. Die fortwährende Berufung des Kanzlers auf die Oberste Heeresleitung wird am Endergebnis nichts ändern.“

\* \* \*

Die Furcht ist ein schlechter Berater. Im bürgerlichen Leben mag sich der einzelne mit dem Schaden, der ihm aus seiner übergroßen Angstlichkeit erwächst, abfinden, wie er will und kann; im politischen aber müssen die Völker für ihn haften und opfern. Das erleben wir nicht nur im Reiche, sondern auch an der uns verbündeten Monarchie. Dort war (und ist!) die Furcht eine zwifache: die vor der roten Internationale und die vor den (slawischen) „Nationalitäten“. Jetzt scheint die Erkenntnis zu dämmern, daß man sich durch diese Furchte nur noch tiefer in die Nesseln gesetzt, nur noch in größere, in unmittelbare Lebensgefahr gestürzt hat. „Nach den zwei beamteten Männern der Monarchie,“ schreibt die „Tägl. Rundschau“, „nach Burian und Seidler, der nicht mehr beamtete, der Mann, der offiziell von der politischen Bühne abgetreten ist, aber hinter den Kulissen wohl um so stärkeren Einfluß hat, Graf Czernin. Neulich erst von Kaiser Karl empfangen und von der Wiener pazifistischen ‚Neuen Freien Presse‘ hoffnungsvoll wieder als Mann der Zukunft empfohlen, dessen Audienz dann auf einmal lediglich privaten Charakter hatte und der an allerhöchster Stelle, so sollten wir es glauben, natürlich nur über rein nichtpolitische Fragen gesprochen hatte. Aber Graf Czernin, der in den Friedensfragen die Führung übernommen und zu Bethmanns Zeiten der Wortführer der Mittelmächte geworden war, ist nicht der Mann, der auf seinem Gute Ackerbau und Viehzucht triebe, er ist auch jetzt noch der Diplomat, der den Ehrgeiz hat, die Politik des Ballplatzes, der Wilhelmstraße zu beeinflussen, und bei dem die Welt aufhorcht, wenn er spricht. Dieser persönlichen Vorliebe hat der offizielle Nachrichtendienst Rechnung getragen und uns die Rede des Grafen Czernin im Wortlaut vorgelegt. Ihre tatsächliche Bedeutung entspricht ihrem Umfange, und man wird sich in ihrem innerpolitischen Teil im Anschluß an die auf den gleichen Ton gestimmten Darlegungen Burians und Seidlers als den Notschrei eines Mannes anzusehen haben, der zur Einsicht gekommen ist, daß Österreich-Ungarn in dem von der Entente angerührten Strudel untergehen müsse, wenn nicht eine gründliche und dauernde Änderung des Kurses eintritt, der die Deutschen Österreichs benachteiligte und die Tschechen und sonstigen Feinde der Monarchie verhätschelte. Graf Czernin sieht die Gefahr darin, daß man in Deutschland aus dem Kurse, der namentlich seit der Thronbesteigung Kaiser Karls betrieben worden ist, und der sich, unglückbringend am 2. Juli 1917, also vor mehr denn Jahresfrist, darin äußerte, daß Kaiser Karl anlässlich der Geburt eines Sohnes Tausende von slawischen, hauptsächlich tschechischen, Hochverrätern begnadigte, die Auffassung herleiten müsse, in Zukunft würden diese Elemente in Wien in Regierung und Hofburg die Hauptrolle spielen, und Österreich-Ungarn müsse



demnach der Feind Deutschlands werden, weshalb es deutscherseits Pflicht sei, mit Mißtrauen dieser Politik gegenüberzustehen. Graf Czernin hat am 2. April vor den Mitgliedern des Wiener Gemeinderates den Wahnsinn dieses Tschechenturses mit klaren und deutlichen, unmißverständlichen Strichen gezeichnet, und den Finger an die Wunde gelegt, an der Österreich leidet.

Die Folge war, daß Graf Czernin, als er mit Clemenceau die Auseinandersetzungen hinsichtlich des Kaiserbriefes hatte, durch tschechische Intrigen in der Hofburg zu Falle kam. Seine Gegner, deren verräterisches Treiben er bloßgelegt hatte, waren stärker gewesen als er, und der Kaiser Karl, der mit der Wandlung der Tschechen gerechnet hatte, konnte ihn nicht halten. Nun hat Herr v. Seidler jetzt eine Änderung des Kurses angekündigt und sich wieder auf den deutschen Kurs besonnen, derselbe Herr v. Seidler, der nach seiner am 23. Juni 1917 erfolgten Berufung zum Ministerpräsidenten am 2. Juli 1917 den tschechischen Begnadigungsakt unterschrieben und gutgeheißen hatte und der durch Berufung eines mit dem Tschechentum verwachsenen Ukrainers und der Berufung des slowenischen Sektionschefs Dr. Joan Folger und des tschechischen Herrenhausmitgliedes Grafen Silva-Tarouca seinem Ministerium eine bedrohliche Zusammensetzung gegeben hatte. Begreiflich, daß man in deutschen und bündnistreuen Kreisen Österreich diesem Ministerpräsidenten skeptisch gegenüberstand. Als Herr v. Seidler im Abgeordnetenhaus seine Rede gehalten, hatte er zwar von den überraschten Deutschen starken Beifall und die Versicherung der Unterstützung gefunden, aber im Herrenhaus war man kalt geblieben. Seidler hatte seine gleiche Rede ohne ein Zeichen des Beifalls wiederholen müssen; man konnte und wollte ihm nicht vergessen, daß er, wie die 'Neue Freie Presse' sich ausdrückte, noch immer der Ministerpräsident der Amnestie, tastender Verfassungspläne und duldsamen Gewährenlassens bei den politischen Ausschreitungen der Tschechen war, ein Mann, der seine Linie nicht gefunden hat. Sollte Seidler, im Begriffe sich zu wandeln, jetzt durch das Herrenhaus fallen, hatte man in Wien besorgt gefragt, und dabei an den Einfluß des Herrenhauses gedacht. In diesem Augenblick ist Graf Czernin für Seidler eingetreten und hat erklärt, wenn der Ministerpräsident wirklich den Weg gehe, den er gehen wolle, dann würde man sich unbedingt hinter ihn stellen müssen. In der äußeren Politik sei es der deutsche Kurs, den Österreich-Ungarn gehe, der innere Kurs müsse auch der deutsche sein und bleiben, denn nur dann sei eine gesunde Politik möglich, jeder andere Weg schädige den europäischen Einfluß der Monarchie.

Das ist für Czernin der springende Punkt. Wie könne man europäische Politik machen, wenn man das Vertrauen Deutschlands nicht besitze, deshalb nicht habe, weil die Wege der Monarchie unklare seien, und gerade diesen Einfluß auf die europäische Lage wünscht Czernin für Österreich-Ungarn. Woraus hervorgeht, daß Berlin der Wiener Politik die Führung bis zu einem gewissen Grade wieder abgenommen hat und daß man diesen Zustand in Wien mit Besorgnis sieht. Deshalb wirbt Graf Czernin um unser Vertrauen in einer immerhin beachtenswerten Form und ist in seiner Verurteilung des Tschechenturses diesmal von beispielloser Schärfe, die die seiner Rede am 2. April um ein Wesentliches übertrifft. Hier ver-

urteilt er zugleich die Hofpolitik, die durch ihren Einfluß der Monarchie den Weg ins Freie verbaue und die Friedens- und Bündnispolitik der Mittelmächte erschwere. Denn, so meint Czernin, wo soll der Friede herkommen, wenn der Friedensvermittler fehle, der Österreich-Ungarn doch sein könne, Deutschland Wien aber ablehne? Wo soll der Friede herkommen, wenn das Ausland zu der Erkenntnis gelangen müsse, daß der Macht der Tschechen und Slawen sei der Abfall der Monarchie vom Bündnis nur eine Frage der Zeit? Alles das sagt Graf Czernin in der Hauptsache nach oben, es soll aber auch in Berlin und im Ausland gehört werden. Man soll sich in Berlin des Freundes an der nicht immer blauen Donau erinnern, der weniger unbeliebt sei als der große Bruder an der Spree, der keine direkten Reibungen mit England habe, und der in seinen Ansprüchen ‚bescheidener‘ sei, ‚freier von Wünschen nach Ländererwerb‘ als der große Bruder an der Spree. Herr Graf Czernin beliebt zu scherzen. Österreich-Ungarn fühlt sich ziemlich frei von Wünschen nach Ländererwerb? Man kann so etwas leicht sagen, nachdem man gesättigt vom Tische aufgestanden ist und reichlich Ländererwerb in Rumänien erhalten hat und vielleicht nur noch in Serbien und an der italienischen Grenze Berichtigungen verlangen wird, und nicht nur nicht abgeneigt ist, vielmehr die Forderung stellt, ganz Polen unter Habsburger Schutz zu stellen, während der deutsche Bruder bisher alle Hände voll zu tun hatte, sein Haus — und das seiner Bundesgenossen — zu schützen. Oder würde Graf Czernin uns sagen können, wo wir nur einen Zoll Neuland mit dem Deutschen Reiche vereinigt haben? Graf Czernin versichert, daß die Monarchie die deutschen Interessen genau so vertreten wolle wie die eigenen, und deshalb eben wolle man die erste Violine im Friedenskonzert spielen. Der Wunsch ist verständlich, und daß Österreich-Ungarn unsere Interessen genau so vertreten wolle wie die seinigen, ist bundesgenössisch gedacht und zugleich selbstverständlich, denn auch wir haben auf den Schlachtfeldern die Interessen des Freundes zu den unseren gemacht, ohne vorher zu fragen, welche Kriegsziele der Bundesgenosse besitze, haben auch nicht besorgt gefragt, ob dessen Ziele defensiver oder offensiver Natur seien. Graf Czernin sagte in diesem Zusammenhang: für Eroberungsziele eines ‚fremden Staates‘ würden die Völker Österreichs den Krieg nicht führen, ‚diese Zumutung‘ allein müßte das Bündnis sprengen.

Man sollte meinen: nach den wiederholten klipp und klar ausgesprochenen Erklärungen des Kanzlers, die im Namen und im Einverständnis mit der deutschen Obersten Heeresleitung abgegeben worden sind, sollte Graf Czernin wissen, daß Deutschland, der ‚fremde Staat‘, keine ‚Zumutung‘ an die Monarchie gestellt hat, für deutsche ‚Eroberungsziele‘ den Krieg fortzuführen, daß wir nur unser Leben sichern wollen und müssen. Graf Czernin möchte den Frieden auch jetzt anlocken, wie er es während seiner ganzen Amtszeit vergeblich getan hat, aber er sollte bedenken, daß er letzten Endes gegen den Frieden arbeitet, wenn er die Sprengung des Bündnisses an die Wand malt und die Gegner in dem Glauben bestärkt, Deutschland hätte Kriegsziele, die auf eine Unterjochung der Welt hinauslaufen. Ein deutscher Sozialist, Dr. Paul Lensch, hat neulich in der

„Glode“ beklagt, daß infolge der mangelnden Initiative der deutschen Staatsmänner im Auslande der Glaube möglich geworden ist, die Freiheit und die menschliche Kultur würden vernichtet, wenn Deutschland nicht vernichtet würde. Solche Reden wie die des Grafen Czernin über die deutschen Eroberungsziele müssen diesen Glauben vertiefen und den feindlichen Vernichtungswillen stärken. Das liegt nicht im deutschen Interesse, deren Vertretung Graf Czernin uns in Aussicht stellt. Wir haben in Deutschland volles Verständnis für seine Bestrebungen, den Frieden herbeizuführen, aber dieses zarte Gewächs will vorsichtig mit zarten Händen angefaßt werden, sonst gedeiht es nicht. In dieser Hinsicht waren die Reden des Grafen Burian und des Herrn v. Seidler die zweckmäßigeren, so sehr wir es begrüßen, daß auch Graf Czernin sich dafür einsetzt, daß Osterreich-Ungarns Politik auf den deutschen Kurs festgelegt werde.“

\* \* \*

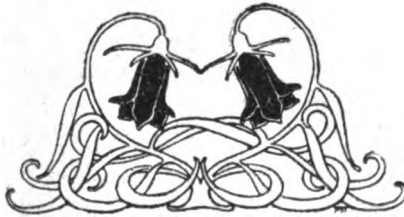
Ungelöste Fragen, Probleme, Hindernisse und Hemmungen, wohin wir nur schauen. Und, was das Bitterste, zu einem guten Teile selbstgeschaffene, selbstheraufbeschworene. Das neueste — Litauen! Wie waren die Litauer froh, daß sie nur befreit wurden und sich unter deutschen Schutz stellen durften! Und heute? „In Litauen,“ so wird dieses Standalon in der „Unabhängigen Nationalkorrespondenz“ vorgeführt, — „in dem durch deutsches Blut befreiten, durch deutsche Großmut zu neuem nationalen Leben erwachten, dem noch unter deutscher Militärverwaltung stehenden, in Litauen wandelt man polnische Wege, konstituiert sich im Teil der Taryba, des Landesrates, aus eigener Machtvollkommenheit, über den Kopf der deutschen Verwaltung und Regierung hinweg zum Staatsrat — nicht einmal in Warschau besaß man solche Dreistigkeit —, und bietet, als erste Amtshandlung, abermals über den Kopf der deutschen Regierung hinweg, dem Herzog von Urach die Krone des Landes an. Es genügt, den offiziellen Kommentar zu lesen, der dieser Erstaunlichkeit mit auf den Weg gegeben wird. Da wird die Übergehung der Reichsregierung festgestellt, dem Staatsrat die Kompetenz samt dem Recht, sich zu konstituieren, bestritten, erklärt, daß Litauen nicht das Recht zugestanden werden könne, in der Thronfrage eine selbständige Entscheidung zu treffen, ohne daß dabei den deutschen Interessen entsprechend Rechnung getragen werde. Der mit der Kronantragung Bedachte sei infolgedessen peinlich berührt und habe nicht angenommen. Schön und gut soweit. Insbesondere die endliche deutliche Hervortretung der deutschen Interessen. Nur steht der Durchschnittsmensch wieder vor der Frage: wie konnte es überhaupt wieder einmal soweit kommen, wo kommen wieder einmal diese impertinenten vollzogenen Tatsachen her? Die Regierung ist nicht unschuldig, wenn auch die Hauptschuld anderswo liegt. Es war ein grundlegender Fehler, daß man die Taryba, den Landesrat, seinerzeit seine Unabhängigkeitsaktion vom Stapel lassen, die damalige Erklärung als Grundlage für die weitere Entwicklung passieren ließ, statt energisch und deutlich den Unterschied zwischen, vom Standpunkt der deutschen Interessen, unmöglicher Unabhängigkeit und zuzugestehender Selbständigkeit klarzumachen. Jetzt, wo sich der Landes- bzw. Staatsrat

Rechte anmaßt, die aus Unabhängigkeit allerdings resultieren würden, betont man die deutschen Interessen. Damals hat man geschwiegen, den Erzberger und Genossen zuliebe. Jetzt reifen die Früchte. Denn es sind Früchte Erzberger'schen Wirkens, die uns diese Sommertage verschönen. Der Herzog von Urach ist bekanntlich des Buttenhäusers heißer Favorit im Rennen um die Krone Gedymins. Und der Königsmacher hat alle Künste spielen lassen, um die Litauer für seine Pläne zu gewinnen. Getirrt hat er sie vollends, indem er ihnen Schutz und Schild war, samt seiner Reichstagsmehrheit, in allen Fragen, die sie in Widerstreit mit deutschen Interessen brachten. Es braucht ja nur von irgendwo her jemand mit Beschwerden gegen deutsche Verwaltung und deutsche Regierung aufzutreten, so findet er im Reichstag das Gremium der Erzberger, Haugmann, Haas, David bereit, eine fürchterliche Musterung über Regierung und Militärbehörden abzuhalten und in schöner Arglosigkeit auf das heilige Recht der Fremden gegenüber den deutschen Interessen zu schwören. Dann werden in einem Konferenzzimmer am Königsplatz die Köpfe zusammengesteckt, dann wird ‚Material‘ überreicht, dann geht der Tanz im Hauptauschuß und im Plenum los, und alles ist zufrieden. Die Herren aus Polen oder Litauen oder der Ukraine, weil sie solch mächtige Schützer gefunden haben, die ihnen die Brust mit neuer Impertinenz und Auffässigkeit schwellten, die Herren der Volksvertretung, weil sie erstens wieder etwas zu regieren und zweitens einen Grund haben sich zu wundern, was sie doch eigentlich für Mordsterle sind. Und so wäre alles in Ordnung; die deutschen Interessen freilich, die sind beim Teufel. Soll sich eine Reichstagsmehrheit, die alle Monate aus einer anderen Ede Frondeure unter ihren schützenden Mantel zu nehmen hat, auch noch um deutsche Interessen kümmern?

Das Endergebnis solch echt Buttenhäuser Abderitenstreiche haben wir vor Augen. In diesem Frühjahr Höllenlärm gegen die Militärverwaltung Litauen, weil sie die Herren von der Taryba nicht nach allen Richtungen der Windrose fahren läßt, Nackensteifen aller Auffässigen: wir von der Mehrheit sorgen schon, daß euch kein Haar getrümmt wird. Zuversichtlicher Glauben der mit solcher Gunst Beehrten. Drei Monate später sieht ein Kind, daß die Militärverwaltung im Recht war, die Dinge richtig beurteilte, die deutschen Interessen zu wahren suchte. Was damals durch Geltendmachen der deutschen Stellung im Wege der Verständigung hätte erreicht werden können, das muß jetzt im offenen Konflikt erzwungen werden: die Angleichung zwischen deutschen Interessen und litauischen Wünschen. Wo schieblich-friedliches Vertrauen zu gegenseitiger Wertschätzung geführt hätte, da muß jetzt Unterwerfung des einen Teils eintreten, die ihn verbittert und entfremdet. Warum? Weil parlamentarische Schildbürger unter Vortritt des unvermeidlichen Herrn Erzberger den letzten Rest kühler Überlegung aus den Köpfen der von ihnen Beschützten vertrieben, ihnen einen Teil ihres Größenwahns eingimpft haben. Jetzt erhält der litauische ‚Staatsrat‘ seine Abfuhr vor aller Öffentlichkeit, und der Herzog von Urach ist ‚peinlich berührt‘. Sie mögen sich beide mit Herrn Erzberger auseinandersetzen, der ihnen solch minder erfreuliche Situationen schuf. Aber damit sind doch die Dinge nicht erschöpft. Der Schaden für das Reich, der Eindruck im Aus-

lande, die beiderseitige scharfe Verstimmung, das sind doch empfindlichere Realitäten.

Wie lange sollen solche Dinge noch fortgehen? Wie lange die Erzberger und Genossen ein Monopol auf Schädigung der deutschen Interessen an allen Ecken und Enden genießen? Herr Erzberger, der in seinem vorzüglichen Ernährungsstande einen geradezu hervorragenden Landsturmmann abgeben würde, ist kürzlich vom Auswärtigen Amt wieder weiter reklamiert worden, nachdem seine Zurückstellung vor einiger Zeit abgelaufen war. Der mit Laienverstand Begabte begreift nicht, daß man den trefflichen Schwaben so von der Erfüllung seiner vornehmsten Bürgerpflicht abhält. Begreift es erst recht nicht angesichts des Unheils, das er an allen Enden anrichtet. Man kann gespannt sein, ob nach dieser neuesten Frucht Erzbergerscher Quertreiberpolitik in der Wilhelmstraße auch weiterhin seine Unentbehrlichkeit empfunden wird. Das deutsche Volk aber verbittet es sich, daß seine Interessen, für die es Gut und Blut opfern muß, durch die Großmannsucht einzelner in derart schwerer Weise geschädigt werden, wie es durch die Konventikelpolitik im Reichstage geschieht.“





## Warum haben wir noch keinen Frieden?

**W**eil wir uns den Weg zu ihm selbst verrammelt haben, wie die Schafe verrammeln ließen durch „Staatsmänner“, deren politische Instinklosigkeit und Unfähigkeit nur noch durch eine deutsche Reichstagsmehrheit überboten werden konnte! „Jedes Jahr,“ hebt Prof. Dr. Fritz Kern in der „E. N.“ hervor, „haben wir irgendeine grobe Torheit begangen, welche den Eindruck unserer Siege verwischte und den Feinden den Entschluß zu einem neuen Kriegsjahr ermöglichte. Es scheint nunmehr festzustehen, daß die Feinde auch zum Kriegsjahr 1919 entschlossen sind. Die inneren Wirren Österreichs, der durch uns nicht verhütete Maria-Streit, die von uns dem rumänischen Thron erhalten gebliebene Ententendynastie, weit über all das hinaus aber die Ungeschicklichkeiten deutscher innerer Politik bestärkten, wie es scheint, wieder einmal ihre Einbildungen. Und wir selbst sind es, die durch unsere unpolitischen Äußerungen den Feinden unsere Kraft und unseren tiefsten Willen zur Selbstbehauptung besser verschleiern, als es irgendein Spionageabwehrdienst vermöchte. Solange Bethmann regierte, wußte England, daß es immer noch einen guten Frieden bekommen konnte. Es hatte also keine Eile, ihn zu erlangen. Solange der Krieg währte, war dann ja das Risiko Deutschlands viel größer als das Englands. Als dann Bethmann ging, übernahm die Reichstagsmehrheit das Geschäft, die Feinde zu versichern, daß sie bei endloser Verschleppung des Krieges nichts riskierten. So wütet sie nur aus

politischem<sup>7</sup> Ungeschick gegen ihre eigenen guten Absichten. . .

Unsere Feinde haben zu viel in den Krieg hineingesteckt, als daß sie ihn mit einer halben Lösung beendigen wollen. Sie wollen uns ruinieren, sie wollen sich nicht mit uns verständigen. Das ist heute eine Tatsache. Das Einzige, aber auch Aller-einzige, was der Menschheit den Frieden wiederbringen kann, ist der Glaube an den Stern Deutschlands. Würde jeder Deutsche ihn sich des Morgens und Abends erleben, dann hätten wir vermutlich den Frieden schon längst. Denn auch der Weltbund der Feinde kann nur dadurch veranlaßt werden, an seinem geringeren Risiko zu verzweifeln, daß sich ihm der Glaube an den Stern Deutschlands aufdrängt, wie denn dieser zum Beispiel auch über die politische Entwicklung in Osteuropa schließlich entscheiden wird. . .

Ein Staatsmann, der nicht an Deutschland glaubt, ist in gegenwärtiger Stunde in Deutschland undenkbar. Statt dessen aber hat Kühlmann auf die Notwendigkeit politisch-diplomatischer Verhandlungen hingewiesen. Ja, worüber soll man denn unterhandeln? Über Wilsons Phrasen, die nur dazu dienen, die deutsche Demokratie gegen eine eingebildete Annexionistengefahr aufzuputtschen und zum angelsächsischen Simpel zu machen? Wollte man hierüber unterhandeln, dann würde man sehr bald auf den Punkt kommen, wo Deutschland alle Viere von sich strecken müßte. Es gibt eben nichts zu verhandeln, solange die Feinde noch eine deutsche Niederlage für möglich halten und hoffen können, daß der Unglaube vielleicht

den Deutschen noch verderben und mit der angelsächsischen Welt Herrschaft wettbewerbsunfähig machen wird. Die Angelsachsen haben bisher noch jeden Gegner besiegt, der mit ihnen angebanden hat. Sie haben nie den Glauben an sich selber verloren, ihr jeweiliger Gegner stets. Wer mit den Angelsachsen Krieg hat, mache sich dies bis in alle Folgen hinein klar.

Jetzt haben wir einen neuen Staatssekretär, von dem, auch bevor man ihn kennt, anzunehmen ist, daß er an Deutschland glaubt. Sonst hätte er sich doch nicht auf diesen Posten setzen lassen! Er wird den Angelsachsen vielleicht die Augen öffnen über die Einmütigkeit unseres Glaubens und damit unserer Kraft. Allsofort aber erhob sich deutscher Philisterinn aufgeregt und forderte naiv und ungeschickt (als ob der Feind nicht Honig aus jeder Blüte saugte), daß der gute Eindruck des Ministerwechsels sofort aufgewogen werde durch eine neue Verständigung des Kleinglaubens. . .

In Wahrheit hat schon die bloße Nachricht von Kühmanns Entlassung das deutsche Ansehen in Holland und Skandinavien ausgesprochen gestärkt. Der 'Nieuwe Rotterdamsche Courant' aber erklärte: 'So erhalten denn die Deutschen endlich auch ihren Lloyd George oder Clemenceau. Ist dies ein Schlag für den Frieden? Auch die sogenannte Versöhnungspolitik von deutscher Seite hat den Frieden nicht gebracht.' Der Vergleich mit Lloyd George und Clemenceau hinkt. Aber daß v. Hinzke die Tür zum Frieden sich ebenso durch Versöhnungsgeschicklichkeiten werde verrammeln lassen wie sein Vorgänger, ist allerdings nicht wohl anzunehmen."

## Ein Lastversuch des Grafen Czernin

Gewiß, so setzt sich die „Deutsche Tageszeitung“ mit der letzten Rede des Grafen Czernin abschließend auseinander, — „gewiß hat der frühere l. l. Außenminister die Absicht, im Auslande gehört zu werden. Aber für so naiv halten wir den Grafen nicht, als daß er sich an den Markt stellt und ohne

Nebenabsichten ruft: ‚Wir Österreicher sind gute Leut‘, wir lassen mit uns reden, und weil wir mit uns reden lassen, müßt ihr auch so geschick sein und auch mit dem Bruder Preuß reden‘. Wenn man sich das vor Augen hält, versteht man, daß diese Ausführungen zum mindesten ebensogut auf Berlin berechnet waren, ja daß dies ihre Hauptabsicht gewesen ist. Schon in Berlin, unmittelbar vor seinem Rücktritt, hat Graf Czernin mit der pazifistischen Strömung einer gewissen Presse in Österreich gearbeitet. Damals geschah diese Arbeit nicht in der breiten Öffentlichkeit wie jetzt. Für diese pazifistische Presse ist der Satz von der Gefährdung des Bündnisses berechnet, für sie ist auch der Satz berechnet, „aus diesem Dilemma wäre doch ein Ausweg zu finden, wenn jede der beiden Mächte ihre Friedensvorschläge schriftlich einer neutralen Macht übermitteln würde“. Es ist das ein Gedanke, der in Österreich bis in die allerhöchsten Kreise hinein sehr reichlich propagiert wird, und dessen hauptsächlichste Träger in deutsch-nationalen österreichischen Kreisen als die drei schlimmsten . . . bezeichnet werden. So ist dieser Vorschlag einer Vermittlung der Friedensvorschläge an eine neutrale Macht über das pazifistische Pressegeschrei hinaus ein Lastversuch nach der höheren und höchsten Richtung in Österreich."

## „Deutsch und Charakterlos“

Die rumänische Regierung hat bekanntlich einen Prozeß gegen Bratianu und Genossen eingeleitet, und in dieser Liste der Angeklagten steht auch Take Jonescu. Die Tatsache, daß dieser schlimmste der rumänischen Kriegsbeher aber den Molbau Staub von seinen Füßen geschüttelt hat, macht den Prozeß zur Farce, wie ja so vieles von den rumänischen Hoffnungen Deutschlands zur Farce geworden ist.

Der Mann, stellt die „Deutsche Tageszeitung“ fest, sitzt heute mit deutscher Hilfe in der Schweiz, gewährt Unterredungen, heßt gegen uns, und wir dürfen uns von

Deutschen im Auslande und wohlgesinnten Neutralen bestätigen lassen, daß das deutsche Verhalten, das einen solchen Kriegsbekehrer in das neutrale Ausland habe befördern helfen, unbegreiflich sei, und man nächstens das schöne Wort: „Deutsch sein, heiße Charakter haben“, in das andere umbiegen müsse: „Deutsch und Charakterlos“. Diese und ähnliche Äußerungen sind in der deutschen Schweiz und darüber hinaus laut geworden, und man darf sich nicht einmal darüber wundern. . .

Wir haben uns über Northcliffes Arbeit entrüstet. Wir sprechen von Lügenpropaganda. Aber diese Entrüstung und dieses Sprechen hätten genügen sollen, und es wäre nicht nötig gewesen, daß man der Entente noch besonders wirksame und fähige Agenten zur Verfügung stellt. Daß Eate Jonescu sofort seine Tätigkeit aufnehmen würde, wenn er neutralen Boden betreten hatte, war zu erwarten. Daß er in maßloser Weise gegen Deutschland gehen würde, war ebenso zu erwarten. Oder wollte man auch an ihm den Zusammenbruch der berühmt-berüchtigten deutschen politischen Güte erweisen, die einen Mephisto zugleich mit dem Faust erlösen möchte?

\*

## Professor Delbrück

In den Erörterungen, die durch die Erklärungen des Reichstanzlers über Belgien hervorgerufen wurden, ist ja reichlich viel politische Nartheit zutage gefördert worden. Aber den Preis, — ja den Preis spricht Graf Reventlow Herrn Professor Hans Delbrück zu, und wer wollte ihn der Ungerechtigkeit zeihen, wenn er bewundernd zu der Leistung des Herrn Professors emporsehaut?

„In Erklärungen, die er dem Berliner Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals‘ gegeben hat, sagt der Herr Professor u. a.: ‚Belgien ist nicht bloß eine deutsche Frage und ein deutsches Interesse, sondern ist ein Weltproblem. Selbst Amerika hat, wie wir nicht leugnen dürfen, das höchste Interesse daran, daß Belgien unabhängig bleibt. Denn eine auch nur indirekte Herr-

schaft Deutschlands in Belgien würde Frankreich und England eine Stellung geben, daß man sie nicht mehr als Großmächte betrachten könnte, und das wäre eine Situation, welche die Welt nicht akzeptieren kann.‘ Prof. Delbrück dürfte, wie schon manchmal, mit seinen Worten unseren Feinden eine Freude machen. Er tritt so wacker für die angelsächsischen Mächte und gegen die Zukunft des Deutschen Reiches ein, daß er einen warmen Händedruck des Fürsten Lichnowsky verdiente. Seine Sorge ist: England und Amerika dürfen ihre Großmachtstellungen nicht verlieren. So rührend diese Sorge ist, so töricht ist sie als politischer Beweisgrund. Ein Belgien, selbständig im Innern, nach außen hin unter deutschem Einfluß, sichert dem Deutschen Reiche Großmachtstellung und Gleichberechtigung in der Welt. Da Prof. Delbrück der Ansicht ist, daß ein gleichberechtigtes Deutsches Reich die angelsächsischen Mächte zu sehr beeinträchtigt, so müssen wir freilich verzichten. Ein abhängiges Deutschland wird gewiß von allen Deutschen mit Freuden ertragen werden, wenn nur Belgien ‚unabhängig‘ wird, also unter den Einfluß unserer Feinde gerät. Kurz, Herr Prof. Delbrück hat sich einmal wieder ein Denkmal gesetzt.

Nicht minder wertvoll ist das, was er über die Ulanen sagt: Sie brauchten uns am allerwenigsten Sorge zu machen: ‚Sie wären ja eine ganz elende Gesellschaft und nicht wert, daß man für sie einen Finger krümme, wenn sie sich bei so günstigen Bedingungen nach dem Kriege nicht selbst zu helfen imstande wären.‘ Wie schade, daß Prof. Delbrück nicht Ullame werden kann, um der elenden Gesellschaft zu zeigen, wie sie es machen soll!“

\*

## Herr von Hinz

Ein Außenleiter, so umreißt ihn Georg Kleinow in den „Grenzboten“: noch dazu aus einem Ressort hervorgegangen, das in erbittertster Rivalität gegen das Auswärtige Amt durch ein Jahrzehnt und länger der auswärtigen Politik des Reiches die von



seinen Leitern als notwendig erkannte Richtung zu geben trachtete. Herr v. Hinzke ist von Haus aus Marineoffizier, der seine diplomatische Begabung schon als junger Flaggoffizier nachzuweisen Gelegenheit hatte. Er wuchs auf und bildete seinen politischen Charakter an den positiven Aufgaben, die dem Admiralstab und dem Reichsmarineamt seit Beginn der großzügigen und weitblickenden Flottenpolitik Kaiser Wilhelms des Zweiten gestellt waren. Das Auswärtige Amt hat eine solche Erziehung seinem jungen Nachwuchs im allgemeinen nicht angebeihen lassen können. Der Charakter seiner Politik war dazu verdammt, passiv zu sein; es mußte die starken Individualitäten unter seinem Nachwuchs unterdrücken und zurückdämmen, und nie ist es darin rücksichtslos vorgegangen, als zur Zeit der Reichskanzlerschaft des Fürsten Bülow. Dennoch wird der neue Chef manch eine hervorragende Kraft unter seinen Mitarbeitern finden und auch Charaktere, wie sie die Zeit benötigt. Es gilt, sie zu finden und ihnen den ihnen gebührenden Platz anzuweisen. Doch wie dem auch sei: mit Herrn von Hinzke zieht in jedem Falle ein neuer Geist in das alte Gebäude in der Wilhelmstraße. Ob er darin wird heimisch werden können, das hängt von der Art ab, wie er sich und dem Amt die großen politischen Aufgaben stellt. Bleiben sie wie bisher defensiver Natur, und stehn sie nicht im Einklang mit dem mächtigen Aufwärtstreben der Nation, das sich in der Entwicklung unserer industriellen und sonstigen Unternehmungslust ebenso offenbarte wie seit vier Jahren in den gewaltigen Leistungen von Heer und Flotte, so wird auch Herr von Hinzke nicht imstande sein, neues Leben in die Diplomatie zu bringen, und er wird sich, wie seine Vorgänger, in Ressortkämpfen und Parlamentsmiseren zerreisen. Kann aber die Diplomatie freier als bisher und ungehindert durch die Berliner Stimmungen an die militärischen Erfolge anknüpfen, und sich unbeirrt durch schwacherziges Philosophieren und Ästhetentum der großen Aufgabe, den diplomatischen Ring um uns zu zerbrechen, widmen, mit einem Wort, wird

Herr von Hinzke die Kraft haben, Deutschland durch die zwar noch enge Bresche zu führen, die Hindenburg und Ludendorff schon jetzt zur Freiheit geschlagen haben, dann wird er auch der von uns allen ersehnte Mann am Steuer sein, und in der Geschichte der großen Politik des Deutschen Reiches könnte dann vielleicht ein wichtiger Abschnitt sehr wohl heißen: von Bethmann zu Hinzke.

## Propaganda-Ministerium

**Z**u der Forderung des Abgeordneten Hedscher, ein Propaganda-Ministerium zur Abwehr der englischen Lügenarbeit zu schaffen (vgl. Heft 21, S. 423), wird der „D. T.“ geschrieben:

Gar zu sehr läßt sich in der Tat die deutsche Regierung von dem Grundsatz leiten „qui s'excuse, s'adoucit“ oder „Schweigen ist Gold, Reden ist Silber“. Das ist ein Standpunkt, der seine Berechtigung finden würde, falls deutsche Politik in der Welt bei der großen Mehrheit über allem Zweifel erhaben aufgefaßt und Verständnis finden würde. Das ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr ist die Verblendung und Subjektivität der Massen in allen feindlichen und manch einem neutralen Lande so ungeheuerlich groß, daß die Behauptung nahe liegt, der Krieg wäre längst zu Ende, ja hätte vor allem niemals diesen Umfang angenommen, wenn die feindliche Propaganda nicht mit so unerhört durchgreifenden Mitteln gearbeitet hätte. Somit ist auch das Wort Dr. Hedschers von der siegreichen englischen Feder nicht unberechtigt. Zweifellos hat die Entente, an ihrer Spitze England, trotz all der niederschmetternden militärischen Misserfolge, sich in erster Linie mit der Feder über Wasser gehalten.

Da heißt es endlich, ein Gegenmittel finden. Wie gegen die englische Blockade uns der U-Boot-Krieg nicht erspart bleiben durfte, so gebietet die Stunde, geboten die Verhältnisse schon längst, den geistigen Kampf, den Propagandakrieg durchgreifend zu organisieren und durchzuführen, wenn wir nicht um einen großen Teil der Früchte

unserer Opfer, Leiden und Taten gebracht werden sollen. . . Unser Volk, das bereitwilligst so viel Kräfte für das Heer zur Verfügung gestellt hat, wird auch manchen Mann in den Dienst der 3. St. überaus wichtigen Stelle im Auswärtigen Amte hergeben, wenn damit erreicht wird, daß der Sieg, den wir auf den Schlachtfeldern erringen, auch auf den Kampf mit geistigen Waffen übertragen wird. Für die derart ersehnte Ausdehnung des Auswärtigen Amtes wäre wohl in erster Linie die Schaffung eines Propaganda-Ministeriums die erprießlichste Stütze und Entlastung, die Zeit und Stunde gebietet.

### „Die Zeit des Bettelns ist vorüber“

Den „Berliner N. Nachr.“ wird geschrieben, daß jetzt auf allen Tagungen der Deutschen Böhmen naturgemäß die Verordnung über die Kreiseinteilung eingehend behandelt werde. „Dabei wird, der geschichtlichen Wahrheit entsprechend, hervorgehoben, daß die Verordnung den staatlichen Interessen entspricht und den Deutschen keine Vorteile bringt. Vor allem steht ja noch gar nicht fest, welcher Art die Beamten sein werden, die an die Spitze der Kreise berufen werden sollen. Immer wieder bricht die Stimmung der deutschen Massen in den Versammlungen durch, die ein Redner in die Worte kleidete: „Die von den Deutschen gebrachten Opfer sind so groß, daß es Pflicht der Regierung ist, sie anzuerkennen und die Forderungen der Deutschen zu erfüllen. Die Zeit des Bettelns ist vorüber.“ In der Tat ist nicht daran zu denken, daß deutsche Abgeordnete sich der Regierung ohne bestimmte Gegenleistungen dieser zur Verfügung stellen dürfen. Sie würden unbarmherzig von ihren Wählern abgetan werden. Das wissen auch die Abgeordneten genau. Die Stimmung der Deutschen ist so gereizt, weil sie erkannt haben, daß ihre bisherige Loyalität ihnen nur zum Nachteil ausgeschlagen ist. Andererseits nehmen die Ernährungsverhältnisse in Deutschböhmen eine solche Ge-

stalt an, daß es unmöglich noch länger so weiter gehen kann. Politische und Ernährungsfragen wirken also zusammen.“

Auch die Ernährungsfragen werden aber für unsere deutschen Brüder in Österreich wesentlich, wenn nicht entscheidend, von den bekannten politischen Rücksichten bestimmt. Es wird nun alles darauf ankommen, daß sie ihre Erkenntnis von dem „Dant“, den sie für ihre Opfer geerntet haben, auch in Taten umsetzen und sich nicht wieder durch schöne Worte und leere Versprechungen einsparen lassen; daß sie rücksichtslos auf ihren nationalen Forderungen stehen bleiben. Dann, aber nur dann werden sie das große Wunder erleben, daß man auch in Wien anders kann, wenn man — muß.

Gr.

### Wie werden wir dastehen?

In den „Berliner Neuesten Nachrichten“ veröffentlicht Eberhard Kraus eine Reihe von Aufsätzen über „Die Gefahren vom Osten“. Manche seiner Betrachtungen stimmen doch recht nachdenklich. „Wie werden wir dastehen“, fragt er an einer Stelle, „wenn das allein die Einhaltung der bisher abgeschlossenen Verträge verbürgende deutsche Schwert wieder in die Scheide gestoßen ist und die von ihm geschnittene Frucht auf offenem, ungeschütztem Felde liegen bleibt? Manches Verfaßnis, manches Ungescheh in der Ostpolitik ist ja, dank dem Starrsinn und der Torheit unserer Gegner, nachträglich auf allerhand merkwürdigen Umwegen doch wieder ausgeglichen worden. Einen ungewöhnlichen Eindruck aber muß es doch auf alle unsere Nachbarn gemacht haben, daß wir die reiche Ernte unserer Siege im Osten, statt sie auf vollbeladenem Wagen in unser Scheunentor zu fahren, erst nach und nach auf kleinen Handwägelchen und Schubkarren herandrachten und dann in Feimen längs der Umzäunung aufstapelten.“

Wird unser freies, friedliches Schaffen wirklich allein dadurch gesichert werden, daß wir unsere Umzäunung erweitern und in Gestalt möglichst selbständiger kleiner Pufferstaaten Müll- und Pallsabentreihen gegen

den riesenhaften Nachbar im Osten aufrichten? Dann sorgen wir vor allem doch dafür, daß die Pallisadenreihen nur nach außen und nicht auch nach innen stehen können!

Ein kraftvolles, selbstbewusstes Volk müßte für jede Gefahr eine Abwehr, für jeden Schaden ein Heilmittel finden können. Wir haben bereits Feinde wie Sand am Meer innerhalb wie außerhalb der Umzäunung und die bössartigsten und verbissensten, die Tschechen, sitzen mitten im deutschen Sprachgebiet. Wer sich freilich nicht dazu entschließen kann, Schwären und Beulen zu beizen oder anzustechen, der wird sich niemals von ihrem Gift befreien. Wir gewahren in hellem Entsetzen, daß wir von allen benachbarten Völkern gehaßt, aber von keinem gefürchtet werden, oder vielmehr, daß die Furcht vor uns lediglich unseren gewaltigen Kulturschöpfungen, nicht etwa unserer völkischen Entschlossenheit und Schlagkraft gilt.

## Für wen kämpfen wir?

Eine weitere nachdentliche Betrachtung aus der genannten Aufsatzreihe von Eberhard Kraus:

„Unsere vom russischen Joch erlösten deutschen Stammesbrüder haben in zahllosen Rundgebungen ihre Freude und Dankbarkeit zum Ausdruck gebracht. Von ihren Sorgen und Befürchtungen schweigen sie. Welches ist nun ihre größte Sorge? Daß in den neuentstehenden Staatsgebilden unter deutschem Schutz die Gefahr ihrer Entdeutschung größer werden könnte als einst unter der zwar mißgünstigen, aber doch wiederum lässigen Herrschaft der Russen. Daß eine solche Sorge sich überhaupt festsetzen und Boden gewinnen konnte, ist wohl der berechtigte Beweis dafür, daß wir während des Weltkrieges eine Politik geführt haben, die nützlich für andere Völker, nützlich vielleicht auch für den Gesamtbegriff Mitteleuropa war, aber dem deutschen Volke bisher noch keinen gesicherten Gewinn eintrug, sondern eher neue Schwierigkeiten und Gefahren bereiten half.

Ein großer Teil unserer Reichstagsmehr-

heit trägt mit an der schweren Sündenlast der Verantwortung für diesen unerfreulichen, ja widernatürlichen Verlauf der Dinge. Noch heute ist der deutsche Bauer der beste, der tüchtigste Kulturpionier der ganzen Welt; denn der Tscheche, der Pole, die mit ihren geringeren Bedürfnissen, ihren ursprünglicheren Gewohnheiten gegen das Werk seiner Hände vordringen, sind gar keine Kolonisten, sondern bloße Landnehmer. Siedler und Befruchter ist nur, wer sich aus dem Nichts ein Nest zu schaffen weiß, nicht wer sich in ein fertiges hineinsetzt. Nun gewinnen wir im Baltischen Lande endlich für ansiedlungslustige Deutsche einen dünnbevölkerten, ellenbogenfreien Raum, den die russische Menschenflut deshalb noch nicht zu überschwemmen vermochte, weil der russische Bauer in den vorgeschrittenen Wirtschaftsformen des Abendlandes nicht zu bestehen vermag. Die letzte Stunde zur Ausbreitung unseres Volkstums in Europa hat geschlagen; lassen wir ihren mahnenden Klang ungenützt verhallen, dann fällt die Wachstumssperre wie ein eherner Schlagbaum für immer dröhnend vor uns nieder. Und doch gibt es deutsche Volksvertreter, Gelehrte, Tageschriftsteller, die keinen sehnlicheren Wunsch haben, als diese blutig erkämpften Gebiete wieder in die Nordbrennerfäuste russischer Anarchistenhorden zurückzuliefern. Wie würde solchen Leuten wohl in England, Frankreich, Italien mitgespielt werden!“

## Die Folgerichtigkeit der deutschen Staatskunst

Man denke daran, erinnert die „Deutsche Zeitung“, wie sorgfältig das Deutsche Reich darauf bedacht war, auch nur den Anschein zu vermeiden, als ob die Geschehnisse der deutschen Volksgenossen in Ostreich-Ungarn es irgend etwas angingen. Das Verbleiben des rumänischen Königshauses wurde von Czernin-Rühlmann zu einer inneren Angelegenheit Rumäniens erklärt, in die sich die Mittelmächte nicht einzumischen hätten. Dagegen bemerkt die

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vom 8. Mai 1918 zu dem Judenparagrafen im deutsch-rumänischen Friedensvertrag, „die Mittelmächte hätten es für ihre kulturelle Pflicht gehalten, diese Frage verbindlich zu lösen; der bisherige Zustand habe sich weder mit den Interessen Rumäniens noch mit den Forderungen der im Osten Europas durch den Krieg heraufgeführten neuen Zeit vertragen.“

Die bethmann-halboffizielle „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 353) schrieb schon am 21. Dezember 1916 in einer Reihe vielbeachteter Kriegszielaussätze: eins der Ziele im Osten sei ein „gesichertes“ Rumänien. Die Sicherung Rumäniens hat als erste Voraussetzung zu erfüllen „die Vollendung der Bauernbefreiung und die Neuregelung der Rechte der Fremden in Rumänien“. „Die Frage des Fremdenrechts deckt sich fast mit der Frage der Juden.“

Die besondere Feinheit dieser kühlen deutschen Staatskunst wird erst deutlich, wenn man die Judenpolitik der deutschen Staatsmänner in Polen damit vergleicht. In Polen wollen die dortigen Juden nicht nur Gleichberechtigung als Staatsbürger, sondern Anerkennung als eigene Nation; mit Recht; sie bilden dort eine scharf abgeforderte Nation unter der übrigen Bevölkerung. Die polnischen Juden begrüßten den Einmarsch der Deutschen mit großer Freude, und ihre Anerkennung als Nation hätte uns einen zuverlässigen Bundesgenossen und ein Gegengewicht gegen die deutschfeindlichen Polen geschaffen. Aber die Abgesandten des Herrn v. Bethmann predigten den polnischen Juden als deutscher Weisheit letzten Schluß, sie möchten ihre Träume von einer eigenen Nationalität schleunigst aufgeben und sich der bürgerlichen Gleichberechtigung würdig zeigen, indem sie zu überzeugten Polen würden. Die offiziöse deutsche Judenpolitik erfüllt also die Wünsche der Juden, wo sie Deutschland schaden, und erfüllt sie dort nicht, wo sie Deutschland nützen können; sie entbehrt insofern nicht einer gewissen Folgerichtigkeit.

## Ein weltwirtschaftlicher Generalissimus

Mit dem üblichen Tamtam melden die Pariser Blätter eine neue Großtat des Präsidenten Wilson. Um die Kriegsanstrengungen des Verbandes unter Führung der nordamerikanischen Union und Englands wirksamer zu gestalten, hat Wilson einen Oberleiter sämtlicher Kriegsindustrien der Vereinigten Staaten ernannt und ihn mit dem Oberbefehl über alle industriellen Kräfte betraut. Dieser neue Mann soll weitgehende Vollmachten zur Regelung der Erzeugung und Festsetzung der Preise aller notwendigen Waren auch für den Bedarf des bürgerlichen Lebens erhalten. In der ganzen Weltwirtschaft würden dadurch Umwälzungen hervorgerufen werden, wie sie noch nicht dagewesen seien. Denn der neue weltwirtschaftliche Generalissimus werde nicht nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Erzeugung und Antauf regeln, sondern als Vertreter von 26 Regierungen alle Geschäfte in allen Teilen der Erde, abgesehen von dem Gebiet der Mittelmächte, zentralisieren.

Der neue Generalissimus, ein Sünstling Wilsons, ist der Newyorker Börsenmakler Bernard M. Baruch, der Anfang 1916 bedenklich von sich reden machte, als sich herausstellte, daß gewisse Newyorker Börsenspekulanten durch ihre vorzeitigen Kenntnisse von Wilsons damals bevorstehender Friedensnote große Beträge verdient hatten. Die Empörung darüber war so weitgehend, daß auf Antrag des Kongreßmitgliedes Wood eine Untersuchung über die Vorgänge an der Börse und über die Beziehungen führender Börsenleute zum Präsidenten Wilson und seiner Umgebung eingeleitet wurde. Damals gestand der Börsenmakler Baruch, daß er an der Börse zwischen dem 10. und 23. Dezember 1916 zwei Millionen Mark gewonnen habe, weil er Papiere verkaufte, als die Friedensnote des Herrn v. Bethmann-Hollweg erschien. Baruch bestritt zwar, vorzeitig Kenntnis von Wilsons Friedensnote erhalten zu haben, doch wurden seine vertraulichen Beziehungen mit den leitenden diplo-

matifchen Kreisen in Washington festgestellt. Nach seiner Kriegserklärung ernannte Wilson den Börsenmakler Baruch zum Leiter des staatlichen Ausschusses für Rohstoffe, Erze und Metalle, und nunmehr soll dieser Spekulant als weltwirtschaftlicher Generalissimus für 26 Regierungen den angekündigten Wirtschaftskrieg gegen die Mittelmächte vorbereiten!

P. D.

## Kleist's Grab und Franzosen- gelber

Zu den peinlichen Begleiterscheinungen der Aufführung von Molières „Bürger als Edelmann“, die Herr Reinhardt im verfloffenen Winter zu veranstalten für eine unabwendbare nationale Pflicht hielt, gehörten auch die wahnwitzig hohen Preise, die dem Publikum am Abend der ersten Aufführung abgefordert wurden. Im vierten Jahre des englischen Hungerkrieges sollten in den ersten 13 Parlettreihen 30 Mark für den Platz, in den hintersten, die sich im Dunkeln unter dem übergebauten ersten Rang verlieren, immer noch 20 Mark bezahlt werden. Man fragte sich befremdet, ob Herr Reinhardt wirklich nur mit den Kriegsgewinnlern des plutokratischen Westens rechnete und ob es empfehlenswert sei, daß eine wenigstens äußerlich vornehme Bühne dem Kriegswucher einen Billettucher an die Seite setzte. Daß die Phantasiepreise zu allem übrigen für ein französisches Stück gefordert wurden, vermochte die Bitterkeit der ganzen Angelegenheit selbstverständlich nur zu erhöhen. Molière ist gewiß nicht ohne Grund ein berühmter Dichter; gerade dieses Stück aber ist veraltet und dem lebenden Geschlecht vollkommen gleichgültig.

Das Befremden des urteilsfähigen Publikums, das am Abend der ersten Aufführung allgemein war, scheint sich am nächsten Tag auch der Direktion mitgeteilt zu haben. In einer Notiz, die zur Beruhigung an die Presse versandt wurde, las man, daß die unglaublichen Billettpreise lediglich aus einem schönen Gefühl der Pietät gefordert

worden seien. Mit den auf diese Weise erzielten Überschüssen wolle Herr Reinhardt dem Kleistgrab in Wannsee eine dauernde Pflege angeheißen lassen. Wer an dem fraglichen Abend blutete, blutete also nicht zugunsten schöner Gewinnsucht, sondern aus sehr ehrenwerten literarhistorischen Gründen. Ob diese nachträgliche geistvolle Erklärung für die schmerzvoll Betroffenen ein linderndes Pflaster gewesen ist, wissen wir nicht, bestimmt aber wissen wir, daß sie von der Berliner Presse niemals so kritlos hätte hingenommen werden dürfen, wie es leider der Fall gewesen ist.

Zunächst: Wenn Herr Reinhardt einem einzelnen Theaterbesucher dreißig Mark oder zwanzig Mark zugunsten des Kleistgrabes abfordert — — warum sagt er das nicht gleich? Die literarhistorische Absicht wäre für ihn doch so etwas wie eine Empfehlung gewesen und selbst die intimsten Freunde dieses betriebsamen Mannes pflegen einzuräumen, daß er sich eine Gelegenheit der Selbstempfehlung so leicht nicht entgehen läßt. Warum also bringt er sich in den unangenehmen Verdacht, daß die Besucher seinem Privatfädel dienen, während sie tatsächlich dem Kleistgrab in Wannsee eine Ehrung erweisen? Warum erfährt man von den edlen Absichten erst etwas, als am anderen Morgen die lauwarmen Rezensionen bereits vorlagen und die Durchführung der sensationellen Preise unmöglich erschien? Warum mußte die philanthropische Erleuchtung in so peinlicher Weise mit der sinkenden Geschäftskonjunktur zusammenfallen? Der Laie wird nie verstehen, daß eine Bühne vom Rang des Deutschen Theaters nicht sofort am Abend der ersten Aufführung ihre literarhistorische Menschenfreundlichkeit dem ergrieffenen Publikum enthielte.

Selbst aber wenn man loyal annehmen will, daß das Deutsche Theater von Anfang an von der genannten edlen Absicht befeelt war, steht man vor einer überaus peinlichen Situation. Wenn der Leiter eines Theaterbetriebs, in dem Millionen festgelegt sind, wirklich für die Pflege des Kleistgrabes etwas zu tun wünscht, soll er freumblickt seine Hände in die

eigene Tasche stecken. Eine Pietät, die das Publikum brandschakt, um ein Dichtergrab zu pflegen, hat einen sonderbaren Belgeschmack. „Seht, wie ich Kleist liebe“, sagt Herr Reinhardt, „ich verschente zu seinen Gunsten die Gelder, die ich vorher anderen abgenommen habe.“ Soll es in der Berliner Presse wirklich Sitte werden, derartige Saktlosigkeit ohne Widerspruch passieren zu lassen?

Vor allem aber: Hat niemand die Lästerng empfunden, die darin liegt, daß Kleists Grab aus den sensationellen Preisen eines französischen Stückes gepflegt werden soll? Hat darum Kleist die „Hermannschlacht“ gegen das Franzosentum geschrieben, daß man ihm Kränze französischen Ursprungs aufs Grab legt? Hat er seinem wilden Haß gegen Paris nur Worte geliehen, um schließlich unter die Patronage eines Pariser Dichters gestellt zu werden? Uns will scheinen, als ob diese Kleistehrung einer Blasphemie zum Verwechseln ähnlich sehe und darum möchten wir sie nicht ohne Widerspruch hingehen lassen. Das nationale Saktgefühl der Berliner Direktoren ist so wie so nicht stark entwickelt. Schwelgt die Presse bei so peinlichem Anlaß, können wir leicht eine völlige Verwirrung der Begriffe erleben.

E. Schl.

\*

## Aug' um Auge, Zahn um Zahn

Bei den Rasseverhältnissen in unserer deutschen Presse sollte man eigentlich erwarten, daß wenigstens bei ihr diese alttestamentliche Losung ausgiebig befolgt würde. Es scheint aber nur für innere Politik zu gelten. Wo es gegen Deutsche geht, gibt es keine Schonung. Anders liegt der Fall, wenn es sich um unsre Herren Feinde handelt. Da wird eine Schonung und Zurückhaltung geübt, die von unserem Volk längst nicht mehr begriffen oder, was viel schlimmer ist, gründlich mißverstanden wird. Der „Türmer“ hat so oft auf das Gefährliche dieser Haltung hingewiesen, daß er des steten Wiederholens begreiflicherweise müde wird. Aber dann

zeigt irgendeine Zuschrift, daß auch in diesem Schützengrabendienst das zähe Durchhalten oberste Pflicht ist. So liegt mir ein Brief vor, in dem ein im Lazarett liegender Krieger seinem Herzen Luft macht: „Unsere Gegner führen ihren Pressefeldzug nicht, weil sie die Deutschen wirklich für Barbaren halten, sondern weil sie sicher sind, allmählich auf die Deutschen selbst Eindruck zu machen. Um so mehr, als bei uns die Abwehr sehr unzulänglich und lau geführt wird. Wenn bei uns heute viele Leute daran glauben, daß wir am Kriege schuld sind, liegt es nur daran, daß bei uns die schlau berechneten Reden der Gegner lang und breit ohne jede eigene Bemerkung abgedruckt werden. Auch daß viele unserer Arbeiter meinen, es wäre für ihr Auskommen gleichgültig, ob sie deutsch oder englisch wären, beruht auf der von der Presse verschuldeten Unwissenheit. Unsere Presse beschuldigt zwar oft unsere Regierung, in der Abwehr der Feinde nicht scharf genug zu sein; sie verabsäumt trotzdem ihre Pflicht, nun erst recht in die Bresche zu treten. Im Gegenteil: wie ernsthaft werden alle die Phrasen wiedergegeben und besprochen, mit denen unsere Feinde ihre einzige wahrhaftige Absicht bemänteln, das deutsche Volk zu vernichten. Wie wenig werden die Gelegenheiten ausgenutzt, diese Verlogenheit unserer Gegner gebührend vor aller Welt zu brandmarken!

Vor allem aber, welche Schwäche in der tatsächlichen Abwehr der feindlichen Maßnahmen! Da wird gegen das deutsche Volk ein erbarmungsloser Aushungerungskrieg geführt. Die zehn Millionen feindlicher Einwohner im besetzten Gebiete Belgiens und Nordfrankreichs wissen nichts von Hunger. Es werden ihnen Nahrungsmittel zugeführt und sie dürfen ihren Boden für sich ausnützen. Warum nimmt Deutschland für sich nicht wenigstens die Hälfte?! Wie es unsere Feinde halten würden, sieht man an ihrem Benehmen gegen die Neutralen.“ —

Ich weiß nicht, ob die Bewohner der besetzten Gebiete so ganz von Not frei sind, wie der Briefschreiber annimmt. Aber ich bin überzeugt, England wäre im gleichen Falle

mit Belgien folgenbermaßen verfahren. Es hätte seinem Feinde erklärt: Du suchst mich mit allen Mitteln auszuhungern. Ich befinde mich dagegen in der Notwehr. Ein Hilfsmittel ist für mich die Vermehrung des bebauungsfähigen Landes und die Verminderung der Erfer. Ich stelle eine Frist von drei Tagen. Wird innerhalb derselben die Blockade nicht aufgehoben, die Einfuhr von Lebensmitteln für meine Zivilbevölkerung nicht freigegeben, bin ich gezwungen, Belgien von seiner Bewohnererschaft gewaltsam zu räumen und die diese Millionen zur weiteren Verköstigung auf deinem Boden zuzuwelfen. Belgien selbst brauche ich für mich. — Goddam!, diese Sprache würde drüben verstanden werden.  
St.

## Verpöbelung

Es war vorauszusehen, daß der riesige Gelberfolg der Schändung Schuberts im „Dreimäderlhaus“ alle Schmeißfliegen des Geschäftslebens gierig nach ähnlicher vogelfreier Beute äugen lassen würde. Das Kino zumal darf sich da nicht lumpen lassen. Schon ist ihm der „Parifal“ zum Opfer gefallen, nachdem zuvor Wagner selbst herumgezerret worden ist. Jetzt hat auch Beethoven daran glauben müssen. Ein Antkündigungsblatt fanfart in großen Tönen:

„Der Film erfüllt immer mehr seine Aufgabe, Gegenwart und Vergangenheit im Lichtbilde festzuhalten. So stellt ein in Wien ausgenommenes Filmdrama „Der Märtyrer seines Herzens“ den großen Tonheros Ludwig van Beethoven in den Mittelpunkt einer Handlung, die treffend als „Beethovens Lebensroman“ bezeichnet wird. Der Film, der von dem bekannten Wiener Schriftsteller Emil Kolberg verfaßt und von dem renommierten Regisseur Emil Justiz — wir nennen absichtlich die Namen dieser edlen „Künstler“. D. L. — inszeniert wurde, hält die trauten historischen Stätten des alten Wien im Bilde fest und zeigt uns neben Beethoven auch seine Zeitgenossen Haydn,

Schubert und andere in verblüffend porträtgetreuen Masken. Auch Beethovens „unsterbliche Symphonie“ erscheint im Film, der in eine ergreifende Apotheose ausklingt, der das Thema „Seid umschlungen Millionen“ zugrunde liegt. Beethoven selbst wird von Fritz Kertner von der Volksbühne dargestellt. Der Film, der, was Ausstattung, Inszenierung, Darstellung und photographische Ausführung anbelangt, die heimische Industrie auf einer staunenswerten Höhe zeigt, dürfte eines der größten künstlerischen Ereignisse dieses Jahres werden.“

Wollen die Behörden denn nicht endlich gegen diese Schändung heiligsten Herzensbesiges unseres Volkes vorgehen? Jede kleine Beleidigung des Angehörigen eines dynastischen Hauses wird strafrechtlich verfolgt. Sind diese Majestätsbeleidigungen der Herrscher im Reiche des Geistes nicht schlimmer?! Jede Verhöhnung einer religiösen Einrichtung wird bestraft! Ist unsere Verehrung des Großen und Gelbenhaften nicht ein ebenfalls heiliger Volksbesitz? Jeder Meyer, Müller und Schulze, der da noch atmet im rosigen Licht, wird gegen die Hervorzerrung, geschweige denn gegen die Verzerrung und Verleumdung seiner Lebensführung geschützt. Sollen bloß die Edelsten und Besten unseres Volkes von jeder schmutzigen Hand betastet, jeder vergeiltten Phantasie verschmuddelt werden dürfen?! Wie kümmerlich wirkt alles Gerede von Kunstpflege in Parlamenten und Kultusministerien, wenn sich keine Hand hebt gegen die geldgierigen Tempelschänder!  
R. St.

## Der heilige Snob

Er scheint in diesem Kriege so unsterblich, wie der heilige Bureauntratus. Wir haben doch die strenge Papierverteilung, dank der manches erstte Werk nicht erscheinen kann. Aber seinem heiligen Vetter Snob tut St. Bureauntratus natürlich nichts zuleide. Zeuge dessen einige neue Zeitschriften, die im Krieg überhaupt erst entstehen konnten. Ich will

nicht Partei sein und zitiere deshalb die „Neue Zürcher Zeitung“: „Man hätte gedacht, solchen literarischen Unternehmungen blähe jetzt der Weizen nicht mehr. Zeitschriften von verschwenderischer Fülle, von matellosem Papier. Auf herrlichen Flächen werden mit den schönsten Lettern Gedichte zelebriert. Nie hat sich die Kunst kostbarer zu geben gewußt. Ein Jahrgang des ‚Marzas‘ kostet nur sechshundert Mark. Wer wagt solche Griffe in die Börse, als jene Reichen, von denen Franz Blei spricht, die, wo was zum Hängen lieben und nun auch gerne was hinlegen möchten? Es ist also die Zeitschrift der Kriegsgewinner, und wie man's auch deute, Dichter, wie Karl Sternheim, veräußern so ihre geistigen Werke an die Gesellschaftschiicht, die sie seit dem ‚Snob‘ andauernd schildern. Die Geschichte des Emporkömmlings ist ja zweifelsohne jetzt die fette Weide für Darsteller vom Schlage Sternheims. Wollen aber diese Dichter, die so sehr mit ihrer geistigen Sendung prahlen, ihren Beruf üben, für viel Geld ihren Abnehmern den verdienten Spiegel vorzuhalten? Ein gefährlicher Spiegel für die Dichter selber. — In München ist soeben das erste Heft einer Zeitschrift ‚Die Dichtung‘ erschienen. Im Grunde hat auch sie keine neue Physiognomie, als daß sie in der Zeit der Papiernot den Geist durch den Papierprunt betont. Feierlicher und ernster kann sich der Dichter nicht nehmen als hier. Damit sei nicht gesagt, daß nicht ernste literarische Gesinnung diese Blätter beherrscht, aber auch diese Zeitschrift erweckt den Eindruck eines sehr jungen Luxus, der die Vornehmheit edler Einfachheit nicht erlernen kann.“

Et.

## Zur Strede gebracht

Mein, es ist kein frühliches Halali, das durch den Blätterwald hallt. Man muß das Gehör dafür bekommen haben, um zu merken, wie die hundert Einzelstimmen im Grunde zu einem Triumphorchester zusammenklingen.

Sie haben es wieder einmal erreicht, wie sie es immer erreichen, und Michel merkt es nicht oder hilft am Ende gar noch mit, um ja nicht — wie sagte doch Goldstein! — antisemitisch zu erscheinen. Der Direktor des Wiener Burgtheaters ist gefallen. Er war von der „maßgebenden“ Presse verurteilt, seitdem er es gewagt hatte, sich zur „Christlich-germanischen“ Weltanschauung zu bekennen. Selbter war die Meute hinter ihm her und verbellte, was er tat oder nicht tat. Im Waldgebiet des jüdisch-deutschen Parnasses ist ein „Christlich-deutscher“ Theaterdirektor Freiwild.

Vor mir liegt der (nicht an mich gerichtete) Brief einer Dame der Wiener Gesellschaft: „Die jüdische Presse hat ein Jahr lang gegen Millentovich in der gemeinsten Weise gehetzt und geschürt. Jedes Stück, das er angenommen hatte, mußte durchfallen. Endlich ist's erreicht — Millentovich gibt seine Demission, die sofort angenommen wird. Jetzt gehen die gemeinsten Artikel durch die Blätter. Als Vereinsmeyer und Wirtshausbräuberl wird er behandelt, jeder Schimmer von Künstlertum wird ihm abgesprochen, — nun ist er ja gegangen. Das genügt aber diesen Zeitungshelden nicht. Sie werfen ihm nach, was sie finden; die Artikel nehmen kein Ende. Jetzt heißt es: er ist nicht freiwillig gegangen, er mußte gehen. — Und keine Stimme erhebt sich für den Mann, der doch vormals so beliebt war. Alles drängte sich zu seinen Vorträgen, — er war als Mensch beliebt.“

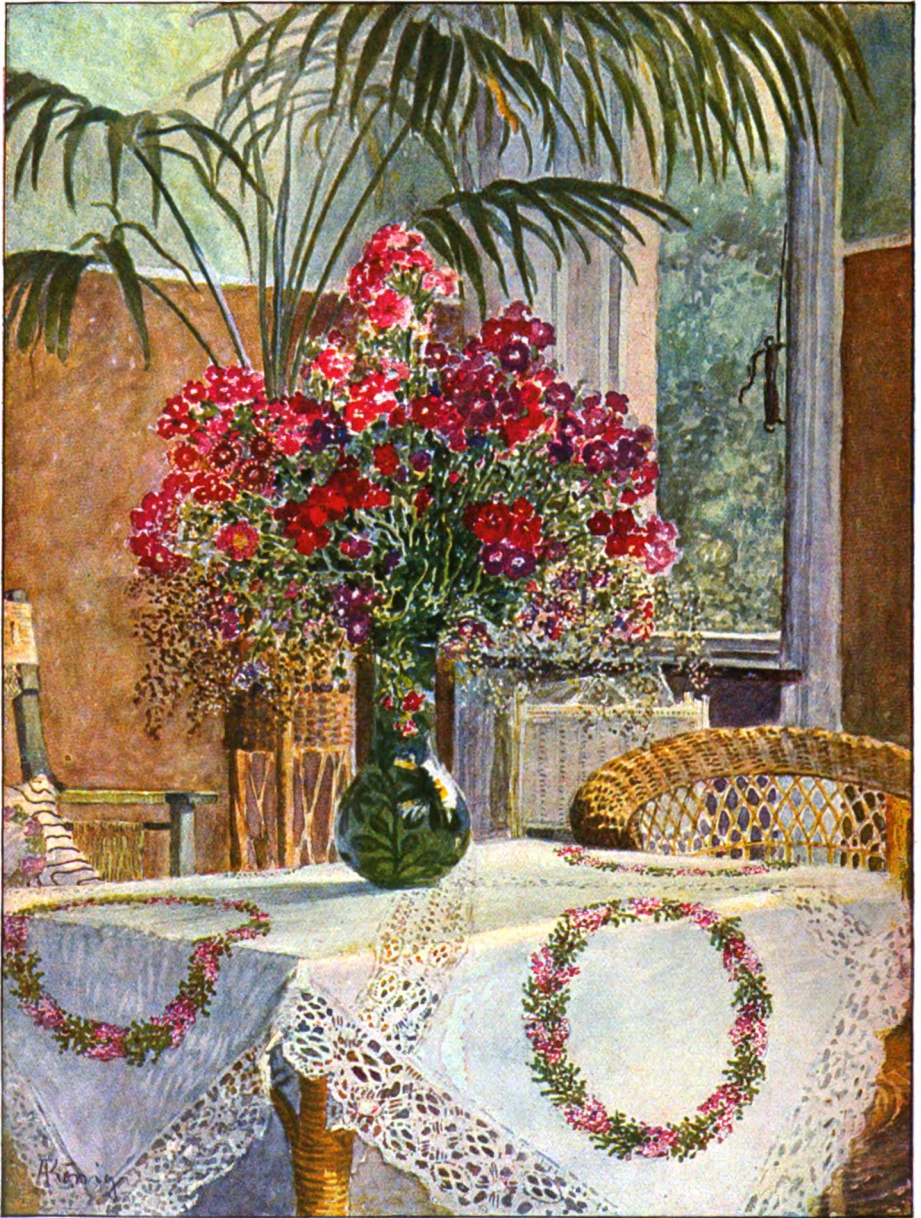
Das ist der springende Punkt: keine Stimme erhebt sich für den Mann. Jetzt nicht für den Gestürzten, aber vorher auch nicht für den noch auf seinem ausgesetzten Posten Stehenden. Es fehlt bei uns die Zivilcourage. Wenn alle jene, die sich nach Blut und Weltanschauung zur Christlich-germanischen Kunst hingezogen fühlen müßten, auch offen und mutig dazu bekennen würden, so könnten die Maulwürfe noch so viel wählen und nagen. Wir könnten ihrer lachen, so freilich sind sie ihres Erfolges immer sicher.

Et.

Verantwortlicher und Hauptredakteur: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Carl Stoeck  
Alle Zuschriften, Einwendungen usw. nur an die Schriftleitung des Zärwes, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



UNIVERSITY OF ILLINOIS



Vase mit Blumen

Ad. Knigge

Beilage zum Türmer





XX. Jahrg.

Erstes Septemberheft 1918

Heft 23

## Die Wohlweislichen

### Von H. Schöff

**U**nter denen, die umgehen in verschiedenster Gestalt, unser Volk zu verwirren und zu veruneinigen, sind auch die Verehrer und Verbreiter der Wohlweisheit, es sind jene, die die Armut ihres Wollens und Könnens hinter einem überragenden Standpunkt verbergen und, indem sie sich der Höhe des Himmels nahezu gleichstellen, mitleidig herabsehen zu dürfen glauben auf Tag und Stunde und auf alles, was sich den Bedürfnissen des Zeitlichen und Räumlichen verpflichtet fühlt, und sie sagen, wir seien allzumal Schuldner und hätten die jetzige Weltkatastrophe gemeinsam verdient. Gewiß ist kein Volk so makellos, auch das anständigste nicht, um ganz außer Vergleich mit den andern gestellt und vom Schicksal ausgenommen zu werden. Auch das unstrige nicht. Denn obwohl die Rassenseele unsrer Gegner einen augenscheinlichen Niedergang in sich aufweist, läßt sich doch zu ihrem Lobe nicht Weniges sagen. Wenn auch nicht ihre Geld- und Ländergier, so haben doch ihre Vaterlandsliebe, ihr nationales Ehrgefühl, ihr Glaube an den Sieg ihnen bewunderungswürdige Kräfte verliehen und sie uns zu überraschenden Gegnern gemacht. Sie bissen im Dulden und Ausbarren die Zähne zusammen und ihr Instinkt, von dem wir noch viel zu lernen haben, ließ sie nicht vergessen, daß man dem Feind sein Herz nicht verraten darf.

\* \* \*

Wir sind allzumal der Sterblichkeit und ihrem Tribut untertan, und kein Deutscher, der unbefangen denkt, wird unser Volk dort schablos halten wollen, wo ihm sein gerütteltes Maß verdienstermaßen zukommt, gleich all den andern. Zieht man aber auf allen Seiten die gemeinsamen Verfehlungen ab, so bleibt doch vom Soll und Haben für uns Deutsche ein Überschuß, der uns außer Zweifel setzt, weshalb wir nicht bloß gegen uns selber, sondern auch gegen eine ganze Welt um uns her und zwar ohne Pharisäertum kämpfen dürfen und zu kämpfen haben.

\* \* \*

Nun sagen die Wohlweislichen, es handle sich in diesem Weltringen nicht um einen Zweikampf zwischen Besser und Schlechter, sondern lediglich um einen Zusammenstoß von Interessen. Eine solche Gleichstellung der Gegensätze verrückt aber den Schwerpunkt der Wahrheit ins Unwahre. Mit dem dogmatischen Sprüchlein vom allseitigen Unrecht, welches dies Mehr oder Minder nicht berühre, ist es nicht getan. Dieser Unterschied kann nur zugunsten unserer Widersacher geringfügig übergangen werden. Es will auch nicht viel heißen, daß unsre Wohlweislinge zwar einen gewissen Unterschied zwischen hüben und drüben gelten lassen, wenn ihnen dieser Unterschied so unwesentlich erscheint, daß sie ihn nicht der Mühe wert finden, ihren grundsätzlichen Abstand aufzugeben und ihren Platz innerhalb des Geschehens auf jener Seite einzunehmen, wo, wie sie selbst zugeben, ein kleineres gegen ein größeres Ubel im Streite liegt. In Wirklichkeit ist dieser Unterschied groß genug, um auch die erhabensten Ausflüchte zu entwapfen. Mögen die Kämpfenden es allesamt verdient haben, nicht leichten Kaufes von dieser Weltkatastrophe loszukommen — und dieser Krieg hält ja auch alle mit eiserner Faust fest —, so ist doch eines unbezweifelbar: die Sache, die wir zu verfechten haben, ist eine bessere. Und um so unverzeihlicher ist es von uns, wenn wir ihr nicht jene Entschlossenheit und Selbstüberwindung leihen, die unsre Gegner ihrer schlechteren Sache zu schenken wissen.

\* \* \*

Die Wohlweisheit hat aber noch einen weiteren Trumpf in den Händen, indem sie mit dem Unerforschlichen Geschäfte zu machen sucht, indem sie ausruft, es komme doch alles, wie es kommen werde: deshalb sei es das Beste, nichts zu wollen und sich vor jedem Überschwang der Seele und allen Versuchungen des Gehirns fern zu halten. Ein schlaues Versteckspiel fürwahr, um die eigene Wichtigkeit zu verhüllen. Wohl vermag auch das lebendigste Rechtsbewußtsein nicht vor den dunkeln Ratschlüssen des Himmels zu schützen. Wohl muß dem Unerforschlichen gegenüber nicht nur der Einzelne, sondern auch ein ganzes Volk auf die Irrationalität des Geschehens gefaßt sein. Kein Volk, und sei es auch das nachdenklichste, besitzt sich genug und kennt den Wert, den es in den Augen der Vorsehung einnimmt. Mögen wir uns im Vergleich mit andern für noch so viel besser halten dürfen, wer weiß denn, ob unser Mehr dem Einsatz entspricht, den die Entwicklung der Dinge zur gegebenen Frist benötigt? Sind wir doch in der Hand der Allmacht nur das Mittel eines unübersehbaren Weltvorgangs, vor dem keine noch so naheliegende Selbsteinschätzung bewahrt. Das darf uns aber nicht hindern, den uns zugewiesenen Platz einzunehmen, um ihm auf jede Möglichkeit hin gerecht

zu werden. Mag auch alles in der Hand des Geschehens schon vorherbestimmt sein, mag keinerlei Recht und Aufwand vor Fehlschlägen bewahren, so erlaubt doch diese Einsicht niemanden, sich von den Grenzen unsrer Menschlichkeit zu entfernen, welche vor allem die Grenzen unsres Volkstums und unsres Blutes sind. Und in diesem natürlichen Ausmaß, das unsre besten Kräfte birgt, heißt es sich halten und entfalten, wie immer auch die Würfel fallen. Das ist jenes Lebensgesetz, welches Glauben und Treue verlangt, sobald es den Namen Vaterland trägt.

\* \* \*

Alles, was das Dasein der Welt und alle ihre Anforderungen von uns wollen, ist lehterhand doch nicht diese oder jene Frage an das Geheimnis der Dinge, sondern der tapfere Entschluß, in jeder Lage das Los derer mitzutragen, denen wir von Hause aus zugeteilt sind, mit denen uns dieselben Wesenswurzeln verbinden, die gleich uns derselben Lebensscholle tief innerlich geweiht sind. Dieses Bewußtsein macht schicksalsfrei und schirmt uns vor den Anfechtungen des Unerforschlichen. Uns bleibt nur, an unser gutes Recht zu glauben, nicht bloß im stillen Kämmerlein, sondern mit Hand und Fuß und Schuß und Schlag. Mag dann über uns hinweggehen, was immer, unser Glaube, unsre Treue und unsre Ehre ist der Sterblichkeit nicht untertan und bleibt auch vor dem Unerforschlichen bestehen, wie alles, was, und sei es auch in der vergänglichsten Form, in sich ewig ist.



## Bestätigung · Von Hans Bauer (Champagne)

Durchwühlt von bangen Fragen  
 Marschieren wir in schwerem Schritt.  
 Ein fernes Rollen schreitet mit  
 Und klingt, als würd' ein Kreuz geschlagen.

Das nachthell übersternete  
 Gezelt des Himmels brennt und loht,  
 Wir fühlen uns wie Saat vorm Tod,  
 Die unreif ist zur Ernte.

Da schritt's durch Nacht und Sorgen  
 Wie heißer Mut von Mann zu Mann,  
 Da springt uns neu ein Glaube an:  
 Wir sind das Volk von morgen!

In Sturm und Todgegrölle  
 Verbläst uns doch kein Sterbewind,  
 Weil wir nicht Saat und Blüte sind,  
 Nein, Grund und Aderscholle.



# Der alte Vofz

## Aus dem Leben eines Daheimgebliebenen

### Von Erich Schlaifjer

**M**itten im Dunkel seines Arbeitszimmers stand der alte Vofz. Der hohen, straffen Gestalt merkte man nichts an; aber die festen, unerbittlichen Stahlaugen, die unter den grauen, buschigen Augenbrauen hervorblickten, waren bekümmert. Sie schauten durch die Stämme der Linden hindurch, die draußen vor dem Haus standen und ihren Schatten ins Zimmer warfen. Sie schauten in das bleiche Licht des Sommerabends hinaus, der draußen auf der Landstraße lag, aber sie fanden keine Rettung.

Der große, starke Mann machte einen nachdenklichen Gang durch das Zimmer, und in den Möbeln des kleinen, stillen Raumes knackte es unter seinem schweren Tritt. Er strich mit der Hand über das gelichtete Haar des mächtig gearbeiteten Schädels. Er ließ seine Gedanken mit der äußersten Anstrengung arbeiten, aber eine Rettung wollte nicht kommen.

Der alte Vofz war ein ost-holsteinischer Schulmeister von der kernhaften Sorte, die auch den Erwachsenen des Dorfes ihren Willen aufzwingt. Auch wenn die Bauern ihm längst ihre Kinder sandten, blieb er die feste moralische Autorität, vor der sie Rechenhaft abzulegen hatten. Ihre Nacken waren steif, aber seine Faust war stark, und er hatte manchen starren Sinn zur Anerkennung seiner Menschenpflicht gebeugt. Gefühlvoll war er nicht. Seine Grundsätze waren unerschütterliche Dogmen. Die festgefügte Welt der überkommenen Ordnung mußte siegen. Wer damit in Konflikt geriet, ging zugrunde. Das war nicht zu ändern. Er war so etwas wie ein rauher Soldat des Lebens, der alte Vofz.

An diesem dunklen Abend aber fiel es ihm schwer, die unerbittliche Härte zu bewahren. Immer wieder glitt seine Hand durch den kräftigen militärischen Schnauzbart und strich um das feste, energische Kinn. Nach seinen Grundsätzen war die Sache vollkommen klar. Er wußte aber, daß in diesem Fall ein junges Herz dabei zerbrechen würde.

Die blonde Magd, die dort am Türpfosten auf dem Stuhl saß und in Scham und Tränen vergehen wollte, war einmal seine Lieblingschülerin gewesen. Er sah sie noch deutlich vor sich, wie sie am Bankende saß und mit gläubigen blauen Augen zu ihm emporblickte. Er sah die Nachmittagssonne, die sich durch die Linden hindurchstahl und einen goldenen Schein um ihren blonden Scheitel wob. Und nun war das alte Elend da: ein Kind unterwegs und keine Möglichkeit zu heiraten. Ein im verborgenen gestohlener Traum von Glück und nun ein Weg in Einsamkeit und Schreden hinaus.

Stine zitterte auf ihrem Stuhl unter fortwährenden Schauern der Angst und der Reue. Vor dieser Stunde hatte sie sich gefürchtet, wie vor dem Weltende und dem letzten, unvermeidlichen Zusammenbruch. Sie kannte jeden Stuhl in diesem Raum und jede Photographie an den Wänden. Sie kannte die Schwarzwälder Uhr, die nun in die unheimliche Stille hineintickte, und der feuerfeste Geld-

schrank der Sparlasse, die vom alten Voh verwaltet wurde, war ihr immer als der Inbegriff aller irdischen Macht erschienen. Sie hatte so oft in diesem Zimmer gestanden und hatte für sich und ihre arme Mutter Rat und Beistand geholt. Immer war sie dankbaren Herzens weggegangen. Nun aber war sie auf ewig ausgestoßen und durfte nie mehr die Augen erheben.

„Wie weit bist du?“

„Im dritten Monat“, hauchte sie.

Ein Ruck von Born und Grimm ging plötzlich durch die Gestalt des alten Voh.

„Dein geliebter Heinrich war immer ein Jammerbursche“, knirschte er durch die Zähne.

„Herr Voh!“ kam es bittend vom Stuhl der Scham und des Leidens.

„Ach was! Gutmütig war er in der Schule schon. Aber ohne Festigkeit in den Knochen. Nichts von einer Faust und einem Kerl. Alles Unglück kommt von diesen schwachen Naturen.“

„Seine Mutter hält ihn so streng.“

Seine Mutter!

Der alte Voh blieb auf einem Gang durch das Zimmer jäh stehen, und ihre Stirne senkte sich unter seinen grauen, unerbittlichen Stahlaugen.

„Hast du sie am Nachmittag in ihrem gepolsterten Lederstuhl am Fenster sitzen sehen?“

Sie nickte.

„Mit der Ablernase und den kalten, funkelnden Augen eines Raubvogels.“

Sie nickte.

„Willst du mir glauben, daß sie eher dein rotes, warmes Herz mit ihren mageren Krallenfingern aus der Brust reißt, als daß sie eine arme Magd als Frau auf den Erlenhof nimmt?“

Stine sagte nichts, aber ihre Gestalt zitterte, wie unter einem unbarmherzigen Schicksal.

„Ist dir bekannt, daß du als lediges Mädchen mit deinem Rind in die Einsamkeit hinaus mußt?“

„Ja.“

„Siehst du wohl! Und das ist es, was ich deinem Windhund zum Vorwurf mache. Ihr Weibleute habt keinen Verstand, wenn's unter dem Mieder warm zu werden beginnt. Er aber ist ein Mann, und wenn ein Mann keinen Verstand und keinen Willen hat, holt ihn der Teufel besser heute als morgen.“

Schwer und zornig ging sein Schritt durch das Zimmer.

„An die dreißig Jahre ist der verfluchte Junge nun schon alt geworden, und noch immer hat seine Mutter keine Faust von ihm gesehen. Noch immer schlägt sie den Mägden ins Gesicht, als ob er nicht im Hause wäre. Ein Wafschlappen, der ganze Lumpenheinrich. Auf dem Heuboden beim Mädchen: ja, da geht's. Da helfen ihm seine blauen Augen und seine blonden Haare. Heiraten kann er dich nicht. Das ist richtig. Er wird nicht einmal wagen, den Gedanken zu denken. Aber das sage ich dir: Wenn er mir in dieser Angelegenheit nicht endlich zeigt, daß ein

Rerl in seiner Hose steckt, dann schlage ich ihn mit meinen Fäusten zusammen und werfe ihn zum Zimmer hinaus.“

Eine fast ungebändigte Wut ging in diesem Augenblick durch seinen mächtigen Körper.

„Herr Vog! Ach, Herr Vog!“

Stine wand sich unter seinen Worten. Auch wußte sie, daß er durchaus der Mann war, derartige Drohungen in die Wirklichkeit umzusetzen. An eine derbe Beweisführung hatte er seine Bauern gewöhnt. Das verstanden sie am besten.

„Komm her!“ sagte er plötzlich.

Sie kam auf geräuschlosen Strumpfsoden zu ihm hinüber. Die Holzschuhe hatte sie respektvoll draußen vor der Tür stehen lassen.

Er faßte sie unters Kinn, und ihr tränengefülltes blaues Auge lag so offen vor ihm wie ihre Seele.

„Zu einer Heirat kann selbst der leibhaftige Gottseibeius die Alte nicht zwingen. Du mußt unbedingt vom Hof herunter. Ich will die Krallen der Megäre nicht erst in deinem Gesicht sehen. Wohin du kommst, muß ich mir überlegen. Das Kind soll bei dir bleiben. Ich bringe dich bei gutmütigen Leuten unter und setze mein Wort dafür ein, daß dir nichts geschieht. Auf dem Stuhl an der Tür hat manche vor dir gefessen. Du bleibst in meinen Augen ein braves Mädchen. Mach' dich auf schwere Jahre gefaßt und schicke mir morgen deinen Windhund.“

In Stine quoll es plötzlich heiß auf. Es war wieder wie einst in der Religionsstunde. Sie ergriff seine Hand mit beiden Händen und küßte sie inbrünstig.

\* \* \*

Am nächsten Abend saß Heinrich auf demselben Stuhl und drehte die Mütze verlegen in der Hand. Es gab sonst eine feste Rangordnung im Dorf. Die Bauern und Bauernsöhne behielten die Holzschuhe an. Die Dienstboten ließen sie vor der Tür. Diesmal aber hatte Heinrich sie draußen gelassen. Hochmut war nicht angebracht.

Eine lange, bange Stunde verging. Wenn der alte Vog einmal in tiefen Gedanken still stand, tickte die Schwarzwälder Uhr so unheimlich laut. Es lag etwas Unbarmherziges und Hartes in ihrem ewigen gleichmäßigen Tiden. Sein und Stines Glück wurde in dieser dunkeln Stunde begraben. Wie konnte sie da nur so kalt und gleichgültig die Minuten zerhacken? Es war, als wenn die Uhr jedesmal auf seine aufgeregten und zerrissenen Nerven geschlagen hätte.

Mitunter sandte er den Blick durch die Stämme der Linden hinaus. Ein friedlicher Sommerabend lag auf der Dorfstraße. Wer in diesem Licht atmete, der war glücklich. Der konnte frei von Schuld und Fehle seines Weges ziehen. Der war von einem freundlichen Tag umspielt. Hier in der Dämmerung aber waltete die Schuld, und daheim im gepolsterten Lederstuhl saß mit kalten, funkelnden Augen die Rache.

Der alte Vog stand mitten im Zimmer und schloß seine Rede so: „Was ich von deinem Heldenstück halte, ist dir jetzt bekannt. Wer einem ordentlichen Mädchen etwas einbrocht, ohne sie vor Schande bewahren zu können, nimmt eine schwere



Verantwortung auf sich. Dir hat's wieder einmal am festen Willen gefehlt. Ich möchte endlich einmal sehen, daß du ein Mann wirst, der das Leben in seine Hand nimmt und meistert. Glaubst du, daß ich das jemals erlebe?"

Heinrichs Gesicht war mit dem Feuer der Scham übergossen. Er wagte nichts zu versprechen.

„Die Suppe ist aber nun einmal angerührt und muß ausgelöffelt werden. Das Mädchen muß zunächst vom Hof herunter. Ich glaube, die Augen deiner Mutter wären imstande, das Kind unter ihrem Herzen zu töten.“

„Sie kann erst auf Oktober kündigen“, warf Heinrich jaghaft ein.

„Dann muß sie ungefehlich aus dem Dienst laufen. Ich nehm's auf mich. Geld dürfen wir von der Alten nicht verlangen. Wer ihr auch nur einen Taler nehmen will, ist in ihren Augen verflucht. Und du hast es wohl immer noch nicht so weit gebracht, daß du über irgend etwas selbständiger Herr bist?“

Heinrich senkte den Blick. In dieser langen, schweren Sekunde war es ihm, als mügte er vor Scham in den Erdboden sinken.

„Hab' mir's gedacht. Mit den alten Weisbildern ist schwerer fertig zu werden, als mit den jungen. Stine muß sich mit ihrem Kind also allein durchbringen. Sie ist eine tüchtige Dien und kann das auch. Du etablierst die umgekehrte Welt. Der Vater setzt den Balg in die Welt, und die Mutter versorgt ihn. Das Weib muß stark sein, damit der Mann schlapp sein kann. Aber na! Wenn deine Mutter über Stines Verschwinden rast, schickst du sie zu mir. Wenn sie durch das Gerede der Leute von dem Kind erfährt, schickst du sie ebenfalls zu mir. Ich habe sie für deinen Vater mehr als einmal gebändigt. Ich kann auch dir den Dienst erweisen. Im Oktober wird sie siebenundsechzig.“

„Achtundsechzig.“

„Um so besser. Schließlich kommt die Stunde, in der sie stirbt. Wir wollen wenigstens zu Gott hoffen, daß die Natur mit ihr keine Ausnahme macht. Dann bist du der Herr auf dem Erlenhof, und Stine und dein Kind halten sich für diesen Tag bereit. Die Verwandten werden schnattern und die anderen Bauern im Dorf werden murren. Sie haben selber Töchter, die ausgezeichnet auf den Erlenhof passen würden. Das eine wie das andere brauchst du nicht zu fürchten. Ich zerbreche es unbarmherzig. Ich trete es unter die Füße, wo es sich hervorwagt. Du bist von heute ab ein verheirateter Mann und wartest auf den Tag, wo du dein Weib redlich machen kannst. Versagst du in diesem Punkt, hast du mein Zimmer zum letzten Male betreten, und ich werde der ganzen Welt ins Gesicht sagen, daß der Erlenhof auf einen Spitzbuben gekommen ist.“

Was war das? Als Heinrich auf die Dorfstraße heraustrat, meinte er plötzlich, über die kleine, strohgedeckte Rute hinwegspringen zu können, die auf der anderen Seite lag. Der alte Vof wollte Bauernsohn und Magd zusammenbringen? Der alte Vof wollte die Mutter bändigen und den Haß der anderen Bauern niedertreten? Nun war es auf einmal wieder hell geworden, und er konnte so leicht wie ein Vogel in die Zukunft hineinfliegen.

Als die Frau mit der Halennase und den funkelnden Raubvogelangen bereits schlief, waren Heinrich und Stine in der Sommernacht hinter dem Stall

zusammen. Heinrich lag auf den Knien und weinte vor Glück in den schwangeren Schoß hinein.

„Weißt du, was ich glaube?“ sagte Stine, und ihre tränenfeuchten Augen blickten träumend vor sich hin.

„Nun?“

„Ich glaube, daß der alte Voß der redlichste Mensch auf der ganzen Erde ist.“

„Das glaube ich auch“, sagte Heinrich.

\* \* \*

Was auf den Höfen umher saß und was auf den Feldern der Bauern arbeitete, war auf der Schulbank des alten Voß groß geworden. Dreißig Jahre hatte er nun schon in der Gemeinde gearbeitet und war zum Vertrauensmann aller Einwohner geworden. Die Sparkasse wurde von ihm verwaltet. Hatte jemand kein Geld, kam er zu ihm. Hatte jemand so viel, daß er etwas davon anlegen wollte, kam er auch zu ihm. Die Schriftsätze des Gemeindevorstehers an die Behörden gingen durch seine Feder. War man mit der Feuer- oder Viehverficherung nicht zufrieden, so sah man sich mit seiner Hilfe nach einer anderen um. Haperte es mit dem Verständnis eines Artikels im landwirtschaftlichen Fachblatt, brachte man ihn zu ihm. Konnte man sich in der Politik nicht mehr aus, holte man seinen Rat. War jemand mit einem Zwischenhändler in ein Geschäft hineingeraten, das er nicht mehr überblickte, ging er zum alten Voß. Wollte ein Sohn nicht gut tun oder drohte ein Mädchen auf Abwege zu geraten, mußten sie sich auf den Stuhl setzen, wo Heinrich und Stine gefessen hatten. Im Sterbehaus saß er am Sarge und bei den Hochzeiten saß er zu oberst an der Tafel. Alle menschlichen und alle geschäftlichen Fäden des Dorfs liefen in seiner Hand zusammen. Konnte man sich über das Erbe nicht einigen, wurde er gerufen, und wenn seine hohe, mächtige Gestalt in der niedrigen Bauernstube stand, war es ihnen immer, als fülle Gott-Vater selber den Raum, und als müßten nun alle heimlichen schlechten Gedanken sich vertreiben. Von seiner unbeugsamen Redlichkeit ging es wie Religion und Weihe aus. Man schämte sich der eigennützigen Eier, und wer zu schlecht war, sich zu schämen, den bannten seine grauen, unerschrockenen Stahlaugen und sein unzerbrechlicher Wille. Der Besitztüfel krümmte sich unter seiner festen Faust, aber er duckte sich immer. Wer beim alten Voß den Respekt verloren hatte, war in der Welt des Dorfes ein gezeichneter Mann.

\* \* \*

Wenn im letzten Schuljahr die Kinder sich anschickten, ins Leben hinauszutreten, gab es eine Religionsstunde, die niemand vergaß, der beim alten Voß auf der Schulbank gefessen hatte. Sie kam immer unerwartet, aber wenn sie plötzlich aus dem Alltags des Unterrichts heraussprang, ging ein heiliger Ernst durch das Klassenzimmer. Dann sprach der alte Voß über die menschliche Redlichkeit. Dann war jedes Wort wie Hammerschlag, und hinter jedem Satz lag ein ganzes gelebtes Leben. Jede Schuld konnte mit Tränen und Reue abgewaschen werden. Jeder Fehltritt konnte verziehen werden. Jede schlechte Aufwallung konnte man vergessen. War jemand aber erst ein unredlicher Mensch geworden, war er schlechter als das Tier auf dem Felde. Die Tiere waren unschuldig, aber er

war ein gefallener Mann. Keine Verachtung war so tief und herb, daß ein unredlicher Mensch sie nicht verdiente. Sein bloßes Dasein verpestete die Luft für andere. Er war wie jemand, der sich vom offenen, ehrlichen Kampf losgesagt hatte, um dem Gegner aus dem Hinterhalt mit einer vergifteten Waffe in den Rücken zu fallen. Jede Berührung mit ihm besudelte. Durch jeden Händedruck erniedrigte man sich. Sein Geld war Schmutz. Wer ihn in sein Zimmer ließ, gab die Ehre des Hauses preis. An der Redlichkeit sollte sich alle Religion erweisen. In diesem einen hing das ganze Geseß.

Die tiefe Stille einer atemlosen Andacht lag im Zimmer. Von den Kindern wußte jedes, daß man den Mann dort auf dem Katheder in Stücke reißen konnte, daß man ihn aber nie zu einer unredlichen Handlung würde zwingen können. Die große Stunde war da, die sie als das Bekenntnis des alten Vof ins Leben mit hinausnehmen sollten. Sie erlebten jetzt, was auch ihren Vätern schon mit einem heiligen Schauer über den Rücken gelaufen war. Nie würden sie diese Stunde vergessen.

\* \* \*

Aber hart konnte er sein, der alte Vof, unerbittlich hart. Ein strenger Pflichtbegriff beherrschte sein Leben und beherrschte durch ihn auch die andern. Gefühlvollen Erwägungen war er wenig oder gar nicht zugänglich. Wenn das Herz einmal mit der Pflicht in einen unauf löslichen Streit geriet, hatte das Herz zu leiden oder zu brechen. Das ließ sich nicht ändern. Feste Ordnung mußte sein, und nur durch treue Pflichterfüllung konnte sie aufrechterhalten werden. Was sollte werden, wenn jedermann seiner Neigung folgen wollte? Vom „Recht der Persönlichkeit“ hielt der alte Vof nicht viel. Er betrachtete das Leben als eine Aufgabe, die jedem einzelnen gestellt war, und die jeder einzelne in ehrenwerter Weise zu lösen hatte. Der eigentliche Inhalt des Lebens war ihm darum die Arbeit, und die Hauptfreude war das Wohlgefallen am Segen der Arbeit. Wer nichts tat, wer keine Pflicht zu erfüllen hatte, war in den Augen des alten Vof ein Kadaver, der gar nicht früh genug eingescharrt werden konnte.

Es lag in seiner reblichen Natur, daß die Härte sich nicht nur gegen andere, sondern vor allem gegen ihn selber richtete. Drei Söhne hatte er, und alle drei wurden von seinem schmalen Schulmeistereinkommen auf höheren Schulen unterhalten. Der älteste studierte Medizin, der zweite Theologie, der dritte besuchte ein Schullehrerseminar. Das wollte verdient sein und wollte es um so mehr, als er, trotz unerbittlich durchgeführter Sparsamkeit, seinem Ansehen im Dorf doch niemals etwas vergab. Er hätte weder sich noch seiner Frau noch seinen Söhnen Lässigkeiten im Anzug oder Auftreten vergeben, die nach seiner Ansicht nun einmal nicht sein sollten. Mit der nebenamtlichen Verwaltung der Sparkasse war da allein nicht durchzukommen. Seine Stellung als ewig gesuchter Ratgeber hatte dazu geführt, daß er sich in alle öffentlichen und rechtlichen Verhältnisse hineingearbeitet hatte, die in das Leben der Dorfbewohner eingriffen. Ob es sich nun um die Militärpflicht handelte oder um eine Frage der Arbeiterversicherung oder um die Regelung einer Hypothek: man klopfte beim alten Vof niemals vergeblich an, und seine unbeugsame Rechtlichkeit entschied nicht nur

nach dem Buchstaben, sondern auch auf Grund einer ehrenwerten Gesinnung. Fast jedes wichtige Schriftstück des ganzen Kirchspiels ging durch seine Feder, und sein Arbeitstag schloß erst, wenn er nachts um elf Uhr die Lampe auf seinem Arbeitstische ausblies und ins Bett ging. Geschenke wurden ihm oft angeboten, aber auch wenn sie gut gemeint und redlich verdient waren, wurden sie zurückgewiesen. Er hatte zu oft gesehen, wie Amtskollegen durch Freundlichkeiten der Bauern in Abhängigkeit geraten waren. Sein war die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, sein war die Arbeit und sein die Genugtuung über das Gelingen. Außerdem hatten die Tagelöhner und ihre Kinder in seinen Augen den ersten Anspruch auf ihn. Die aber hatten nichts zu verschenken.

\* \* \*

Seine Frau war die Tochter eines Großbauern aus einem Nachbardorf. Die Familie gehörte zu den ganz Alteingefessenen und war in der Gegend von jeher führend gewesen. Der Hof aber hatte in der Agrarkrisis der achtziger Jahre schwer gelitten, und so waren die materiellen Verhältnisse recht schwierig. Außerdem waren drei Söhne vorhanden, die jeder in seiner Art reichliche Aufwendungen verlangt hatten. Nach Geld hatte er nicht geheiratet, der alte Vog.

Was ihn damals angezogen hatte, war die seelische Vornehmheit des jungen Mädchens gewesen. Sie hatte etwas ausgesprochen Bartes und Reusches, das sie den Männern gegenüber zu einem scheuen, flüchtigen Reiz machte. Vog aber hatte sich ihr Vertrauen und ihre Gunst erworben, und wenn sie ihn mit ihren reinen blauen Augen ansah, war ihm, als wäre ihm ein unendlicher Schatz zuteil geworden.

Ihr Leben in der Ehe aber war ein einziger Aufblick zu ihm. Er stand so fest und unerschütterlich am Steuer ihres Lebensschiffes, daß die Zuneigung ihres Herzens ewig warm blieb. Sie brauchte wie keine andere den Stolz auf ihren Mann. Sie hätte nicht leben können ohne diesen Stolz und war glücklich, daß er ihr so reichlich geschenkt wurde. Wenn sie an einer Hochzeitstafel in ihrem festlichen Kleid neben ihm saß, lag eine stille, bezwingende Würde ihn ihrem Aussehen. Alle Würde aber war nur der Widerschein des Stolzes, daß er ihr Mann geworden war.

Dabei mußte sie trotz aller Hingabe doch im Haus ihre eigene Selbständigkeit zu wahren. Der alte Vog war ihr gegenüber von einer altfränkischen Ritterlichkeit. Er hatte immer das Gefühl, daß er sie zerbrechen könnte, wenn er sie mit seiner starken Kraft zu ungestüm anfaßte. Darum war er nie zarter und weicher, als wenn er mit ihr sprach. Oft genug war sie ihm in den Arm gefallen. Oft genug hatten ihre schlanken Frauensfinger einen Knoten entwirrt, den er mit einem raschen Hieb durchzuhauen entschlossen war. Im Dorf wußte man ganz genau, ob man in einer bestimmten Angelegenheit zu ihm gehen sollte oder ob man besser den Weg über sie legte. Wenn sein eiserner Startkopf einmal mit einem bäuerischen Startkopf zusammentraf und kein Ausweg sich öffnen wollte, legte sie ihm den weichen Arm um den Hals. Und dann beugte sie den steifen Nacken wie den eines Kindes.

\* \* \*

Die Söhne waren bald fertig. Alle drei befanden sich im letzten Jahr ihrer Ausbildung. Aber Schulden waren entstanden. Selbst bei der äußersten Anspannung der Kräfte hatte sich das nicht vermeiden lassen. Die Studienzeit jedes einzelnen war sozusagen mit einer Schlupfhypothek belastet. An der Tilgung würde der alte Voh zunächst noch mitarbeiten müssen. Es war nicht zu verlangen, daß die Jungens als neugebackener Arzt, Pastor und Schulmeister gleich sollten Schulden abtragen können. Eine Reihe von Jahren würde die Hauptlast noch auf seinen Schultern liegen, aber dann würde er frei werden. Dann konnte er anfangen, für einen anständigen und sorglosen Feierabend zu arbeiten. Die Söhne würden ja wohl auch ein Weib nehmen und ein Heim gründen. Die Frau träumte schon jetzt von kleinen blonden Enkelkindern. Dann kam die Zeit der Ernte. Dann sollte er sich freuen dürfen über den willensstarken Fleiß, mit dem er das Feld seines Lebens beadert hatte. Dann durfte das arbeitsame Schulhaus vom Besuch froher Menschen und von heiteren Festen widerhallen. Dann hatten die starken Schultern der Söhne die Hauptlast auf sich genommen. Am langen Lebenstag die Arbeit und am Abend die Gäste. So war es der Lauf der Welt und so war es gut.

\* \* \*

Als der Krieg ausbrach, gab sich der alte Voh einen Ruck und warf alle Träume hinter sich. Nun galt es stark zu sein. Nun war im Grunde die Zeit seiner Lebensanschauung gekommen: die Zeit, wo jeder wußte, daß man um der Pflicht willen lebte und auch die härteste Pflicht auf sich nehmen mußte. Nun brauchte man Männer und Eisen.

Die drei Jungens gingen alle freiwillig mit. Das taten ihre Studententameraden auch. Von der Seminarklasse des Jüngsten schieden nur zwei aus, die beide verkrüppelt waren. Das war vollkommen in der Ordnung. Wenn der alte Voh den einen nach dem andern an die Bahn brachte, war er nicht traurig, sondern stolz. Alle drei waren grade, starke Burschen. Alle drei hatten sein leidenschaftliches Ehrgefühl geerbt. Alle drei waren in strenger Pflichterfüllung erzogen und brannten darauf, ihre Muskeln und Nerven zu spannen. Wenn der alte Voh vom Bahnhof zurückging, summt er ein Soldatenlied vor sich her. Die Zeit der Kraft war gekommen, und er hatte drei tüchtige Söhne als lebendiges Kapital hineingesteckt. Auch seine Arbeit und seine Lebensauffassung kämpften draußen auf den Schlachtfeldern mit.

Straff und aufrecht stand der alte Voh auf dem Ratheder und zog die Augenwendung des Krieges. Was würde jetzt aus dem Land werden, wenn das Volk in Wohlleben erschlafft wäre? Was für einen Jammeranblick würden wir bieten, wenn nicht jeder zum schwersten Opfer bereit wäre? Was sollte man nun mit den lebendigen Leichen anfangen, die keine Pflicht und keine Ehre im Leibe hätten? Die Frauen weinten. Das ließ sich nicht ändern. War von jeher so gewesen. Im Krieg weinten die Frauen. Die Männer aber hatten stolz zu sein und zu kämpfen. Straff und aufrecht stand er vor der Klasse, und seine Worte waren fest gehämmert. Wenn er aber am Nachmittag nach der letzten Schulstunde seinen gewohnten Spaziergang machte, war es, als sähe man einen in harter Zucht gestählten Soldaten des Lebens durch die Gasse schreiten. Dann und wann faufte sein Rohrstod

mit starkem Schwung durch die Luft. Dann konnte man sicher sein, daß seine Gedanken draußen auf dem Schlachtfeld waren.

\* \* \*

Der Mediziner fiel vor einer englischen Kugel in Flandern. Er fing den Todesstreifen an. Die andern im Dorf waren noch alle lebendig. Seine Mutter weinte ihre leidenschaftlichsten Tränen. Der alte Voß stand ihr bei; aber er weinte nicht. Im Krieg starben Menschen. Das wußte man von vornherein. Es würden im Dorf noch mehr fallen. Was sollte daraus werden, wenn alle ein großes Fliennen anstellen wollten? Der Krieg war da. Es galt, ihn aufrecht zu tragen.

Als er in der Nacht in seinem Arbeitszimmer allein war, öffnete er die alte Schatulle und holte vorsichtig und mit großer Feierlichkeit eine schlichte Mappe hervor. Auf der inneren Seite des Umschlages stand mit seinen eigenen, steilen, kräftigen Schriftzügen:

„Dokumente und Zeugnisse für Friedrich Karl Voß.  
Geboren am 10. November 1889.“

Mit seiner ordnungsliebenden Hand fügte er hinzu: „Gefallen im Oktober 1914 als Kandidat der Medizin vor einer englischen Kugel in Flandern.“

In der Mappe waren alle Schulzeugnisse aufbewahrt, von den ersten, die er selber geschrieben hatte, bis zu den letzten. Nun legte er das Band des Eisernen Kreuzes hinein und schloß die Rechnung. Als er aber im ersten Zeugnis des sechsjährigen Knaben von seiner eigenen Hand die Bemerkung las: „Kann nicht stillsitzen“, brach plötzlich ein Schluchzen aus seiner Brust. Er sah den Kleinen, zappligen Flachstopf vor sich, der durchaus nicht begreifen konnte, daß er nicht wie sonst seinem Vater aufs Knie krabbeln durfte. Er sah die erstaunten blauen Augen, die zum erstenmal in Pflicht und Leben hineinblickten. Fast war es gewesen, als erschrecke er vor all dem Neuen und sehne sich nach dem Kinderzimmer zurück. War eine unbewusste Ahnung in ihm gewesen, daß das Leben ihm so rauh mitspielen würde? Nun war der blonde Kopf von damals von einer Kugel durchbohrt und schlief in der flandrischen Erde. Nun brauchte er keine tabelnde Anmerkung ins Zeugnis mehr. Nun war er still.

Es war Mitternacht vorüber, als der alte Voß die Lampe löschte und ins Schlafzimmer ging. Seine Frau lag wach und weinte in die Kissen hinein.

„Du kommst spät.“

„Die Arbeit zog sich so lange hin“, sagte Voß.

Dann ging er still ins Bett.

\* \* \*

Der Tod forderte viele Opfer im Kirchspiel. Immer wieder zuckte sein Strahl in ein strohgedecktes Bauernhaus hinab. Wie bange Gewitterstimmung lag es über allen. Es war eine schwere Zeit. —

An einem kalten Januartag mit grauem Winterrauch über den Feldern kam ein Telegramm, daß der Schulanwandskandidat im Westen gefallen sei. Er hatte eben sein 21. Lebensjahr vollendet. Die Frau war bei Nachbarnleuten auf Besuch. Als sie den Postboten zu so ungewohnter Stunde ins Haus gehen sah, kam sie unruhvoll nach Hause. Es war die fünfte Stunde am Nachmittag.

„Mein Gott, so jung!“ sagte sie, als Vof ihr mit einem traurigen Blick das Telegramm hinhielt. Dann brach sie still und ohne Klage zusammen.

Vof trug sie auf seinen starken Armen ins Bett und wachte bei ihr bis zum nächsten Morgen. Sie kam auch wieder auf die Beine, aber sie wankte nur noch wie ein bleicher Schatten durchs Haus und weinte viel vor sich hin.

In einer Dämmerstunde stand sie weinend am Fenster des Wohnzimmers, das aufs freie offene Feld hinausführte.

Vof trat von hinten auf sie zu, beugte ihr den Kopf zurück und streichelte ihre Wange.

„Ihr Männer seid hart“, sagte sie mit zuckenden Lippen. „Wir Frauen würden keine Kriege machen.“

„Kriege macht man nicht. Sie kommen wie das Schicksal über ein Volk.“

Vof sagte es schonend und ließ das Thema sofort fallen. Sie vertrug neuerdings nicht, daß er den Krieg verteidigte. Still und schweigsam gingen sie nebeneinander durch die Räume. Wurden lärmende Stimmen auf der Straße hörbar, zuckte die Frau zusammen, als wenn ein bloßliegender Nerv getroffen wäre. Vof legte ihren Kopf an seine Brust und küßte ihr die Stirn.

„Ich begreife nicht, wie die Leute so laut sein können“, sagte sie dann mit ihrer matten Stimme, „sie wissen doch, daß wir zwei Leichen im Hause haben.“

\* \* \*

Dann aber kam der strahlende Julitag des Jahres 1915, an dem der Briefträger Wilhelm Lührs den schwersten Gang seines Lebens machen mußte.

„Als wenn du im Wald eine Eiche fällst“, erzählte er später, „so war es, als ich ihm das Paket hingab. Wenn ich so etwas oft bestellen sollte, wollte ich lieber tot sein.“

Man kannte diese Pakete im Ort so gut. Sie enthielten Uhr, Börse, Brieftasche und sonstige Habseligkeiten der Gefallenen. In diesem Fall lag auch noch ein Zettel dabei, den der dritte Sohn des alten Vof auf der Brust getragen hatte. Es stand darauf:

„Lieber Vater und liebe Mutter! Nun ist auch der Letzte von Euch gegangen. Diese Zeilen treffen Euch nur, wenn ich falle. Wir drei Brüder wollen nun im Himmel beisammen sein und an Eure große, unendliche Liebe denken. Ich wäre ein schlechter Pastor geworden, wenn ich nicht zu sterben wüßte. Trauert nicht um mich. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getroßt, ich habe die Welt überwunden. In heißer Liebe ewig Euer Gotthold.“

Die Frau überwand es nicht. Sie wurde aufs Krankenlager gestreckt und fiel wilden Fieberphantasien zum Raub. Der alte Medizinalrat aus der Kreisstadt kam und schüttelte den Kopf. Hier war seine Kunst zu Ende. Die Seele war krank, und für die Seele hatte er keine Medizin. Er verordnete kalte Umschläge um den Kopf und stellte alles übrige dem lieben Gott und der Zeit anheim. Beim Abschied drückte er dem alten Vof lange und warm die Hand.

Der Briefträger hatte recht: der alte Vof war wie eine Eiche, die von einem furchtbaren Arthieb bis ins Mark getroffen war. Der starke Mann bebte und zitterte und wurde von Tränenschauern gerüttelt. Die Sorge um die Kinder

wurde von der heißen Sorge um die Frau völlig in den Hintergrund gedrängt. Er lag an ihrem Bette auf den Knien und flehte zu Gott um ihr Leben. Wenn sie ihn auch verließ, war alles um ihn versunken. —

Sie verließ ihn nicht. Der Anfall wich, und das Bewußtsein kehrte langsam zurück. Matt und namenlos leidend lag sie in ihrem weißen, sauberen Bett. Die Hände waren gefaltet, und der Blick stierte in dumpfer Ergebenheit geradewegs. Es war, als ob noch ein Rest des Fiebers in ihrem Gehirn hauchte und nicht weichen wollte. Sie erkannte ihren Mann wohl, aber sie blieb vollkommen gleichgültig. Sie antwortete auch nicht auf seine Fragen. Ihre Augen hatten eine dunkle, ungetrübte Färbung angenommen und blickten immer geradewegs ins Leere.

Nur einmal sagte sie etwas. Als er am Nachmittag an ihrem Bett saß und ihre Hand streichelte, fingen ihre Lippen an, sich zu bewegen. Er streichelte ihre Stirn, als könnte er damit alle Hindernisse hinwegstreichen. Wenn sie nur erst sprechen wollte! Wenn nur die Seele sich in Worten entladen könnte! Er hatte auf diesen Augenblick gehofft, wie auf die Rettung seines eigenen Lebens.

Mühsam bewegten sich ihre Lippen, und ihre Augen irrlichterten ratlos wie geängstigte Vögel im Zimmer umher. Es war, als könnte sie durchaus nicht den Satz zustande bringen; als müßten alle Seelenkräfte kreischen und gebären, um ein paar arme Worte herauszubringen. Schließlich aber hatte sie die Bruchstücke zusammengebracht, die sie in ihrem Gedächtnis suchte. Es war die Erzählung vom Jüngling zu Nain, die in ihr lebendig geworden war. Langsam und wie aus einem fernen Traum heraus sagte sie: „Und er war der einzige Sohn seiner Mutter.“

Dann zuckten ihre Lippen, aber sie weinte nicht und sagte auch nichts mehr.

Als sie aufkam, saß sie teilnahmslos in ihrem Lehnstuhl. Wenn sie überhaupt etwas sagte, wiederholte sie jenen Satz aus dem Jüngling zu Nain. Es war, als ob alle Kräfte ihrer Seele sich in diesem einen Satz erschöpften. Im Garten blühten die Rosen. Die Rosen waren in jedem Jahr die ganze Freude ihrer reinen Seele gewesen. Der alte Voh stellte ihr herrliche, frisch erblühte Rosen auf den Tisch; aber sie bemerkte es gar nicht.

Als er sie am Abend wie ein Kind entkleidete und ins Bett legte, sagte sie: „Und er war der einzige Sohn seiner Mutter.“

Dann mußte Voh an einem Nachmittag über Land. Eine Bäuerin hatte ihren Mann verloren, und er sollte ihr bei der nötig gewordenen Regulierung der Besitzverhältnisse helfen. Abends um acht Uhr kehrte er durch den freundlichen Sommerabend zurück. Es hatte ihn erleichtert, auf einige Stunden die Gedanken anderer denken zu dürfen.

Als er aber vor seinem Haus ankam, durchfuhr ihn ein jäher Schreck. Die Haustür war bekränzt, und weiße Rosen waren in das Grün gemischt. Mit zitternder Hand öffnete er und trat ein. Sein Arbeitszimmer war unter Rosen fast verborgen. Der Flur war mit Rosen überladen. Der ganze Garten mußte geplündert sein. Ein überstarker Geruch ging durch das Haus.

„Gott im Himmel, hab' Mitleid mit mir! Was soll das bedeuten?“



Er stand schwer atmend still und blickte vom Flur in die Küche hinein. Auf einmal öffnete sich die Küchentür, die in den Garten hinausführte, und seine Frau kam mit einem Arm voll Rosen herein.

Als sie ihn sah, schwang sie eine Handvoll Rosen über dem Kopf und lachte laut. „Sie kommen!“ rief sie. „Heute kommen sie!“

Dabei tanzte sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens in der Küche umher und streute überall ihre Rosen hin. Und ihr krankes Lachen ging durch das stille Haus.

Da war es, als ob etwas in dem alten Voh zerbrach, das ihn bisher aufrecht gehalten hatte. Da bat er Gott aus einem heißen Herzen, seine arme Frau zu sich zu nehmen.

Als sie ihre Rosen verstreut hatte, flog sie ihm um den Hals und küßte ihn. „Sie kommen!“ sagte sie. „Heute kommen sie.“

Dann weinte sie laut auf und glitt an seinem Körper auf den Fußboden herunter.

Ende Juli brachte der alte Voh sie in die Provinzial-Irrenanstalt nach Schleswig.

\* \* \*

Er begann sich in der Einsamkeit seines Arbeitszimmers zu fürchten. Im September nahm er Stine und ihr Kind ins Haus. Das würde auf dem Erlenhof wie eine Herausforderung empfunden werden; aber das schadete nichts. Heinrich war im Anfang des Sommers als ein froher Urlauber im Dorf gewesen. Er hatte seinem alten Schulmeister in die Hand geschworen, daß er nunmehr ein Mann geworden sei und daß er bei seiner Rückkehr auf dem Erlenhof andere Zustände schaffen wolle. Mochte die Megäre also immerhin wissen, daß er für Stine und ihr Kind Partei nahm. Er brauchte jemand um sich, der ihn liebte. Und daß Stine sich für ihn würde totschlagen lassen, das wußte er.

Als im Oktober die dunklen Herbstabende kamen, dachte er viel über sein Schicksal nach. In einer stillen Nachtstunde meinte er, Klar zu sehen. Auf dem Arbeitstisch brannte die grünbeschilderte Lampe. In tiefen Gedanken ging er auf und ab. In den Möbeln knackte es unter seinem schweren Tritt.

Dann blieb er plötzlich stehen und meinte ein bleiches Licht der Erkenntnis zu erblicken. Er war zu reich gewesen. Er vermochte es erst jetzt zu sehen, wo ihm der Reichtum genommen war. Drei wohlgeratene Söhne und eine über alles geliebte Frau. Ein Leben voll gesegneter Arbeit. Das war zu viel gewesen.

Aber warum hatte er dann nicht die Frau behalten dürfen? Warum durfte er nicht mit ihr Hand in Hand gehen und an die Kinder denken? Warum sollte er so einsam sein bis an sein Grab?

Über diesen Gedanken kam er nicht hinaus. Nie hörte irgend jemand von ihm ein Wort der Lästerung über den Krieg. Nie duldbete er, daß in seiner Gegenwart von anderen eins gesprochen wurde. Die Not des Landes war eine heilige Sache. Wer daran rührte, der vergriff sich am Willen Gottes. Er hatte seine Pflicht getan wie alle anderen. Nur daß er auch seine Frau hingeben mußte: das war hart. Das wollte in seinen eisenharten Schädel nicht hinein, und er ward nicht müde, im Gebete um die Genesung der Frau zu ringen.

\* \* \*

Gott erhörte sein Gebet: der Frieden brachte ihm seine Frau zurück. Sie war blaß und fast überirdisch zart geworden; aber das Licht ihrer blauen Augen war wieder erwacht. Sie gingen wieder Hand in Hand und bekränzten gemeinsam die Erinnerungen an ihre lieben Toten. Sie wanderten treu und geduldig und harrten auf den Tag, wo sie sich mit den Vorangegangenen in einer anderen Welt treffen sollten. Wenn der alte Voh nach Schluß seines gewohnten Spaziergangs machte, schritt wieder ein straffer, erprobter Soldat des Lebens durch die Gasse. Fest und aufrecht bekannte er sich wie immer zur Pflicht und zur Pflichterfüllung. Nicht ein Atom seiner Lebensanschauung hatte er geändert.

Nur schweigsam war er geworden, so unendlich schweigsam.



## An eine Abendwolke · Von Margarete Bruch

Wolke, die voll Gluten ist,  
Wandelnd über dumpfer Welt,  
Allem Sternentum gesellt:  
Niemand sieht, wie schön du bist.

Ob du Lilienkleider trägst,  
Ob du glühnde Löwenpranken  
In die blauen Himmel schlägst,  
Niemand sieht, wie schön du bist.

Denn: Der Menschen Wert und Wille  
Flieht der Seele reine Stille,  
Die der Gottheit Spiegel ist.

Wolke, graue Schwänin nun,  
Sterne schon in Veilchenflügeln  
Trägst du. Aber Tannenhügeln  
Scheinst du lässig auszuruhen.

Aber immer drängt es dich,  
Alter Form dich zu entwinden,  
Dich zu suchen, dich zu finden . . .

Also in Geburt und Tod  
Wandelnd über Menschenstraßen,  
Die dein Göttliches nicht fassen:  
Schöne Wolke, wie du einsam bist.



# Mehr Vertrauen!

**I**n der „Deutschen Politik“ wendet sich Paul Rohrbach gegen eine gewisse Übung, dem Volke Beruhigungspulver zu verabfolgen, wenn einmal auch in der militärischen Kriegsführung nicht alles ganz nach Wunsch oder nach den ungebührlich überspannten Erwartungen geht, die sich der allzu verwöhnte Heimkrieger leisten zu dürfen glaubt. Die Betrachtungen Rohrbachs enthalten in ihren Grundzügen (abgesehen von unangebrachten Seitenhieben auf die „Alldeutschen“) des Erwägenwerten genug, um auch den Lürmerlesern unterbreitet zu werden.

Ohne Zweifel, meint Rohrbach, hätten wir in den ersten Tagen des Rückschlages gegen unsere Offensive in Frankreich in Gefahr geschwebt: „Es ist gleichgültig, wie uns der Rückschlag erklärt wird. Jeder Mangel an Erfolg hat seine natürliche Erklärung. Daß es nicht schuldhaftes Versehen war, das wissen wir bei unserer obersten Heeresleitung. Sind Hindenburg und Ludendorff Götter? Können sie keine Fehler machen? Liegen etwa die Zukunft und die Absichten der Feinde ohne Hülle vor ihnen und ihren Gehilfen? Soll ein nicht gelungener Offensivstoß nach so vielen gelungenen schon genug sein, um ihnen ein Stück Vertrauen beim deutschen Volk zu rauben? Warum hat man uns denn angefangen zu behandeln, als ob wir Franzosen oder Italiener wären? Wozu gab man die beschönigenden Erklärungen und die Berichte aus, die des Vertrauens auf den Mut des Volkes entbehrten? Das Volk, die Gebildeten und auch die Masse, ist bei uns militärisch zu gut geschult, um nicht die Absicht zu merken: mit solchen Wendungen soll ‚beruhigt‘ werden; also scheint man Beruhigung für nötig zu halten!

Es gibt keinen sichereren Weg, Beunruhigung hervorzurufen, als eine gewisse Art, beruhigen zu wollen. Das gilt namentlich einer Öffentlichkeit gegenüber, wie der unsrigen. Die Engländer geben ihre offiziellen Kriegsberichte nach Mißerfolgen, deren sie ja bisher eine ziemliche Menge zu buchen haben, gewöhnlich auch in einer Form, bei der die Nachteile möglichst verschleiert werden. Die halb-offiziellen Kommentare bei ihnen tun das aber nicht; die sind offen, manchmal rücksichtslos offen. Sie sind das mit Absicht, weil die militärische und politische Leitung in England das englische Volk kennt. Wer sich stark fühlt, den spornt ein Mißerfolg und selbst eine Kette von Mißerfolgen zu verschärften Anstrengungen und um so zäherem Willen an. So und nicht anders soll man auch zu uns sprechen. Man soll offen sagen, wie es stand und steht: das Vorhaben gelang nicht, wir haben Verluste gehabt, der Feind Erfolge; keine entscheidenden und keine billig erkaufte, aber immerhin nennenswerte Erfolge; es gilt jetzt Ruhe und Mut zu behalten, die Festigkeit zu verdoppeln, neue Anstrengungen zu machen. Noch hat sich kein deutscher Fürst und kein deutscher Heerführer vergeblich an die besonnene Entschlußkraft und Opferwilligkeit unseres Volkes gewendet. Was das Volk aber verlangt, das ist vertrauensvolle Offenheit. Es will sehen, daß seine Führer Mut haben und daß sie ihm vertrauen; dann gibt es alles her, was nötig ist, aber ‚beruhigt‘ will es nicht werden. . . Niemand von uns denkt daran, zu ver-

zagen, wenn einmal auch dem Feind ein Erfolg blüht. Wir haben unsere Heerführer und die Kraft, die Überzeugung unserer Feldgrauen: es geht ums Ganze. Daraus schöpfen wir unseren Mut. Bekommen wir aber Berichte, wie neulich, so ist es schwer, die Miesmacher und Angstmeier, die auch bei uns umgehen, auf den Mund zu schlagen.

Dazu noch etwas anderes. Man sage doch auch offen heraus, daß die Amerikaner in Frankreich jetzt eine starke und kampfkraftige Macht bilden und daß weitere amerikanische Verstärkungen fortgesetzt über den Ozean transportiert werden. Als es sich darum handelte, ob der Krieg mit den Vereinigten Staaten kommen werde oder nicht, da hieß es andauernd, erst daß England gezwungen sein würde, nachzugeben, bevor nennenswerte amerikanische Truppen nach Europa gelangen könnten, und dann, es werde überhaupt nicht möglich sein, große amerikanische Streitkräfte aufzustellen, auszubilden, herüberzutransportieren und zu verpflegen. Das waren auch Beruhigungspulver, die nicht hätten verabreicht werden sollen. . . Der Bericht des amerikanischen Kriegsministers in der 'Times' beziffert die amerikanische Armee auf etwas über eine Million Mann und die Verluste bei der Überfahrt auf wenige Hundert. Das eine wird nach oben und das andere nach unten übertrieben sein, aber fest steht, daß genug amerikanische Soldaten gegen uns kämpfen, um uns den Sieg spürbar zu erschweren, und daß die amerikanischen Transporte nicht haben verhindert werden können. Gewiß ist ihnen Abbruch geschehen, aber nicht genug Abbruch, um sie als eine erheblich ins Gewicht fallende Kampfkraft auszuschalten. Was haben nun alle jene 'beruhigen' sollenden Versprechungen und Berechnungen für einen Zweck gehabt? Wie fest wurde an das Versprechen geglaubt, im vorigen Sommer werde es mit Englands Widerstandskraft zu Ende sein! Die Enttäuschung kam und sie wurde überwunden. Jetzt ist die Rechnung mit den Amerikanern als falsch erwiesen, und die innere Widerstandskraft unseres Volkes wird auch damit fertig werden. Wir haben nicht verzagt, als wir den Zweifrontenkrieg zu führen hatten, wir haben den Niederbruch Rußlands erlebt, und wir werden jetzt im Westen auch die Amerikaner auf uns nehmen. Hindenburg, sein Stab und unsere Truppen werden auch für sie reichen. Es gibt noch Nachwuchs in Deutschland, und wer da glaubt, wir hätten keine Kraft mehr herzugeben, wenn es uns äußerste geht, der soll nur kommen, der wird seine Hiebe spüren. Aber bitte keine Beruhigungen weiter! Nur dann wird es möglich sein, alle Verzagtheit niederzurängen, alles vaterlandsschwache Gefühl, wo es sich zeigt, zu überwinden, wenn wir hart und klar von unserer Regierung und unserer obersten Heeresleitung die Dinge so benannt und hingestellt bekommen, wie sie sind. Ein starker Feind muß ein starker Feind heißen, Gefahr Gefahr und begangener Irrtum ein Irrtum. Was haben wir davon gehabt, daß uns Dinge vorgemalt wurden, die schön gewesen wären, wenn sie nicht auf einer Reihe von Selbsttäuschungen beruht hätten? Auf diese Weise erschütterte man nur das Vertrauen. Wir Deutsche gewinnen keine Kraft, keinen Aufschwung aus solchen Reden. Wir gewinnen Kraft nur aus dem eigenen Einblick in die Tatsachen und aus dem Vertrauen in unsere Führung.

Nur jetzt keinen Ton von Friedensentschließung und Friedensbereitschaft! Damit stärken wir den Feind und verschlechtern unseren moralischen und materiellen Kredit in der Welt. Schlecht genug ist er schon infolge der entfeh-

lichen, durch vier Jahre bewiesenen Unfähigkeit unserer Regierung zur moralisch-politischen Angriffsstrategie und Taktik. Ein Fehlschlag an der Kampffront stärkt beim Gegner vor allen Dingen die Kriegstreiber, und das ist gut, denn so erfährt es jedermann, daß unsere Vernichtung das Ziel ist. Schon vor unserer letzten Offensive wurde hier geschrieben, daß es niemals einen Frieden mit Lloyd George, den Northcliffeleuten, Clemenceau, Poincaré geben wird, niemals! Diese wollen nicht den Frieden, sondern die Demütigung Deutschlands, seine Verkleinerung und Ausschaltung aus Weltpolitik und Weltwirtschaft. Sie sind jetzt hoch und werden schärfer als je ihren Willen verfolgen. Bedeutete die Friedenspartei beim Gegner vorher wenig, so ist sie jetzt erst recht kraftlos. Für uns gibt es jetzt nur eine Friedenspolitik: weiterfechten und wieder siegen. Wer uns etwas anderes rät, der ist unser Freund nicht. Sollen wir daran zweifeln, daß auch der Schlachtensieg sich wieder zu uns wenden wird, solange wir Hindenburg, Ludendorff und unsere unerschütterte Front im Westen haben? Was ist uns anderes geschehen, als was Franzosen und Engländern sehr viel öfter geschehen ist? Haben die darum aufgehört, an den Sieg zu glauben? Nur den Luxus von Friedensresolutionen nach dem bisherigen Schema dürfen wir uns jetzt im Augenblick noch weniger gestatten als früher. Der Mißerfolg auf dem Schlachtfelde kann leichter wieder gutgemacht werden als ein starker Fehler in der Politik. . . . Auf jeden Fall ist gegenwärtig an Frieden weniger zu denken als zu irgendeinem Zeitpunkt seit Beginn unserer Offensive. Alle Instinkte der Vernichtung gegen Deutschlands Zukunft haben momentan einen neuen Antrieb empfangen. Es wäre noch sehr viel stärker der Fall, wenn die Feinde es fertig gebracht hätten, nicht nur unsere Offensive zurückzudrängen, sondern auch die ihrige vorzutragen und ähnlich in unsere Front einzubrechen, wie wir es dreimal gegen sie fertig gebracht haben.

Folgt nun aus dem allen, daß wir Sorge um den Ausgang des Krieges haben müssen? Muß etwa damit gerechnet werden, daß wir den Krieg verlieren? Wenn unsere Regierung dabei bleibt, der Armee die ganze Kriegsarbeit allein zu überlassen, selbst aber ihre Pflicht zu versäumen, wird ohne Zweifel der Krieg ins Endlose verlängert werden. Es ist eine ganz wahnsinnige Idee, die Armee soll den Krieg führen, die Regierung aber mittlerweile zusehen, ob sie nicht Friedensanknüpfungen zustande bringt. Die Regierung soll, genau so wie die Armee, alle ihre Kraft zusammennehmen, um den Feind zu schlagen, nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiet. Darin besteht ja die Überlegenheit unserer Gegner im ganzen, daß sie den Krieg nicht nur mit militärischen, sondern auch mit politischen Mitteln führen, und daß sie es besser als wir wissen: auf dem Schlachtfelde allein ist dieser Krieg nie zu gewinnen, weder für den einen, noch für den anderen Teil. Das hat der Staatssekretär v. Kühlmann auch gesagt, aber er hat trotzdem geirrt, denn für ihn waren das Gegenstück zu den Kämpfen — Verhandlungen. Irgendeinmal kommen die Verhandlungen sicher, die Zeit dazu ist solange noch nicht reif, wie die feindlichen Völker noch unter der Herrschaft ihrer Kriegsheher stehen. Bis dahin ist es die Aufgabe der Politik, nicht die Offensive des Schlachtfeldes mit dem Gezirp und Geflüte der Verhandlungssehnsucht, sondern mit dem Trommelfeuer der politischen

Offensive zu begleiten, das ebenso überwältigend geleitet werden und wirken muß wie das der Geschütze. Die Diplomatie der Entente führt Krieg gegen uns, Krieg mit allen Mitteln, Krieg mit dem Höchstmaß von Lüge, Verleumdung und Rohheit, aber auch mit dem Höchstmaß der Geschicklichkeit und des Erfolges — die unsere erschöpft sich aber in Beteuerungen, wie gern sie Frieden haben möchte. Die feindlichen Heeresleitungen haben wunderbare, ausgezeichnete, erfolgreiche Helfer an ihrer Diplomatie, die unsere hat so gut wie gar keine Hilfe von der politischen Seite her, und die Aufgabe zu siegen, lastet allein auf ihr. Diesen Zustand bei uns drücken die Engländer höhnisch aus, wenn sie sagen: die Deutschen mögen alle Schlachten gewinnen, den Krieg werden wir doch gewinnen. Rame es eines Tages so, so wäre bei uns sicher nicht das Militär schuld, sondern die Regierung. Wir haben es schon oft gesagt und werden es so lange wiederholen, bis das Ende auf die eine oder die andere Art da ist: eine Armee, wie die deutsche, unter Führern, wie wir sie haben, ist imstande, Siege auf dem Schlachtfelde zu gewinnen, auch wenn sich die Welt gegen sie zusammenballt. Aber sie ist nicht imstande, eine Welt zu besiegen, die an ihr Recht und an Deutschlands Unrecht glaubt. Dieser Sieg kann nur gewonnen werden, wenn zugleich mit der militärischen die politische Offensive vor sich geht, und wenn diese ebensogut geleitet wird wie jene.

Wir können nicht nur geschlagen werden, sondern wir werden geschlagen werden, wenn unsere Regierung es weiter so wie bisher an Einsicht und an Mut fehlen läßt. In der Tat, es handelt sich nicht nur um Einsicht, sondern auch um Mut, ja fast könnte man sagen, daß der Mut noch vor die Einsicht gehört. Dem Mutigen ist der Geist des Angriffs eingeboren. Es ist eine dumme Redensart, zu sagen, wir ständen zu hoch, um uns auf Verleumdungen und Beleidigungen zu rechtfertigen. Es kommt hier nicht aufs Rechtfertigen an, sondern aufs Angreifen. Die beste Deckung ist der Hieb — so wie Hindenburg es macht, und wenn wir sein Rezept nicht auch in der politischen Offensive befolgen, so heißt das, gegen Überlegenheit nur mit einem Arm fechten wollen. Wer auf den Feind los will, der findet auch die Mittel, schafft sich die Kenntnisse, das Material und die Hilfskräfte, um zu schlagen. Unserer Diplomatie aber fehlt der Angriffsgeist, darum sitzt sie ewig in der Defensiv und war bisher ihrer Aufgabe so wenig gewachsen ...“



## Abend · Von Ernst Haud

Nun laßt der Amsel Flötenspiel um eins so traut  
 Als hoch im lichten Tag.  
 Wie dunkle Dome stehn die Wälder aufgebaut,  
 Aus Wasserpiegeln lehte Sonnenliebe schaut.  
 Müd fällt ein Glodenschlag ...  
 Schon will am Himmelsrand ein silbern Sternlein brennen —  
 Und aus den Tiefen steigt ein schweigend Gottbetennen.





## Peter Rosegger

**D**ie letzten Worte des letzten Buches, das der Alte von Kriegslach aus seinen gütigen Händen gab — Heimgärtners neues Tagebuch war dieser Abschiedsband — klangen wie eine still-heitere und doch so unendlich trübe Verheißung: „Und so lege ich mit der Feder auch des Herzens Anruy' hinweg und schließe einen Sonderfrieden mit mir selber.“

Vom 31. August des vorigen Jahres sind diese Worte datiert. Und nun, da wieder der Sommer verlohnt und der August hingeht, ist zur Wahrheit geworden, was durch das gütevolle Lächeln des Weisen und Versöhnten als bange Ahnung durchklang. Er hat für immer die Feder hingelegt, und er, der so gern verkündigte: „Euer Ziel sei der Frieden des Herzens“, hat den letzten und tiefsten Frieden gefunden, nachdem sich längst vor seinen Ohren alle Mißlänge gelöst und vor seinen gütigen und schallhaften, leiderfahrenen und doch weltgläubig hellen Augen alle Wirrnisse zu klären begonnen hatten. Nur wenige Wochen vor seinem 75. Geburtstag, am 26. Juni, ist Rosegger still und heimlich hinweggeschlichen — fast mit einer seiner kleinen Ullaunen und Listen, zu denen er so häuerlich verschmigt und doch so tieferzlich schmurnzeln konnte. Er war kein Freund des Gefeiertwerdens, und seine Popularität, die ihm so viele Sommertage verdarb und immer neue naseweise Frager und Verhimmler zuführte, war oft eine schwere Last für den Kränkelnden, die er freilich mit Humor und Güte trug, wie alle Lasten seines Lebens. Aber gern entschüpfte er seinen Peinigern, war plötzlich unsichtbar und auf Reisen, und freute sich königlich der gelungenen List und der paar freien Atemzüge. So ist er auch jetzt knapp vor der Feier auf Reisen gegangen, hat alles Sichtbare verlassen und im Unsichtbaren, Unvergänglichen, wo sein Herz längst die Heimat wußte, ewige Einkehr gehalten.

Mit ihm ist nicht nur einer der eigenstärksten und einflußreichsten Dichter der Gegenwart, sondern auch einer der wenigen Ganzdeutschen und Tiefdeutschen von uns genommen worden. Ein Mann, der die gesammelte Offenbarung dessen verdörpert, was wir in idealisierenden Bildern unseres Volkstums sehen möchten. Eine Gestalt wie Peter Rosegger ist die ergreifendste Apologie unseres Volkes. Aus Bauern- und Handwerkerstand ist er gekommen, aus Wald und Bergluft und Einsamkeit. Ihnen hat er die Treue bewahrt, als die Welt ihn umsing und umschmeichelte, aus ihnen sog seine Künstlerchaft die klare, nie verfliegende Kraft. Und doch hat er sich klug und hell durch diese Welt geschlagen, die ihm zuerst so fremd und fern rauschte, hat ihre Hemmnisse überwunden, ihre Lockungen überhört, ist aufrecht und ziel-sicher und doch in einfältiger Demut seinen Weg gegangen, immer er selbst geblieben, hat immer getan und gesprochen, was Herz und Wille in ihm schöpferisch formten, furchtlos, ob heute diese, morgen jene Gruppe seiner Getreuen enttäuscht und unwillig mäkelte. Im Grunde war er ihrer doch immer sicher, soweit sie ehrlich und treu waren, denn der Zauber seines reinen,

bergbachlaren Menschentums hielt alle im Bann. Und wie seine Liebe zur heimatischen Natur, wie sein Weltleben und die Wahrhaftigkeit seines Wesens, war deutsch auch sein Sehnen und Ringen nach dem Göttlichen und Uferlos-Großen wie seine rührende Liebe zu allem Kleinen und Hilflosen, zu den Kindern, denen seine reichste, verständteste Güte galt, und zu den Tieren der Erde, deutsch sein stolzes Bekenntnis zum eigenen Volke, dem er durch Wort und Tat zum größten Wohltäter der Gegenwart wurde, wie sein gläubiger Ausblick zu heiligen, verbrüdernden Menschheitszielen, an denen ihn auch dieser Krieg nicht irre machte. Und deutsch war sein Arbeits- und Pflichtgedanke, seine Gläubigkeit und doch das stolze lutherhafte Festhalten am Kriterium des eigenen Urteils und eigenen Gewissens, sein Humor, der aus den tiefsten Quellen seiner Weltweisheit herzbelebend aufquoll, und seine mit streitbarer Tatkraft gepaarte Liebe zu allem Lebendigen, sein Sehnen nach Frieden und Freiheit der Seele.

Darum ist auch Rosegger in diesem Volke „populär“ geworden, darum hat er über dieses Volk hinaus bei Franzosen und Engländern, Schweden und Norwegern, Dänen und Holländern in ihrer Muttersprache Freunde gewonnen. Vor allem aber im eigenen Volke, wo seine Schriften in Hunderten von Auflagen, in Millionen von Einzelbänden lebendig sind. Nicht immer sind hohe Auflagen ein Ehrenzeichen für den Dichter. Namentlich heutzutage. Wo aber jeder Hauch von Sensation fehlt, wo nur der Wald der Heimat rauscht, in dessen Schatten die Schicksale ringender Menschenherzen einfach und naturgewaltig Gestalt gewinnen, wo Güte, Kraft und tiefste Menschlichkeit lauter und rein schimmern und fröhlich machen, da ist Popularität nur das laute Bekenntnis, daß wir alle aus den Irrungen und Wirrungen moderner Kunst und Kultur mit fliegenden Fahnen in das Lager eines Sängers eilen, dessen Lied die Urklänge des Göttlich-Menschlichen in mütterlich trauten Heimatweisen auftraufchen läßt. Es ist das erquickende Zeichen, daß noch nicht alles krank, halb, ungläubig und undeutsch in uns ist, daß nur der Prophet reden muß, und die Jünger erwachen aufs neue. Darum hat Karl Busse recht, wenn er am Verewigten noch zu seinen Lebzeiten rühmte: „Zimmer hat er das Herz des Volkes gestärkt, gelobt und tapfer erhalten. Nichts hat er geschrieben, was dieses Volk hätte verwirren, unsicher machen oder gar entmutigen können. Das muß ein schönes Bewußtsein in der Abenddämmerung sein — doppelt heute, wo die Nation der härtesten und blutigsten Prüfung unterworfen wird. Wenn der alte Peter nun sieht, wie sie die Prüfung besteht, dann darf er stolz empfinden, daß auch er dazu geholfen hat. Es gibt nur sehr wenig lebende Dichter, die Gleiches von sich sagen dürfen.“

\* \* \*

Zu der Höhe dieser Wirkfülle und Allbeliebtheit ist ein langer Weg vom Kluppeneggerhaus in Alpl bei Krieglach, das noch heute steht wie hundert Jahre vor der Geburt seines berühmtesten, nun heimgegangenen Sohnes. Das Dach freilich ist anders geworden, die Stalungen sind verschwunden, und über das urbar gemachte Land rauscht näher und näher der neugeforstete Wald, als wolle er über dem kleinen verlassenem Anwesen wieder zusammenschlagen, um den Kreislauf irdischen Werdeganges wieder einmal zu schließen. Auch der Dichter, der hier seinen Ausgang nahm, ist im Tode wieder ganz heimgekehrt — nur von Wald und Kindern umkränzt, von seinen nächsten Heimatgenossen geleitet, ohne Prunk, Gebärden und Rede still zu den Vätern gegangen. Junge Stimmen klangen an seinem Grabe, junge Augen füllten sich angesichts des Todes mit Staunen und Tränen. Kein verlassener Waldschulmeister konnte einfacher die letzte Straße gehen. Rosegger wollte wieder ganz der Sohn seiner engsten, treugeliebten Waldheimat sein. Auch hier hat sich ein Kreis geschlossen.

Aber zwischen Aufgang und Niedergang liegen hier 75 reiche, köstlich gesegnete Jahre. Da ist in Arbeit und Mühen seine dämmernde Kindheit erwacht — und doch so schön wie ein Waldmärchen, von dem er berichtet: „Als ich mich auf dieser Erde fand, war ich ein Knabe auf einem schönen Berge, wo es grüne Matten gab und viele Wälder, und wo, soweit das Auge trug, andere Berge standen.“ Da hat er bei Vieh und Pflug mithelfen wollen, um einst ein



**braver** Bauer zu werden und das Leid der ersten Enttäuschung erlebt: er war zu schwach zum **Beruf** seiner Väter. So ging er 17jährig zum Dorfschneider in die Lehre, mit dem er von **Haus** zu Haus zog und an 67 Bauernhöfen arbeitete. Dazwischen aber leimte und glühte die heilige Saat, der kränkliche Schneiderlehrling las halbe Nächte hindurch laut im Predigerton, was Volkstalender und alte, seltsam-phantastische Jesus- und Heiligenbücher ihm boten, und begann selbst zu sinnen, zu träumen und zu schreiben. Mit 21 Jahren lenkt er durch eine Einwendung von Manuskripten die Aufmerksamkeit des Reakteurs der Grazer Tagespost **Svoboda** auf sich, er wird durch Gönner und Freunde Handelsakademiker in Graz und hat fünf Jahre später mit seinen Dialektgedichten „**Rüther und Hackbrett**“, zu denen Hamerling ein freundliches Vorwort schrieb, einen so durchschlagenden Erfolg, daß sein Leben entschieden ist.

Nun geht sein Weg rasch hinan, Erfolg reiht sich an Erfolg, aber auch künstlerisch hebt sich **seine** Kraft. Vom Dialektdichter, vom lebenswürdigen Fabulierer, den er nie ganz ablegt, wächst Rosegger mit dem „**Gottfucher**“, dem „**EWigen Licht**“ und dem Jesusroman „**J. N. R. J.**“ zu reifster Künstlerhöhe. Zeichnen die ersten beiden Bücher die Tragödie des Wahrheitsfuchers, die via dolorosa des Ideallisten, so hören wir im Jesusbuch die symbolisch verhüllte Weisheit, wie wir begnadigt werden können: indem wir in der Hast unseres Erdenwandels, jeder still **für** sich, an unserem Christus dichten. Und ein zweiter Dreibund unvergänglicher Meisterwerke **sind** die „**Schriften des Waldschulmeisters**“, mit deren gütiger, sonniger Waldarbeit und Waldfröhlichkeit der Dichter die widerstrebendsten Herzen bezwingt, dann „**Jakob der Letzte**“, diese tiefe Tragödie modernen Bauerntums, und „**Erbseggen**“, beide voll hoher Hymnen auf Wald und Kornfeld und Ackerliebe. Daneben steht etwas einsam die Erzählung vom bäuerlichen **Wahrheitshelden** „**Peter Mayr**“ aus Tirol. Aber außer diesen Hauptwerken, den Pfeilern **seiner** Unsterblichkeit, hat Rosegger auch alle übrigen Gebiete erzählender Kunst umspannt, die lustige Dorfschnurre sowohl wie die ernste Novelle und tagebuchartige Prosaweisheit, die **er** fast sämtlich zunächst seiner 1876 gegründeten Zeitschrift „**Heimgarten**“ anvertraute. Von **Bühnenstücken** errang nur das Volksschauspiel „**Am Tage des Gerichts**“ einen namhaften Erfolg. Im ganzen hatte er selbst vor der **Bühne** eine begreifliche Scheu. Auch bekannte er **offen**: „**Ich** entdeckte in mir weder dramatischen Beruf noch Lust, mein ruhiges Leben mit **Aufregungen** der Theaterwelt zu vertauschen.“ Er fühlte selbst, daß sein unbestrittenes Feld, wo er reichster König war, das er schon bildete.

Klar, einfach und lauter wie der Dichter und Mensch ist seine Sprache. Man hört ihn sprechen, plaudern, schmunzeln und kichern — und dann wieder zur Höhe des durchglühten **Predigers** aufstammen. Auch sein Hochdeutsch hat eine Fülle mundartlich gedachter Wendungen und **Sierate** **ausgenommen**, wodurch es so frisch, gesund und ozonreich wirkt. Und weil er aus der Anschauung dichtet, weil er klar sieht, was er schildern will, so formt sein Erzählen oft mit patriarchalisch einfachen Mitteln die wunderbarste Plastik. Er ist temperamentvoller, sprudelnder, problemburchlämpfter, auch schöpferischer, als der stille Stifter, aber in ihrer Naturkunst und feinen, durchseelten Waldfreude sind sie Brüder. Wald und Bauerntum bleiben der heiligste Grund, wenn Roseggers Gottfucherweh auch zu den Sternen steigt oder in den tiefsten Schächten der Käsefäule gräbt.

Wald und Bauerntum, beiden hat der Dichter die ehrfürchtigsten Kränze gewunden. Seine Stimme kann prophetenhaft werden, wenn er sie preist. Das Priestertliche, Weibevolle **des** Erdbestellers, der mit Himmel und Grund in altheiligem Bündnis lebt, ergreift ihn immer **selbst** aufs neue, wenn er ihn schildert. „**Zuerst** der Gottschöpfer, und gleich unterhalb sein Handlanger, der Bauer“, heißt es im „**Erbseggen**“. Und im selben Buch an anderer Stelle: „**Die** Menschheit steht nirgends so fest gegründet als im Bauerntum, und dieses nirgends so **tief** als in den Bergen.“ Und die Heimat des Bauern, des Menschen überhaupt ist der Wald. **Immer** wieder rauscht sein tiefgrünes Zelt um Roseggers Gestalten und Schicksale, bald hell und kulturzeugend, voll werbender Freude, dann wieder drohend, schwer und voll unergündeter

Geheimnisse. Vom Wert und Trost des Waldes hat der Dichter goldene Worte gesprochen. Nur zwei seien hier genannt: wie man ihn nahen und wann man ihn suchen soll. „Nur der Einsame findet den Wald; wo ihn mehrere suchen, da flieht er, und nur seine Bäume bleiben zurück.“ „Die wildesten Konflikte des Herzens lösen sich nicht in Tränen und nicht in Blut, sondern nur im reinen Tau des Waldes.“ — Dieser reine Waldtau, er liegt aber nicht nur unter Fichten und schimmerndem Laubdach, sondern klar, stark und tröstend auf allen Worten und Werken des Sängers.

Und Roseggers Werte erschöpfen sich nicht in Lied und Schrift. Nur halb kennt und schätzt man ihn, so Unsterbliches er als Dichter erschuf, wenn sein schlichtes, heilbringendes Menschenwirken nicht genannt wird. Sein Rüstflertum und sein Menschentum sind ebenbürtig große Kräfte und Wirkzentren. Nur die augenfälligsten Schöpfungen dieses Mannes, der ein Schächer und Wohltäter der Menschheit war wie jener Josef, den er als Kind einst suchen ging und über dessen Tod er bittere Tränen vergoß, seien hier erwähnt: die evangelische Heilandskirche in Mürzzuschlag, für die er 88000 Kronen warb, und der Wiederaufbau der kleinen katholischen Kirche in St. Kathrein am Hauenstein; das heitere Waldschulhaus seines Heimatsortes, das den bedrohten Ort neu festigt und seiner Jugend all das bietet, was Rosegger selbst so bitter entbehren mußte; die Dreimillionenammlung für den deutschen Schulverein und neuerdings noch der Plan eines Erholungsheims für leidende Volksschullehrer, wofür er schon vor einem Jahr 150000 Kronen zusammengebeten hatte. Doch neben diesen großen, sichtbaren Zeichen leben von jedem Tag seines Daseins so unendlich viel Förderungen, Trostworte, Freundestaten und kleine, im verborgenen fast schamhaft gewirkte Liebeswerke, daß der Strom von Güte und Segen nicht zu erfassen ist, der von dem einen stets tränkenden Menschen ausging. Dabei hielt er immer selbst Aussicht nach neuen Freunden, die ihn brauchen könnten, denen auch er neue Anregungen verdanken wollte. So sehr ihn Zubringliche quälten und marterten, er hatte noch immer Zeit und Lust, die Stillen zu finden, die ihn nicht zu suchen wagten. Ich habe einst jahrelang in Graz neben ihm gelebt, ihn fast täglich in der Sonne des Stadtparks gesehen, ohne ihm zu nahen. Später druckte er einmal einen kleinen Kunstwartaufsatz von mir in seinem „Heimgarten“ ab. Und wieder vergingen Jahre, da freute ihn einer meiner Artikel in der Österreichischen Rundschau, in dem ich Einfachheit, Echtheit und Schönheit des Lebens forderte, so sehr, daß er mir als Erster die erste herzlichste Karte schrieb. So ist mancher zu Rosegger gekommen, oder richtiger: der Meister kam zu ihm, und es gab immer neues Leben um den Ewigjungen.

Darum war er auch ein Meister der Fröhlichkeit und Weltgläubigkeit — trug er doch in sich die beste Gewähr eines Sinnes der Welt, einer lebendigen Güte und Kraft. Die Welt sah er dabei durchaus nicht idealisiert und rosarot, er fand bittere Worte für ihre Härte, ergreifende Tagödien für die zerschmetternde Wucht ihrer Konflikte und Kämpfe. Aber die Güte baut immer wieder empor, das machte ihn fröhlich und schaffensstark. „Das schwere Leben ist am leichtesten zu tragen, wenn man sich schwere Aufgaben stellt“, lautet einer seiner mannhaften Weisheitsprüche. Und darum fand er wie Goethes Fürmer, was je die glücklichen Augen sehen, doch schön, und mitten im Krieg rief er den Kinderlosen erschütternd zu: „Das Leben ist schön — weckt Kinder auf!“

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut — nicht bald ist ein Menschenleben zu finden, das so reich und hingebend diese schlichten Goetheworte befolgte wie Rosegger. Darum gelten auch vor allem für ihn jene anderen, verherrlichenden Worte unseres Größten:

„Alle Tag' und alle Nächte  
Rühm' ich so des Men'schen Los:  
Denkt er ewig sich ins Rechte,  
Ist er ewig schön und groß!“

\*

\*

Zwei heilige Borne gibt es, aus denen die Menschheit, aus denen namentlich unser Volk und seine Besten je und je schöpfen: Antike und Christentum, edle Selbstbehauptung und Selbsthingabe, Schönheit und Sittlichkeit, fröhlich-starke Erfassung des Diesseits und gläubige Abnung einer geistigen, tiefinnerlichen, unsichtbaren Welt. Nicht alle Geschlechter greifen zu den Urquellen zurück, aber die Krüge mit dem heiligen Wasser wandern von Generation zu Generation. In Humanismus und Reformation quoll es wieder aus Urteufen schöpferisch auf, die beiden Kräfte klärten, ergänzten und bereicherten sich gegenseitig und haben in ihrer Verbindung das Edelste unserer klassischen Dichtung geschaffen. Auch in der Gegenwart blüht die beste Kraft idealistischer Welt und Kunsterfassung aus diesem Bund, so in der Philosophie des Jenensers Eucken und in dem literarisch-menschlichen Idealismus Friedrich Henrichs, der den Weg nach Weimar, den Weg zu einem inneren, kunst- und persönlichkeitsverklärten Deutschland weist. In dieser Luft, in dieser Sehnsucht, im Reichtum dieser neulebendigen Schätze aus Antike und Christentum, klassischer Dichtung und klassischer Philosophie leben und atmen und sind wir Modernen.

Peter Rosegger ist fern von all dieser reichen, anregenden Atmosphäre groß und er selbst geworden. Er wußte nur zu gut, was ihm damit verloren ging. Die lebendige Berührung mit der Antike blieb ihm versagt, auch zur klassischen Dichtung fand er erst in späteren Jahren als Gast und ehrfurchtsvoller Fremder. Und das Christentum fand er, mit Aberglauben und einer Art Sühndienst vermischt, lediglich im engen Katholizismus seiner Bauern vor. Aus eigener Kraft mußte er auch hier seinen Weg bauen, mußte sich und seinem Gewissen ein neuer Luther werden, bis er aus der von Kindheit an geliebten überlieferten Jesusgestalt jenen „starken, tatkräftigen, gottfrohen Mann, mit dem sich's ganz unmittelbar und freundschaftlich leben ließ“, geschaffen hatte, der ihm dann zur segnensten Leuchte seines Lebens wurde und alles ersetzen mußte. Natürlich ließ sich jene zeit- und kulturferme Einsamkeit des Ungelesenen nie ganz vermissen, namentlich im Religiosen, im Ringen um Weltanschauung und Klarheit ist es oft ergreifend zu spüren, daß der Dichter und Sucher von unten an neu anfangen mußte, daß ihm von der Arbeit von Vergangenheit und Gegenwart wenig zur Verfügung stand. Daher ringt er oft mit Problemen, die uns keine mehr sind, und beschwert sein Suchen mit allen Begriffen und Vorstellungen, die auch uns das Folgen schwerer machen. Oft bleibt er im Konfessionellen stecken, ja er hat eigentlich nicht einmal aus dem katholisch-evangelischen Konflikt herausgefunden und für den modernen Protestantismus kein Verständnis aufgebracht. Andererseits aber hat diese töstliche Freiheit von Schule, Gedächtnisdrill, Sektatur — die in der Schule nie ganz fehlt — und all den tausend Examen ihm eine wundervolle Fülle ungebrochener Energie und Ursprünglichkeit bewahrt, alles, was er dann errang und besaß, war wirklich sein, war geworden und erlärmt und nicht erlernt, und gleichzeitig schützte ihn die weitherzige Toleranz jeder ehrlichen Überzeugung gegenüber vor der Gefahr der Enge und Verschllossenheit.

So hat Peter Rosegger auf eigenen, selbstgebauten Wegen bis zu den Höhen hinaufgefunden, wo er unserm Größten nahekam. Als Dichter und als suchender Mensch. Er hat sich einen poetisch verklärten Realismus zurechtgelegt, der gleich weit entfernt war von naturalistischer Kunstlosigkeit wie von unwahrer Phantasterei. Kunst und Dichtung sollen schöner sein als das Leben, sie sollen stilisieren, ausheben und das Allzuvergängliche abstreifen, das hat er immer gelehrt und danach getan. Und wie Hans Sachs hat er den Schwank und die Schnurre verstanden, in denen plötzlich so viel irdische und göttliche Weisheit aufleuchtete, und hat mit Gott, Christus und den Heiligen bei aller tiefen Ehrfurcht oft recht familiäre Töne angeschlagen. Wie Lessing forderte er vor allem praktisches Christentum, trat unbeirrt für den Schwachen und Terrorisierten ein, wurde von engherzigen Kirchenmenschen belämpft und verfolgt und hat von der Kanzel seiner Dichtung aus immer Duldung und Liebe gepredigt. Wie Schiller rang er in siechem Leib und in priesterlicher Auffassung seiner Dichterpürbe nach sittlichen Zielen, predigte und erzog und liebte Volk und Menschheit mit ganzer, selbstaufopfer-

der Hingabe. Und wie Goethe war er so glücklich, sein Leben aus einem Guß zu leben, ohne Bruch und Umkehr, wie er glaubte er daher an die Stetigkeit der Entwicklung, an eine Göttlichkeit und Führung der Welt, wie er lehrte er strenger Pflichten tägliche Bewahrung als oberster Lebensaufgabe, wie er und sein Faust stand er mitten im Leben und sozialen Wirken, schuf Neuland für tausenderlei Arbeit, freien Grund für freies Volk und konnte auch von sich sagen: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Klonen untergehen.“ Immer strebend bemüht, als Mensch und Kämpfer, war er, wenn je ein heutiger Mensch, auf dem Weg der Erlösung. Doch auch die „Gnade“ hat er empfunden, die geheimnisvolle Kraft, die jeden Guten und Ehrlichen stärkt und trägt, die „von oben“ teilnimmt an dem Strebenden. „Je weiter der Weg, desto größer die Gnade“, sagt ganz im Geiste Goethes eines seiner tiefsten Worte.

Und doch: bei mancher Berührung mit unseren Größten war Rosegger anders, schlichter, kindlicher, heiterer und märchenhafter. Der Helland, die Kinder und die Tiere geleiten seine Wege. Wie eine wundervolle Legende floß sein Leben hin, im Bunde mit allem Heiligen und kindlich-Reinen. Und apostolisch klang immer wieder mahnend und gottfröhlich die alte Weisheit auf: Die Liebe ist das ewige Licht! Lasset uns von Liebe reden! Und: Euer Ziel sei der Frieden des Herzens!

So war er selbst, je weiter er ging, eine immer größere und reichere Gnade für uns alle. Und diese Gnade wird bleiben und ihre unerschöpfliche Segensfülle für Volk und Menschheit.

Prof. Dr. Emil Sadina (Wien)



## Goethe als Regierender

### Eine zeitgemäße Betrachtung

**E**s gibt Zeiten, in denen alle Vorkenntnisse und Erfahrungen ins Wasser fallen, Zeiten, die nur von dem Genie gemeistert werden können. Gleichviel dann, woher es kommt, ob zünftig oder nicht, ob durch die Schule gegangen oder lehrerlos: sobald wir nur den ersten genialen Griff spüren würden, würden wir nach keinem Woher mehr fragen — selbst wenn es das als so weltfremd verschriene Land der Dichter und Denker wäre.

Vor nicht ganz eineinhalb Jahrhunderten, da trat in Klein-Deutschland, wie das Thüringer Ländchen spöttisch geheißen wurde, einer auf, der mit der bloßen Gottesgabe im Kopfe und dem Latendrang im Herzen es unternehmen wollte, den Staat zu regieren: einer, der aus dem Land der Dichter und Denker kam, ein „gewisser Dr. Goethe“, wie man sich in den Weimarer amtlichen Kreisen mit Vorliebe ausdrückte. Allerdings, Amtszeugnisse hat er seinem Freund, dem Herzog, nicht vorlegen können, aber dafür hat dieser seit frühester Jugend gelernt, Geist und Persönlichkeit zu schätzen, und darauffhin wird es von ihm gewagt. Nicht glatt freilich geht es bei den nun folgenden amtlichen Ernennungen ab, denn die Zünftigen setzen Widerstand entgegen, wo sie nur können. Weimars hervorragendster Beamter, der Minister v. Fritsch, der die Geschicke des Herzogtums 14 Jahre lang geleitet hat, reicht infolge der „Veränderungen, die der Herzog in dem geheimen Conseil, d. i. dem Ministerium, plane“, sein Entlassungsgesuch ein.

Darin warnt er den Herzog besonders, den schöngeistigen Frankfurter Advokaten, wenn auch genialen Dichter, Dr. Goethe, in den geheimen Rat aufzunehmen. Er, Fritsch, sei so sehr von dem Fehlerhaften dieses Schrittes überzeugt, daß er nicht in einem Kollegio sitzen könne, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe werden solle. Der Herzog wird das bei seiner rasch auflobenden Gemütsart wohl kaum ruhig hingenommen haben, hegte außerdem schon lange den Wunsch, Fritsch loszuwerden. Trotzdem antwortet er ihm erst nach 16 Tagen und bittet ihn, im Amt zu bleiben. Es ist kaum anders möglich, als diese große Mäßigung dem Einfluß Goethes

zuzuschreiben, zumal wir wissen, daß er andere Schreiben an Fritsch selber durchgesehen und Schärfen darin gemildert hat. Und es legt ein gutes Zeugnis für ihn ab, daß er den Wert eines erfahrenen Beamten erkennt und ihn nicht leichtfertig in seinem Interesse opfert. Der Brief des Herzogs aber ist ein kleiner Katechismus der Fürstenweisheit:

„Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rat, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, die ich von einem so rechtschaffenen Manne wie Sie sind, erwarte. Sie fordern in demselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie: Sie nicht länger in einem Kollegio, wovon der Dr. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können. Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Sie diesen Entschluß fassen zu lassen. Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen, Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen. Nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit in einem Landeskollegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort zu gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen. Was den Punkt anbetrifft, daß dadurch viele verdiente Leute, welche auf diesen Posten Ansprüche machten, zurückgesetzt würden, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner Untertanen steht, nach Anciennität, sondern nach Vertrauen besetzen. Was das Urtheil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts; die Welt urtheilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln. Nach diesem allen muß ich mich sehr wundern, daß Sie, Herr Geheimer Rat, die Entschliehung fassen, mich jetzt zu verlassen, wo Sie selber fühlen müssen und gewiß fühlen, wie sehr ich Ihrer bedarf. Wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, anstatt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einen jungen fähigen Mann, wie mehrbenannter Dr. Goethe ist, durch Ihre, in einem zweiundzwanzigjährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst verlassen, und auf eine, sowohl für den Dr. Goethe, als, ich kann es nicht leugnen, für mich beleidigende Art; denn es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, mit demselben in einem Kollegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe, und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient.“

Trotz dieses Briefes brauchte es noch die Vermittelung der Herzogin Amalia, um Fritsch zum Bleiben zu bewegen — ein Beweis, wie groß die Kluft zwischen Naturgenie und an-erzogener Befähigung ist.

Darauf begann Goethe seine Beamtentätigkeit, auf nichts angewiesen als sein gesundes Urtheil und die Gaben seines Geistes. Und wenn er im Lauf der Zeit so ziemlich alles in die Hand bekommt, was einem Staatsmann nur zugemutet werden kann, so muß sein Einfluß noch weit über seine Ressorts hinaus als entscheidend angesehen werden, da der Herzog kaum irgend eine Angelegenheit ohne den Rat seines Vertrauten entschied. Goethe kann mit vollem Recht der Mitregent des Herzogs genannt werden. Als Ressorts erhielt er die Leitung der Wegebaukommission und der Kriegskommission, beides Ämter, die er in völlig verwahrlostem Zustand antraf; und kaum hatte er sie zur Zufriedenheit geregelt, da wartete seiner schon das noch schwierigere Amt der Finanzkommission. Zwar ist es ein Augiasstall, aber das Reinigungs-wert gelingt, wenn auch nach harter Mühe. Daneben gibt es kaum eine Kleinigkeit, die nicht Goethes Aufmerksamkeit auf sich zieht und zu den heilsamsten Reformen Anlaß gibt. Er befaßt

sich mit Leihhausordnungen, mit Tuchmanufaktur-Reglements, stellt eine Feuerlöschordnung her, entwirft eine Konkurskonstitution, nimmt Bewässerungsfragen in die Hand, sucht einen Bergbau einzuführen, verbessert die Armenhauspflege, trägt sein Teil zur Lösung der auch damals schon bestehenden sozialen Frage bei, kurz, bringt es dahin, daß das kleine Weimar bald als eines der bestregierten Ländchen und als vorbildlich für ganz Deutschland gilt. Denn die Reformen stehen durchaus nicht etwa nur unerprobt auf dem Papier, sondern werden mit aller Tatkraft durchgeführt — was erst die wahre Probe für den Staatsmann ist. Diese ganze Riesenaufgabe, sonst der Inhalt eines Menschenlebens, wird in 8 bis 10 Jahren gelöst. Aber was konnte dem Lebensstrom widerstehen, der von diesem jungen begeisterten Mann ausging! Schaffen wollte er; und was gibt es Schöneres als den Schaffensdrang an die wirkliche, lebende Welt zu wenden, anstatt den Kopf mit Phantasieträumen anzufüllen! Das Mißtrauen, mit dem die Weimarer nach dem Herzogschloß sahen, war groß genug, als es hieß: da regiert der Herzog mit dem Dr. Goethe zusammen. Aber das Erstaunen wuchs und wuchs, als es so ganz anders kam. War das der junge Mann, von dem man nichts als Tollheiten erwartet hatte? Man hatte tatsächlich alle Ursache, dem Herzog zu seinem Freunde Glück zu wünschen. „Goethe lebt und regiert und wütet und gibt Regen und Sonnenschein und macht uns glücklich, er mache, was er will.“ So schreibt Wieland.


Auch die schwerste Probe staatsmännischen Könnens sollte Goethe ablegen, die in der hohen Politik. Im Siebenjährigen Kriege hatte man in Weimar erfahren, daß das Herzogtum im Falle eines Konflikts zwischen Preußen und Oesterreich nicht unbeteiligt bleiben konnte. Als nun im Jahre 1778, also gleich in den ersten Jahren seiner Weimarer Tätigkeit, diese Gefahr in die Nähe rückte, galt es einen Entschluß zu fassen, denn schon stellte der preussische König das Ansehen, in Weimar Werbungen vornehmen zu dürfen, und preussische Husaren standen eines Tages auf dem Marktplatz. Dadurch aber mußte notwendigerweise auch das Eingreifen Oesterreichs hervorgerufen werden. In der allgemeinen Ratlosigkeit des Konseils fand Goethe den einzigen der Lage angemessenen Ausweg: er sprach den Gedanken eines Zusammenschlusses der kleineren Fürsten Mitteldeutschlands aus. Der Zweck des Zusammenschlusses sollte die Wahrung der Neutralität nach beiden Seiten hin sein, doch gab Goethe unverhohlen seiner Meinung Ausdruck, daß die größere Gefahr für den Bestand eines auch innerlich starken Deutschen Reiches von Oesterreich ausgehe. Dementsprechend hatte der Fürstenbund, der bald darauf unter Einfluß der süddeutschen Fürsten gegründet wurde — die zahlreichen Fürstenbesuche des Herzogs und Goethes anlässlich ihrer Schweizerreise waren diesem Zweck gewidmet — eine starke Neigung zu Preußen, so daß Friedrich der Große ihn bald ganz seinen Plänen dienstbar machen konnte. So ist also in Goethes Kopf der erste Keimgedanke zu einem neuen deutschen Reich unter Preußens Führung zu suchen. Denn alle späteren Fürstenbünde gründeten sich mehr oder weniger auf das Beispiel dieses ersten Bundes, der von Weimar angeregt und unter Führung Badens verwirklicht wurde. Auch Preußen gegenüber wußte Goethe übrigens die Selbständigkeit seines kleinen Staates trotz des Eintritts in den Fürstenbund wohl zu wahren. Er erreichte als der einzige, daß Weimar sich nicht wie die anderen Staaten zu unbedingter militärischer Hilfeleistung zu verpflichten brauchte. Wenn der Herzog nun allerdings an den Fürstenbund gleich die Hoffnung auf eine Neubelebung des deutschen Reiches knüpfte, so blieb Goethe im Gegensatz zu ihm recht kühl in seinem Urteil, und die Folgezeit hat ihm auch hierin recht gegeben.

Die Regelung des Verhältnisses zum Fürstenbund war Goethes letzte politische Tat. Schon längst hatte er seinen Tatendrang von dieser Seite her befriedigt und verspürte das Bedürfnis, seine Persönlichkeit nach anderer Richtung hin auszugestalten. Nur die Sorge um das Geschick des Herzogtums bewog ihn, die Bürde so lange zu tragen, bis er die Politik in feste Bahnen geleitet hatte. Der junge schöngeistige Advokat und Dichter war in zehn Jahren ein Staatsmann geworden, dem der Landesherr keinen ebenbürtigen folgen lassen konnte.

„Tausenden wurde durch Goethe die Glückseligkeit bewahrt“, schrieb der Herzog an Goethes Mutter. In der Tat, Tausende, nein, Millionen erhalten durch ein einziges Genie nicht nur die Glückseligkeit, sondern auch das Leben!  
**Dr. Erich Klein**



## Clausewitz zur polnischen und belgischen Frage

rstaunt horchten die Abgeordneten der Paulskirche bei der Polendebatte des Juli 1848, wie ihnen aus der überragenden Rede Wilhelm Jordans ein ungewohnter Klang entgegenhallte. Die „rührenden Jeremiaden über die verschiedenen Nationalitäten, die der Wucht des deutschen Stammes erliegen mußten“, hieß er „schwachsinnige Sentimentalität“. „Sie sagen,“ rief er in die Versammlung, „die politische Klugheit rate, die Gerechtigkeit fordere, die Humanität gebiete die Herstellung eines freien Polens. Ich sage: die Politik, die uns zuruft: Seht Polen frei, es koste was es wolle, ist eine kurzsichtige, eine selbstvergeffene Politik, eine Politik der Schwäche, eine Politik der Furcht, eine Politik der Feigheit. Es ist hohe Zeit für uns, endlich einmal zu erwachen aus jener träumerischen Selbstvergeffenheit, in der wir schwärmten für alle möglichen Nationalitäten, während wir selbst in schmachtvoller Unfreiheit darniederlagen und von aller Welt mit Füßen getreten wurden, zu erwachen zu einem gesunden Volksegoismus, um das Wort einmal geradeheraus zu sagen, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes in allen Fragen obenanstellt. — Dasselbe politische Ethos klingt als Grundton in den beiden Arbeiten, die schon achtzehn Jahre zuvor in der Stille des Arbeitszimmers Karls von Clausewitz' entstanden waren, und auf die unser Aufsatz über den strategischen und politischen Denker hinwies. Aber schon ihre Überschriften „Die Verhältnisse Europas seit der Teilung Polens“ und „Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesamtexistenz“ verraten, wie sich bei Clausewitz auf diesem Grundton die Harmonie allseitiger Betrachtung aufbaut, die politische Fragen nur in ihrem größeren Zusammenhang, in Abhängigkeit und Wechselwirkung zu erfassen strebt. Im folgenden bieten wir einen gedrängten Auszug, gemischt aus den beiden Denkschriften Clausewitzens. Rechtschreibung und Zeichensetzung sind modernisiert.

Clausewitz führt u. a. aus: Wenn jetzt eine ganze Menge von Menschen selbst in Deutschland die Wiederherstellung Polens bloß aus moralischen Gründen wünschen und sich wegen der politischen bei dem Gedanken beruhigen, daß Polen ja ehemals dagewesen sei, ohne Deutschland zu gefährden oder zu bedrängen, so ist es, weil sie den Zustand von Europa nicht ins Auge fassen. . . Und wie steht es nun mit den moralischen Gründen, aus welchen die Wiederherstellung Polens gewünscht wird? Wollen die philosophischen Politiker unserer Tage eine Revision aller Völkerverträge vornehmen und Rechenschaft fordern, warum so viele Völker, die auch selbständig waren, als solche untergegangen sind und sich in andere verschmolzen haben, dann müssen sie die Vorsetzung selbst vor ihren Richterstuhl ziehen. Und wenn das eine Absurdität ist, warum wollen sie gerade mit dem polnischen Reiche anfangen, und warum wollen sie die Teilung dieses Landes und seinen Untergang als Staat aus moralischen und nicht aus politisch-historischem Gesichtspunkte betrachten? Und wie steht es nun mit den moralischen Gründen, aus welchen die Wiederherstellung Polens gewünscht wird? Es ist diese Tendenz der öffentlichen Meinung nichts als eine Modeansicht, welcher mehr ein ästhetisches als ein moralisches Prinzip zugrunde liegt. Man gefällt sich in diesem Enthusiasmus, wie man sich in dem vom Trauerspiel erregten Schmerz gefällt, und die Leute geben sich dieser Erholung hin, weil sie glauben, es koste ihnen nichts, weil sie immer nur zwei Schauspieler sehen, Russen und Polen, die durch das Proszentium von ihnen getrennt sind, weil sie nicht ahnen, daß sie mit-

spielen, ja, daß sie das ganze Schauspiel zu bezahlen haben werden. . . Kein verständiger Mensch kann in Abrede stellen, daß es Torheit ist, . . . mit Ideen zu spielen, an welche die höchsten Interessen des Vaterlandes getnüpft sind, und sich in einem falschen Enthusiasmus zu verbeigen, um darüber des wahren unfähig zu werden. . . Hier in Polen will ein sehr fähiges Volk . . . uns gern glauben machen, daß es eine heilsame Mittelmacht gegen Rußland bilden würde. . . Zu einer heilsamen Mittelmacht würde ein in den Polen selbst liegendes, befreundetes Verhältnis zu den Deutschen gehören. Nun gibt es aber kein Volk, gegen welches die Polen mehr Geringschätzung zeigten als gegen das deutsche, hauptsächlich weil es keines gibt, was einen stärkeren Gegensatz zu ihrer National-Eigentümlichkeit bildet. Ferner gibt es kein Volk, mit welchem Polen permanentere feindliche Interessen hätte als Deutschland, nämlich Preußen. Es hat einmal die Länder bis zur Ostsee bejessen; bis dahin wird z. B. noch seine Sprache geredet; dort findet es den natürlichen Ablauf seiner rohen Produkte; selbst das deutsche Ostpreußen war einst sein Lehensträger. Nun sind aber die Polen, wie jeder weiß, ein eitles und namentlich gegen uns stolzes Volk; sie würden also nichts mehr auf dem Herzen haben als ihre erste unabhängige Stellung zu benutzen, um ihre materiellen und moralischen Interessen auf unsere Untkosten zu befriedigen, und wenn sie dies je mit Erfolg können, so wird nichts natürlicher sein als die Tendenz, nach und nach das ganze Bett des slawischen Völkerstroms wieder einzunehmen, welches bekanntlich bis an die Elbe reicht und in den wendischen Völkerschaften noch Trümmer seines ehemaligen Daseins zeigt. Wir fragen, ob es einen natürlicheren Feind für uns gibt als dieses Polen, und ob es nicht im höchsten Grad absurd wäre, uns lieber Rußland als einen solchen zu denken, was halb nach Asien hingewendet ist und dessen Herrschaft auf zwei Generationen hinaus den unsrigen als eng verbunden betrachtet werden könnte. Wehe uns, wenn Rußland in den Fall kommen könnte, die Krone Polens aufzugeben und seine polnischen Provinzen Litauen, Wolhynien wieder abzutreten. . . Rußland, einmal zu diesem Opfer gezwungen oder vermocht, würde dann seinen Blick ganz von dem Westen Europas abwenden, von dem es weder zu hoffen noch zu fürchten hätte, würde Deutschland vor der Hand seinem Schicksal überlassen, und Polen und Franzosen würden sich an der Elbe die Hand zu reichen suchen. . . Der natürliche Verbündete Frankreichs ist Polen; Deutschland steht zwischen den Polen und Franzosen mit seiner beiden Völkern fremdartigen Nationalität inne. . . Jeder Krieg, den Österreich und Preußen mit Frankreich hätten, würde von einem Kriege mit den Polen begleitet sein, die durch französisches Geld, französische Intrigen jedesmal dazu angeregt sein würden. Wenn wir uns dieses neue Polen als nicht sehr mächtig und dabei immer noch von Rußland bedroht denken, so wird es doch imstande sein, auf beide Staaten einen Druck auszuüben, welcher einen Teil ihrer Kräfte dem Kriege gegen Frankreich entzieht und die freie Muskelbewegung lähmt. . . Auf diese Weise ist es, daß die polnische Frage wie die belgische und italienische (für Österreich) unseren höchsten und heiligsten Interessen nahe tritt, sich an die Frage unserer Gesamt-Existenz knüpft.“ —

„Selbst das entwaffnete, niedergeworfene Frankreich hört in seiner Eigenschaft als ein sehr homogenes, ungeteiltes, wohlgelegenes, gut begrenztes, reiches, kriegerisches und geistreiches Volk niemals auf, die Mittel in sich zu bewahren, welche seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit für die Dauer sichern, daß es diese, wenn es sich zu törichtem Unternehmungen verleiten läßt, auf einen Augenblick verlieren kann, aber immer gewissermaßen von selbst wieder dazu gelangen wird. Der Angriffslust Frankreichs gegenüber bedarf Deutschland eines Vorwerts, Belgiens. Auf belgischem Boden haben sich die französische Eroberungspolitik Ludwigs XIV. und der folgenden Zeit ausgetobt. Nicht eher ist von einer bleibenden Eroberung in Deutschland die Rede gewesen, als bis Österreich diese Länder aufgegeben hatte. Von dem Augenblick an, nämlich 1794 ist das linke Rheinufer gefallen und die Staaten Süddeutschlands sind von französischen Heeren zertreten worden. Der Verlust Belgiens an Frankreich muß unmittelbar die Eroberung des linken Rheinufers nach sich ziehen. Alles, was die Franzosen von



natürlichen Grenzen sagen, und worunter sie jetzt die Schelde und Maas und Rhein verstehen, später vielleicht die Weser und Elbe verstehen werden, bezieht sich nicht im mindesten auf die Sicherheit ihres Staates, sondern auf die Sicherheit ihrer Oberherrschaft. . . Dagegen ist freilich nicht zu leugnen, daß wenn Frankreich durchaus über Europa herrschen soll, wie es in den dreizehn ersten Jahren dieses Jahrhunderts getan hat, es den Rhein wieder haben muß; nur um jene Frage handelt es sich noch. — Aber Belgien war nicht bloß ein Außenwert Deutschlands und Europas, sondern es war auch der pied à terre (Fußschemel) der Engländer, wenn sie dem bedrängten Kontinent beistehen wollten. . . Der General Richemond hat es le camp retranché de Pennoni (feindliches Militärvorwerk) genannt, und so ist es in der Tat. . . Wie wir uns auch die künftige Gestaltung (Belgiens) denken möchten, diesen Punkt unseres eigenen hochwichtigen Interesses sollten wir nie aus den Augen, nie aus dem Herzen verlieren.“ — „Was ist das Resultat unserer ganzen Betrachtung? Daß es Zeit ist, an uns selbst zu denken und nicht mit unnützen, und fern liegenden Fragen auf eine solche Art zu spielen, daß dadurch eine gediegene nationale Gesinnung untergraben werde. . . Mögen sie (die Franzosen) sich ihren Illusionen ihrer exaltierten Eitelkeit hingeben; sie werden, wenn wir Deutsche unsere Pflicht tun, sehen, daß ihre hochfahrenden Pläne zu nichts führen, daß sie in dem Elende der Völker versinken werden, die der Fuß des Krieges zertritt. Wir aber, wir Deutschen alle, müssen gefaßt sein, diesem Dämon zu begegnen, und dazu bedürfen wir der Kraft eines edlen Selbstgefühles, also neben der Treue gegen unsere Fürsten, gegen unser Vaterland auch die Treue gegen uns selbst.“

Dr. Ernst Bender, 3. St. im Felde.



## Der Treppenwitz der Weltgeschichte

Die neue (9) Auflage des von W. L. Hertlet begründeten Werkes „Der Treppenwitz der Weltgeschichte“ (bei Haude & Spener in Berlin) bezeichnet der jetztige Herausgeber Hans F. Helmolt als „durchweg verbessert und vermehrt“. Mit Recht! Denn außer dem ganz neuen Kapitel „der Weltkrieg“ enthält diese Auflage mindestens vierzig „Neuheiten“. Andererseits ist zwar auch manches, was die 8. Auflage noch enthielt, weggelassen worden. Es handelt sich dabei aber um mehr oder weniger belanglose Dekorationsstücke der Weltgeschichte.

Der Weltkrieg ist ja für manchen bislang brav in den trüben Gewässern des Kosmopolitismus plätschernden Deutschen zu einem Damaskus geworden. Sehr erfreulich! Minder erfreulich aber war es, wenn ein solcher moderner Paulus nicht nach dem Vorbilde des alten sich zunächst eine Zeit der Zurückgezogenheit „in Arabien“ auferlegte, sondern sich berufen fühlte, sofort als Prophet des Deutschtums, des Englandhasses usw. vor die Öffentlichkeit zu treten. Denn nur zu leicht drängte sich angesichts solches Wandels der Verdacht der Ausnutzung der Konjunktur auf. Der Treppenwitz hat ein solches Damaskus nicht erlebt, weil er es nicht nötig hatte. Vielmehr hat hier schon vor dem Kriege deutsche Objektivität wirklich einmal auch „die anderen“ kritisch unter die Lupe genommen. So wurde bereits vor dem Kriege die Magna Charta, das „Bollwerk der englischen Freiheit“, auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt, wurde bereits damals den Engländern ihr Anspruch auf größere Wahrheitsliebe bestritten; wurde bereits damals den Franzosen befohnen, daß sie „gewissermaßen nur auf der Bühne leben, nur in der Arena atmen“ könnten, so daß bei ihnen „der Treppenwitz der Weltgeschichte von Dagobert an bis auf Eugenie eine Vielseitigkeit und einen Prunk wie bei keinem andern“ Volke entfaltet habe. Andererseits ist die bei einem solchen Werke ja vornehmlich verneinend gerichtete Kritik hier doch nicht so umstürzlerisch entartet, daß sie nicht

auch „rettend“ eingriff. Des zum Beweise sei nur hingewiesen auf die fast begeistert zu nennende Charakterisierung Friedrich Wilhelms I. Wenn Helmolt übrigens des Königs Vorliebe für die „langen Kerle“ mit einem Hinweis auf die darwinistische Anschauung verteidigt oder für unsere Zeit verständlich zu machen sucht, so braucht man darin keineswegs ein Hineintragen neuzeitlicher Ansichten in die Vergangenheit zu sehen. Denn der König sah es gerne, wenn seine „langen Kerle“ sich auch mit Mädchen von gleichem Wuchs verheirateten.

Von dem vielen Neuen, was die 9. Auflage bringt, hat manches „aktuelles Interesse“. So steht Huttens Wort „o Jahrhundert! o Wissenschaften!“ in unmittelbarer Beziehung zu den uns so nahe gerückten Rokitnosümpfen. Diese waren nämlich damals soeben an Stelle eines bis dahin angenommenen Gebirges als Quellgebiet zahlreicher großer Ströme entdeckt worden. Und im Hinblick auf das damit beseitigte Vorurteil, daß große Flüsse nur auf hohen Gebirgen entspringen könnten, hat Hutten jenes Wort geschrieben. — Unmittelbar veranlaßt durch die Schraubschneidereien unserer Feinde sind die Richtigstellungen, die sich mit der Menschenfresserei und der Vielweiberei der Deutschen des 17. Jahrhunderts befassen. — Für jene Lügen können sich unsere Feinde leider ebenso wie Gerard für seine Darstellung der Plünderung Roms im Jahre 1527 auf deutsche Geschichtswerke berufen. Hoffentlich lassen sich unsere Historiker solche Vorfälle eine Warnung sein. Wie tief sich ein einmal zugelassener Irrtum einfrassen kann, zeigt ja namentlich ein Schandfleck in unserer Sprache: Vandallismus, gegen den der „Treppenwitz“ und der im gleichen Verlage erscheinende Büchmann nun schon seit Jahren kämpfen. Leider macht Helmolt bei dieser Gelegenheit dem englischen Sprachgebrauch ein Zugeständnis, das doch wohl zurückgenommen werden könnte. Denn mit einem Hinweis darauf, wie Marichs Westgoten im Peloponnes gehauzt haben, ist das englische „Gothism“ doch wohl kaum zu retten. Marichs Zug sollte ein Rachezug sein für eine ähnlich teuflische Germanenheke, wie wir sie seit dem Jahre 1914 in den verschiedenen Ententeländern erlebt haben. Sonst sind die Goten nie so aufgetreten. Will man also chronische Zerstörungswut mit Hilfe eines Volknamens bezeichnen, so bieten sich ganz andere Völker als Paten dar, z. B. die Römer, die Franzosen, die Engländer usw. Auch die Wendung Helmolts: „Andererseits muß man den alten Germanen keine zu hohe Kultur zuschreiben“, ist für Laien irreführend. In diesen Kreisen schätzt man die Kultur unserer Altvordern wohl eher zu niedrig ein. Was weiß man da, um nur dies Beispiel anzuführen, von den Luren?

In dem Endkapitel „Gesuchtes“ stellt Helmolt 24 Fragen, fordert also weithin zur Mitarbeit auf. Und der Mitarbeit weitester Kreise bedarf der Herausgeber eines solchen Wertes, damit endlich einmal mit den zahllosen, zum Teil recht albernen Märchen aufgeräumt wird, die zum Teil auch an den schiefen und völlig verkehrten Urteilen schuld sind, die uns im politischen Leben unsers Volkes begegnen. So wäre sehr angebracht ein Hineinleuchten in die Ursachen der französischen Revolution, ferner eine Beleuchtung der Taten und Leistungen der Engländer und der Franzosen im Dienste der Kultur, insbesondere der Kolonisation. Auch dem Schlagwort von dem Pazifismus der Union könnte der Boden entzogen werden durch einen Hinweis auf die Art und Weise, wie das Riesengebiet dieses Staates aus dem verhältnismäßig kleinen Raum zwischen dem Atlantischen Ozean und den Alleghany sich entwickelt hat. Hinsichtlich der deutschen Geschichte aber empfehlen wir der Aufmerksamkeit des Herausgebers eines der vielen Phantasieprodukte des an Einfällen so reichen Herrn Delbrück. Wir meinen Bismarcks „Staatsreichpläne“, einen der schlechtesten Treppenwize, die je gemacht worden sind.

Prof. Hans Haefde





## Der Krieg

**F**ahren Sie in jene gärende Welt des Ostens und Südostens! Es wäre nach meiner Meinung das gräßlichste Unglück, das unser Deutsches Reich und also die europäische Gesittung treffen könnte, wenn jenes alte Österreich zusammenbräche... Aber wissen wir denn, ob das Schicksal diesen ehrlichen Wunsch für den Fortbestand des Nachbarreiches erhören wird? Wollen wir uns denn selbst die Augen verbinden, daß dort ein Rassenkampf im Anzuge ist, der früher oder später uns selber mit hineinreißen kann in seinen Strudel? Können wir uns verbergen, daß im letzten Kriege durch unsere großen Erfolge in allen Nachbarvölkern ein ungeheueres Kapital des Hasses sich angesammelt hat gegen das sieggetrönte Deutschland? Es geht heute durch die Welt wie eine dunkle Ahnung, daß auch dem Deutschen Reiche, wie einst dem preussischen Staat, sein Europäischer Krieg, sein Siebenjähriger Krieg, nicht erspart bleiben wird...“

Heinrich von Treitschke sprach diese Prophetenworte in einer Reichstagsrede vom 29. November 1871. Heute ist nicht mehr die Frage, ob wir früher oder später in den Strudel jenes Rassenkampfes hineingerissen werden, sondern wir sind bereits in ihn hineingerissen, ob wir's auch nicht wahr haben wollen, ob wir uns auch noch immer in der Überlegenheit des unbeteiligten Zuschauers gefallen, der sich in die „inneren Angelegenheiten“ der verbündeten Monarchie „nicht einzumischen“ habe. Als wenn's nach unseren Wünschen, nach unserem Ruhebedürfnis ginge! ...

Wie wenig ist dieser Krieg, der die Massen doch immer wieder in Eilzugsgeschwindigkeit von einem Winkel Europas in den anderen trug, selbst unseren Heeresangehörigen zu einem Lehrmeister politischer Geographie geworden! Mit Bedauern stellt Dr. Richard Bahr in der „Deutschen Politik“ diese Erfahrungstatsache neuerlich fest: „Auch die Gebildeten unter ihnen sahen nur Berge, Städte, Dörfer, Wälder — die Menschen sahen sie nicht. Sie kamen in Galizien, auch in manche, nicht madsjarische Teile Ungarns und stießen dort auf Verrat, Verwahrlosung, auf mangelnde Ordnung und Disziplin. Sie zogen daraus nicht etwa

den für Akademiker und Offiziere am Ende nicht so ganz fernliegenden Schluß: wie unendlich schwer müssen es unsere österreichischen Blutsbrüder haben, in solcher Umwelt überhaupt noch etwas zu schaffen. Sie hatten auch keinen Blick für das Martyrium, das jeder dieser kernhaften Alpler, dieser hochkultivierten Deutschböhmern Tag für Tag erduldet, wenn er, um ihr Gehalt zu geben, sie einigermaßen wetterfest und zuverlässig zu machen, mit slawischen Analphabeten in die nämliche Truppeneinheit gefügt wurde. Sie hielten sich an die gleichen Rappen, die gleiche Brüder decken müßten, und alles galt ihnen bald als eine einzige Schlamperei. Sie trafen häufig auch auf eine unfähige Führung, auf leichtlebige, stellenweise schon leichtfertige Offiziere, über die nirgends härter geurteilt wird als in den ernstesten Kreisen Deutschösterreichs. Aber sie übersahen ganz, wie Ansehnliches, Tüchtiges, jeden Preises Würdiges daneben gerade von den aus dem deutschen Akademikerstand hervorgegangenen österreichischen Reserveoffizieren in Waffenh Handwerk, Technik und Organisation geleistet wurde. Sie differenzierten schier grundsätzlich nicht, fällten hart, ungeheuer selbstfischer und lauter, als es die Aktivist des Bündnistkrieges verträgt, ihre Sprüche, und nun erwies sich, daß der gemeinsame Heeresverband bis zu einem gewissen Grade auch verbindet, die sonst auseinanderstreben. Bei Tschechen und Südslawen wären derlei Empfindungen schwerlich aufgekeimt. Aber diesen Deutschen war es, wenschon die dynastischen Gefühle merklich erkalteten, doch noch immer die K. und K. Armee, unter deren Fahnen Väter und Großväter fochten und starben. Schließlich mochten sie wohl auch finden, daß mitunter auch anderswo mit Wasser gekocht wurde und nicht jeder Offizier, der irgendwo in der galizischen oder rumänischen Etappe inappellabel, mit gepreizten Herrengebärden gebot, schon der Hindenburg oder Ludendorff in Person sei.

Derweil war aber auch daheim, im Hinterland, eine unbehagliche Stimmung aufgekommen. Eine, die nicht so ganz berechtigt, aber immerhin menschlich begreiflich war. Auch Deutschland war wirtschaftlich mangelhaft vorbereitet in den Krieg gegangen. Aber dann hatte es, gestützt auf den immer noch besten Beamtenapparat der Welt, die größten Unterlassungsfünden einigermaßen wieder gutgemacht. Das war in Österreich gar nicht möglich. Denn wenn auch in der Zentrale der ehrlichste Wunsch bestanden hätte (er war nicht immer vorhanden), das deutsche Beispiel bis aufs i-Tüpfelchen nachzuahmen, es fehlte an den ausführenden Organen. Man kann mit slawischen Bezirkshauptleuten die Erzeugung des slawischen Landmanns nicht rücksichtslos erfassen, ihn nicht zur Belieferung des verhassten deutschen Nachbarn zwingen. Man wird das auch im kommenden Erntejahr nicht zuwege bringen, wenschon mit allem Recht von den Herren Ministern etwas mehr Dampf verlangt werden muß. Es handelt sich hier eben in erster Reihe um einen Konstruktionsfehler, und der liegt in dem Beamtenaufbau des Staates selbst. Nun hat man vom Reich aus ja immer wieder ausgeholfen. Aber man hat es dabei mit der Sonne gehalten, die auch über Gerechte und Ungerechte scheint. Hat unterschiedslos geholfen und — unterschiedslos geschimpft. Mit Vorliebe just auf die deutschen Stammesgenossen, denen, wenn der Hunger sie zu verzweifelten Bittgängen über die Grenze trieb, man den geistreichen Rat

gab, sie möchten sich doch zunächst an ihre slawischen Peiniger wenden. Daß ihre Not von Tschechen und Slowenen gewollt, auch ein Kampfmittel, vielleicht das vornehmste, in ihrem inneren Krieg gegen die Deutschen, denen bei der Besiedlung der habsburgischen Erblande das Schicksal die unfruchtbaren Alpen- und Waldgegenden zuwies, war selbst politisch sonst geschulten Köpfen schwer begreiflich zu machen. Damit aber neben dem Spott auch der dreiste Hohn nicht fehle, erstanden zu gleicher Frist in vielgelesenen, leider nicht ganz einflusslosen reichsdeutschen Blättern warme Fürsprecher des Tschechentums. Das sei im Grunde gar nicht deutschfeindlich. Zum mindesten dem im Reich zusammengesetzten Großteil der Nation nicht abgeneigt. Nur die einseitig gegen Rußland gelehrte Politik Habsburgs wäre ihnen gegen Herz und Verstand gegangen, und aus solchen Stimmungen und Verstimmungen heraus die Verräterei und Sabotage der Kriegsanfänge zu erklären. (Als ob diese Verrätereien nicht bis auf diesen Tag fortbauerten und die Tschechen sich nicht auch heute noch als Verbündete der Entente fühlten.) Für die Zukunft aber könnten, wofern wir nur die ewig Herbstzeitlosen mit ihrem Traum vom ‚deutschen‘ Österreich preisgäben, Tschechen und Slowenen gerade uns zu wertvollen Weggefährten werden: Brücken zum wiedererstarkenden Rußland, Helfer am Wunderbau des neuen Kontinentalbundes . . .

Kann man sich wundern, wenn in Österreich, wo man die Verüber solchen Unfugs nicht so von Angesicht kennt, wie wir sie kennen, wo die große Firma auch den dilettierenden Schwächer und den grundsatzlosen Streber deckt, derlei Gerede geradezu wie eine bewußte Herausforderung wirkte? Die beklemmende Empfindung stärkte, daß Deutschösterreich auf sich allein angewiesen bliebe, in seiner Schicksalsstunde auf Hilfe vom Reich nicht zu rechnen habe? Dabei habe ich noch nicht alle Quellen aufgezeigt, aus denen bei unseren Stammesgenossen das Unbehagen floß und annoch fließt. Über manches, wie über die herrische, betont unliebenswürdige Art, in der unsere Unterhändler, Zivil wie Militär, sich bei den zwischenstaatlichen Verhandlungen gefallen sollen, läßt zurzeit sich nicht gut reden. Anderes wird erst in Zukunft, nach dem Krieg, offenbar werden. Das Reich wird beim Neuaufbau der österreichischen Wirtschaft zu helfen haben und wird sich ganz selbstverständlich dafür seine Prozente berechnen müssen. Dabei aber werden die gemeinsamen Feinde alles deutschen Wesens, die zugleich die geschworenen Feinde des Bündnisses sind, nicht ganz unvorbereiteten Boden finden, wenn sie der kurzfristigen Eigensucht einreden, Österreich sei einfach in Deutschlands Hand, seine wirtschaftlichen Kräfte könnten überhaupt nicht mehr selbständig sich regen.

Auf diese Entwicklung dünkt mich, sollte man bei uns ein wenig Acht zu haben anfangen. Wie immer der Krieg ausläuft, wir werden arm aus ihm herausgehen. Arm an Zuneigung und Vertrauen in der Welt. Über einen kühlen Respekt werden auch die bis zuletzt neutral Gebliebenen nicht herauskommen und selbst da, wo wir befreit, besetzt und, sicher nach bestem Wissen und Gewissen, ‚Ordnung geschafft‘ haben, werden unseren abziehenden Truppen und Beamten vielfach Erbitterung und Feindschaft folgen. Als Freunde für Leben und Sterben werden uns nur die bleiben, die Natur zu solchen uns schuf: die Stammesgenossen, die durch

Sprache, Kultur, durch eine lange Reihe gemeinsamer geschichtlicher Erinnerung uns Verbundenen. Mit diesem Gut sorglich und pfleghaft umzugehen, ist kluge, im besten Sinn vorausschauende Politik. Gewiß, es sind nur 10, 12, wenn man Baltien und aus Rußland rückwandernde deutsche Kolonisten hinzurechnet, höchstens 14 Millionen. Aber es scheint mir leider nicht ausgeschlossen, daß diese 12—14 Millionen eines Tages noch, mit der Wiener Nationalökonomie zu reden, Grenznutzen bekommen können . . .“

Das Verständnis für die österreichischen Fragen wird dem Reichsdeutschen auch dann, wenn bereits die Teilnahme gewedt, eine erste Kenntnis vermittelt ist, bekanntlich sehr oft noch dadurch erschwert, daß er unwillkürlich Zu- und Abneigungen, die er aus dem reichsdeutschen innerpolitischen Leben bezieht, auf sein Verhältnis zu den österreichischen Fragen überträgt. Dabei verfällt er notwendigerweise je nach seinen Parteibegriffen der einen oder anderen perspektivischen Täuschung. Wer durch die konservative Brille schaut, gelangt leicht dazu, die Anforderungen, die er an den geschlossenen und einheitlichen Nationalstaat stellt, auch dem Nationalitätenstaat zuzumuten; die Folge davon ist oft ein an Hochmut streifendes Verkennen der Schwierigkeiten, welche dem Volksdeutschen, der nicht Reichsdeutscher ist, im Nationalitätenstaate entgegenstehen. Es läßt sich aber immer wieder beobachten, bemerkt Herrmann Ullmann im 10. Heft der deutsch-österreichischen Monatschrift „Deutsche Arbeit“, daß diesem Fehler viel leichter abgeholfen werden kann als den Irrtümern der liberal Bebrillten. „Diese können sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß es sich im Nationalitätenstaate nicht um eine Auseinandersetzung von Genossen eines Volkes, eines Blutes, einer Kultur über die Staatsform handelt, wobei doch immer, von der alleräußersten Linken abgesehen, wenigstens jetzt während des Krieges als selbstverständliche Voraussetzung das uneingeschränkte Bekenntnis zum gemeinsamen Staate und Volke galt; daß sich vielmehr Menschen grundverschiedener Herkunft, verschiedener Sprache und Kultur, Völker, die sich seit Jahrhunderten bekämpfen, in Österreich gegenüberstehen. Dabei ist diesen Völkern insgesamt mit der einzigen Ausnahme des deutschen ihre Nationalität wichtiger als der Staat, in dem sie leben. Das ist der entscheidende Unterschied. Ist es wirklich so schwer, sich vorzustellen, daß Menschen, die jenseits von Raubnig wohnen, imstande sind, etwas vollständig anderes anzustreben, als der biedere deutsche Reichsbürger, der seit der Begründung des Reiches nicht mehr über sein staatlich sicher umhөгtes Dasein hinausgeblickt und nur noch die Sorge um den Ausbau seines von Bismarck errichteten Hauses gelannt hat? Fast möchte man glauben, daß dem Reichsdeutschen vor lauter lobenswerter Staatseifer jeglicher Sinn für eigentlich völkisches Streben, aber auch der Blick für die Wirklichkeit, die ihn außerhalb seines festen Reichsgebäudes umdroht, verloren gegangen ist. Die Erlebnisenge, das geringe Maß von Wirklichkeitsinn, die Genügsamkeit, mit der man sich immer wieder darauf beschränkt, Erlebnisse, die man mit dem Volksgenossen gemacht hat, verwässert und gemildert auf den völlig anders gearteten Nachbar und Feind zu übertragen, grenzt ans Unbegreifliche. Der ‚Auslandsdeutsche‘, der im Verkehr mit Fremden und Feinden oder auch

mit nur anders gearteten Nachbarn aufgewachsen ist oder sich gebildet hat, könnte nicht fertig werden mit Predigen und Warnen, wenn er erst einmal im reichsdeutschen Leben Umschau gehalten hat. Ich kenne ‚Auslandsdeutsche‘ aus allen Teilen der Welt, mit den verschiedensten Erfahrungen und Erlebnissen, die dieser gegen das Deutschtum entfesselte Weltkrieg in der Hauptfestung, im Reich, zusammengeführt hat: sie sind völlig einig in dem maßlosen Erstaunen, das je nach dem Temperament sich humorvoll oder in Erbitterung entläßt, über diese Weltfremdheit des Reichsdeutschen mitten in seinem schwersten Daseinskampfe.“

Ungekräft, unbeanstandet darf in großen deutschen Blättern der hunds-gemeine Rat gegeben werden, die Deutschen in Böhmen den Tschechen zu opfern, denn diese hätten ja gegen „uns“, die Reichsdeutschen, nichts und würden unsere besten Freunde werden, sofern wir ihnen nur unsere deutschen Brüder in Böhmen, an Händen und Füßen gefesselt, ausliefern. Von der völkischen Schurkerei eines solchen bezahlten Verrates um des Judaslohnes willen einmal abgesehen, — der Judaslohn würde nicht einmal ausgezahlt. Die Tschechen denken auch nicht im Traume daran, mit den Deutschen Brüderschaft zu schließen, und seien diese schon Reichsdeutsche, und bettelten sie noch so rührend mit dem wedelnden Schwänzchen.

War das tschechische Volk mit seiner unerhörten Frechheit schon Jahrzehnte vor dem Kriege der schlimmste Hezer unter den „Nationalitäten Österreichs —, so hat es,“ unterstreicht Johannes Hering in der „Unabh. Nat. Korresp.“, „diesem nicht nur für das deutsche Volk, sondern für ganz Europa gefährlichen Treiben damit die Krone aufgesetzt, daß seine Führer die Hauptschürer des Weltbrandes waren. Und im Kriege? Regimenterweise sind tschechische Mannen zum Feinde übergelaufen und kämpfen an dessen Seite gegen uns. Viele Tausende von Deutschen mußten wegen der in der verlassenen Schlachtfront entstandenen Lücken ihr Leben lassen. Doch nicht genug damit, Tschechen laufen die Bauernhöfe der gefallenen Deutschen auf und lassen obendrein auch noch die Deutschen in Böhmen absichtlich hungern, wenn es geht, verhungern.

Auch in Zukunft werden sie jede Schwäche des deutschen Volkes ausnützen und mit jedem Feinde gegen uns stehen. Werden die siebenhunderttausend tschechischen Verräter wieder aus Rußland hereingelassen, so dürfen wir sicher sein, daß sie nur auf eine Gelegenheit warten, unter den wehrlosen Deutschen in Böhmen ein Blutbad anzurichten, wie es nur mit der Bartholomäusnacht verglichen werden kann. Aber auch ohne solche Gewalttat werden sie die Deutschen vernichten, wenn es den Tschechen in der bisherigen Weise weiter möglich bleibt, das deutsche Volk in Böhmen überall zurückzudrücken. Der deutsche Wall im Norden des böhmischen Kessels würde verschwinden, wenige Jahrzehnte genügten dazu, und dann werden diese Elemente unmittelbar Grenznachbarn von Bayern, Sachsen und Preußen werden.

Sollten alle diese Ausichten noch immer keinen Anlaß geben, das wie jedes in der Übertreibung törichte Prinzip der Nicht-Einmischung in die inneren Verhältnisse anderer Staaten aufzugeben, wo doch Volksnotwendig-



keiten es von uns verlangen? Sollten die Hohenzollern und Habsburger während des Weltkrieges noch nicht eingesehen haben, daß ihre Throne ausschließlich von den treuen Deutschen gestützt werden?

Man hat die tschechischen Hochverräter in bemerkenswertem politischen Optimismus begnadigt. Sollen auch die Verräter, die jetzt als der Kern der tschecho-slowakischen „Banden“ in Rußland wüten, wieder ins Habsburger Reich zurückgelassen werden?“

Ich bezweifle nicht im geringsten, daß auch die hier vorgebrachten Wirklichkeiten vom deutschen Reichsphilister mit überlegenem Achselzucken als „Übertreibungen“, „Gefühlspolitik“ oder dergl. Tiefsinn beiseite geschoben werden. Nun lasse man aber einmal die folgende Mitteilung des Reichsratsabgeordneten Regierungsrates Hartl in der „Reichenberger Zeitung“ auf sich wirken. Danach hat dieser mit Rücksicht auf die steigende Beunruhigung der deutschböhmisches Bevölkerung bereits anfangs Juni dem Ministerpräsidenten Dr. v. Seidler darüber berichtet, daß die Tschechen seit Wochen Lebensmittel nur gegen Waffen und Munition hergeben, und ihn auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, die sich hieraus entwickeln könne. Ferner habe er unter Anführung bestimmter Fälle sowohl an den Ministerpräsidenten wie an den Minister des Innern und den Statthalter eine Eingabe gerichtet, welche mit folgenden Sätzen schloß: „Die Tatsache steht jedenfalls fest, daß die Tschechen in der angegebenen Weise sich selbst mit Waffen und Munition versorgen und uns Deutsche davon entblößen. Ich halte diese Tatsache für höchst bedenklich und fühle mich verpflichtet, die Aufmerksamkeit der zuständigen Stellen darauf zu lenken. Bemerken muß ich aber, daß bloße Weisungen an die tschechischen Bezirkshauptleute, in ihren Bezirken Erhebungen einzuleiten und die erforderlichen Maßnahmen zu treffen, nach allen bisherigen Erfahrungen erfolglos bleiben dürften. Hier muß in anderer Weise eingegriffen werden!“ Von den angeführten Zentralstellen wurde die Zusicherung gegeben, daß man der Angelegenheit mit dem gebotenen Ernste nachgehen werde. Aber das hinderte die Wiener Zensurbehörde nicht, der „Ostdeutschen Rundschau“, die zweimal den Versuch machte, den Abdruck der Mitteilung aus der deutschböhmisches „Reichenberger Zeitung“ zu verbieten, trotzdem sie bereits von der ganzen deutsch-böhmisches und alpenländischen Provinzpresse gebracht worden war. Erst auf den dritten Anhieb gelang es der „Ostdeutschen Rundschau“ die nun in ganz Osterreich bereits allbekannte Notiz durchzudrücken. Wo fängt eigentlich in Osterreich die slawische Orientierung an und wo hört sie auf?

\* \* \*

Aber was geht diese deutsche Not der Brüder jenseits des Kreidestrichs den Spießer im Reiche an? Er hat ja in den letzten Wochen mit sich selber und seinen — Büren genug zu tun gehabt. Es war ein erbärmliches Schauspiel, das ein nicht gerade geringer Teil unserer wortgewaltigen, sonst aber nur wehleidigen Heimtrieger einer feindlichen Welt zum besten gaben. Und warum?

„Weil,“ so reißt es ihnen der bekannte Abgeordnete W. Sacmeister in seinem „Größeren Deutschland“ verbientermaßen unter die Nase, „weil die deutsche Oberste



Heeresleitung in gewissen Augenblicken des gewaltigen Ringens es für notwendig gehalten hat, einzelne Stellungen zu räumen; weil die französischen Heeresberichte aus jenen Tagen als Erfolg der gewaltigsten Kraftanstrengung, welche die französische Armee je gemacht hat, die Gefangennahme von 20000 Deutschen meldeten und die Erbeutung von einigen hundert deutschen Geschützen. Vergessen wurde, daß die Erfahrungen von drei Jahren einen gewissen Anfangserfolg jeder großzügig eingeleiteten Offensive mit fast mathematischer Sicherheit voraussehen lassen; vergessen wurde, daß drei deutsche Offensivstöße über 200000 Gefangene einbrachten und 3000 Geschütze. Vergessen wurde, den Erfolg der französischen Offensive zu messen an dem Einsatz, den die feindliche Heeresleitung dafür verbraucht hat; vergessen wurde, die ersten beiden Tage des dann elend steckengebliebenen Fochschen Vorstoßes sinngemäß hineinzustellen in den Rahmen des großen Gesamtgeschehens. Und, was schlimmer ist als alles das, vergessen wurde auch, daß wir Laien daheim ein Urteil über den ungeheuren und so ungemein verwickelten militärischen Vorgang der dritten Juliwoche des Jahres 1918 unmöglich selbständig finden können. Anstatt aus Einzelheiten, die im Rahmen des Ganzen Außerlichkeiten und Kleinigkeiten sind, vorzeitige und schiefe Beurteilungen zu ziehen, hätte das deutsche Volk in jenen Tagen die Pflicht gehabt, in Treue das Vertrauen zu bewahren, das sich Hindenburg und Ludendorff, das sich die deutschen Generale und das gesamte Offizierskorps, das sich die deutsche Armee so reichlich verdient haben.

Was mußten wir statt dessen erleben? Eine Fülle von törichten Gerüchten ging durch das Land. Die feindlichen Heeresberichte, die mit rühmenden Reden doch so schnell bei der Hand sind, wußten nicht annähernd so Furchtbares zu melden, wie es in Deutschland von Mund zu Mund getragen wurde. Es waren Festtage für die alten Weiber beiderlei Geschlechts. Eine Welle von Hysterie kam über uns. Nervöse und Miesmacher wetteiferten in Albernheiten, mit denen sie bei Dummen und Schwachen nur zu viel Glauben fanden.

Das Ganze war ein trauriges Bild. Man hörte in Deutschland, im Eisenbahnwagen und sonstwo Kerle ruhig, ja, gläubig an, die, wären sie Franzosen und sprächen sie so in Frankreich, von den Zuhörern verprügelt und dann den Gerichten ausgeliefert werden würden. Man hatte vielfach offenbar gar keine Empfindung dafür, daß, selbst wenn ihre dummen Erzählungen wahr gewesen wären, ihr Weitertragen ein Verbrechen am eigenen Volke war. Man fühlte das Fehlen einer so ausgeprägten nationalen Gesinnung, wie man sie in England, Frankreich und Italien findet, wo man auch Miesmacher hat, wo man sich aber ein solches Treiben im Horn des nationalen Selbsterhaltungstriebes zu verbitten versteht. . .

Es wird Zeit, daß das deutsche Volk in der Heimat sich auf sich selbst besinnt, an dem Siegeswillen seiner Armee sich ein Beispiel nimmt, sich klar darüber wird, daß ohne den Sieg ein großes und starkes, freies deutsches Volk nicht sein wird, daß der Sieg aber nur von dem erkämpft wird, der an ihn glaubt, zuversichtlich, uneingeschränkt, felsenfest glaubt. Gewiß, die Politik, die wir unter dem ewig zweifelnden Bethmann erlebt haben, die Politik, die den 19. Juli

1917 mit seinem Nervenzusammenbruch erzeugte und die zu einer Rühlmannrede führte, war wenig geeignet, das deutsche Volk in der Heimat mit dem nationalen Instinkt und mit dem Siegeswillen zu erfüllen, die das erste Erfordernis der Zeit sind. Solange selbst die amtliche deutsche Politik einen Wesensbestandteil ihrer Aufgaben darin sieht, das deutsche Volk vor überzeugtem Nationalbewußtsein zu bewahren, solange wird es diesem Volke wahrlich schwer genug gemacht, die nationalen Notwendigkeiten zu erkennen und sie über alles andere zu stellen. Ist die Hoffnung berechtigt, daß die amtliche Politik ihren Aufgaben in Zukunft besser gerecht wird?"

\* \* \*

Alle diese und ähnliche Erscheinungen schießen letzten Endes aus dem feinen Boden empor, aus „deutscher Humilität und Bedientenhaftigkeit“, wie Pfarrer Karl Spieß-Dörscheid das unerlöschliche Kapitel benennt:

In den baltischen Ländern lebt ein altes Deutschtum. Es ist die dort herrschende Klasse, die für die Kultur dieser Länder viel geleistet hat. Die Entscheidung der Waffen hat diese Länder in deutsche Hand gegeben. Welcher deutsche Sozialist wagt es, auch nur eine lose Angliederung dieser Gebiete an das Reich gutzuheißen?

In Elfaß-Lothringen lebt eine Bevölkerung, die zu neun Zehnteln fern-deutsch ist. Das Land wurde einmal gewaltsam als erobertes Land dem französischen Reich angegliedert. Deutschland gewann es wieder zurück. Jetzt setzt Frankreich das Leben von Millionen seiner Männer dafür ein, es wiederum mit Gewalt an sich zu bringen. Wo ist der französische Sozialist, der den Verzicht auf dieses Land auch nur anzudeuten wagte?

Großbritannien fiel über die Burenrepubliken her. Es hatte nicht einmal einen Schein des Rechts auf ihr Gebiet. Die englischen Arbeiter blieben diesem offenen Raubkrieg gegenüber gleichgültig.

Es gehört zu den ältesten Überlieferungen der deutschen Demokratie, die nationalen Bestrebungen der Finnen, Letten, Litauer und Polen mit warmer Teilnahme zu begleiten. Ein sozialistischer Schriftsteller hat sich sogar einmal für die unantastbare Souveränität der Marokkaner begeistert. Das Selbstbestimmungsrecht der Bondelzwarts und Hereros fand stets bei deutschen Arbeitern warmherzige Verteidiger. Dagegen kann sich ein „Demokrat“ durch nichts so leicht verächtlich machen als durch Betonung deutscher Rechte und Ansprüche. Was für französische und englische Arbeiter schlechthin selbstverständlich ist, ist für uns — beinahe — das Gegenteil.

Diese bitteren Wahrheiten finden sich nicht etwa in einem Blatt „all-deutscher Machtpolitiker“ oder einem „Unternehmerorgan“. Der sie ausspricht, ist ein waschechter Sozialdemokrat, und sie stehen in der sozialistischen Wochenschrift „Die Glocke“ (Nr. 1 vom 6. April d. J.). Das gibt ihnen ihre Bedeutung. ¶

Wir reihen ihnen eine andere Stimme aus demselben Lager an. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Lensch spricht in seinem Buch „Drei Jahre Weltrevolution“ von der „gewaltigen geschichtlichen Mission“, die Deutschland in

diesem Krieg zu erfüllen habe. Die deutsche Sozialdemokratie habe diese Mission nicht erkannt. Warum nicht? Daran hinderte sie nach Lensch „die deutsche Humilität“, das Niedrigkeitsgefühl, dieses üble Erbteil deutschen Elends. Deutschland und eine besondere geschichtliche Aufgabe! Ja, was wäre denn da aus der internationalen Brüderlichkeit geworden? Und wenn deutsche Sozialdemokraten von einer historischen Aufgabe Deutschlands in diesem Krieg gesprochen hätten, wäre das nicht auf eine „Aberhebung“ und damit auf eine frevelhafte Verletzung der Gefühle „unserer ausländischen Brüder“ hinausgelaufen? Wie bitter und wie wahr!

Aber seien wir gerecht! Wir finden dieses „beträchtliche Manko unserer politischen Kultur“, wie es die „Glocke“ bezeichnet, keineswegs nur in der Arbeiterschaft. Wir finden es in den breitesten Schichten unseres „demokratischen Bürgertums“; wir stoßen tagtäglich in den Spalten der „Frankfurter Zeitung“ und des „Berliner Tageblatts“ auf dieses selbe Manko. Ja es macht sich in den höchsten Kreisen breit, dort wo die Geschehnisse unseres Volkes entschieden werden. Wir brauchen nur die Namen Lichnowsky und Rühlmann zu nennen. Dieses schwach entwickelte, vielfach sogar völlig verkümmerte Empfinden für das gute Recht unseres Volkes ist ein böses Erbteil, der Fluch der deutschen Vergangenheit. Wir haben die sozialdemokratischen Stimmen angeführt, um zu beweisen, daß man kein „Alldeutscher“ zu sein braucht, um das zu erkennen.

Wir wollen uns nicht in Klagen erschöpfen, sondern lieber fragen: Wie kann es besser werden? Ein geschichtliches Erbe wird man nicht von heute auf morgen los, dazu bedarf es jahrzehntelanger geduldiger Erziehungsarbeit. Aber diese Arbeit kann nur unter einer Voraussetzung Erfolg haben: Wenn wir eine starke zielbewußte politische Leitung haben. Solange sich eine Regierung in demütigen Friedensangeboten, in Entschuldigungen über deutsche Siege — auch das ist bekanntlich vorgekommen! —, in verächtlichen Anbiederungsversuchen ans Ausland wegwirft, solange sie trotz unserer militärischen Machtentfaltung in verschüchterter Haltung vor den Feinden dasteht, solange kann kein gesundes, kräftiges und stolzes Gefühl für unser gutes Recht im Volke aufkommen. Man muß immer, um den Jammer und Wahnsinn unserer politischen Zustände zu begreifen, die Frage stellen: Was würden unsere Feinde machen, wenn sie in einer militärisch so günstigen Lage stünden wie wir? Welche Sprache würden sie führen! Und wie würden sie die Fragen der östlichen Randstaaten, des Baltikums, Belgiens mit dem Recht des Siegers lösen! Für dieses Recht hat die Welt ein sehr gutes Verständnis. Wie wenig nutzen wir das aus! Statt dessen hören wir die öligen Phrasen von „Verständigung“, „Versöhnung“, „Völkerbund“. Sollen wir die „deutsche Bedientenhaftigkeit“, den Fluch unserer Geschichte, nie loswerden?





## Warum England ein Großpolen will

Bezeichnend für die englische Auffassung der polnischen Frage äußert sich ein Leitartikel der „Morning Post“ vom 12. Juni 1918:

In Deutschland wird Rußland jetzt als deutsches Hinterland betrachtet. Finnland und die anderen baltischen Provinzen Rußlands werden bereits germanisiert, und durch diese Ausdehnung Deutschlands nach Osten ist Polen für Deutschland wichtiger als je geworden. Die österreichische Lösung der polnischen Frage ist Deutschland nicht mehr genehm. Die deutschen Kaufleute lenken ihre Blicke zurück zu den Tagen der Hanse, in denen der russische Handel in Nowgorod von den preussischen Städten streng monopolisiert war; sie denken nicht daran, den russischen Handel mit Österreich zu teilen und bestehen daher darauf, daß Polen in deutschen Händen bleibt. Österreich soll so geschwächt und in eine so untergeordnete Stellung gebracht werden, daß es künftig zu selbständiger Aktion ebenso unfähig wird wie Bayern oder Sachsen.

Deutschland beabsichtigt dazu das allerwirksamste Mittel anzuwenden, die Zollunion. Österreich, auf diese Weise wirtschaftlich an Deutschland gefesselt, wird nicht länger in der Lage sein, eine unabhängige polnische Politik zu treiben. Alle wahren Freunde Polens — und Polen hat mehr falsche als wahre Freunde — müssen sich gefreut haben über die neueste Erklärung der Westmächte, daß sie den Versuch machen wollen, ein unabhängiges Polen mit freiem Ausgang zur See bei Danzig zu schaffen. Ge-

lingt das, so wäre es aus mit dem Popanz Mitteleuropa. Ein unabhängiges und völlig wieder vereinigt Polen würde preussischen Herrschaft befreien. Es würde die baltischen Nationen und vielleicht auch Rußland retten. Böhmen könnte mit einem solchen Nachbarn wieder einmal an seine Freiheit denken und würde sicherlich die Unabhängigkeit Italiens und der Balkanstaaten stützen. Man bedenke, was es für das baltische und östliche Europa bedeuten würde, wenn eine starke freie Nation sich zwischen Deutschland und Rußland einschleibt. Alle Schwärmer für Freiheit und freies Selbstbestimmungsrecht der Nationen würden dabei auf ihre Rechnung kommen. Wir für unser Teil sind für die Wiederaufrichtung Polens aus keinem erhabeneren Grunde, als weil wir sie für ein britisches Interesse halten. Sie würde zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts beitragen und die militärische Macht Preußens schwächen, die zum großen Teil auf Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen beruht, und auch Preußens wirtschaftliche Kraft würde in Schlesien und dem Weichseltal getroffen werden. Es würde ein mit dem deutschen rivalisierendes politisches und wirtschaftliches System entstehen. All das liegt im Interesse Großbritanniens, das jetzt von der deutschen Herrschaft und Kontrolle über Europa bedroht wird und jede Waffe gebrauchen sollte, um diese Gefahr zu vermindern. —

Diese Äußerungen des englischen Blattes sind auch insofern sehr bezeichnend, als sie uns diejenige Handlungsweise Österreich,

Rußland, Finnland usw. gegenüber zumuten, die England an unserer Stelle ohne allen Zweifel in der Tat anwenden würde. Insofern sind sie also ein englisches Bekenntnis. Daß daneben auch die Gelegenheit wahrgenommen wird, uns mit den genannten Staaten und Völkern zu verheizen, ist ja nur selbstverständlich.

## Professor Delbrücks Pathologit

Prof. Delbrück bemüht sich, in einem Flugblatt Stimmung für das Weiterbestehen der Friedensresolution zu machen. Er begründet die angebliche Notwendigkeit mit folgender Pathologit:

„Mit einer feierlichen Zurücknahme seiner Friedensresolution würde der Deutsche Reichstag nicht nur den Kriegswillen des Feindes stärken, sondern auch den deutschen Kriegswillen schwächen, denn die sehr große Mehrheit des deutschen Volkes, oder wenn jemand das bestreiten will, jedenfalls sehr große Teile des deutschen Volkes bestehen nach wie vor darauf, daß sie nicht gewillt sind, sich für angebliche Sicherungen (!) zu schlagen, deren Notwendigkeit oder auch nur Nützlichkeit bestritten ist.“

Daß die Aufhebung der Resolution gerade im Ausland als Zeichen unserer Kraft gelten würde, vermag Herr Prof. Delbrück natürlich nicht einzusehen, vielmehr sagt er, ihre Zurücknahme würde im Ausland den „falschen Eindruck erwecken, daß sie im Juli 1917 aus bloßem Kleinmut gefaßt worden ist“. Falschen Eindruck? fragt die „E. R.“. Die ganze Welt weiß, daß die Resolution nur aus Angst und aus einer schweren Nerventriese heraus entstanden ist, aus mangelndem Vertrauen zu Hindenburg und Ludendorff. Dann schreibt Herr Delbrück:

„Es ist schon sehr viel veräußert worden, indem die politische Leitung des Reiches die Agitation gegen die Resolution nicht kräftig und entschieden genug zurückgewiesen hat. Die große strategische Offensive hätte begleitet und unterstützt werden müssen durch eine ebensolche politische Offensive, die die Heimatfront unserer Gegner in derselben

Weise bearbeitet hätte, wie Hindenburg mit seinen Feldgrauen die Schützengrabenfront.“

Nach Delbrück, meint die „E. R.“, sollte also das Volk noch weiter und noch mehr zerklüftet werden, als es durch die Resolution ohnehin schon zerrissen worden ist.

## Lloyd George oder — „Vorwärts“?

Tag für Tag schallt uns aus den feindlichen Blättern entgegen, der deutsche Sieg wäre der Untergang aller Zivilisation, die Preuß-Boches seien Verbrecher, Banditen, Blutsäufer, Anbeter der brutalen Gewalt, Unterdrücker der kleinen Völker, sie raubten und plünderten mit Vorbedacht im eroberten Lande, sie gingen darauf aus, sich Sklavenrassen für den preußischen Militarismus zu unterjochen usw. Alle diese Ausbrüche geistlichen Hasses könnten uns, meint die „D. T.“, eigentlich kühl lassen. „Aber die Schlagworte vom Militarismus, von Junkertaste und unterdrückter Freiheit, von Kampf der Demokratie gegen die Autokratie sind uns merkwürdig vertraut: es sind die selben Ausdrücke, mit denen unsere demokratische Presse Tag für Tag die eigene Regierung bekämpft. Wer heute liest, daß die preußischen oder baltischen Junker das Volk knechten, daß ein deutscher Friede die Vergrößerung der Macht der deutschen Militärtaste und die Sklaverei für die übrige Welt bedeutet, daß die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky die Schuld Deutschlands am Ausbruch des Krieges beweist, daß Deutschlands Endziel die Aufrichtung eines alldeutschen Gewaltreiches vom Atlantischen Meer und der Ostsee bis zum Persischen Golf ist, vermag nicht zu entscheiden, ob solche Äußerungen aus dem ‚Vorwärts‘ stammen oder aus dem Munde des Herrn Lloyd George.“

## Nachrichtendienst

Meldungen über große, für die Deutschen höchst verzweifelte Aufstände in der Ukraine ergossen sich wochenlang über uns, geschmückt mit der Abdantung des Het-

manns und ähnlichen Einzelheiten. Teils waren die bekannten Agenturen der Entente und ihre verkappten „neutralen“ Korrespondenzbüreaus die Übermittler, teils ward auch von Kratau aus allerlei geleistet, hierin wie anderweitig. Ein schweizerischer höherer Offizier, Major Brodmann, der aus der Ukraine „über Kijew“ heimkehrte, erfuhr hier verwundert diese Nachrichten und sandte der „N. Zürcher Zeitung“ eine Schilderung, die gedruckt am 29. 7. erschien: daß die Ukraine ganz ruhig sei, das Land sehr gut bestellt, die angeblich aufständische Landbevölkerung vollauf mit der recht guten Ernte beschäftigt, froh, daß Krieg und Revolution ein Ende hätten. Die deutschen und österreichischen Besatzungstruppen, über das ganze Land zerstreut, lebten in sehr gutem Verhältnis mit den Bewohnern, von „Bedrängungen“ sei keine Rede. Diese Richtigstellung durch einen neutralen Beobachter machte starken Eindruck, da sie überraschend war. — Am 1. August erfuhr man in Deutschland und umliegenden Ländern endlich dann auch durch das Wolffbüreau im üblichen dürftigen Dementiton, daß der ukrainische Bauernaufstand in keiner Weise den Tatsachen entsprechend sei.

ed. h.

### Eine „innere Angelegenheit“ Rumäniens

Der Zoller“, das geleseste Tageblatt „Hohenzollerns und offiziöse Organ des fürstlichen Hofes in Sigmaringen, berichtet in Nr. 167 an auffälliger Stelle folgendes:

Der frühere rumänische Minister Antonescu, der bekanntlich vor einiger Zeit — in österreichischem D-Zug mit amtlicher deutscher Erlaubnis — nach der Schweiz reiste, schreibt im Pariser „Temps“:

Die Königin Maria besucht in den Karpathen die Dörfer, die an Österreich-Ungarn abgetreten werden müssen. Sie küßt die Kinder und verteilt an die Bauern Kleider und Lebensmittel. Die Bauern küßen ihr die Hände und rufen: Auf baldiges Wiedersehen!

Dazu bemerkt „Der Zoller“: „Man braucht nur daran zu erinnern, daß die Königin von Rumänien mit die treibende Kraft bei dem Bündnisverrat des Landes war und aus ihrer ausgesprochenen Vorliebe für die Feinde der Mittelmächte nie ein Hehl gemacht hat, um sich die Antwort auf die Frage, was sie mit ihren Besuchen in den abgetretenen Gebietsteilen bezweckt, von selber geben zu können.“

Begreift man nun, wie recht unsere Friedensunterhändler hatten, als sie die Frage, ob die Familie der Königin Maria dem rumänischen Throne und Volke erhalten werden solle, für eine „innere Angelegenheit“ Rumäniens erklärten?

### Die „Verantwortung“

Auch eine der vielgeschwungenen schillernden Phrasen, die als „Ersatz“ für politische Taten in den Handel gebracht werden. Graf Czernin hatte bekanntlich wiederholt erklärt, daß er für die Sendung des Flügeladjutanten Kaiser Karls, des Obersten Randa, zum König von Rumänien die „volle Verantwortung“ übernehme. Kaltblütig erwidert darauf die „Deutsche Tageszeitung“: Wir wüßten nicht, was gleichgültiger wäre als die Frage, ob Graf Czernin die volle Verantwortung „übernimmt“ oder nicht. Im Laufe des Krieges ist die Phrase von der Verantwortung eine mit großer Vorliebe besonders von hochbeamteten und beamtet gewesenen Rednern gewesen. Herr v. Bethmann Hollweg und Herr v. Kühlmann haben oft feierlich und mit edelstem Mannesmut von ihrer Verantwortungsübernahme gesprochen und im Tone der alten Propheten verkündet, daß unsere Feinde für dies oder das einmal die Verantwortung oder die Verantwortung vor der „Geschichte“ (wer ist „die Geschichte“?), oder wenn Herr von Bethmann Hollweg den Augenblick, melodramatisch zu werden, gekommen sah: „Vor Gott und der Geschichte“, zu tragen hätten. Mit der vorgeschriebenen tragischen Empfindung der Furcht und des Mitleids liest man solche Worte, kann ihnen aber gewöhnlich nicht ent-

nehmen, daß der Held sterben wollte, sondern im Gegenteil, daß seine Seele nach Fortdauer seines amtlichen Daseins oder nach Auf-erhebung in diesem Sinne schrie. So war es immer bei Herrn von Bethmann und so ist es heute beim Grafen Czernin. Ob solche Herren erklären, die „Verantwortung übernehmen“ zu wollen oder sie irgend wohin abschieben, ändert an den Tatsachen und an deren Gange, ebenso an ihren Fehlern und ihrer Schuld nicht das geringste. In Deutschland aber macht sie noch immer Eindruck, diese Seifenblase der Verantwortung.

### Französische Patrioten

Wir lesen in dem Antwerpener Vlamenblatt „Het Vlaamsche Nieuws“ folgende hübsche Zusammenstellung:

Der große Patriot, der Cailiaux der Flau-macherei beschuldigt und einer der besten Pariser Theaterdichter, heißt — Bernstein! — Francis de Croisset mit seinem adeligen französischen Namen; eigentlich sollte er Wiener heißen, und er ist der Sohn eines Brüsseler Juden!

Noch wer leitet denn die Pariser Patriotenpresse, die immer von „la douce Franco“ spricht?

Marcel Gutin, der bekannte Bericht-erstatter des katholisch-konservativen „Echo de Paris“, heißt Moriz Hirsch. Fordyce, der früher am „Journal“ und heute am L'Œuvre“ arbeitet, heißt Marohnson. Adrien Vely, der Chronist des aristokratisch-katholischen „Gaulois“, an dem Meyer das Zepter schwingt, heißt Levy. Paul Louis, der Leiter der Abteilung „Ausländische Politik“ am „Petit Parisien“, heißt Paul Louis Levy. Nozière, der bekannte Mitarbeiter des Temps, heißt Weill. Louis Forest vom „Matin“ heißt Suegenheim. Weiß man so in der Presse lange nicht immer, ob die Leute wirklich so heißen, wie sie zeichnen und wie auf ihrer Besuchskarte steht, in der literarischen Welt war dies vor dem Krieg schon ebenso arg. Ernest La Jeunesse hieß Cohn!

Und so kann man eine endlose Reihe nennen. Hirsch, Marohnson, Meyer, Levy,

Weill, Suegenheim, Cohn! Das sind die hervorsteckendsten Pariser, die Schriftleiter vom „Matin“, „Journal“, „Petit Parisien“, „Gaulois“, „Temps“, „Echo de Paris“!

W.

### Die Schweiz — unabhängig?

Ein Schweizer ist es, der diese Frage in der „Zürcher Post“ schon in der Überschrift seiner Ausführungen aufwirft, um sie dann unmißverständlich zu verneinen. Professor Burdhardt, Staatsrechtslehrer in Bern, erklärt u. a. — und zwar aus Anlaß des Schweizer Nationaltages —, die Schweiz sei heute dem wirtschaftlichen Einfluß der Entente bereits erlegen. Die Bedingungen dieser mächtigen Staatengruppe seien für die Schweiz geradezu beschämend. Wohl werde eine ähnliche Kontrolle auch von deutscher Seite ausgeübt, aber die deutsche Kontrolle über die Verwendung von Kohlen und Eisen greife viel weniger weit um sich und würde sofort dahinsinken, wenn die Entente die ihrige aufgeben würde. Die Entente wolle Deutschland wirtschaftlich isolieren, nicht umgekehrt, und die Schweiz müsse gehorsam mitwirken zum Schaden der schweizer Freiheit. Ein Land, dessen Handel und Gewerbe sich in solcher Weise vom Ausland kontrollieren lassen müsse, sei nicht mehr frei. Die Schweiz müsse zuerst dafür Sorge tragen, diese Fesseln abzuschütteln, dann könne sie das Freiheitszeichen am Nationaltage wieder leuchten lassen; jetzt habe die Schweiz kein Recht dazu.

### Ein künftiger Botschafter des Deutschen Reiches

Das zweite Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 28. Juli d. J. bringt folgende Anzeige:

Freund unserer Familie,  
Attaché in hoher Position, mit größter Zukunft, große, elegante Erscheinung, 30 Jahre alt, freidenkend, gesund, allererste Familie, Vater Erzellenz, sucht, da keine Gesellschaften stattfinden, auf diesem Wege eine Lebensgefährtin

aus bester Familie, deren Vermögen es gestattet, die Frau eines zukünftigen Botschafters zu werden. Gegenseitige Discretion Ehrensache. Vermittler streng verboten. Um ausführliche Anträge erfucht gefälligst postlagernd Invalidentank, Berlin, unter Chiffre „Glück 1888“.

Diese Anzeige des künftigen Botschafters des Deutschen Reiches bei einer auswärtigen Großmacht in der demokratisch-pazifistischen „Frankf. Ztg.“ ist, so meint die „E. R.“, typisch für den Geist mancher Diplomaten, die Deutschland, die deutsche Sache, die deutsche Kultur im Auslande an hervorragender Stelle vertreten sollen und wollen. Es ist begreiflich, wenn solche deutschen Vertreter nicht das richtige Verständnis für das aufbringen, was uns draußen nützt, und man begrift die vielfachen Klagen unserer draußen um ihr Deutschtum kämpfenden Landsleute über das mangelnde Verständnis der amtlichen deutschen Vertreter. Bedauerlich zugleich, daß der diplomatische Nachwuchs solche Wege — durch die „Frankf. Ztg.“ — beschreiten muß, um vorwärts zu kommen. Man dotiere einen Botschafterposten so, daß er mit einem tüchtigen Mann besetzt werden kann, der hierfür geeignet ist, damit man nicht eine Persönlichkeit heranziehen muß, die sich einmal auf den Erzellenz-Vater und dann auf die reiche Frau, gefunden durch die „Frankf. Ztg.“ und aus deren bekanntem Anhang, berufen kann, um damit die Eignung für diesen Posten nachzuweisen. Ein Botschafterposten ist der höchste im Auslande zu vergebende, und sein Inhaber vertritt den Monarchen — !

\*

## Also!

Die Austauschtransporte von Zivil- und Kriegsgefangenen auf Grund des Berner Abkommens sind zwischen Frankreich und Deutschland nun endlich in Gang gekommen. Monatlich kehren nunmehr 10000 gefangene Soldaten und 3000 Zivilgefangene aus Frankreich nach Deutschland zurück; die Kriegsgefangenen Offiziere dürfen zwar

noch nicht nach der Heimat zurückkehren, werden aber in der Schweiz interniert. Auf dieser Grundlage werden im Monat je 400 Offiziere ausgetauscht. Deutsche Vorbedingung für das Inkrafttreten des Berner Abkommens war die Herausgabe der seitens der Franzosen verschleppten Elsaß-Lothringer.

Die Erfüllung dieser Forderung ist den Franzosen sehr schwer gefallen; auch die Aussicht auf den Beginn des Gefangenaustauschs hat sie noch nicht herbeigeführt. Vielmehr mußte zu Zwangsmahnahmen geschritten werden. Es sind 600 Männer und 400 Frauen in geeigneter gesellschaftlicher Stellung aus den von uns besetzten französischen Gebieten in Vergeltung des französischen Verhaltens den Reichsländern gegenüber ihrerseits aus ihrer Heimat fortgenommen worden, und zwar wurden die Männer nach Rußland in die Gegend von Wilna, die Frauen nach Holzminden gebracht. Das hat denn endlich gewirkt. Man sieht, folgert die „Deutsche Zeitung“ aus diesen Angaben, auf welcher Verkehrsgrundlage man mit der Klasse von Feinden, die uns gegenübersteht, allein auf Ergebnisse zu rechnen hat.

\*

## Französische Gefangene in die 2. Klasse — Deutsche Bürger in die 3. Klasse!

So geschehen im vierten Kriegsjahre, Juli 1918, wobei besonders zu betonen ist, daß der Fall keineswegs vereinzelt dasteht, vielmehr allein schon auf der erwähnten Strecke mehrfach beobachtet worden ist, und daß er auch auf anderen Strecken des Reiches mit veränderten Umständen sich als deutscher Brauch eingebürgert hat:

„Die Reisenden, welche den Vormittagszug Berlin—Güsten benützen wollen, erlebten einmal wieder eine recht unangenehme Überraschung. In dem einzigen Wagen des Zuges, welcher 2. Klasse führt, und der täglich schon immer überfüllt zu sein pflegt, war das eine Abteil mit drei jungen Kriegs-



gefangenen (französische Offiziere) be-  
setzt, die in Begleitung von ebensoviel deut-  
schen LandsturMLEuten sich in den Postern des  
Abteils breit machten und mit ironischem  
Lächeln dem Andrang der Mitreisenden  
zusehen. Die deutschen Herren und  
Damen mit Fahrkarten 2. Klasse wurden  
von dem Zugpersonal höflichst eingeladen,  
es sich in der 3. Klasse so bequem wie mög-  
lich zu machen. Der deutsche Staatsbürger  
ist ja mit der Zeit daran gewöhnt, alle mög-  
lichen Zumutungen der Behörden still-  
schweigend und ergeben über sich ergehen zu  
lassen. Wenn er aber mit ansehen muß, wie  
unsern Feinden die besten Plätze ein-  
geräumt werden und er selbst im eigenen  
Land den Gefangenen gegenüber zu-  
rückgesetzt wird und dabei einen Vergleich  
mit der Behandlung deutscher Gefangener in  
Feindesland zieht, so ist das eine das vater-  
ländische Gefühl in einer Weise verletzende  
Behandlung, daß es nur zu verwundern ist,  
daß die Äußerungen des Mißfallens und  
Ärgers, die man zu hören bekam, sich noch  
immer in parlamentarischen Grenzen hielten.“

Sagen wir: zu bedauern, nein, als eine  
offene Schande zu brandmarken ist,  
daß deutsche Hundedemut sich dergleichen  
überhaupt bieten läßt!!

## Das Rührmichnichten des Großkapitals

**R**aum ist die erste Zuckersendung aus der  
Ukraine eingetroffen, da steht's schon  
wieder zu lesen: endlich, endlich wird auch  
die Süßigkeitsindustrie in dem zu Anfang des  
Wirtschaftsjahres vorgesehenen Umfang be-  
liefert werden können! (Ein Seufzer der  
Erleichterung wird sich allen bonbonhung-  
rigen Backflischen entheben.) Und nebenbei  
wird vielleicht auch noch der Einmachzucker  
ein wenig vermehrt werden können. Ganz  
nebenbei wird endlich den Bundesregierungen  
etwas zur Verfügung gestellt werden können,  
um ihre Untertanen für die ausgefallene  
Brotmenge zu entschädigen. Es sollte dem  
unbefangenen Staatsbürger jedoch scheinen,

daß in diesem Falle gerade die umgekehrte  
Reihenfolge am Platze wäre. Wenn das  
Volk kein Korn aus der Ukraine bekommt,  
dann hätte es wenigstens auf den Zucker An-  
spruch, aber nicht in Form von Bonbon und  
Süßigkeiten, die zu unerfchwinglichen Phan-  
tasiepreisen und außerdem meist nicht auf  
dem allgemeinen Verkaufswege in das Pu-  
blikum gelangen. Es wäre doch lehrreich zu  
vernehmen, in welchem Verhältnis den obigen  
drei Zwecken entsprochen wird; aber die  
Reichszuckerstelle schweigt sich über die In-  
dustriebelieferung aus, während für die beiden  
anderen Zwecke die Zahlen gegeben werden:  
300000 Doppelzentner Einmachzucker, und  
150000 Doppelzentner für die Zwecke der  
Bundesregierungen. Warum das Schweigen?  
In welchem Umfang ist denn die Be-  
lieferung der Süßigkeitsindustrie vorgesehen?  
Muß es nicht seltsam berühren, wenn die  
meisten Reichsstellen allen tatsächlichen An-  
gaben über ihre Stellungnahme zur Industrie  
so beharrlich auszuweichen suchen? Das Volk  
legt sich das auf seine Weise aus und spricht  
von dem Rührmichnichten des Großkapitals.

E. R.

## Starter Tabak!

**D**ie Preise für orientalische Tabake haben  
eine ungeheure Höhe erreicht. Woran  
liegt das? Im Lande selbst sind die Produ-  
zentenpreise niedrig, also muß man anderswo  
suchen. Da lüftet nun die Fachpresse für  
Tabakhandel den Schleier an einem Zipfel,  
und nun fällt ein helles Licht auf Nachen-  
schaften, die jeden zum Verwundern bringen  
mußten, wenn man sich heutzutage überhaupt  
noch über etwas verwunderte. Es hat also —  
so teilt die „Münch. Post“ mit — die Firma  
Kiaffim Emin — Mitinhaber Baron Michel-  
Raulino — sich selbst im Orient billig mit  
riesigen Massen Rohware versehen; dann  
hat sie bei den Bauern angefragt, ob sie  
kleine Pöstchen von Tabak zum Preise von  
1 Lewa (= 80  $\text{H}$ ) zu verlaufen hätten.  
Natürlich wollten die Bauern nun keinen  
mehr billiger abgeben. Die Firma Kiaffim  
Emin bot ihren Tabak, den sie für 3—5 Lewa

gelaufen hatte, zu 30 Lewa aus und konnte sich darauf berufen, daß sie ihre Ware unter dem Marktpreis abgebe! Doch noch mehr! Unter den Zigarettenfabriken, welche die Herstellung billiger Mannschafszigaretten für das Feldheer unter Berufung auf ihren Mangel an billigen mazedonischen Tabaken verweigerten, gehörte die Hofzigarettenfabrik Zuban in Dresden — Mitinhaber Baron Michel-Kaulino! Der Generalanzeiger für den Tabakhandel fragt nun, warum die Firma Zuban keine billigen Tabake hatte und antwortet zugleich darauf: „Weil die Wuchefirma Kassim Emin (Inhaber Baron Michel und Kassim Emin) der Hofzigarettenfabrik Zuban (Hauptinhaber: dieselben) ihre billig eingekauften Tabake zu Wucherpreisen berechnete.“

Dabei war dieser Baron Geschäftsführer der Zigaretten- und Tabakeinfuhrgesellschaft Dresden. Allerdings hat ihn nach diesen Enthüllungen das Reichswirtschaftsamt telegraphisch aufgefordert, abzubanken.

Ebenso stark ist der Tabak, der den biederen Frankfurtern, ohne daß die städtischen Behörden einschreiten, vorgefetzt wird. Das ist der unter der Marke Schlawiner von Joh. Peter Kaulino & Co. in Bamberg — auch hier spult wieder ein Kaulino! — zu 50 S für das Paletchen vertriebene Anaster, der aus 70 Prozent Buchenblättern und 20 Prozent Hopfen besteht, dieselbe edle Mischung, die von der Heeresverwaltung verboten worden ist. Wenn unsere stämmigen Mannen an der Front das Zeug nicht vertragen konnten, wie sollen all die D. U. und Schwächlinge hinter der Front damit fertig werden?

B.

## Wanderflegel und Wandervogel

In der letzten Zeit häufen sich die Beschwerden über eine zunehmende Verwilderung der wandernden Jugend. Ein Naturliebhaber schildert mit gerechter Empörung diese gedenkhaft aufgepusteten jungen

Leute, die mit Spielbahn- oder Fasanenfeder am Hut durch Stadt und Dorf ihre buntgeschmückte Zupfgeige spielen.

„Um noch mehr aufzufallen, lehren sie am Abend derart mit Grün geschmückt zurück, daß sie wie wandelnde Sträucher aussehen. In einem Ausflugsort der Umgegend trafen wir Sonntag mehrere, welche sich darin gefielen, große Büsche blühenden Weißdorns meterhoch aus dem Rucksack herausziehen zu lassen. Ebenso lächerlich fanden wir den von zarter Hand geflochtenen Eichenkranz um die Schläfe des barhäuptigen ‚Arions‘.“

In einer Zuschrift an die „Köln. Stg.“ wird sogar Klage darüber geführt, daß Urlauber aus dem Westen zurückbleiben mußten, weil ganze Herden dieser aufgepusteten Wanderflegel die Abteile füllten. In dieser Zeit, wo die Wagennot zur größten Einschränkung zwingt, sollte Leuten solchen Schlages von vornherein der Zutritt zu den Bahnsteigen versperrt sein.

Bedauerlich ist, daß eine an sich gesunde Bewegung, wie sie der „Wandervogel“ darstellt, durch solcherlei Auswüchse in Mißtraid gerät. Wie soll das Publikum die Echten von den Falschen, die Wandervogel von den Wanderflegeln unterscheiden? Das Bundesorgan der Wandervogel wendet sich selbst gegen diese Vanaufen der Natur, „die lediglich die Außerlichkeiten des Wandervogels übernommen haben und diese verzerren und übertreiben. Sie verwechseln Ruppigkeit mit Natürlichkeit, Erdhlei mit Fröhlichkeit, wissen sich nicht zu benehmen, wenn sie mal ohne Aufsicht sind, verschmutzen den Wald, den sie doch eigentlich wegen seiner Schönheit aufsuchen, und laufen dem Bauer über die Saat, bei dem sie womöglich Gastfreundschaft genossen haben.“

Zimmerhin sollte der Bund, damit die reinliche Scheidung jedem allzeit ersichtlich bleibt, einer Anregung des „Hann. Kurier“ folgen und seine Mitglieder verpflichten, auf ihren Wanderfahrten ein einheitliches Abzeichen zu tragen.

Verantwortlicher und Hauptkassier: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Carl Stord  
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Lärners, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)  
Druck und Verlag: Greiner & Pflaffer, Stuttgart



XX. Jahrg.

Zweites Septemberheft 1918

Heft 24

## Deutschlands größte Gefahr

### Von J. C. Freiherrn von Grotthuß

**S**ie droht, trotz einer Welt von Feinden, nicht von außen, sie droht von innen her! Wie eine dunkle, verhängnis schwere Wolke hängt sie über unserem Haupte. Wir haben ihre Schatten erst jüngst heraufziehen sehen, als erbärmlicher, frevelhafter Kleinmut und Undant behofte Waschweiber mit schlotterndem Gebein, irren Gebärden und wirrem Geschwätz wie einen aufgestörten Ameisenhaufen mit Achzen und Krächzen, Köpfings und rüdlings wild durcheinanderwirbeln ließ, und das, weil sie, zu Tode erschrocken, die fürchterliche Entdeckung — einer glatten Selbstverständlichkeit machen mußten! Daß es nämlich bei Schlägen nicht ganz ohne Rückschläge herzugehen pflegt; daß auch die größten Feldherrnengenes aller Zeiten den Erfolg nicht ausschließlich für sich allein in Pacht genommen hatten; und daß noch nie ein Krieg, auch der siegreichste nicht, geführt worden ist, in dem nicht auch der Sieger dann und wann Niederlagen, schwere und schwerste sogar, erlitten hätte. Und dabei konnte hier nicht einmal von Niederlagen die Rede sein. Es waren Schlappen mit folgenden planmäßigen, schon im voraus für den eintretenden Fall in Rechnung gestellten militärischen Zweckhandlungen, über deren entscheidende Gründe und ferneren Zielsekungen die guten Leute im Lande nur mehr oder weniger ins Blaue hineinschwätzen, nicht aber Urteile abgeben können, die auch nur ernsthaftige Beachtung verdienten.

Wie war bei dieser Lage der Dinge dieser moralische Zusammenbruch, wenn auch selbstverständlich nicht des deutschen „Volkes“, so doch gerade genügend zahlreicher Heimklampen nur möglich? Nun, — aus eben der selben „Stimmung“ heraus, die den weltberühmten Nervenzusammenbruch der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli 1917 mit ihrer nicht minder berühmten „Friedensresolution“ herbeiführte. Bei ihrer unvermeidlichen, nun längst Geschichte gewordenen kriegsverlängernden Wirkung hätte sie auch der weisesten Abderitenversammlung alle Ehre gemacht. Aber wie wurde solche „Stimmung“ möglich?

Hier dürfen wir nicht auf der Oberfläche haften bleiben, hier gilt es tiefer zu schürfen, auf den Grund zu kommen, auf dem solches Gebilde wachsen konnte. Mit scharfem, hartem Spaten unternimmt es Karlernst Rnak in der „Vossischen Zeitung“, und was er zutage fördert, ist, wenn auch — Gott sei's geklagt! — in seinem Urbestande das alte deutsche Erbübel, so doch von so unabsehbarer Tragweite auch und gerade für den Ausgang dieses Krieges, für sieghafte Selbstbehauptung oder schwächlichen Zusammenbruch des deutschen Volkes, daß es mir geboten erscheint, dem von aller Überschwenglichkeit freien, aber darum nicht minder ergreifenden Warnerrufe, sonstiger Gepflogenheit entgegen, an dieser bevorzugten Stelle Gehör zu verschaffen. Es ist — wohlgemerkt — ein freisinniges Blatt, das ihm ohne jeden Vorbehalt den leitenden Platz in seinen Spalten eingeräumt hat! — Im folgenden nimmt der Verfasser selbst das Wort.

\*

Selbst wenn Rückschläge noch viel ernsterer Natur einträten, als die, die wir augenblicklich an der Westfront sehen, so müßten wir sie mit Gleichmut tragen. In entscheidenden Augenblicken des Einzel Lebens wie des staatlichen Daseins sind es oft nicht so sehr die Ereignisse selbst, die die endgültigen Folgen bestimmen, als der seelische Untergrund, auf den die Ereignisse geschleudert werden. Auch einem Volk leuchten seines Schicksals Sterne in der eigenen Brust. Zwar machen Geschehnisse das, was man die „Stimmung“ nennt, aber die Stimmung lenkt auch die Geschehnisse, formt, verändert, vernichtet sie, gestaltet sie um. Zwischen beiden ist eine Wechselwirkung, und da von beiden die Stimmung das seelische, das geistige Kräfteglied ist, so ziemt sich für den Menschen als geistiges Wesen, den Willen bei der Stimmung anzusetzen.

Als die Stimmungswettermacher des Kerzes, ganz im Wilson-Northcliffe-Stil, schon vor zweieinhalb Jahrtausenden, Leonidas und sein Häuflein durch die Ankündigung zu erschüttern suchten, die Pfeile des persischen Heeres würden durch ihre Masse die Sonne verfinstern, gab der Grieche die gleichmütige Antwort: Nun, so werden wir im Schatten fechten. Der griechische Vorhutführer wußte, daß das zwar ein allzu blühendes persisches Bild war, aber er wußte auch, daß furchtbare Wirklichkeit dahinter stand. Dieser Leonidas aber war erfüllt von der politisch-völkischen Unbeirrbarkeit seines Griechenstaates. Die gleiche Eigenschaft haben die Franzosen, die Engländer, selbst die Italiener. Es scheint, daß sie von allen europäischen Völkern allein den Deutschen und den Slawen fehlt. Es ist traurig, daß man die Frage stellen muß, aber es ist notwendig: Würde

das deutsche Volk mit der gleichen wütenden, aber bewundernswerten Beharrlichkeit standhalten, seine Söhne opfern, immer wieder anlaufen, mit stählernem Herzen das eigene geliebte Land in wüste Trümmer stürzen sehen, immer neue Hilfsmittel den letzten Kräftekammern des Besitzes, des Körpers, der Seele entpressen, wie die Franzosen, wenn die feindlichen Heere seit drei Jahren etwa auf einer Linie stünden, die von Aachen über Frankfurt nach Heidelberg liefe? Unselig hat sich unsere Geschichte mit tiefsten Eigenschaften unserer völkischen Art verschwifert, um uns schwächer als andere zu machen in einem Wichtigsten: in dem Bewußtsein und Willen zur Ewigkeit, Unverwechselbarkeit mit anderen, zu felsenfester Selbstbehauptung unseres Volkes gegenüber allen andern. Vielmehr: wie in allen Dingen zwischen Himmel und Erde, so ist auch hier das eine die Ursache des andern, die deutsche Geschichte die Folge der deutschen Art, und diese Art wiederum erhalten und gesteigert durch die Geschichte. Von jeher lag das, was das Deutschtum zusammenband, es als etwas Einheitliches erscheinen ließ, lediglich im luftigen Bereiche dessen, was man — auch das ist bezeichnend — im Deutschen nur mit dem Fremdwort „Kultur“ benennt. Die Einzelleistungen deutscher Dichtung, deutscher Kunst, deutscher Musik, deutscher Dentarbeit, sie waren es, die, oft recht gewaltsam zusammengebündelt, die Gemeinsamkeit des Deutschtums darstellten. Was wir nie besaßen und noch immer nicht besitzen, ist die derbere Grundlage aller dieser Herrlichkeiten, das dem Arttrieb des Tieres verwandtere Gefühl der völkischen Einheit schlechthin. Jeder Franzose, ohne Ausnahme, jeder Engländer ist im Besitze dieses Arttriebes. Dieses Triebes, der gar nicht zu denken, gar nicht lebensfähig ist, ohne eine gewisse Blindheit gegen die Schwächen des eigenen und die Tugenden der anderen Völker, der nur möglich ist, wenn er allein auch über Recht und Unrecht entscheidet. In der vollstümlichsten aller britischen Weisheiten, in dem „Right or wrong — my country“ wurzelt auch des Engländers stärkste Kraft.

Es ist wie ein Geheimnis, daß bei Romanen, Angelsachsen und Nordländern das völkische Bewußtsein sehr früh in der Geschichte sich mit dem mehr zufälligen des politischen Einheitsgefühls vermählte, daß beide ganz und gar ineinander verwachsen, und daß dieses nun aus zwei Quellen zusammengeströmte, unendlich starke Gefühl über alle Stammesunterschiede siegte und noch siegt, die doch in allen Breiten bis in den Teilbegriff des Landstriches verästelt sind. Fühlte sich der Belgier nicht als Romane, fast als Franzose? Und mir scheint die Gewähr noch nicht gegeben, daß er es nicht auch künftig tun wird. Ist der Korse je weniger „Italiener“ gewesen als der Florentiner? Und England vollbrachte das Angeheure, den Titel eines „englischen Bürgers“ über die halbe Welt unterjochten, ausgeplünderten oder listig betrogenen Völkern als eine Bezeichnung der höchsten Ehre voll aufzuzwingen. Würden bei uns die Geschichtsschulbücher nicht jahrzehntelang so jämmerlich gefälscht worden sein, so würde heute jeder mannbare deutsche Jüngling wissen, daß bei uns von einem politisch-völkischen Einheitsgefühl noch nie gesprochen werden konnte. Noch immer sind wir „Brüderstämme“, gut zwei Duzend (die, in allen inneren Fragen zum mindesten, jederzeit



bereit sind, sich gegenseitig Backzähne auszuschielen), aber ein Volk, ein Reich von der Art wie die französische Republik oder wie das britische Imperium, in denen beim leisesten Hammerschlag an die äußersten Grenzen sofort das Ganze in wildeste Bewegung gerät, von diesem Gefühl haben wir noch immer kaum einen Hauch.

Nur dieses Gefühl aber ist die feste Grundlage einer Stimmung, die wohl Wellenberge und Wellentäler, Entspannung und Hochdruck kennt und aushält, die aber nie auch nur einen Augenblick im Widerstand gegen den Feind berirrbar ist. Man gebe den Franzosen Elsaß-Lothringen, und sie werden in spätestens einem Jahrzehnt beide Provinzen, die Deutschstämmigen in ihnen eingeschlossen, zu verbissenen Anhängern der französischen Republik gemacht haben! Aber freilich — um das zu können, muß man ein politisches Volk sein, muß man blinde Stärke für nützlicher im Daseinstampf der Völker halten, als sehende, alles „gerecht“ prüfende Schwäche, muß man auch hassen können, wo noch zu lieben Verderben bedeutet, muß man Eigenliebe und Selbstsucht besitzen, muß man empfindlichsten völkischen Stolz mit Bewußtsein hegen und pflegen, weil man fühlt, daß man ohne dieses alles aufhört, selbst im unveräußerlichen Bezirk seiner Art, noch selbst zu sein. Mit welcher göttlichen Unbekümmertheit; der der deutschen in die tiefste „Gerechtigkeit“ emsig bohrenden, überfeinerten Gedanklichkeit als schaudervolle Sittenverwilderung, schamlose Gemeinheit erscheint, brauchen Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner nebeneinander den Stachel des Hasses und den sanften Wedel der Völkerbeglückung und der Weltfittlichkeit! Sie bespeien uns als den Abschaum der Erde und reden uns gleichzeitig wie Kindern zu, deren „guter Kern“ noch der Besserung fähig ist. Wie brauchen sie jedes Mittel, und sei es auch das widerwärtigste, wenn es nur zu dem einen dient, auf das es in der Tat allein ankommt: den Feind zu schädigen.

Wir können das alles nicht, haben das alles nicht, wagen das alles nicht. Wir leiden an völkisch-politischer Blutarmut. Nur deshalb konnte auch Deutschland schon vom zweiten Kriegsjahr an — es ist kaum faßbar bei einem Staatswesen, das von einem Duzend starker Gegner mit völlig eindeutiger Vernichtungsabsicht berannt wird — der Tummelplatz aller möglichen Arten von „internationalen“ Gefühlen und Bestrebungen werden. In England, Frankreich und Italien warfen die Sozialisten nach den ersten Schlachten das „Internationale“ köpflings über Bord — in Deutschland griffen diese schönen, aber im Blutschweiß der nächsten Tage höchst unbrauchbaren Leitziele sogar in bürgerliche Kreise mit währendem Kriege immer weiter über. Und doch war es der deutsche Rant, der nüchtern als wesentliche Begriffseigenschaft des „Ideales“, des Hochzieles seine Unverwirklichkeit feststellte. Der Weltstaat ist unmöglich, wie es der Bolschewismus für den Volksstaat ist. Der Deutsche aber kann ruhig die Hälfte seines weltbürgerlichen Fühlens als schädlich zum Teufel jagen, und er wird noch immer in seiner Seelengrundstimmung so überstaatlich und grenzenfrei sein, wie Engländer, Franzosen und Italiener zusammen es nicht sind. Wilson und Lloyd George erfinden sich einen „Völker-

bund“, der ihnen selbstverständlich nichts anderes ist als ein Kriegsmittel gegen Deutschland — in eben diesem Deutschland erörtert man ernsthaft, was wohl von diesem Völkerbund zu halten sei. In Frankreich schimpft die Arbeiterpresse genau so auf die Boches wie die bürgerliche — in Deutschland wird in einem breiten, „demokratischen“ Flügel tagaus, tagein mit Eifer untersucht, was etwa doch Liebenswertes an unseren Feinden zu finden sei.

Stimmung? Wundert man sich noch, daß jeder im unvermeidbaren Hin und Her eines Entscheidungsringens von uns aufgegebene Kilometer Bodens — noch immer feindlichen Bodens, wohlgemerkt — bedenklichere Folgen für die deutsche Stimmung haben kann, als Frankreichs Stimmung unter fürchterlichen Schlägen Hindenburgs oder die Englands unter U-Boot-Verderben und selbst unter indischen Aufständen je leiden kann?

Wir leisteten viel, und wir können noch mehr. Aber wenn uns auf die Dauer die sinnliche Inbrunst des Empfindens als politisches Volk schlechtweg, das nur mächtig und sich selbst allein bestimmend lebt oder — nicht mehr lebt, versagt bleibt, so werden „Stimmungen“ zunichte machen können, was körperliche Tüchtigkeit und geistiges Vermögen gegen jede Übermacht hielten.

Man kann jede Politik machen. Man kann sie mit List machen und mit Wahrheit, mit Vorsicht oder mit Tollkühnheit, „moralisch“ oder „unmoralisch“, „westlich“ oder „östlich“, weil eben diese Begriffe für den Einzelnen wohl richtunggebend, für einen Staat, ein politisches Volk aber nur Zweckmäßigkeitsfragen sind, untergeordnet dem Oberbegriff des bedingungslosen Willens, den Lebensraum zu erkämpfen, den es braucht. Das ist die Stimmung, die unveränderlich bleiben muß im Sieg wie in der Niederlage. Fehlschläge, Mißerfolge sind für ein starkes politisches Volk nur Peitschenschläge, unter denen Nerven und Sehnen sich mächtiger spannen. Hindenburgs Art ist im Rückschlag fast noch größer als im Siege: er beschönigt jenen nicht, wie er diesen nie übertrieb. Er meldet diesen wie jenen und geht über den Tagesbericht zu neuen Taten über. Es ist diese Stimmung des Hauptquartiers, die das ganze politische Deutschland brünstig versuchen muß, sich zu eigen zu machen.



## Nachtgefühl · Von Otto Doderer

Das große Dunkel hüllt mich ein.  
 Die Pulse pochen fern wie fremde Klänge,  
 Und unbedrückt von aller Erdenenge  
 Quillt mein geheimstes, tiefstes Sein  
 Zu mir herauf  
 Und ist voll Frieden still und stet  
 Und schwebt hinauf  
 Und löst sich auf  
 In einem seligen Gebet.



# Fürs deutsche Vaterland!

## Von Leonhard Schrödel (z. Z. im Felde)



In trüber, nebeliger Herbsttag hing draußen in Felsen an den nassen, kahlen Ästen des Parks, der schweigend durch die hohen, in tiefe Nischen eingelassenen Fenster des alten Schlosses starrte. In dem geräumigen, behaglich durchwärmten Zimmer, das mit altherwürdigem, bei aller Schlichtheit kostbarem Hausgestühl ausgestattet und mit teilweise schon verblähten Bildern tüchtiger, in ihrer handwerklich derben Art meisterlicher Maler geschmückt war, saßen fünf junge Offiziere, die, mancherlei verheilende Wunden unter den Verbänden tragend, neuen Kämpfen entgegengegriffen.

Stumm und in sich gelehrt, ließen sie die Stunden vorüberwandern und die Abenddämmerung über sich kommen. Nur das Knistern der im gewaltigen bis zur Decke reichenden Kachelofen brennenden Holzscheite und das gleichmäßige Sicken der geschlitzten und vor Alter tiefschwarz gewordenen Ruckuhr unterbrachen die Stille. Keiner der Offiziere schien eine Unterhaltung zu wünschen; sie sannnen in sich hinein oder sannnen hinaus in die Welt, wer weiß wohin — —

Im Alter ungefähr gleich, waren sie im Aussehen doch grundverschieden. Der eine, in der Uniform der sächsischen Gardereiter, dem ein Schuß die Linke zerschmettert hatte, saß in der Fensternische tief in einen Lehnstuhl geschmiegt und hing mit den Blicken an dem lekten verblähten Felsen des schwindenden Tags so fest, als hefte er seine ganze Seele an diesen Rest, mit dem er ja wohl am liebsten auf und davon gegangen wäre. Ihm gegenüber stand, an den Fensterbalken gelehnt, ein hoher, schlanker Bayer, der gedankenverloren eine langsam verschmelende Zigarette zwischen den Lippen hielt und, in den ins Dämmern hinabsinkenden Park hinausblickend, sicherlich nichts von allem Sichtbaren sah, sondern in sich hineinlauschte, wo sich manches Gewesene lieblich und grausam in buntem Wechsel entrollen mochte. Tiefer im Zimmer, am breiten, mit einer schweren, gewirkten Decke belegten Eichentisch saßen zwei Leutnants eines rheinischen Regiments, vor sich die halb geleerten Römer, die sie vergessen zu haben schienen, und am Ofen stand ein kleiner, rundlicher Artillerist, der mit seinen Gedanken offenbar draußen bei seiner Batterie war, die jetzt gewiß wieder harte, heiße Arbeit verrichtete. Er war es auch, der schließlich das Schweigen brach, unbewußt einen kurzen Befehl ausstoßend, der alle Blicke auf ihn lenkte und vor dem er als vor einer unliebsamen Störung des tiefen, tagmüden Friedens selber erschraf.

Der Bayer lächelte leise.

„Gemach, Herr Kamerad, gemacht . . .“, beruhigte er den verlegenen Artilleristen.

„Noch draußen?“ frug der Gardereiter und wandte, sich aufrichtend, den Kopf nach dem Störenfried, der jetzt eine Entschuldigung stammelte, die allerseits schmunzelnd aufgenommen wurde.



Er war erst zwei Tage vom Feldlazarett herein, der Leutnant Wild, und noch nicht heimisch geworden in dem freundlichen Asyl für Erholungsbedürftige, was sein Hinüberverlieren ins Kampfgewühl verständlich machte. Aber da das Schweigen nun einmal gebrochen war, fand sich, wenn auch zögernd vorerst, Wort zu Wort und allmählich kam gar eine Unterhaltung in Fluß.

„Wo standen Sie zuletzt, Wild?“ frug der Rheinländer einer. Und als der Gefragte antwortete: „Im Osten“, war das Zeichen zum Reden gegeben. Auch die beiden rheinischen Offiziere hatten ja monatelang gegen Rußland im Felde gelegen; der Sachse war Anno 1914 Adjutant beim Stabe Maddensens gewesen, und der Bayer wußte, daß er nach seiner Genesung einem vor Dünaburg liegenden Regiment zugeteilt werden würde. So ging denn alsbald ein Fragen und Berichten an, daran sich allesamt in ihrer ruhigen, sachlichen Art beteiligten, wobei denn manches verwegene und manches lustige Stücklein zur Sprache kam. Auch Erfahrungen anderer Art, die man abseits des Kampfes gemacht, wurden mitgeteilt und dabei auch der deutschen Kolonisten in Russisch-Polen gedacht, auf die man so oft und oft unvermutet gestoßen war. Keiner der Offiziere hatte sich vor dem Kriege je träumen lassen, daß jenseits der Reichsgrenze so viele Deutsche säßen, Bauern und Handwerker, Kaufleute und Lehrer, Pfarrer und Künstler. Man gab offen zu, daß man daß erstaunt gewesen, diese Volksgenossen in so großer Zahl da drüben im Russischen zu finden, von deren Dasein man nie etwas gewußt, um die man sich nie auch nur im mindesten gekümmert. Jetzt, obgleich vorher vergessen und unbeachtet, kamen sie den deutschen Truppen brüderlich und hilfreich entgegen, taten, was in ihren Kräften stand, Soldaten und Offiziere das schwere Kriegshandwerk erträglicher zu machen, und jede Begegnung mit den Versprengten, seit Urgroßväter Zeiten in Rußland Eingefessenen ward immer zu einem neuen Fest, das schon mit dem ersten Gruß in treu bewahrter Muttersprache anhub.

Freilich hatte mancher der grausam heimgesuchten und bitter unter den Kriegsnöten leidenden Kolonisten auch seinen Groll sich vom Herzen geredet, den er gegen die unmütterliche, ihrer Söhne so völlig vergessende alte Heimat im Innersten hegte. Und es war unter den fünf Offizieren keiner, der jetzt nicht offen den Preisgegebenen zugestimmt hätte.

„Sie haben ein Jahrhundert lang und länger für das Deutschtum auf Posten gestanden in schweren, stürmischen Zeiten, unerschüttert und treu, und wir haben es ihnen weder gelohnt, noch haben wir es auch nur beachtet und gesehen. Sie waren für uns ausgelöscht aus dem Gedächtnis des Volkes oder galten uns als Fremde. Wir haben schmählich an ihnen gehandelt und dennoch haben sie ihr Volkstum, ihre Sprache und ihren Glauben gehütet und gehalten gegen alle Bedrückung und Bedrohung und offene Feindschaft der russischen Gewaltherren.“

„Gewiß,“ stimmte der Artillerist dem sächsischen Reiter zu. „Aber es sind uns durch unsere Schuld auch viele, viele verloren gegangen.“

„Ich glaub's nicht,“ wehrte ein Rheinländer und der Bayer stimmte ihm bei: „Deutsch bleibt deutsch.“

„Sie waren verlassen und ohne jede Hilfe, ohne jede Hoffnung auf Hilfe durch ihr Vaterland, und die russische Faust lag schwer auf ihnen. Da mußte mancher sich beugen, mancher zusammenbrechen und so sein Deutschtum verlieren, wenn er es nicht gar verleugnete und — verachten lernte.“

Doch das wollte keiner Wort haben. Da meinte Leutnant Wild, der Artillerist:

„Ich hab's erfahren.“

Horchten alle auf. Mit zusammengezogenen Brauen saßen sie und schauten durchs dämmerdunkle Zimmer nach ihm hin, der unbeweglich am Ofen stand und in eine trübe Vergangenheit zurückzublicken schien.

„Erzählen Sie,“ forderte der Bayer ihn plötzlich auf, und auch die andern bedrängten ihn.

„Gern,“ willigte er ein. „Wenn Sie Geduld genug haben, die . . . nun . . . sehr unbedeutende Geschichte anzuhören, die Ihnen neben Ihren eigenen Kriegserlebnissen freilich sehr simpel vorkommen wird — —“

| „Angefangen!“ unterbrach ihn einer der Rheinländer und schob seinen Stuhl an den Ofen vor den kleinen Dicken, was ihm die übrigen sogleich nachtaten, so daß sich im Augenblick ein Kreis tief in die behäbigen Lederfessel zurückgelehnter Zuhörer um ihn gebildet hatte. Einen auch ihm angebotenen Stuhl lehnte Wild ab.

„Ich muß gesehen werden; danke.“

„Hochmut?“ scherzte der Sachse.

„Vorsicht,“ bekannte Wild. „Im Stuhle könnt' ich unter den kleinen dicken Lederknopf geraten.“

Man lachte. Der Bayer strich ein Zündholz an und setzte flink noch eine Zigarette in Brand, was man mit der gebührenden Achtung sich erst vollziehen ließ, dann rückte man sich noch einmal zurecht.

„Nun losgeschossen.“

Und Wild begann:

„Wir hatten drei Tage hinterm Serwetsch im Sumpf gestedt und sozusagen ins Blaue hineingefunkt, denn auf dem Lande, das keinen Baum und keinen Hügel hervorbrachte, sondern endlos öde und flach dalag, braute ein dichter Novembernebel, so daß eine Beobachtung nicht möglich war. Auch die Flieger konnten uns keinerlei Auskunft über die feindliche Stellung und unsere Feuerwirkung bringen. Trotzdem schossen wir abwechselnd aus allen Geschützen, um uns die Russen vom Leibe zu halten und unsere etwas schwierige Lage nicht merken zu lassen. Da tauchte in der dritten Nacht ein roter Schein vor uns im Dunst auf; kaum sichtbar, schwamm das dünne Lichtgerinnsel wie ein verwaschenes Blutmal durch den Nebelbrodem. Wir nahmen's für ein Signal, das die Russen in der Nebelnot zu eigenen Zwecken anzuwenden genötigt sein mochten, da sie natürlich ebenso unter dem unsichtigen Wetter zu leiden hatten wie wir, sprachen es zugleich aber als willkommenes Ziel an. Ich ließ meine Batterie auf den roten Stern halten. Nach dem dritten Schuß war er erloschen, was uns veranlaßte, die Gegend kräftiger zu beschießen. Eine Stunde etwa schossen wir noch und da sich inzwischen

der Nebel endlich gehoben hatte und nun der Mond mäßig durch die Schwaden fiderte, ging die Infanterie zum Angriff über. Gegen Morgen war die etwa zwei Kilometer entfernte, von ihren Verteidigern schleunigst geräumte russische Stellung erreicht, worauf unsere Bataillone weiter vorstießen. Auch wir überwandten schließlich den Sumpf und fuhren feindwärts. In einem fast völlig zerstörtem Dorf, von dem anzunehmen war, daß wir es unter Feuer gehabt, mußten wir haltmachen.

Ich saß ab und ging, mich nach einem wenn auch nur halbwegs brauchbaren Ausguck umzusehen. Aber es lag alles in Schutt und Asche; nur kümmerliche Mauerreste und etliche brandgeschwärzte Schornsteine ragten noch aus dem Wust heraus. Auch die Kirche war niedergelegt, und meine Hoffnung, am Ende doch noch die Turmruine als Auslug benutzen zu können, wurde getäuscht. Ich fand neben einer zerbröckelten Mauer nur noch einen dem Einsturz nahen Turmrest und dahinter einen wüsten Trümmerhaufen, auf dem als wie ein Grabkreuz ein hohes Kreuzifix stand. Etwas verwundert trat ich näher, — und gewahrte neben dem Kreuzifix einen Mann lang hingestreckt auf dem noch rauchenden Schutthaufen liegen, das Gesicht auf den Armen. Zuerst hielt ich ihn für tot; als ich jedoch dicht bei ihm stand, merkte ich, daß er lebte und rief ihn an, meine Pistole lodern. Da hob sich ein blutleeres, verzerrtes Gesicht und zwei seltsam geweitete, aber wie erloschen dreinstarrende Augen richteten sich suchend auf mich. Haar und Bart des Fremden waren wirr, die Kleider beschmutzt, doch nicht eigentlich ärmlich, wie denn das fahle, hagere Gesicht Geist und Bildung verriet, wenn es jetzt auch von Schmerz zerwühlt war. Daß der etwa 30jährige geweint hatte und heftig litt, war offensichtlich; aber sobald er sich meiner Anwesenheit bewußt geworden und sich an mir gleichsam wieder in der Welt zurechtgefunden hatte, zwang er alles innerliche Gewühl nieder und gab sich äußerlich gefaßt und ruhig. Er verstand es durchaus, seinen Schmerz zu verbergen und bot mir alsbald einen höflichen, etwas erstaunten Gruß. Das Erstaunen war jedoch sogleich an mir, denn der Mann sprach deutsch!

Seinen von ihm verleugneten Zustand mit Fleiß übersehend, frug ich ihn jetzt, was ich zu wissen für nötig hielt; erfuhr, daß die Russen fluchtartig abgezogen waren und so bald nicht wieder haltmachen würden, es sei denn, daß neue Truppen zu ihnen stießen und die Flüchtigen mit Gewalt zum Stehen brächten. Einen Ausguck gab es nicht, ein Unterkommen, vermutete er, auch nicht mehr. Indessen sahen wir uns gemeinsam danach um und fanden freilich alles zerstört und zerfallen, was zu Kloster und Kirche gehört hatte. Nur ein Kellerraum schien noch einigermaßen erhalten, und da er von der Seite her einen noch gerade passablen Eingang hatte, stiegen wir hinab. Das schmale, niedrige Gelaß war zum Glück trocken und hell und barg — o Wunder und Segen! — einen kleinen Vorrat an Milch und Käse; da sich auch noch ein paar leere Holztübel fanden, die sich umstülpen und trefflich als Sitzgelegenheiten benutzen ließen, hob ich schließlich auf Einladung meines zwar wortkargen, aber nicht eben unfreundlichen Wirtes zu tafeln an, was mir nicht übel von der Hand ging, da es während der zwei letzten Tage im Sumpf außer Sauer- und Stickstoff und dergleichen Naturprodukten

nichts gegeben hatte. Auch er langte auf mein Zureden hin ein ganz klein wenig mit zu, ließ sich auch, die guten Zigarren verschmähend, meine letzte Zigarette aufröthigen, und dann währte es nicht mehr lange, bis wir ein wenig ins Gespräch kamen. Ich frug nach den Mönchen und Priestern, nach Kirchen- und Klostergeschichte und erhielt gemessene Antwort; frug nach dem Kreuzifix, das so seltsam auf dem Trümmerhaufen stand, und da gab er stückweise und allmählich seine Geschichte preis.

Er war Lehrer, Rantor und Rüstler in einer Person. Seine Urgroßeltern waren vor etwa 100 Jahren aus Süddeutschland ausgewandert; wahrscheinlich nicht aus meinem königlichen Württemberg, sondern aus dem Elsaß; Genaues wußte er nicht. Als Handwerker hatte der Urgroßvater hübsches Geld in Rußland verdient; der Vater aber, als kleiner, stolzer Beamter, hatte es wieder draufgehen lassen müssen, zuerst um seine in lächerlichem Ehrgeiz erstrebte Stelle zu bekommen und dann, um sich in ihr zu erhalten. Natürlich war der Großvater schon, von seiner alten Heimat völlig abgetrennt und von den Verhältnissen gezwungen, russischer Untertan geworden. Der Lehrer selbst hatte in Mostau seine Schule besucht, dann in Kiew eine Stellung erhalten und war endlich nach Wolgorodischtsche geschickt worden, wo noch etliche 60 deutsche Kolonisten in Wohlhabenheit unter den russischen Bauern wohnten. Diese Kolonisten endlich vollends von ihrer Überlieferung, ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen abzuziehen und zu russifizieren, hatte man ihm aufgegeben, und da er dank der Umgebung, in der er herangewachsen war, und dank der genossenen Erziehung, aber auch wegen gewisser übler Erfahrungen und widriger Zufälle der Gesinnung na h ein vollkommener Russe geworden war, hatte er sich wohlgenut und entschlossen an die ihm gestellte Aufgabe gemacht, unterstützt von der Regierung, die ihm einen anständigen Sold zahlte — ich hätte, ihn verbeßernd, sagen mögen: Judaslohn! — und ihm mit allen jenen Mitteln gefällig war, die für solche Zwecke bereitgehalten zu werden pflegten.

Zu einem guten Theil war ihm sein Unternehmen bereits gelungen, als der Krieg ausbrach. Und da er nun, ohne jede innere und äußere Verbindung mit Deutschland, durch seine Behörde, die orthodoxe Geistlichkeit, durchziehende Soldaten und die russischen Zeitungen nichts als Scheusäligkeiten von der deutschen Kriegsführung hörte und furchtbare ihnen zugeschriebene Grausamkeiten in aller Munde waren, entflamnte er wie ein echter russischer Muschil in wildem Haß gegen die „Barbaren“ und lechzte förmlich danach, sie zu vernichten. Was Wunder, wenn er sich eines Tages ohne Zaudern bereit finden ließ, dem russischen Herrn Spionendienste zu leisten und trotz der nahenden Gefahr und des Abzugs der geistlichen Herren und der Bauern mit Weib und Mutter im Dorfe zurückblieb, die Deutschen erwartend, um sie dann im abgetarteten Spiel an seine Auftraggeber zu verraten.

Nachdem die Deutschen die Gegend zu beschießen angefangen hatten, ohne jedoch infolge des Nebels die Ortschaft zu treffen oder den einige Werst davon im Graben liegenden Russen allzuviel Schaden zuzufügen, kamen eines Abends unvermutet Kosaken in das mit allerhand Truppen belegte Dorf. Ein ihren An-

sprüchen genügendes Unterkommen nicht mehr findend, stürmten sie kurzerhand zum Kloster, trotz des bestehenden Verbots, das alle Klöster vor solchen Gästen schützen sollte, zerbrachen das Tor und verbreiteten sich über den Hof, drangen in alle Gänge und Gasse, räuberten im Keller, was ihnen anstand und fielen lärmend in die Kirche ein. Da sie Wein und Schnaps, so sie vorgefunden, nicht schonten, stieg ihre Munterkeit höher und höher und veranlaßte sie, auf neuen Streifzügen durch das Kloster sich nach weiteren Schätzen umzusehen.

Seine junge, ihm seit knapp fünf Monaten verbundene Frau und seine weißhaarige Mutter, die der Lehrer vor dem Gelüst der Horde nicht sicher glaubte, verbarg er in einem abgeschiedenen Kellerraum. Eben noch rechtzeitig, denn kaum hatte er den Schlüssel abgezogen und sich auf den Rückweg gemacht, als ein durchdringendes Gezeter den Kreuzgang erfüllte. Er eilte die Treppe hinauf, durchstieß einige Zimmer und trat auf den Hof, — da brachte das wilde Rudel die Magd geschleppt, die, halbnackt und schon halb zu Tode geschunden, wehrlos dem wüsten Haufen preisgegeben war. Unter Lachen, Flüchen und schmutzigen Späßen stießen und zerrten sie das aufschreiende Opfer über den Hof in die Kirche, wo unterm Portal schon der Hetmann und etliche seiner Kumpane auf diese neue, ungeduldig begehrte Beute warteten. Im Tumult ging's durch den Chorraum und hinter den Altar ins Sanktuarium, wo unter lautem Hallo und Gepolter ausgemacht wurde, die kraftlos Zusammengebrochene fürs erste einzuschließen und für eine spätere Stunde aufzubewahren, zumal man jetzt zu Pferde mußte, um draußen ein wenig Dienst zu tun und sich den Aufpassern wieder einmal zu zeigen.

Als sie davon waren, eilte der Lehrer, der unentschlossen, erschrocken und von hundert quälenden Gedanken und Sorgen um die Seinen gemeißelt, tatlos alles Geschehen sich hatte vollenden lassen, an die kleine verschlossene Eichenpforte.

Im Sanktuarium war es totenstill. Leise klopfte er und flüsterte den Namen der Magd. Da hörte er, wie sich ein Körper mühsam vom Boden aufzurichten suchte, und merkte, daß die Gerufene lauschte.

„Herr . . .“ kam es wie aus atemloser Brust.

„Ich bin's, Matke. Sprich“, forderte er die völlig Zerbrochene auf.

Da schleifte sich der arme Körper drinnen über den Boden zur Tür und halbersticte Rufe klangen auf.

„Helft . . . Helft . . .! Macht auf, um Gottesbarmherzig . . . barmherzigkeit willen . . . Ich . . . Heiland . . .“, die Stimme löschte aus und irre Finger tasteten nach der Klinke.

Stand der Lehrer mit gerinnendem Blut und fand kein Wort des Trostes und keins der Abwehr, urplötzlich seine Ohnmacht und schlimme Lage gewahr werdend und fast bereuend, daß er seinem törichtem Mitgefühl nachgegeben und die Magd angerufen hatte. Nun freilich kam diese Reue zu spät und er fand ebensowenig die Kraft, wieder davonzulaufen und die einem schweren Geschick Preisgegebene sich selbst zu überlassen. Und also vor der Pforte stehend wie hingebannt, mußte er alsbald die bettelnde Magd anhören, die, ob seines Schweigens

von steigender, verzehrender Angst überflutet, sich näher an die Tür rückte, die Lippen gegen das Getäfel preßte und mit hastigen, bittenden Händen an der Pforte wie schmeichelnd auf und nieder glitt.

„Herr helfst . . .! Helft!! . . . Laßt mich nicht wieder an sie fallen. Um alles, Herr . . .! Hört Ihr? hört Ihr? Macht mir die Tür auf. Der Nachschlüssel hängt in Eurer Stube, Herr. Erbarmen . . .!“ und ließ ermattet die Stirn schwer gegen die Pforte fallen.

Er aber stand, von eisigen Schauern überrieselt und mit Flammen im Hirn und wußte nicht ein noch aus.

„Betet! . . .“ mehr brachte er an Rat nicht zusammen. Aber die Magd achtete dieses Rates so wenig als sie Fassung genug gehabt hätte, ihn zu befolgen.

„Der Schlüssel, Herr . . .!“ wimmerte sie wie ein wundes, verendendes Tier. „Rettet . . . oder tötet mich!“ flog es jach von ihren Lippen, und es war zu hören, wie sie sich straff auf die Knie erhob, und ihre Stimme klang stark und sicher, als sie von neuem forderte: „Gebt mir ein Messer, ein Beil, einen Hammer. Gebt mir einen Strick, Herr, daß ich mich erwürge, ehe sie kommen. Eilt . . .!“

Aber das weigerte er ihr.

„Was willst du da von mir . . .“, und wußte doch selber keinen anderen Ausweg. Da brach sie in lautes, gellendes Weinen aus und die Hände klatzten auf den Boden, als wäre sie vornübergefallen. Riet er ihr in blinder Hast aufs Geratewohl, das Fenster zu erklimmen. Es war hoch, gewiß, aber wenn sie den Tisch an die Mauer rückte und einen Stuhl darauf stellte, vielleicht daß sie die Fensterbank erreichte. Es war freilich auch vergittert, aber so Gott half, war der Stäbe einer vielleicht locker, also daß sie ihn herausbrechen oder zur Seite biegen und so ent schlüpfen konnte. Nein, er glaubte im nächsten Augenblick selbst nicht mehr daran, aber so unsinnig der Rat sein mochte, im ersten Auftauchen schien er ihm Rettung zu verheißen. Und die Magd befolgte ihn.

Er hörte sie auf die Füße springen, von neuer Kraft durchströmt; hörte, wie sie den Tisch an die Mauer schob, in der Hast allerlei Gerät herunterstoßend, daß die Scherben flogen; dann hob sie einen Stuhl auf den Tisch . . . und wieder klirrten Flaschen oder Gläser zu Boden . . . und nun . . . nun stand sie wohl oben.

Mit angehaltenem Atem lauschte er . . . Sie schien die Stäbe erfaßt zu haben und sich emporzuziehen. Keuchend. Keuchend und dabei mit versagender Stimme Gott anrufend . . . Umsonst . . . Die Kräfte reichten nicht aus und sie glitt wieder herab.

Jetzt betete sie inbrünstig; ihr Atem flog, das Weinen stieg in ihre Stimme . . . und jetzt kamm sie wieder an der Wand empor, setzte die Füße ein, daß der Mörtel fiel, stemmte die Knie gegen die Mauer und biß knirschend die Zähne aufeinander, alle Kraft anbietend . . . Da, ein wilder, wunder Schrei: „Maria!“ und dann glitt sie abermals kraftlos herab; der Stuhl stürzte um und sie fiel auf den Tisch.

„Matta . . .?“

„Weh mir . . .“ und aus der Tiefe einer zertrümmerten Seele dringendes leises Wimmern.

Planlos lief der Lehrer ein paar Schritt in die Kirche, eilte zur Pforte zurück, lauschte wieder und sah sich um, als müßte von irgendwoher Hilfe kommen. Auch er begann zu beten.

Es half nichts, und die Zeit rann dahin. Aber was konnte er tun? Schloß er die Tür auf und verhalf er der Eingefangenen dergestalt zur Flucht, so war ihm der Tod sicher, auch wenn die Räuber ihn nicht bei seinem Helferswerk ertappten. Ja, selbst wenn es ihnen beikam, daß er unschuldig sei, sie würden ihre Rache und Wut trotzdem an ihm kühlen, ihn vorfordern und nach der Magd fragen und dann erschlagen. Bei Gott, er fürchtete den Tod nicht. Aber sein jung' Weib und seine Mutter lagen da drüben in Angst und Not im Kellergelaß. Und die Horde würde alles nach der Magd durchsuchen; nicht rasten, bis jeder Winkel durchleuchtet, jede Tür aufgebrochen war. Und dann — —

Er mußte sein Leben erhalten und Matka mußte bleiben. Er durfte ihre Flucht nicht fördern. Mehr! Er mußte sie verhindern!

Aber da war noch ein anderes, um das sie bat: der Tod. Doch sie töten oder ihr den Tod in die Hände drücken, das lag ganz außer seiner Macht. Dergleichen vermochte er kaum zu denken, geschweige denn zu tun. Wie auch hätte er mit solcher Schuld vor seinem höchsten Richter bestehen sollen?

So war er machtlos gegen das sich unaufhaltfam Vollendende, wandte sich ab und taumelte in die abendlich durchdämmerte Kirche.

Da klangen Schritte und Stimmen heran. Lärmend wälzte sich die Rotte über den Hof. Er sah sie durch die einbrechende Dunkelheit auf das Portal zukommen, beladen mit Wein- und Schnapsflaschen, die sie irgendwo zusammengestohlen oder erpreßt haben mochten. Ihre Gesichter, von dem ewigen Lämpchen am Turmgang beleuchtet, glühten, ihre Schritte waren schwer und unsicher. Mit ihnen zu verhandeln, war aussichtslos. Die Magd war unrettbar an sie verloren.

Mit einem Sprung brachte er sich zur Seite und barg sich hinterm Chorgestühl, um den wüsten Zug vorüberzulassen und dann ungesehen durch die Seitentür aus der Kirche zu schlüpfen und in das Nebengebäude zu eilen, Wache zu halten für alle Fälle, daß sich keiner der trunkenen Gefellen etwa in jene abgelegenen Räume verlöre und dann von ungefähr an die Falltür geriete, hinter der Frau und Mutter schlimme Stunden verbrachten. Aber die Rotte machte unversehens an der Kirchthür Halt, redete eifernd miteinander und schlug sich dann seitwärts in den Kreuzgang, wo sie für ihr wüstes Gelage und Geschrei mehr Platz hatte.

Auch die Magd mochte den Lärm hören, der ihr die Anwesenheit ihrer Peiniger ankündigte, denn jetzt warf sie sich mit der ganzen Wucht ihres Körpers gegen die Tür und riß mit aller Gewalt an der Klinke, in höchster Todesnot nach dem Lehrer rufend. Entsetzt ob dieses verzweifelten Tuns und drohend klingenden Schreies lief der wieder aus seinem Versteck hervor und eilte an die Pforte, die sinnlos Tobende zu beschwichtigen.

„Still doch! Du ruffst sie ja nur. Schweig und sie werden dich vergessen.“  
Aber taub gegen seine Mahnung, raste sie wider ihn.

„Öffnet oder tötet mich! Ich will nicht wieder unter sie fallen! Helft, sag' ich, oder . . . oder . . .“ — und nun schrie ein wilder Haß aus ihr —: „ich verrate ihnen Euer Weib!“

Das traf ihn wie ein Keulenschlag und taumelnd sank er gegen den Pfosten. Als er aber stumm blieb, wollte ihm die Zunge doch nicht mehr gehorchen, fing die Magd von neuem ihn zu bestürmen an:

„Hört Ihr? Ich schwör's bei meiner Mutter Seligkeit und Marias Krone: wenn Ihr nicht helft, jetzt, gleich, verrat' ich Euer Weib an die Kosaken, das viel schöner ist als ich und jung und von weißer Haut und voller . . .“

„Matka!“ Und als stünde sie erreichbar vor ihm, hob er die Faust, sie zu schlagen. Dann fing er an, mit fliegender Zunge auf sie einzureden, ihr alle Strafen der Hölle ankündigend, wenn sie ihren fluchwürdigen Vorfaß durchführe, ihr alle Reichtümer der Erde verheißend, wenn sie ihn aufgäbe; beschwor sie und redete ihr vor, daß die Gefahr vorüber sei oder doch vorübergehen werde. Aber sie ließ seine Worte nicht bis zu sich, wehrte sie ab und wiederholte ihre Drohung oder bestürmte ihn mit wilden Bitten um Hilfe. Und wie er noch so stand und gegen ihre Worte focht, stieß ihn jählings eine Faust zur Seite.

Der Hetman, der sein Opfer suchte.

„Zum Teufel, Schuft, was stehst du da?“

Lallend stieß es der graubärtige Riese heraus, der, auf unsicheren Füßen stehend, ihn mit dem stieren Blick des Trunkenen anfeindete. Doch wenn auch erschrocken, jetzt wich der Lehrer nicht, sondern behauptete sich, so gut es gelingen wollte, und fing ein hastiges, unterwürfiges Bitten an, die Magd loszubetteln. Aber mit wenig Glück.

„Was, du Hundsohn!“ brüllte der Hetman, und das rot aufgedunsene Gesicht erglühte noch tiefer in Arger und Wut. „Willst du das Rebhuhn für dich?“ und fuhr ihm mit der Faust an die Gurgel. Ohne sich zu wehren, ließ sich der Lehrer abschütteln und zu Boden werfen, dann am Boden liegend, suchte er des Gewalttätigen Füße zu küssen.

„Um Gottes Erbarmen willen fleh' ich Euch an, Herr . . .“ Ein Fußtritt machte ihn verstummen und schleuderte ihn beiseite. Mit einem bösen, heiseren Lachen schloß nun der Hetman die Pforte auf, trat ein und warf sie hinter sich zu.

Jetzt erst packte den Lehrer die Angst; er sprang auf, griff nach der Klinkel, gewaltsam ins Sanktuarium nachzubringen, schauderte zurück, von auflodernder Angst um die Seinen, die er mit seinem Unternehmen einem furchtbaren Schicksal auslieferte, jählings überwältigt, und stürzte davon, sich vor dem hochaufgerichteten Marterkreuz Christi niederwerfend. In stummen Gebeten rang er um Hilfe und Gnade und schrie lautlos aus ganzer Seele zu dem Gekreuzigten empor. Da gellte ein alles durchdringender Schrei durch die dunkle Kirche und traf ihn wie ein Fausthieb. Matka . . . In höchster Not schlang er die Arme klammernd um das hochragende Kreuzifix und stürmte lauter und lauter auf den Gemarterten ein, — aber das Geschrei der Magd übergellte seine Stimme, hallte durch den weiten Chor und brach sich an den Gewölben, riß ihn empor und, ehe er sich's bewußt geworden, gepeitscht von Verzweiflung und Grausen, packte er das schwere, eichene Kreuzifix,



hob's aus den Eisenringen und lief mit der gewaltigen Last gegen das Santuarium, das Heiligtum hoch in den Händen tragend, nicht um es als Heiligtum dem rasenden Tier beschwörend vorzuhalten, sondern um es als Waffe zu gebrauchen, die Pforte damit einzurennen und den Trunkenen zu zerschmettern. Ein paar Schritte gelangen, dann wankte er, die Kraft der Arme versagte, und trachend schlug das Kreuz zu Boden, daß er in wildem Entsetzen zurückfuhr vor dem Ungeheuerlichen, so er da seinem Heiland angetan; dann, wie von den Furien der Hölle gehehrt, jagte er in langen Sätzen davon.

An der Falltür, die in das Kellergeläß zu den Seinen führte, hielt er an und brach in die Knie. Heller Schweiß rann ihm von der Stirn und Frostschauher fuhren ihm durch die Adern. Es war Totenstille rundum. Als ob die Nacht über Ungeheuerlichem brütete; als ob der Pulsschlag der Welt stockte ob unausdenkbar Furchterlichem.

— Ob die Magd sein Weib vertiet —? Ob sie, sich vor Grausigstem zu retten, sich aus den Klauen des Todes zu ringen, jetzt, im hastenden Augenblick, das Tier und mit ihm das ganze Rudel auf sein Weib hegte und auf seine Mutter . . .?

Und noch ehe er den Gedanken zu Ende gedacht, erfüllte neuer Tumult den nächtigen Hof, und kreischendes Gelächter und wutheiße Flüche brausten heran. — Sie waren auf der Spur. — Er wußte: jetzt kam das Ende. Jetzt kam das Unausdenkliche, denn — da war kein Zweifel mehr! — die Magd hatte sein Weib an die Horde verraten und führte die Schar am Ende selber herbei. Noch hatte er Zeit, einen Stein vom Boden zu raffen, der immer bereit lag, um die geöffnete Falltür zu stützen, dann wälzte sich der trunkene Haufe polternd hinter einer voranleuchtenden Laterne daher. Ohne Besinnen warf er sich den Nahenden entgegen und gebot ihnen Halt, drohend den Stein zum Schlage erhebend. Aber ein wildes Gelächter war die Antwort, und dann war er von Fäusten und Füßen zur Seite geschleudert und lag ächzend und wehrlos am Boden, während die Rote an ihm vorbeidrängte und die Tür erbrach. Mit einem Freudengeheul stürmten sie in das Geläß hinein. —

Ihm vergingen schier die Sinne. In seine Ohren dröhnten Sturmglocken, sein Blut quoll ihm in die Augen, daß es ihm war, als stünde die Erde bluttriefend ringsum; seine Adern schienen zum Zerplatzen überfüllt — und wie von einem Dämon gehehrt, sprang er durch das nächstbeste Fenster ins Freie, lief quer über den Hof, riß im Vorüberrasen das rotleuchtende ewige Lämpchen, das neben dem Turm vor einem Marienbilde hing, aus den dünnen Ketten und eilte die Stufen in den Turm hinauf. Oben bei den Glocken sprang er in eine der Schall-Luten, beugte sich weit hinaus und schwenkte die Lampe durchs Dunkel der Nacht.

Er rief die ‚Barbaren‘ zu Hilfe. Daß er sie haßte und verachtete, hatte er vergessen; unter der Wucht des alles zerstörenden Grauens und der sich überstürzenden Ereignisse trieb ihn eine unbestimmte, unabweisbare Hoffnung, Erlösung und Beistand bei jenen zu suchen, die er zu verraten gekauft war. Es war nichts in ihm, das wie alte, urgroßväterliche Erinnerung gewesen wäre; nichts, das einem blutsbrüberlichen Gefühl, einem Erwachen zum Bewußtsein seines Deutschtums ähnlich gewesen wäre; nein. Lediglich das übermannende, grenzen-

lose Entsetzen vor den ruchlosen Frauenräubern, vor dem seinem Weibe und seiner Mutter drohenden, an ihnen in diesen Sekunden vielleicht schon sich vollziehenden Schicksal ließ ihn ohne Überlegen und ohne Wahl das ewige Lämpchen in die Nacht hinaus-schwingen. Die Blicke der wachsamten Feinde wollte er herbeilenken und ihre Hilfe rufen, und bedachte nicht, was ihm widerfahren würde, wenn er zugleich von den russischen Spähern gesehen ward.

Jetzt wurde unten im Hof das mit ihrer Beute zur Kirche zurückkehrende Rudel wieder laut; wie Wolfsgeheul Klang's, wie das Gebell tollwütiger, brünstiger Hunde . . . Dazwischen klagte eines Weibes qualdurchloderte Stimme — —

Höher und wilder schwang er die Lampe an den Kettenresten und bohrte mit aller Anspannung die Blicke ins Dunkel, wie um die Retter mit den Augen zu rufen, wo die Stimme sie nicht erreichen konnte; ging Gott mit stürmischen, fast herb fordernden Worten an, das Seinige in dieser fürchterlichen Stunde zu tun und die Gerufenen anzufeuern, ihre Sinne und Seelen ihm zuzuwenden . . . Da hob in den Lüften ein Säusen an, ein Heulen, Gebrüll, Getöse, daß er jubelte. Das war Gottes Stimme! . . . Und dann barst die Erde unter ihm, daß der Turm wankte. Ein Heer von Flammenfäusten fuhr empor und riß dicht an der Kirche die Mauerkrone herunter, und eine schwere Wolke schwarzen Rauchs schlang sich um den Turm wie eine todverkündende, mächtige Fahne.

Der erste Schuß hatte gefessen.

Er' er's zutiefst gefaßt, dröhnte die Nacht von neuem, als stürze die halbe Welt zusammen, und mitten aus der Kirche quoll Rauch und Feuer in dicken Schwaden. Und fast gleichzeitig stieß ein Sturm und Donner den Turm um; die Glocken gellten schrill auf, die Füße glitten ihm ins Leere und er sank ins bodenlose Dunkel hinunter — —

Als er gegen Morgen zu sich kam, fand er sich unter Trümmern halb vergraben und ringsum war nichts als Schutt und Asche . . ., ein einziges Grab alles . . .

Nachdem er sich hervorgewühlt, ohne Ziel und rechten Willen, und dann, auf den Trümmern hockend, die Kräfte mählich wiedertehren fühlte, begann er das halbvertohlte Gebälk und die Stein- und Mörtelmassen wegzuräumen, nach seinem Weibe suchend. Denn daß er ihnen hier ein Grab getürmt, das war er allzu sicher.

Ein paarmal brach er über der Arbeit nieder, von seinem Weh und seiner Gewissensnot überwältigt, aber er raffte sich doch immer wieder auf, sich vordringend, daß es so gut sei, wie es sei, und daß er die Toten bergen und noch im Grabe von den wilden Tieren scheiden müsse, denen er sie entriß.

„Entriß“, daran klammerte er sich.

Und so grub er zu. Fand da einen Kosaken, dort einen Kosaken. Dann den Hetman und nahe bei ihm sie, die er mit tausend Sehnsüchten suchte, nach der alle seine Schmerzen schrien und über der er nun doch kraftlos und stumm zusammenbrach. —

Als er sich wieder gefunden, deckte er das Grab still wieder zu; nach seiner Mutter grub er nicht mehr. Oben auf das von den Trümmermassen gehäufte

Riesengrab setzte er das nur wenig beschädigte, offen daliegende Kreuzifix, mit dem er den Hetman am Abend zuvor hatte erschlagen wollen. Und neben dem Gekreuzigten sank er nieder, aller Hoffnung, aller Freude und Kraft beraubt, zu Boden gedrückt trotz allem von einer heimlich gefühlten, himmelan getürmten Schuld und von unsagbarem Leid zerrissen.

So fand ich ihn.“

Leutnant Wild schwieg. Eine Weile war es ganz still im Zimmer, gleich als stünden die Offiziere mitsammen an jenem seltsamen Grabe. Nur die Uhr tickte. Dann sog plötzlich der Bayer, als wollte er sich dem Bann gewaltsam entwinden, kampfhast an seiner inzwischen erloschenen Zigarette, stand wie ärgerlich auf, trat an den Tisch, sie in den Aschenbecher zu legen, und frug dabei aus sicherer Entfernung:

„Na und?“

„Ja . . .“, machte Wild, „damit ist die Geschichte eigentlich aus, denn ich wollte Ihnen ja von einem erzählen, der seine deutsche Heimat vergessen hatte, wenn nicht gar verachtete.“

„Und folgt gar nichts mehr?“

„Doch. Und ich will es nicht unterschlagen.“

„Also . . .“ ermunterte ihn der wieder herantretene bayrische Offizier, dem der sächsische Gardereiter um das Verfahren abzukürzen, ein Bündholz für die neue Zigarette reichte, ihn alsdann sanft wieder in den Stuhl drückend.

„Das Allernächste“, fuhr der Artillerist fort, „wissen Sie ja schon: ich ging mit ihm oder er mit mir, wir fanden Milch und Käse und er erzählte stückweise, was ich Ihnen da soeben im ganzen berichtet habe. Was ich dazu sagte und dachte, ist nebensächlich; genug, ich sprach ihm, so gut ich's konnte, Mut zu, schüttelte ihm verschiedene Male die Hand, nötigte ihm noch glücklich eine Zigarre auf und trollte schließlich wieder ab.“

Aber etwa eine Stunde später saß ich schon wieder bei ihm, denn ich konnt's einfach nicht, den Mann so sich selber überlassen. Ich wollte ihn dem Leben wiedergewinnen und ihm so nebenher zeigen, daß wir ‚Barbaren‘ denn doch nicht das waren, als was uns die englischen Schächer in der Welt ausschrien. Kurz und gut, ich redete ihm weiblich zu, den Kopf hochzunehmen und sich wieder ins tätige Leben einzuwurzeln. Erst wollte er natürlich nicht. Was sollte er noch da?

„Ich kann's ja doch nicht schleppen.“

„Warum denn nicht? Versuchen Sie's!“ riet ich und fing an wie ein gelernter Pastor ihn zu bearbeiten mit einem Eifer und einer wirklich aufrichtigen Hingabe, daß ich mich noch jetzt darüber wundere. Seine Frau . . . das war ein herber Verlust; aber — und darauf wies ich ihn nachdrücklich hin — wie viele Frauen in Deutschland haben gleich schwere und noch viel, viel schmerzlichere Verluste zu tragen. Und tragen sie! Und manch einem der Unfern — fügte ich bei —, die hier im Felde stehen, starb daheim das Weib . . . und er mußte auf seinem Posten bleiben. Und blieb! Und dann wies ich ihn auf seine Schul kinder hin. Im Orte waren etwa drei Duzend deutsche Kinder vorhanden gewesen, denen er die Würzelchen, die sie an die alte Heimat banden, auszureißen sich bemüht hatte.

Jetzt waren ob der Kriegswirren und nach der rücksichtslosen Verschleppung der Kolonisten durch die Russen vielleicht noch fünf, sechs deutsche Kinder im Dorf oder in dessen Nähe verborgen. Gut. Da gab's Arbeit für ihn. Auf sie wies ich ihn also hin. An ihnen konnte er gutmachen, was er etwa gefehlt. Durch das Leben dergestalt die Schuld sühnen, wenn er sich dergleichen aufgeladen. Als Menschenbildner sollte er Gutes tun; sollte an den Herzen der Kinder horchen, in denen das Blut der Väter noch leise sang; wo der Keim Deutschtum seine feinen Wurzeln noch immer trieb; all das sollte er hegen und pflegen und so sich selber wieder in seine geistige Heimat zurückfinden. Solcherart konnte er Glück säen und Segen schaffen jenen und sich selber.

Er gab mir keine Antwort, aber er widersprach nicht. Und als ich ihm schließlich zum Abschied die Hand gab und sagte: 'Sie haben nicht an sich, nicht an uns mehr geglaubt, weil wir euch hier draußen vergessen hatten; aber von neuem werden wir euch nicht mehr vergessen, des dürft ihr gewiß sein', blieb er zwar noch ebenso verschlossen und düster, aber in seinem Blick glomm ein schwaches, doch spürbares Leuchten tief innen.

Gegen Abend rückten wir mit unseren Geschützen vor und schlugen uns in der Folge an die drei Monate mit den Russen herum, die mir schließlich eins auswischten, so daß ich mich auf den Schub mußte bringen lassen.

Beim Rücktransport fuhr der übel ratternde Panje-Wagen durch Bol Gorodischtsche. Da fand ich neben den Kirchtrümmern einen kleinen Holzbau, der mir einladend zur Rast nach der beschwerlichen und miserablen Fahrt winkte. Ich ließ halten, mich vom Wagen heben und in das Haus tragen, wo mir — der Lehrer entgegentrat. Das war eine wunderhübsche Überraschung, die mir in doppelter Hinsicht angenehm war. Er sorgte denn auch aufs allerbeste und eifrigste für mich und tat, was nur immer in seinen und der ihm anhängenden Kräften stand, mir die Lage zu erleichtern. Anhänger hatte er nämlich. Zunächst 9 Kinder und damit deren Eltern. Lauter Deutsche, die inzwischen wieder zum Vorschein gekommen waren. Das Haus aber hatten ihm deutsche Soldaten gebaut; es war zugleich die Schule. Er machte die Nebentür auf und ließ mich in das zweite Zimmer blicken. Da saßen just die Buben und Mädels bei der Arbeit, ihm mit glänzenden glückhaften Augen entgegenschauend, und es war zu sehen, wie ihre Lust und Freude sich in seinen Blicken widerspiegelte. An der Wandtafel standen einige Sprüche und darüber, wie für die Dauer hingeschrieben, in festen Schriftzügen die Worte:

,Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,  
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,  
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft . . .'

Er fühlte wohl, daß ich heimlich von meinem Stuhl aus ihn ansah, denn er sagte, ohne daß ich meine Frage ausgesprochen, mit leiser, wie in Scheu und später Scham verhaltener Stimme:

,Ich lehre sie das Heiligste verstehn.'

Da nahm ich wortlos seine Hand. — — Er aber schloß die Tür wieder und wandte den Kopf zur Seite; mochte sein, daß er Eränen verbarg oder bekämpfte.

Ein paar Stunden später fuhr ich, im reichlich mit Stroh und sogar einem mir von einer Bäuerin gewaltsam aufgedrungenen großen Federkissen versehenen Wagen meine Straße weiter. Im Schritt natürlich. Nebenher marschierte der Lehrer. Das wollte er sich nicht nehmen lassen, und er schritt rüstig dahin, frisch und voll wachsenden Lebensmutes, wie in leise jubelnder Zuversicht und selbstsicherer Kraft.

Und immer neben mir . . . gen Deutschland.

Als wir endlich voneinander schieden, drückte er mir, schon im Davongehen, noch ein kleines Briefchen in die Hand und war dann fort, ehe ich's mich versah. Es war, in ein Papier eingeschlagen, das Bild seiner mädchenhaft jungen, wirklich lieblichen Frau, die da nun unter dem Trümmergrabe lag, und auf der Rückseite des Bildes stand in großer, straffer Schrift:

„Fürs deutsche Vaterland.“

Da wußt' ich, daß er sich gefunden. Als ich mich nach ihm umsah, stand er schon weit dahinten und winkte mit beiden Armen noch lange . . . lange . . .

So grüßte er seine ferne, ihm wieder erstehende Heimat. — —“



## Ernte · Von Alice Weiß-v. Rudteschell

Wie war der Abend klar und rein,  
Als wollte alle Welt  
So still, so hell, so friedlich sein  
Wie unser Erntefeld.

Wie hat der Himmel goldenrot  
Ob unserm Dorf gelacht.  
Und irgendwo herrscht Weh und Tod  
Und geht die blut'ge Schlacht. . .

Doch über stilles Ernteglüd  
Und über Kriegsgebraus  
Sieht Gottes ew'ger Sonnenblick  
Und löscht die Feuer aus.

Die Stunde kommt, die Stunde naht,  
Und sei sie noch so weit . . .  
Es reißt zur Ernte jede Saat, —  
Und Gott kennt seine Zeit!



# Ein Schandmal auf der deutschen Erde

## Das Turenne-Denkmal in Sasbach bei Achern

### Von Professor J. Riegelsberger



Seit Beginn des Weltkrieges nehmen die Feinde Besitz von unbeweglichem deutschem Eigentum in ihrem Lande. Aus Rom kommt die Nachricht, daß der deutsche Protestantensfriedhof in Rom der Machtbefugnis der „Barbaren“ entzogen und der Gut der Römer überantwortet werden soll. Die französische Presse hat leidenschaftlich die Forderung erhoben, daß sogar die Grabdenkmäler auf den deutschen Kriegerfriedhöfen in Frankreich entweiht und entfernt werden. Der „boche“ habe höchstens ein Recht auf sechs Schuh Tiefe, die Engelstöpfe mit den Stieraugen, die von den „geschmacklosen Barbaren“ gebildet wurden, müßten unbedingt beseitigt werden.

Wie verhalten wir Deutsche uns angesichts dieser Tatsache gegenüber französischem Grundbesitz mit einem Denkmal, das als höhnenendes Sinnbild einstiger deutscher Schwäche und Schmach uns wie ein Pfahl im Fleische sitzt? Wir meinen den französischen Boden mit dem Turennedenkmal in Sasbach bei Achern in Baden.

Von der Landstraße, die Baden von Basel bis Weinheim durchzieht, führt unmittelbar am südlichen Eingang des Dorfes rechts ein schnurgerader, langer Zugangsweg in einem breiten Rasenteppich, eingesäumt mit verschnittenen Hecken und Bäumen und einem Gitter, zum Denkmal. Der Eingang wurde kurz vor dem Kriege mit Ketten gegen Fahrzeuge abgesperrt. In der Mitte der Anlage bringt ein Rondell aus Tannen etwas Abwechslung in die Eintönigkeit der Gartenanlage im Stile von Lenötre, die in ihrer Symmetrie und Geziertheit lebhaft an Versailles erinnert. Ein zweites Rondell aus Linden umgibt das Denkmal am Ende der Anlagen. Daß der französische Wächter die ganze künstlerische Gartenanlage durch das Hineinpflanzen von Frühzweitschgenbäumen verhandelt hat, ist wohl nur auf seinen den Geschmack verderbenden Aufenthalt im Lande der „Barbaren“ zurückzuführen. Das Denkmal ist ein großer Obelisk aus Granit aus dem Achertal, angefertigt vom Bildhauer Friedrich aus Straßburg im Jahre 1829. Das Ganze ist im Empirestil gehalten mit dem klassizistischen Palmettenschmud. Die Vorderseite zeigt den Kopf Turennes in Relief. Darüber prangt die Inschrift in Goldlettern: *La France à Turenne*. Die linke Seite enthält den Todestag: *Ici Turenne fut tué le 27 Juillet 1675*. Die Rückseite schmückt Turennes Wappen. Darüber ist das Jahr der Errichtung verzeichnet: *Érigé en 1829*. Die linke Seite verherrlicht die Siege des Feldherrn: *Arras, Les Dunes (Niederlande), Sinsheim (Baden), Entzheim, Türkheim (Elsas)*. Die Kriegskunst hat Turenne übrigens von einem deutschen Feldherrn, von Bernhard von Weimar, gelernt. Als Symbol des Kriegers umgibt ein Gitter aus Lanzen und Hellebarden das Denkmal. Ein alter dreieckiger Denkstein links vom neuen Denkmal enthält die drei Inschriften: *Ici fut tué Turenne*. Hier ist Turennius vertoetet worden. *Hic Decidit Turennius Die 27. Julii Anni 1675*. Weiter links steht noch heute der

Strunk des Nußbaumes, unter dem der tote Eurenne vom Pferde genommen wurde. Ein neuer, efeuumrankter Nußbaum ist aus der verwitterten Wurzel des alten herausgewachsen. Außerhalb der Anlage auf der linken Seite befindet sich das Haus des französischen Wächters. Dort findet man nach zeitgenössischen französischen Quellen das Geschichtliche über Eurennes Tod und die Schlacht bei Sasbach, wodurch die immer wieder aufgewärmte Legende widerlegt wird, eine Kugel habe einen Ast von dem Nußbaum heruntergerissen, unter dem Eurenne sich aufhielt, und der herabfallende Ast habe den Feldherrn getötet. In Wahrheit starb Eurenne gar nicht unter dem Nußbaum, den man mit aller Sorgfalt und Ehrfurcht bis heute zu erhalten suchte. Nachdem er unter dem Nußbaum gefrühstückt hatte, ritt er in östlicher Richtung gegen die Vorhügel des Schwarzwaldes, da man ihm verdächtige Bewegungen der Kaiserlichen an den Hängen des Schwarzwaldes gemeldet hatte. Raun waren ihm die frohlockenden, siegesgewissen Worte entfahren: „Diesmal sollen sie mit nicht entweichen“, als eine feindliche Kugel seinem Adjutanten den Arm wegriß und ihn in den Magen traf. Ein zeitgenössischer Stich im Gasthaus zum Stern in Sasbachwalden zeugt für die Richtigkeit dieser Darstellung. Das Pferd Eurennes, die „Elster“, sprengte mit dem toten Körper zurück zum Nußbaum, wo man den Leichnam vom Pferde nahm. „Die ‚Elster‘ wird uns zum Siege führen!“ riefen die führerlosen französischen Offiziere, aber des Kaisers tüchtiger Feldherr Montecuculi wies den Franzosen den Weg über den Rhein zurück. Der Körper Eurennes wurde nach der damaligen Methode nach Herausnahme der Eingeweide einbalsamiert und nach Frankreich gebracht. Die Eingeweide wurden in der St. Nikolaustapelle in Achern beigelegt.

Da Sasbach im alten Reich zum Bistum Straßburg gehörte, so war es für die dortigen Bischöfe, die feilen Französlinge aus dem Hause Fürstenberg und die französischen Hofbischöfe aus der Familie Rohan, ein leichtes, ein Gelände zu erwerben und dem gefallenen Franzosen einen Denkstein zu setzen. Unbegreiflich ist es aber, daß das heutige prunkvolle Denkmal zur ewigen Schmach Deutschlands nach den Freiheitskriegen 1829 errichtet werden konnte. Unbegreiflich ist auch, daß ein großes Stück des Geländes, das den Anschluß an die Landstraße herstellt, erst im Jahre 1840 mitten aus dem Sasbacher Pfarrgut herausgeschnitten wurde und durch Kauf in französischen Besitz überging. Etwa fünfzig Schritte vor dem Denkmal ist der Weg durch eine Sittertür abgesperrt. Dahinter steht eine Tafel mit der Warnung: „Das Absingen von Liedern und Aufspielen von Musikstücken sowie das Halten von Reden ist in diesem eingefriedigten Raume ohne Erlaubnis des Wächters verboten. Bürgermeisteramt.“ Ist es nicht zu verwundern, daß sich eine deutsche Behörde findet, welche unter diese freche französische Anmaßung in deutschem Lande noch ihr Siegel drückt? Wie konnte sich der badische Oberamtmann in Achern zu so etwas hergeben! Kann man denn die Ruhe des Toten stören, der ja in Frankreich begraben ist? Die Warnungstafel erinnert uns an die schlimmsten Zeiten vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende der Freiheitskriege, in denen sich der Deutsche von den übermütigen Franzosen alles gefallen ließ. Wäre in Frankreich ein Denkmal eines auf französischem Boden gefallenen deutschen Feldherrn überhaupt möglich? Wir aber dulden heute noch nach den

schlimmsten Erfahrungen des Weltkrieges, in dem unsere wehrlosen gefangenen Brüder in Frankreich auf das niederträchtigste behandelt werden, das Denkmal eines französischen Eroberers, der im Dreißigjährigen Krieg und in den folgenden Raubkriegen Ludwigs XIV. Deutschland aufs unsäglichste mißhandelte und den Krieg mit der unerhörtesten Härte und Grausamkeit führte. Nachdem 1648 überall im deutschen Lande der Friede verkündigt war, ließ Turenne durch seine abziehende wilde Soldateska deutsche Städte, die dem Frieden trauten, ausplündern und in Asche legen, unter andern das Benediktinerkloster Neresheim und die unglückliche Reichsstadt Weil. Turenne befahl die unmenschlichsten Schandthaten oder ließ sie zu. So ließ er den deutschen Grafen von Solms, der sich zur Teilnahme am französischen Machtkrieg gegen Holland 1672—78 nicht zwingen lassen wollte, totprügeln. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz sah in demselben Kriege von seinem Schlosse Friedrichsburg aus ringsum Städte und Dörfer brennen, die der Nordbrenner Turenne aus bloßem Muthwillen anzünden ließ. In edlem Zorn forderte ihn der Kurfürst zum Zweikampf, aber Turenne entschuldigte sich mit seiner gewöhnlichen Ausflucht, im Kriege gehe es eben nicht anders her.

Und dieser Nordbrenner wird mitten in Deutschland durch ein Denkmal verherrlicht! Wann werden wir Deutsche uns endlich auffassen, den französischen Grundbesitz in Sasbach zu enteignen, den für jeden echten Deutschen Stein des Anstoßes, diesen Schandfleck auf deutschem Boden, das Denkmal Turennes, entfernen? Einen armen deutschen Kriegsbeschädigten könnte man mit diesem französischen Grundstück und Haus in einer der gesündesten, schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands zu einem glücklichen, wohlhabenden Manne machen.



## Nächte im Felde · Von Hellmuth Unger

Nächte gibt es, da sind wir euch seltsam nah  
 Und können träumend hundert Meilen durchfliegen,  
 So oft unsern Wünschen heimliches Wunder geschah,  
 Sternenketten zur Erde hernieder sich biegen,  
 Silben Brücken und Stege mit flimmerndem Schein,  
 Führen aus allen Landen zur Heimat hinein.  
 Vom Wolgaufer, vom Dnjepter, aus Polen,  
 Wo in Sümpfen braatige Holzstämme kochen,  
 Aus Rußland und Welschland, vom Kreuze des Südens her,  
 Alle wandern zur Heimat, die kämpfen zu Lande und Meer.  
 Und die nicht träumen dürfen, weil sie fern auf Posten stehn,  
 Zu denen Frauenschritte und Kindersüße gehn,  
 Gleitend und trippelnd. Die Sternensbrücke hält aus,  
 Führt vom vordersten Graben bis zum Vaterhaus.





# Unsere „moralische Offensive“

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß



o ist es denn auf vielseitiges Verlangen endlich Ereignis geworden: ein deutscher Minister ist in die Schranken getreten, um auf die systematischen und nichts weniger als erfolglosen moralischen Anwürfe unserer Feinde Rede und Antwort zu stehen. Der Kolonialstaatssekretär (ohne Kolonien) Dr. Solf hat gegen Lord Balfour seinen Mann gestellt und ist unsererseits zur „moralischen Offensive“ übergegangen. Wir sind ja nicht verwöhnt, dürfen daher den Mund schon etwas vollnehmen und eine „Offensive“ nennen, was im Grunde doch wieder nur eine Defensiv war, wenn man die jedem Vorstoße vorausgegangenen weitgehenden Zugeständnisse und Rechtfertigungen in Rechnung stellt. Der Wille war gut, die Absicht lobenswert, — soweit es sich um die Abwehr allzu robuster Lügen handelte, auch geschickt und gelungen. Eines außergewöhnlichen Aufwandes bedurfte es dazu freilich nicht, weil die Beweismittel billig wie Brombeeren waren und so handgreiflicher Natur, wie die Lügen auch. Der Erfolg —? Ihn brauchen wir nicht erst abzuwarten, denn er wird nicht eintreten. Viel eher darf man von einem der Gegenpartei in den Schoß geworfenen Erfolge reden, denn so starke Bindungen, wie z. B. durch die Erklärung über Belgien („Wiederherstellung“ ohne Umschweif, ohne Vorbehalt!), hat sich unsere Kriegszielpolitik von Amtes wegen bisher noch nie, selbst unter Bethmann nicht, auferlegt, und das will viel, wenn nicht alles sagen.

Außerhalb der politischen Kinderstube „Deutschland“ kann und wird die „moralische Offensive“ Dr. Solfs bei allen real Denkenden nur einen Eindruck hinterlassen: es muß den Deutschen doch heftig auf den Nägeln brennen. Sie haben im Westen militärische Schlappen erlitten und wollen sich nun mit vermehrter Geschwindigkeit aus dem Kriege herausziehen. Mit offenen Friedensangeboten dürfen sie sich aber aus sattjam bekannten Gründen nicht mehr und gerade jetzt nicht hervorwagen. In ihrer Verlegenheit sind sie nun auf den Ausweg verfallen, eine maskierte Friedensoffensive zu unternehmen, indem sie sich eine Löwenhaut umwerfen und so tun, als wollten sie dem Gegner grausam auf den Leib rücken. Aber die Löwenhaut hält nicht dicht und soll es auch nicht. Denn bei allen großen Worten kommen sie doch in der Sache ihren Feinden so weit und so unverhüllt entgegen, wie diese selbst es kaum erwartet haben werden. Was kann da anders hintersteden, als eben die alte Übung, nur in neuer Aufmachung?

So werden, von den Feinden gar nicht zu reden, auch die ehrlich Neutralen unsere „moralische Offensive“ auffassen, wenn es auch nicht immer in ihrem Interesse liegen wird, das offen auszusprechen. Denn auch sie haben keinen schärferen Wunsch, als daß der Krieg je früher um so lieber ein Ende nehme und werden alle Anknüpfungspunkte zur Aufnahme neuer Verhandlungen begrüßen. Es wird daher von dieser Seite auch nicht an freundlichen Stimmen fehlen, aber die dürfen uns nicht über den wirklichen Eindruck und Erfolg dieser amtlichen deutschen Rundgebung täuschen. Selbsttäuschung wird uns, je länger der Krieg

dauert, zu um so größerer Lebensgefahr und schließlich zum Selbstmord. Wer die Gefahr erkennt, ihr mit offenen Augen begegnet, der kann sie überwinden; wer die Augen vor ihr verschließt, ist rettungslos verloren und hat es nicht besser verdient, denn er ist ein Narr oder moralischer Feigling. Für beide hat eine Welt, in der mit eisernen Würfeln um das Höchste und Letzte gespielt wird, keinen Raum.

Der ganze Vorgang hat sich wieder — es war ja auch unter den gegebenen „gottgewollten Abhängigkeiten“ kaum anders zu erwarten — in typischer deutscher Weise abgespielt, typisch schon wegen des gewählten Augenblicks. War ausgesucht dieser Augenblick der „psychologische“ zu einer solchen Offensive — fast unmittelbar nach den bekannten militärischen Ereignissen im Westen? Wohl hätte er glücklich, genial gewählt sein können, wenn die „Offensive“ selbst eine glückliche, geniale gewesen wäre. Dann hätte sie aber ganz anders aussehen müssen. Moralisch gebrandmarkt, geschunden hätten die blutrünstigen Kriegstreiber aus ihr hervorgehen müssen, die scham- und gewissenlos ihre Völker mit allen teuflischen Künsten zur Schlachtbank peitschen, jeden natürlichen Aufschrei der gepeinigten Kreatur in ihren eigenen Reihen mit erbarmungsloser Jentersfaust erwürgen, des Blutsaufens kein Ende finden können, und ginge die ganze Menschheit darüber zugrunde und bevölkerten diese in Jahrmillionen erkämpfte und bebaute Erde nur noch Tiere, die einander zerfleischen, nur weil das andere Tier auch leben und sich seines Daseins erfreuen will. Was waren da auch politisch noch für Rücksichten zu nehmen? Mit den Balfour, Lloyd George, Clemenceau und Spießgesellen werden wir doch zu keinem auch nur den bescheidensten Ansprüchen eines freien und unabhängigen, wirtschaftlich lebensfähigen Volkes gelangen, jedenfalls nicht nach den von uns unbelehrbar geschwungenen Methoden.

Aus dem gleichen Metall hätte unsere Erklärung zur Friedensfrage geschmiedet werden müssen: daß es Irrsinn sei, von uns zu wähen, wir ließen uns durch irgendwelche militärischen Rückschläge, wie sie in jedem Kriege nur selbstverständlich und unvermeidlich sind, auch nur einen Augenblick lang in unserer Zuversicht beirren oder erschüttern; daß wir, wie der ganzen Welt kundig, uns jederzeit zum Frieden bereit finden ließen und auch fürder würden bereit finden lassen; daß aber die erste, bedingungslose Voraussetzung dazu sei: eine feierliche und verbürgte Verzichtleistung auf allen und jeden Vernichtungswillen. Dann erst könnten wir es mit unserer Ehre, Freiheit und Sicherheit vereinbaren, ernsthaften Friedensverhandlungen näher zu treten. Schmach und Schande über den Wicht, der sich mit einem Gegner an einen Tisch setzt, der ihm offen ins Gesicht schleubert, daß er für ihn ein verächtliches, schmutziges Tier sei, das er bei nächster Gelegenheit zu erdroffeln und auf den Schindanger zu werfen fest entschlossen sei. Wenn die Feinde sich das erträumten, dann sollten sie ein Weiden erleben, daß ihnen zu solchen Träumen für lange die Luft vergehen würde. Man spottete zwar über deutsche Schwäche und Gutmütigkeit, und wir Deutschen ließen uns das gefallen, aber nur im Bewußtsein unserer Stärke. Wer uns auf die letzte Probe stellen will, der soll noch in einem fünften oder sechsten oder siebenten Kriegsjahre sein blaues Wunder an uns erleben, das Wunder unverwüßlicher deutscher Kraft und Selbstbehauptung, das unser Herrgott noch nie seinen deutschen Kindern

versagt hat, wenn der Feind ihnen an Leben und Freiheit, an ihr Heiligstes und Teuerstes wollte! Wohl an denn, wenn ihr's nicht anders wollt, laßt's darauf ankommen! Uns werdet ihr bereit finden! Auch ihr seid sterblich, auch eure Hilfsmittel erschöpfen sich — wir werden es abwarten, bis ihr genug habt! Nun wißt ihr, woran ihr mit uns seid! Wählt!

In diesem Gedankengange etwa hätte sich die moralische Offensive bewegen sollen. Aber dazu hätte ja unsere Regierung erst die Genehmigung einer hohen Reichstagsmehrheit einholen müssen, und die wäre ihr wohl versagt worden. Die Rede Solfs wurde denn auch mit ehrfürchtigen moralischen Augenaufschlägen zu den Thronen der herrschenden Parteien gesprochen, um von den Mienen der Gewaltigen abzulesen: Nicht wahr, so ist's doch richtig?

Der Knüppel lag wieder einmal beim Hunde, und der Hund an der Kette. Wie soll eine auswärtige Politik Erfolg haben, die sich das „Gesetz des Handelns“ von den Vertretern innerpolitischer Parteiinteressen vorschreiben läßt? Neigt doch ein großer Teil unserer Volksvertreter — bewußt oder unbewußt — auch heute noch dazu, ihre innerpolitischen Parteiinteressen über die Fragen der auswärtigen Politik zu stellen: jene seien doch letzten Endes wichtiger. Der Krieg müsse so oder so einmal ja doch sein Ende finden, und dann käme alles auf die Stärke und den Einfluß der lieben Partei an — ein wenig wohl auch auf den des Mandatnehmers. Oder nicht?


War es nötig, die „moralische Offensive“ gegen unsere Feinde mit einer solchen gegen die eigenen Volksgenossen und gerade den Teil zu verquiden, an dem doch der völkische Sieges- und Selbstbehauptungswille seinen festesten Halt und seine stärkste Stütze findet? Diese doch immer als treue und ehrliche Diener der deutschen Sache bewährten Volksgenossen den Feinden auszuliefern, sie als Opfer auf dem Altare einer — „Friedensoffensive“ darzubringen? Muß nicht gerade diese Abschüttelung und Auslieferung der „Alldeutschen“ (ein Wort, das nur den Begriff „bewußtes Deutschtum“ umschreiben, verschleiern soll) den Eindruck verschärfen, daß in der Tat nur eine Friedensoffensive, eine Rückzugskanonade unternommen wurde? Kann sich die englische Bulldogge ein größeres Fest erwarten, als wenn der deutsche Simson sich selbst die Loden abschneidet, die ihn unüberwindlich machten —: „So ist's recht von euch, ihr braven deutschen Rindlein! Zerbrecht nur erst euer eigenes Rückgrat und dann kommt vertrauensvoll mit uns verhandeln. Wir werden euch so liebevoll in die Arme schließen, daß ihr aus eurem Vertrauen gar nicht erst zu erwachen braucht!“

Aber die Abschüttelung und Preisgabe der „Alldeutschen“, oder, wie Dr. Rohrbach sich ausdrückt, der „große Trennungstreich“ zwischen diesen und der Regierung, war ja die von gewissen bekannten Seiten vorgeschriebene Bedingung, ohne deren gehorsamste Erfüllung jede „moralische Offensive“ scheitern müsse. Erst die Exponenten des Selbstbehauptungswillens streichen, dann muß ja die Rechnung stimmen! Auf wunderliche Pferde wird im „Deutschland“ des fünften Kriegsjahres gewettet, und alle sind sie — Stedenpferde. Derweilen geht unter den flammensliebenden Hufschlägen rasenden Geschehens eine Welt in Trümmer. O Deutschland, du große Rinderstube! . . .





## Deutschtum im alten Polen


 eit nahezu siebenhundert Jahren haben die Deutschen in Polen Siedlungsrecht. Nachdem schon im 11. Jahrhundert unter Kasimir I. deutsche, beziehungsweise flandrische Benediktiner nach Polen berufen wurden und dort in einer mächtigen, in der Nähe Krakaus belegenen Abtei, zu der hundert Dörfer gehörten, eine umfangreiche kulturelle Wirksamkeit, insbesondere Bautätigkeit entwickelten, nachdem dann zu Ende des 11. Jahrhunderts durch Judith, die zweite Frau des Herzogs Ladislaw Hermann, Tochter Heinrichs III. und deren schwäbischen Hofkaplan und Baumeister Otto erneut Same deutscher Kultur gesät wurde, waren es die Deutschen, die nach dem fürchterlichen Mongolensturm von 1241 das gänzlich vernichtete geistige und wirtschaftliche Leben Polens in Blüte brachten. Deutsche Arbeit und deutsches Kapital verwandelten die trostlosen Brand- und Trümmerstätten des Landes wieder in regsame Städte. Polens Adel und Geistlichkeit beeilten sich, überall deutsche Kolonien zu gründen. Man war damals der deutschen Hilfe froh.

In kurzem entwickelte sich das allgemeine Leben auf der Grundlage der im römischen Reich deutscher Nation statthaften Verhältnisse. In Krakau und vielen andern Orten galt deutsches (Magdeburger) Recht; herrschte Deutsch als Amtssprache. Die krakauschen Stadtbücher, Rechtsurkunden, Zunftordnungen wurden deutsch — nur ein kleiner Teil lateinisch — geschrieben. Dies währte vom 14. bis ins 17. Jahrhundert. Eine der ersten wirtschaftlichen Schöpfungen der deutschen Kolonisten war die Einführung des Bargeldverkehrs, der fortan an Stelle des polnischen Tauschhandels trat.

Als Krakau, vordem ein Dorf, 1257 Stadtrecht erhielt, standen ihm drei Vögte vor. Zwei davon deutsche: Dittmar Wolk und Jakob, „der einstige Richter von Reife“. Die aufblühende Residenzstadt war vorwiegend von Deutschen und zwar in der Mehrzahl von Schlesiern bevölkert. Unter den Vögten finden sich fortan nur wenig slawische Namen. Die Vögte spielen eine politische Rolle. Zweimal, Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts setzten sie sich für die Wahl eines deutschen Kandidaten des polnischen Throns, Heinrich IV. von Breslau und Boleslaw von Oppeln ein. Trotz blutiger Parteinahme für die schlesischen Fürsten blieb Krakau unter den polnischen Königen Residenzstadt. Die reichen, deutschen Ratsherren der Stadt wurden die Gläubiger des Hofes.

Mächtig entwickelte sich Krakau als Umschlagsplatz des Welthandels. Hier stapelte der flandrische wie der ungarische, der venezianische wie der russische Kaufmann seine Waren. Die krakauschen Handelsherren erschienen zu Lübeck auf den Hansatagen. An dem weltüberschattenden Baum der deutschen Hanse war Krakau dank deutschen Unternehmungsgeistes ein fruchtbarer Zweig. Glücklich gelegen an der Kreuzung großer Straßen nach Prag,

Breslau, Thorn, über die Karpathen nach Ungarn, über Rußland nach dem Schwarzen Meer, liefen hier von und nach allen Teilen des Kontinents die Warenkarawanen ein und aus. Hier brachten die Ungarn Wein und Getreide, brachten die Russen Pelze, Honig, Wachs, Metalle, brachten die Niederländer ihre berühmten Tuche, brachten die Schlesier Leinwand, brachten die Westfalen Salz, brachten die Italiener Seide und Südfrüchte, brachten die Orientalen ihre Gewebe und Waffen. Polen selbst lieferte Holz, Felle, Leder, Blei. 1410 gründet die Krakauer Kaufmannschaft eine eigene Gilde.

Der Niedergang der Hanfa im 15. Jahrhundert hatte auch für den polnischen Handel seine Folgen; um so mehr als in dieser Zeit durch die politischen Vorgänge im Südosten, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die orientalischen Handelsverbindungen einen Abbruch erfuhren. Doch wußten die deutschen Kaufleute damals die schon stets lebhaften Beziehungen zu Prag zu stärken und nach dem mächtig erblühenden Nürnberg auszudehnen, das wiederum Verbindung nach dem Rhein und Flandern erschloß, so daß sich an Stelle des hanseatischen Rundfahrweges um Europa — Weichsel, Ostsee, Nordsee, Atlantischer Ozean, Mittelmeer — jetzt eine kontinentale Binnenlinie ostwestlicher Richtung öffnete. Und Krakau lag hier wiederum an der Straße.

Im städtischen Patriziat häuften sich bedeutende Vermögen. Ein gewisser Seyfried Betmann, aus dem Elsaß gebürtig, seit 1464 Krakauer Bürger, spielte hier eine ähnliche Rolle wie die Fugger in Augsburg. Als er 1515 starb, hinterließ er eine Reihe Häuser, darunter ein Badhaus und ein Malzhaus; ferner außer der Stadt mehrere Gutshöfe und in Oltusch ein Hüttenwerk. Andere berühmte Großbürger waren die Schweidnitzer, die Reizinger, die zu Hofämtern gelangenden Boner. Die Töchter aus diesen großbürgerlichen Familien heirateten vielfach in den Landadel ein.

Neben der Kaufmannschaft spielte auch das Handwerk seine nicht geringe Rolle. Auch hier begegnen uns durchweg deutsche Namen. Die Bäcker, die Schneider, die Sattler, die Glockengießer sind fast lauter Deutsche. In vielen Zünften war den Meistern die Aufnahme von nichtdeutschen Lehrlingen nicht gestattet. Die Verhältnisse lagen hierin ähnlich wie in den Hansestädten. Ausnahmen bildeten in Krakau das Goldschmiede- und das Schußergewerbe, in dem viele Polen arbeiteten und auch als Meister vertreten waren. Das Siegel der Goldschmiedezunft jedoch war deutsch, und zwar eine verkleinerte Nachbildung des Siegels der Breslauer Zunft. Es zeigte den hl. Eligius auf einem Thron sitzend und an einem Becher arbeitend. Um 1500 war die Zunft sehr ansehnlich. Wir finden an deutschen Namen: Georg Brenner, Christoph Brunsberg, Niklas Contraden, Paul Crause (Krauß?), Hannes Zimmermann, Martin Czinke, Menzel Czipsler, Hannes Sloger, Jakob von der Brudergasse, Jost, Mathys Kochendorff, Hans Koler, Hannes König, Merken König, Niclas Kugler, Hannes Kurz, Paul Monsthalberg, Gregor Newhoff, Nicolaus, Nozler, Prenz, Jörg Seyddenhaffter, Paul und Hannes Selzer, Matis Stoß, Sweyngolt, Weidenholzer, Weynrich, Weyspaul, Paul Wunschelberg. Stoß trug sich im Zunftbuch folgend ein: „Matis Stoß der Schwab als man mych nent hyr zu Lant“. Schwab war im Ausland nicht selten ein Sammelbegriff für den Süddeutschen, wie heutzutage etwa Preuße für den Norddeutschen. Die Stoß, Matis und sein berühmterer Bruder Veit, der Bildschnitzer, stammten aus Nürnberg. Matis kam 1488, Veit bereits 1463 nach Krakau, wo sie reiche Aufträge fanden. Von Veit Stoß ist der berühmte prächtige Hochaltar in der Marienkirche, ein mehrflügeliger Schrein mit einer kribbeligen Fülle von Reliefs und Freisiguren, ein echter Typus jener spätgotischen Altarwerke, die vor dem Beschauer wie aufgeschlagene Riesenbilderbücher stehen. Von Stoß ist der Ölberg auf dem Marienplatz; von Stoß ist das Grabmal Kasimirs IV. in der Kreuzkapelle des Domes, dessen Ausführung in Marmor Jörg Huber aus Passau oblag. Die Stoßsche Werkstatt entwickelt einen ins Große gehenden Betrieb. Sie hatte die Führung in der krakauischen Kunstentwicklung. Zahlreiche Werke der Plastik und des Kunstgewerbes gehen auf sie zurück. Die in der zweiten Hälfte des 15. Jahr-

hundreds vom Westen herüberflutende Strömung geschäftlichen Lebens trägt auf ihren Wellen Blüten der Kunst. Voran kommen Künstler von Nürnberg. Der Nürnberger Stil verdrängt den böhmischen, in dessen Bahnen sich vordem die polnischen Künstler bewegten. Die Königin Elisabeth, eine Habsburgerin, als eifrige Förderin der Künstler berühmt, läßt für die Kreuzkapelle des Domes ein großes Altarwerk von Hans Plejdenwurff malen.

Im 16. Jahrhundert mehren sich die Namen deutscher Künstler. Albrecht Dürers Bruder Hans läßt sich in Kratau nieder und tritt 1529 in königliche Dienste. Er und ein Maler Blasius führen im neuen Schloß Wandgemälde aus. Joachim Libman aus Dresden ist ebenfalls für den Hof tätig. Hans von Kulmbach, durch die reichen Boner, eine der führenden Familien der Stadt, herbeigerufen, malt für die Marienkirche den wundervollen Cylus des Martyriums der hl. Katharina. Für dieselbe Kirche arbeitet auch Michael Lenz aus Röhingen. Aus Nürnberg kommt Sebald Singer. Zahlreiche Werke der Peter Wischerschen Gießhütte, bronzene Grabplatten, Epitaphien und größere Denkmäler, wandern nach Kratau. Zu besonderem Glanz entfaltet sich das Kunstgewerbe, wovon die Schatzsammlungen der Kirchen und Museen einen ungefähren Begriff geben. Auch hier steht wiederum deutsche Arbeit voran. Da sind die köstlichen Werke der Goldschmiedekunst, die getriebenen und emaillierten Kelche, die mit Edelsteinen und Gravüren gezierten Vortragkreuze, die in Silber und Gold gefaßten Elfenbeinschnitzereien, die Pokale von orientalischem Glas mit figurengeschmückten Silberfüßen, die überaus herrlichen Reliquiare, an denen alle Techniken des Emails, Metalls, der Bronze- und Elfenbeinplastik vertreten sind. Wir haben oben gesehen, wie viele Goldschmiede um die Wende des 15. Jahrhunderts in Kratau tätig waren. Wir finden, wo wir in die Zunftbücher blicken, Scharen von Malern, Schnitzern, Sticken, Töpfern, Tischlern, Buchbindern, Gürtlern, Medailleuren. Ein Heer, in steter Waffenübung für den Ruhm einer glänzenden Kultur! In der von Schätzen strahlenden Sigismundkapelle im Dom steht ein Hauptwerk nürnbergischer Klein Kunst, der von Sigismund I. nach dem Siege von 1538 über die Tataren gestiftete silberne Flügelaltar mit den Holzreliefs von Peter Flötner nach Dürerstichen, dem Bronzeschmud von Pan kraj Labenwolf und der getriebenen Silberarbeit von Melchior Bayr. Um diese Zeit ist auch ein Bruder Dürers, der Goldschmied Andreas Dürer in Kratau tätig.

Neben den Künsten blühen die Wissenschaften. Die von Kasimir dem Großen begründete Hochschule ist eine wichtige Filiale deutscher Gelehrsamkeit. Hier lehrt 1411 Petrus von Landau, 1489—91 Konrad Czeltes. Im 16. Jahrhundert sammelt sich ein stattlicher Schwarm deutscher Humanisten: Johann von Sommerfeld, Georg Schmid aus Meißen, Laurenz Rabe-Corvinus aus Neumarkt, Bartholomäus Stein aus Brieg, Erasmus Beck aus Kratau, Bernhard Fenge aus Breslau, Michael von Sternberg aus Ellguth, Valentin Eck aus Lindau, Sebastian Steinhofser aus Hall. Thomas Murner, Johann Aventin und Rudolf Agricola. Mit den Gelehrten erscheinen auch Buchdrucker, die in Kratau ihre Offizinen eröffneten: Melchior Frank, Schweigold Fiol aus Franken — vielleicht ein Mitglied der gleichnamigen Frankfurter Malerfamilie —, Florian Angler, Kaspar Hochfelder aus Mez, Hieronymus Victor, Mathias Scharffenberg, Johann Beyer, Wolfgang von Pfaffenhofen und vor allem Johann Haller aus Rothenburg, der in der Nähe Krataus eine eigene Papiermühle hält.

Die polnische Residenz ist im Mittelalter und weit darüber hinaus eine durchaus deutsche Stadt. Die Gelehrten, die Künstler, die Handwerker bilden nicht etwa nur Kolonien. Der ganze Charakter der Stadt ist deutsch. Man braucht nur die alten Gassenamen zu lesen. Da ist die Breite Gasse, die Burggasse, die Stubergasse, die Spittelergasse, die Sugasse (Saugasse), die Bschugasse (Schuhgasse), der Hünernmarkt, das Newetor, die Bleiche. Da ist an öffentlichen Gebäuden und Zunfthäusern: das Rathaus, Dinghaus (Gerichtsgebäude), Jagghaus, Rauffkammer, Gerbhaus, Korschnerhaus, Melzhaus, Cimmerhoff (Zimmerleuthaus), Fleischbank, Rutelhoff, Brotbant, Brenngadem (Gold- und Silberschmelze), Schergadem und Feldkammer

(für Tuchfabrikation), Walkmole (Walkmühle), Eisenwage, Bleiwage, Wachs- wäge. Für die bürgerlichen Anwesen sind die Bezeichnungen Hof und Hoffstat allgemein.

Erst Ende des 16. Jahrhunderts tritt in der polnischen Königsstadt das Polentum in den Vordergrund. Aber wie sich die Polonisierung vollzieht, beweist die Sprache, die für lange hinaus ein polonisirtes Deutsch bleibt. So nennen sich die Ringmacher noch 1637 in ihrer Zunftordnung „ringmacherowic“. Die Steinmehrzunft nennt sich 1618 „cech stamedci“. Gütte heißt Guta, Stahl staly, Schlosser slusarz, Riemer rymarz, Maurer murarz, Meisterstück majstersztuk, Wochenlohn wochlon. Manche Zünfte, wie die Korbmacher, wehrten sich energisch wider die Einführung des Polnischen. Erst im 17. Jahrhundert setzte es sich allgemein durch. Dennoch finden sich bis gegen das 18. Jahrhundert gelegentlich noch deutsch verfaßte Amts- erlasse, also bis zur Einverleibung in den österreichischen Staat!

Als Gesamtbild, wenn wir die Entwicklung von Jahrhunderten verfolgen, ergibt sich eine starke und glückliche Befruchtung der polnischen Kultur durch die deutsche. Polen tritt faßbar ins Licht der Geschichte im 10. Jahrhundert als deutscher Vasallenstaat. Seine große Zeit unter dem aus Litauen stammenden Geschlecht der Jagellonen, 1386—1572, ist durchsetzt von deutscher Kultur. In Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, in allen Avern des polnischen Staatsorganismus pulst deutsches Blut. Der moderne polnische Chauvinismus sollte nicht vergeffen, was Polen dem Deutschtum schuldet.

Mela Escherich



## Der Mord im Dienste unserer Feinde



Au Beginn und im Verlaufe des Weltkrieges hat sich eine Reihe von Morden und Anschlägen zugetragen, als deren letztes Opfer wir den Feldmarschall von Eichhorn, einen unserer Besten, beklagen müssen. Noch heute, schreibt die „Deutsche Tageszeitung“, fragt man nach den intellektuellen Urhebern aller dieser Geschehnisse und nach dem tieferen Zusammenhang, der sie alle in die Rubrik des Mordes zu politischen Zwecken einreißt. Besteht nicht eine Verbindung zwischen der Untat in Serajevo, die sich am 27. Juni zum vierten Male jährte, und der Ermordung des französischen Kriegsfeindes Jaurès, zwischen dem Anschlag auf Sir Roger Casement und der Ermordung Rasputins u. a.? Am 31. Juli 1914 wurde Jaurès im Café Croissant am Boulevard erschossen, der „Kriegsfeind“, der, wie Auburtin in seinem sehr lesenswerten Buche ausführt, so oft „von den Freundschaften der Völker gesprochen hat“. Der Mörder aber ist nicht zu finden, soll nicht gefunden werden, wird der Gerechtigkeit entzogen, und die, ach so mächtige Sozialistenpartei Frankreichs tut, als sei ihr von der ganzen Geschichte nicht das geringste bekannt. Dann und wann fliegt einmal eine Ente hoch, wird so getan, als wolle man untersuchen, aber dieses Getue ist derart plump, daß niemand darauf hineinfallen kann. An einen Prozeß gegen den Mörder Jaurès glaubt heute in Frankreich niemand mehr und am allerwenigsten der Mörder selber. Vielleicht denkt man sogar, daß dieser plaudern kann, wie Sir Roger Casement geplaudert hat. Den englischen Gesandten in Christiania, den ehrbaren Mister Findlay, hat der erschossene Irenführer in einem offenen Schreiben an die ganze Welt des Anschlages bezichtigt und seine Urheberschaft an dem Mordversuch erwiesen. Was tat's? Der Hof in Christiania weiß den Londoner Gesandten — an seine Abberufung dachte und denkt niemand — offenbar nicht nur über die Ode der Stadt, sondern auch über die Beschuldigung hinwegzuführen. Es wäre einfach lächerlich, wenn man noch an eine Bestrafung oder auch nur gesellschaftliche Rüge dieses Mannes glauben wollte.

Mord und Brandstiftung gehören zusammen, auch unter den politischen Kampfmitteln der Entente. Als der König Konstantin sich standhaft weigerte, sein Land in den Weltkrieg

reißen zu lassen, brannte der Wald von Tatoi ab, und es war beinahe ein Wunder, daß das königliche Schloß nicht mit sämtlichen Insassen vernichtet wurde. In Athen wies man mit Fingern auf den Täter, und der französische hohe Kommandant Jonnart und der ehrbare Admiral Fournier werden wohl noch heute einigermaßen um diese Dinge Bescheid wissen. Aber untersuchen, verurteilen, damit hat es gute Weile, und Herr Venizelos weiß sich wirklich mit der Entente angenehmeren Dingen zu beschäftigen.

Vielleicht denkt er daran, den Balkan als Wetterwinkel Europas zu erhalten. Inwieweit er darin vor allem mit der Königin Maria von Rumänien Hand in Hand gehen kann und wird, bleibt abzuwarten. Die Königin Maria dürfte da auch in der Lage sein, Auskunft über jenes auf dem Balkan sehr gebräuchliche Gift zu geben, dessen Wirkungen den sehr gelegentlich kommenden Tod König Karls hervorgerufen haben. In die Reihe der politischen Morde gehört der Tod dieses Mannes zweifellos; nur daß sich die Entente diesmal anderer Werkzeuge bediente.

Inwieweit aber Graf Witte demselben Gift zum Opfer gefallen ist, steht nicht fest. Schließlich kommt es ja auch weniger auf die Natur, als auf die Wirkung des tobringenden Mittels an. Diejenigen, die über das Verschwinden seiner Tagebücher und Briefe etwas wissen — und die sind doch wohl noch am Leben —, dürften auch über die Todesursache dieses Mannes Auskunft geben können.

Dem Tode Wittes gegenüber bedeutet der andere politische Mord auf russischem Boden nur eine sensationelle Episode, weil man das Opfer doch nicht ganz in der ihm zugelegten Rolle zu sehen vermag. In den ersten Tagen des Januar 1917 wurde Rasputin ermordet, weil er den Zaren zum Frieden bestimmen wollte. Damals wurde sofort der Fürst Felix Jusupow als der Mörder bezeichnet; kurz darauf wurde bekannt — und damit war die Elferuchtszene erledigt —, daß auch der damalige Minister des Innern Chostow und der Fürst Slow, der nachmalige Vorsitzende der ersten provisorischen Revolutionsregierung, ihre Hand im Spiele hatten. Diese Namen wiesen auf den englischen Botschafter Sir Buchanan, und in der Tat wußte ganz Petersburg, daß der Mord in jeder Weise sein Werk war. Buchanan indessen blieb und — machte die russische Revolution, wie er heute die Gegenrevolution macht. Die Herren Kerenski und Kornilow aber jagten noch einen Sommer hindurch russische Soldaten für die Entente in den Tod.



## Zum Tode Peter Gasts

**A**m 15. August ist Peter Gast gestorben. Der einprägsame Name wird wohl jedem Leser irgendwie bekannt vorkommen. Wer sich eingehender mit Nietzsche beschäftigt hat, kennt ihn vom Titelblatt einiger Briefbände und vor allem als Empfänger einer großen Zahl Briefe Nietzsches. Aber es ist noch ein anderes um Peter Gast; die Namen von „Herausgebern“ pflegen sich den Laien nicht einzuprägen. Dieses andere ist etwas geheimnisvoll. Zuweilen konnte man Andeutungen über ihn hören, als von einem „heimlichen König der Musik“, einem verkannten, boshaft unterdrückten musikalischen Genie. Auch das geht auf Nietzsche zurück, der immer erneut auf Gast als den Führer in das gelobte Land einer neuen deutschen Musik hingewiesen hat und selber für die Gastsche Musik begeisterungstrunkene Urteile im Übermaß bereit hielt. Wer sich dann eingehendere Kenntnis zu verschaffen bemühte, machte merkwürdige Erfahrungen. Nur wenige Kompositionen waren gedruckt — von den Opeten nur „Der Löwe von Venedig“ im Klavierauszug — und diese Werke zeigten eine einfache, lebenswürdige Musikernatur von melodischer Artung und gebildetem Geschmack, aber ohne jedes Anzeichen besonderer Eigenart, überragender Größe oder auch padender



Lustigkeit. Auch beim freudwilligen Suchen vermochte man nirgends den Funken des Genies aufblitzen zu sehen. So wurde einem aus der Frage nach Peter Gasts unvermerkt ein Rätsel Nießsche. Diesem Rätsel geht bei Peter Gasts Tode etwas nachzuspüren, rechtfertigt nicht nur die allgemeine Bedeutung Nießsches, sondern mehr noch die Tatsache, daß hier doch einige Stimmungen und Ahnungen zugrunde liegen, die sich bei der weiteren Entwicklung der Musik als bedeutsam erwiesen haben und uns für manche Frage des gegenwärtigen Musiklebens aufklärend unterstützen.

Zuvor noch einiges über den äußeren Verlauf der Beziehungen zwischen Peter Gast und Nießsche, womit wir dann gleichzeitig des ersteren Lebenslauf kennenlernen. Als Quelle dient uns das „Thematikon“, das ein anderer aus Nießsches Briefwechsel wohlbekannter Musiker, Karl Fuchs in Danzig, 1890 zu Peter Gasts Oper „Die heimliche Ehe“ — das der ursprüngliche Titel des „Löwen von Venedig“ — herausgegeben hat. Diesem „Thematikon“ gehört eine Sonderstellung in der „Führer“-Literatur; umfaßt es doch nicht weniger als zweieinhalb hundert Seiten. Die ersten 58 kommen auf eine allgemeine Einleitung, 200 Seiten dienen der mit 240 Notenbeispielen unterstützten Analyse des Werkes. Noch niemals ist um ein harmloses Kunstwerk ein solcher Wall musikalischer Gelehrsamkeit und philosophisch-ästhetischen „Tieffinns“ aufgetürmt worden. Er bringt es denn auch unbedingt sicher fertig, daß kein Leser dieses Führers bis zu dem Werke gelangt, zu dem er führen will.

Machen wir einen möglichst kurzen Auszug aus dem Biographischen, so ist Peter Gast der Deckname für Heinrich Köselig, der am 10. Januar 1854 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren ist. Als Sohn einer wohlhabenden Familie konnte er seinen Neigungen nachgehen, die ihn 1872 zur Aufgabe der Forstlaufbahn und zum Übergang zur Musik bestimmten. Er oblag gründlichen Studien bei dem bekannten Theoretiker und Thomaskantor C. F. Richter. Bald aber führte ihn der Weg zu Nießsche an die Universität Basel. Das war durch Nießsches Wagner verhimmelnde Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (1872) bewirkt worden. Gast hat mit Nießsche die ganze Begeisterung für Wagner und den Abfall von ihm mitgemacht, war 1876 bei den Festspielen in Bayreuth, hat 1878 bis 91 meistens in Italien gelebt, hat sich dann menschenscheu in seinem Geburtsort Annaberg vergraben, bis er 1900 ans Nießsche-Archiv in Weimar übersiedelte und dort, wie schon erwähnt, an der Herausgabe der Werke Nießsches bedeutenden Anteil nahm. Als Komponist hat er 1879 die ganz auf Wagners Bahnen sich haltende Oper „Willram“ geschrieben, während die zwei Jahre später liegende Vertonung des Goetheschen Singspiels „Ehzerz, List und Rache“ bereits die Abkehr von Wagner ankündigt. Von den auf eigene Texte geschaffenen Opern „König Wenzel“ und „Orpheus und Dionysos“ ist der Öffentlichkeit wohl nichts bekannt worden. Nießsches Briefe beziehen sich meistens auf die 1891 vollendete Oper „Die heimliche Ehe“, deren Klavierauszug zehn Jahre später unter dem Titel „Der Löwe von Venedig“ erschien. Der Text ist eine deutsche Bearbeitung von Cimarosas einst viel gespielter „heimlicher Ehe“. Dazu kommen noch eine Sinfonie „Helle Nächte“, aus der ein „Nokturno“ zu den Lieblingsstücken Nießsches gehörte, ein Streichquartett, einige Liederhefte und Chöre, und noch vor wenigen Monaten sind mir vier Heeresmärsche und eine Vertonung des Gedichtes der Hilde Kurz „Deutsches Schwert 1914“ zugegangen. Öffentlich zu hören war von diesen Werken fast nichts. Die Oper „Der Löwe von Venedig“ ist wohl nur in Danzig, dem Wirkungsorte von Karl Fuchs, aufgeführt worden, ganz vereinzelt stand einmal eines seiner Lieder auf einem Konzertprogramm.

Das ist nun zwar kein Wertmaßstab. Unsere Konzertsänger halten sich mit Vorliebe an eine geringe Zahl dem Publikum vertrauter Lieder, so daß viel Wertvolles überhaupt nie öffentlich aufgeführt wird. Aber in diesem Falle beruht das Schweigen doch wohl zu einem guten Teile auf der stolz-bescheidenen Zurückhaltung des Komponisten, der nach allem, was wir von ihm hören, ein echtes „Original“ war, dabel ein Mann von ganz ungewöhnlicher

Geistesbildung. Doch ist ihm wohl nichts über ein geruhfam heiteres Leben gegangen, zu dessen Erhaltung er sich unserem lärmenden und verzehrenden öffentlichen Musikbetriebe tunlichst fernhielt.

Nietsche selbst hatte eine gute musikalische Bildung. Wir besitzen von ihm eine Reihe Kompositionen, und seine Randglossen zu Bizets „Carmen“ beweisen die Fähigkeit der musikalischen Analyse. Daß seine Werke in ästhetischer Hinsicht eine Fülle feiner Bemerkungen über Musik enthalten, ist bekannt; bekannt auch, daß er, der in den beiden Schriften „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (1872) und „Richard Wagner in Bayreuth“ (1876) das tiefste Schürfende über Wagners Kunst gesagt hat, nachher im „Fall Wagner“ (1888) und „Nietsche contra Wagner“ (1889) mit den schärfsten Kampfschriften über den früher so hoch Verehrten hergefallen ist. Diese beiden Werke erschienen unmittelbar bevor er der Nacht des Wahnsinns verfiel. Der „Abfall“ von Wagner kündigt sich aber viel früher an. Schon im Winter 1884/85 schreibt er an den oben genannten Dr. Karl Fuchs: „Es vergehen Jahre, in denen mir niemand Musik macht, ich selbst eingerechnet. Das letzte, was ich mir gründlich angeeignet habe, ist Bizets ‚Carmen‘ und nicht ohne viele zum Teil ganz unerlaubte Hintergedanken über alle deutsche Musik, über welche ich beinaß so urteile, wie über alle deutsche Philosophie; außerdem die Musik eines unentdeckten Genies, welches den Süden liebt, wie ich ihn liebe und zur Naivität des Südens das Bedürfnis und die Gabe der Melodie hat.“ Daß er damit Peter Gast meint, erhellt aus einem wenig späteren Brief an Karl von Gersdorff (9. April 1885), in dem er seine Abreise nach Venedig ankündigt: „... ist der einzige Musiker dort, der jetzt Musik macht, wie ich sie liebe, nämlich unser Freund Peter Gast; weißt Du wohl, was den goldigen Glanz des Glücks, was echte Naivität, was Meisterschaft im Sinne alter Meister betrifft, so ist dieser Gast jetzt unser erster Komponist.“ Unsere Zeit sei durch die „prätenziöse und übertreibende Theatermusik“ Richard Wagners arg verdorben. So ist auch das in dieselbe Zeit gehörige Gedicht „Musik des Südens“ auf Peter Gast gedacht:

„Nun wird mir alles noch zuteil;  
Der Adler meiner Hoffnung fand  
Ein reines, neues Griechenland,  
Der Ohren und der Sinne Heil —

Mozart, Rossini und Chopin —  
Aus dumpfem, deutschem Tongedräng —  
Ich seh' nach griechischen Geländen  
Das Schiff dich, deutscher Orpheus, wenden.“

Die früheste Stelle aber findet sich in einem Briefe an Peter Gast selbst (17. November 1880): „Wahrlich, alles Gute der Musik muß sich pfeifen lassen; aber die Deutschen haben nie singen gekonnt und schleppen sich mit ihren Klavieren: daher die Brunst für die Harmonie.“ Ins Ende des Jahres 1887 fällt dann die andere Stelle: „Man muß dem bornierten ‚deutschen Ernst‘ in der Musik das Genie der Heiterkeit entgegensetzen. . . Sie müssen in rebus musicis et musicantibus die strengeren Prinzipien wieder zu Ehren bringen, durch Tat und Wort und die Deutschen zu dem Paradoxon verführen, daß nur heute paradox ist: daß die strengeren Prinzipien und die heitere Musik zusammengehören.“

Das ist schon ganz die Sprache des „Falles Wagner“, paßt zur Gegenüberstellung von Bizets südlich wilder Oper gegen Wagners Musikdrama und zu dem Satz: *Il faut méditerraniser la musique*. Auf Gast aber geht hier die Stelle: „Ich kenne nur einen Musiker, der heute noch imstande ist, eine Ouvertüre aus ganzem Holze zu schnitzen.“

Hören wir noch eine Brieffstelle an Erwin Rohde aus dem Jahre 1887, die uns wohl die tiefste Aufklärung gibt: „Man wird alt, man wird sehnsüchtig; schon jetzt habe ich, wie jener

König Saul, Musik nötig — der Himmel hat mir zum Glück auch eine Art David geschenkt. Ein Mensch, der mir gleichgeartet ist, profondement triste, kann es auf die Dauer nicht mit Wagnerischer Musik aushalten. Wir haben Süden, Sonne um jeden Preis, helle, harmlose, unschuldige Mozart'sche Süßlichkeit und Zärtlichkeit in Tönen nötig. Eigentlich sollte ich auch Menschen um mich haben, wie diese Musik ist, die ich liebe: solche, bei denen man etwas von sich austobt und über sich lachen kann.“

Also Erholung soll ihm, dem „Tieftraurigen“, die Musik bringen; der Denker will Stunden, in denen er nicht mehr denkt; er will eine Kunst, die auf „strengeren Prinzipien“ (natürlich der Form) aufgebaut ist, so daß diese Formgesetze gewissermaßen von selbst die Gliederung des Kunstwerkes und seinen Aufbau ergeben. Der Hörer braucht dann nicht, wie bei Wagners „unendlicher Melodie“, angestrengt selber erst das innere Lebensgesetz dieser Kunst zu ergründen. Wir haben also bei Nietzsche das Seitenstück zu Goethe und Schopenhauer. Goethe, der so manche wunderfeine Bemerkung über Musik gemacht hat, lehnte Schubert ab und hielt sich an Zelter, nachdem er schon früher zwar zu Mozart, aber nicht zu Beethoven ein Verhältnis gefunden hatte. Schopenhauer, der das Tiefstnigste über das Wesen der Musik offenbart hat, die uns nicht gleich den andern Künsten bloß Abbilder der Idee, sondern diese Idee selbst vermittelt, fand den höchsten musikalischen Genuß bei Rossini und spielte für sich selbst die Flöte. Ein gleiches Erholungsbedürfnis entfernt Nietzsche von Wagner und der deutschen Musik seit Beethoven und führt ihn im Grunde zurück zur altitalienischen Oper. Ob er Verdi gar nicht gekannt hat? Fast möchte man es glauben. Unseres Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad“ hat er ja nicht hören können.

Nun werden sich heute viele finden, die dieses Verlangen Nietzsches als Vorausschauung unserer Musikentwicklung hinstellen. Die „Entzauberung“ von Wagner ist von einer gewissen Seite mit einer in der neueren Kritik ja leider schon gewohnten Boshaftigkeit festgestellt und der Ruf „Zurück zu Mozart!“ zu einer Lösung erhoben worden. Die Rückkehr zu den „strengeren Prinzipien“ ergibt sich dabei fast von selbst. Freilich, was bisher an „Méditerraniser de la musique“ geleistet wurde, ist wenig erfreulich. Die Mittelmeerdramatik der Mascagni, Puccini und bei uns d'Alberts ist nichts weniger als heiter.

Zunächst liegt diesem Verlangen dieselbe Ursache zugrunde, wie bei Nietzsche. Unsere ganze Zeit war eigentlich „profondement triste“, müde, traurig, zu kraftlos für eine wirklich starke Kunst, andererseits aber auch zu feige, um in sich selbst die Ursache zu suchen. So wird dann die Kunst begiebert, statt daß man sich selbst an die Brust schlagen mußte. Aber weil gerade diese innere Traurigkeit und Müdigkeit am Verdruß und Überdruß für die große Musik schuld ist, wird auch der Wunsch nach der heilenden, leicht beschwingten Frühlingstunst unerfüllt bleiben. Die wird nicht aus Müdigkeit geschaffen, sondern in fröhlichem Kraftüberschwang oder jugendlicher Unbekümmtheit. Und wie sich Nietzsche bitterlich täuschte, als er in der Beschränktheit eines kleinen annütigen Talents die weite, neue Kunst erblickte, so sind auch jene getäuscht, die in all diesem absichtlichen Zurückschrauben einer im bewußten Gegensatz zu Wagner oder auch Beethoven geschaffenen Kunst das Heilmittel erblickten.

Rarl Stord





## Der Krieg

**S**chnell, nur zu schnell hat meine Auffassung von dem Eindrucke, den die „moralische Offensive“ Dr. Solfs hervorrufen werde (vgl. S. 551), ihre betäubende Bestätigung erfahren. War schon die ungemischte Freude, ja Begeisterung des „Vorwärts“ ein klassisches Zeugnis, so wird die Rede jetzt auch von der Wiener „Arbeiterzeitung“ schlangweg eine „Friedensrede“ genannt. „Das“, stellen die „Berliner Neuesten Nachrichten“ fest, „ist ungefähr die schlechteste Zensur, die sich in diesem Falle denken läßt. Aus allgemeinen, aber auch aus besonderen Gründen. Steht es doch hinlänglich fest, daß uns alle unsere Friedensversuche zum Nachteile ausgeschlagen sind. Das haben nicht nur unsere führenden Staatsmänner selbst, sondern auch die meisten unserer Versöhnungspolitiker zugegeben, wie seinerzeit die Massenflucht aus dem Lager der Julirefolutions-Anhänger mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ergeben hat.

Nach diesen Erfahrungen hätte man erwarten dürfen, daß schon der Schein vermieden werden würde, als ob wir noch weiter die Pfade schwächerlicher Versöhnungspolitik wandelten. Das war um so notwendiger, als uns gerade jetzt im Hinblick auf die Ereignisse an der Westfront jedes Entgegenkommen als Zeichen der Schwäche ausgelegt werden wird. Wenn wir auch unlängst auf den französischen Schlachtfeldern einen Rückschlag erlitten haben mögen, so ist er doch nicht derart, daß sich unserer irgendein Zweifel an dem glücklichen Ausgang der Entscheidungsschlacht zu bemächtigen brauchte. Das Gleichgewicht ist an den gefährdeten Stellen längst wiederhergestellt, und die kriegerischen Ereignisse nehmen den von unserer Obersten Heeresleitung gewünschten Verlauf. Es entspricht aber der deutschen „Ehrlichkeit“, daß die vorübergehenden Mißerfolge möglichst dick unterstrichen werden. Der geistige Hochmut, der uns in der Beurteilung unseres Organisationstalents und unserer Volksstimmung schon so manchen bösen Streich gespielt hat, ist uns auch hier in den Rücken gefallen und hat uns schwer geschadet. In dieser Hinsicht könnten wir uns ein Beispiel an den Franzosen nehmen, die den Krieg seit über vier Jahren im Lande haben und ihn mit allen seinen Schrednissen bis auf die Hefe austosten müssen.

Trotzdem kämpfen sie mit hoch anerkennenswerter Zähigkeit bis zum Weißbluten weiter, nehmen die schwersten Schläge mit Fassung auf und lassen sich durch den kleinsten Erfolg zu neuen Hoffnungen tragen. Bei uns ist es gerade umgekehrt. Bei uns werden die bedeutendsten Siege als Selbstverständlichkeit hingenommen, und jeder Mißerfolg ruft die gedrückteste Stimmung hervor. Auf diesen Mangel an geistiger Widerstandskraft brauchen wir uns wahrlich nichts einzubilden. Er könnte sogar als ein Zeichen dafür ausgelegt werden, daß wir letzten Endes doch nicht das Volk sind, mit dem sich England in die Herrschaft zu teilen hat. Völker, die ihren Platz an der Sonne einnehmen sollen, müssen aus anderem als so weichem Holze geschnitten sein. Wir wollen aber die Flinte nicht ins Korn werfen und nicht an unserem Volke verzweifeln, weil jetzt wieder einmal der äußere Schein gegen es spricht. Wir müssen bedenken, daß das Konto der Flau- und Miesmacher gerade in der letzten Zeit wieder bedenklich angeschwollen ist. Die von ausländischen Einflüssen verfeuerte unmännliche Denkart, die immerfort Illusionen nachjagt und unter dem Druck der harten Tagesereignisse winselt, hat unter uns arge Verheerungen angerichtet. Nur wo der Wille zum Sieg und der Wille zur Ausnützung des Sieges vorhanden ist, nur da ist an den Sieg überhaupt zu denken. Daß diese Ansätze und Reime weltpolitischen Strebens in unserem Volke erstikt worden sind, ist zum guten Teil auf die wirksame Arbeit der feindlichen Propaganda zurückzuführen. Segen sie muß sich darum die Wortoffensive unserer Staatsmänner richten.“

\* \* \*

Nun kann man es ja, wie auch Paul Ernst in den folgenden trefflichen Darlegungen („Berl. Lok.-Anz.“) ohne weiteres einräumt, einem wirklich intelligenten Diplomaten und deutschen Regierungsvertreter auf das tiefste nachempfinden, daß es ihn anwidert, in die Banalitäten englischer und amerikanischer Gedankengänge hinabzusteigen. Aber was hilft's? Die Arbeit muß getan werden: „Waten Sie, meine Herren, ruhig Tag für Tag in Selbstverständlichkeiten; unsere Brüder draußen waten täglich in Schlamm und Staub und Blut; das ist viel unbequemer und namentlich gefahrvoller. Und die Gedankengänge der Dummheit aufdecken und dieser Dummheit auf ihren eigenen Wegen mit niederschmetterndem Lichte begegnen: das, meine Herren, ist auch eine Klugheit, eine feinere Klugheit als aller Snobismus, und ist eine Kunst, die durchaus Ihres Schweißes wert ist. ‚Wir hämmern uns durch!‘ hat Herr Lloyd George kürzlich triumphierend seinen Hörern zugerufen. Er dachte dabei an die Westfront. Dort wird es ihm nicht glücken; aber durch die Schädel der Dummköpfe aller Nationen haben er und seine Freunde sich mit glänzendem Erfolge durchgehämmert. Die unabhängige Dummheit ist bereits fest davon überzeugt, daß jenseits der deutschen Grenzen die Menschen und die Politiker aus anderem Stoff gezeugt sind als diesseits, daß jenseits unserer Grenzpfähle die wahre Liebe zum deutschen Volke, die herzinnige Sorge für unsere Freiheit und unser Wohlergehen beginnt. Ich mache die deutsche Regierung darauf aufmerksam, daß die freiwillige und die unfreiwillige Northcliffe-Propaganda in den

geistig dunkelsten Schichten unseres Volkes eine furchtbare Mühlarbeit vollführt und Erfolge erzielt. (Kann ich auch aus persönlicher vielfacher Erfahrung bestätigen! D. L.) Ich bemerke aber nichts von einer politischen Pädagogik unserer Regierung.

Ein deutscher Reichstagsabgeordneter hat noch vor kurzem sein Mißfallen ausgesprochen über das Wort des deutschen Kaisers von dem ‚Söldendienst des Geldes‘ bei unsern Feinden, dieses Wort habe bei unsern Segnern sehr unfreundliche Kommentare gefunden. Er hatte erwartet, der Gute, daß England und Amerika sich angenehm berührt zeigen würden. Oder es schmerzte ihn, daß man den Hüttern der Volksfreiheit, die in den Höhlen von Whitechapel die Menschen zu Hunderttausenden erbarmungslos verfaulen lassen, weh getan hätte. Solche Köpfe feiern nicht; solche Köpfe reden auf der vornehmsten Tribüne unseres Reiches; solche Köpfe machen uns Gesetze. Und auf solche und die vielen Millionen gleichgebauter Köpfe im In- und Auslande gilt es zu hämmern, meine Herren, ohne jeden Anfall von Müdigkeit. Wir haben doch hoch und vielseitig gebildete Männer in der Regierung: sie sollen nur jeden Tag dem deutschen Volke eine Stunde lang englische Geschichte erzählen; sie sollen die Mammonsdirne jenseits des Kanals Tag für Tag an den Pranger ihrer Vergangenheit stellen; es wird seine Wirkung tun. Sie sollen vor den Augen der Mörder immer wieder und immer wieder die blutigen Häupter Wittes, des österreichischen Thronfolgerpaares, Jaurès, Casements, Mirbachs, Eichhorns auftauchen lassen, wie vor Richard Gloster, auch einem Engländer, im Lager von Bosworth die Häupter seiner Opfer erscheinen. Sie sollen auch die hübsche Geschichte von der ‚Maine‘ erzählen, die amerikanische Schuffe, als sie Kuba stehlen wollten, im Hafen von Havanna in die Luft sprengten, um dann den Spaniern die Schuld zu geben, und einen Anlaß zum Kriege zu haben. Vielleicht ist sie dem Professor Wilson ganz neu. Amerikaner haben es später festgestellt und zugegeben, daß die Sache mit der ‚Maine‘ so verlaufen sei. Aber Kuba haben sie behalten. Ja, meine Freunde, nach Friedensschluß werden ohne allen Zweifel eble, objektive Historiker in England und Amerika aufstehen und erklären, daß vieles während des Krieges über Deutschland Gesagte doch wohl nicht wahr gewesen, daß Deutschland doch wohl am Kriege nicht schuld gewesen sei; aber von unseren Kolonien, wenn sie sie bekommen haben, werden sie uns kein Sandkorn, jedenfalls kein Goldkorn zurückgeben.

Ich weiß nicht, warum wir verzichten auf das wunderbarste Verteidigungsmaterial, das ein Volk der Welt besitzt: auf die Berichte der belgischen Gesandten in Petersburg, Paris und London an ihre Regierung über die Einreisungs- und Brandstifterpolitik Englands. Wöchentlich einmal würde England solche Berichte hervorholen und ausschlachten.

Ich weiß nicht, warum wir nicht solche glänzend gemachten, in ihrer Kürze und Überredbarkeit meisterhaften Aufrufe an das russische Volk ergehen lassen wie die Entente.

Ich weiß nicht, warum wir nicht wie unsere Feinde in hunderttausend Rinos kurze, schlagende, leuchtende, mitreißende, aufklärende, aufrichtende Worte! auf den Schirm werfen lassen.

Ich weiß nicht, warum wir keinen Generalfeldmarschall des geistigen Krieges haben; er braucht ja nicht aus der Region des Herrn Northcliffe heraufgeholt zu werden.

Das deutsche Volk will einen Anwalt haben; es will verteidigt werden; aber weit entfernt sei es von uns, daß wir uns nur verteidigten: wir wollen angreifen.

Die letzte Instanz des Rechts ist noch immer die physische Gewalt. Wenn nicht starke Arme da wären, die mich ins Gefängnis oder aufs Schaffot führen können, so könnte ich ungehindert stehlen und morden; ein Richterspruch tötet nicht. Auch der Spruch eines internationalen Schiedsgerichts tötet nicht; er bedarf dazu einer Exekutionsarmee oder eines Hungerboytotts oder sonst einer Gewaltmaßregel. Der Krieg ist die Zuflucht der Masse zur physischen Gewalt der Masse. Er ist im großen genau dasselbe, was ein ernster Ringkampf, ein Kampf auf Tod und Leben zwischen zweien, die sich bei der Gurgel packen, im kleinen ist. Sollte es denkbar sein, daß solch ein Ringkämpfer offensiv mit dem Leibe und defensiv im Geiste, daß er feindlich mit der Faust und friedlich im Gemüte wäre? Nicht wahr: in demselben Augenblicke, in dem seine Seele friedlich wird, muß unfehlbar auch die Faust friedlich werden? Die Ruhe der Seele wird augenblicklich in die Faust überströmen und sie erschlaffen. Wenn einer dieser Ringenden plötzlich sagt: ‚Ich möchte mich mit dir verständigen!‘ — was wird der andere ganz unfehlbar denken? ‚Er kann nicht mehr!‘ Und das wird seinen Mut ganz wunderbar beleben, und er wird schnell um so fester zupacken.

Wir wunderlichen Deutschen haben dieses seelische Urding, dieses Zwitterwesen eines veröhnlichen Kämpfers auf Tod und Leben für möglich gehalten, als wir die monumentale Dummheit der Friedensresolution aufrichteten. Unser schlimmster Feind hätte uns keinen böseren Streich spielen können. Und wir haben hinterher noch unzählige Male unsere Friedensbereitschaft versichert und haben damit folgerichtig jedesmal den Segner zu größerer Reue ermutigt und den Krieg um ein tüchtiges Stück verlängert. Ich habe oben gesagt, daß man in diesen Zeiten den Mut haben müsse, auch Plattheiten auszusprechen und zu wiederholen. Die platteste der Plattheiten: daß ein Volk lieber Frieden als Krieg hat, die brauchen wir bei Gott nicht auszusprechen. Es ist ja ein wahres Wunder, daß die deutsche Faust noch nicht entnervt ist durch den Wankelmut der deutschen Seele, daß unsere Helden noch nicht entmutigt sind durch die Reden unserer Politiker. Aber man begreift die bittere Ungebuld unserer großen Feldherren, wenn sie in die Heimat zurückerufen: ‚Hört auf mit euren Friedensreden!‘

Ich bin seit meinen Jünglingsjahren Anhänger der Friedensbewegung und werde es bleiben trotz meiner tiefwurzelnden Zweifel an der Wirksamkeit aller bisherigen praktischen Vorschläge des Pazifismus. Ich wünsche internationale Schiedsgerichte, sobald ich weiß, wo man uninteressierte Richter findet, wie ich sie als Bürger im Gerichtssaal finde. Ich würde den Völkerbund mit aufrichtigster Freude begrüßen, wenn er nicht das sein würde, was er unfehlbar sein würde: eine Fortsetzung der Entente unter dem Deckmantel des Friedens. Es ist möglich, daß es ‚Segnungen des Krieges‘ gibt; aber der Fluch des Krieges

ist mir augenblicklich unvergleichlich gewisser. Also auch ich erföhne und erstrebe den ewigen Frieden. Aber wenn man einmal an die Gewalt appelliert hat, dann ist es ein heilloser Unsinn, plötzlich eine andere Instanz anzurufen, bevor die Gewalt entschieden hat. Man kann nicht gleichzeitig das Recht und die Gewalt anrufen. Wenn das Recht entscheiden soll, wenn man hoffen darf, daß seine Stimme gehört werde — wozu dann noch einen einzigen Schuß abgeben? Wenn aber Gewalt entscheiden muß, wenn das Recht der Gewalt bedarf, um sich durchzusetzen — wie kann man dann so verblendet sein, die eigene Gewalt in ihrem Laufe aufzuhalten? Das und nichts anderes ist unser Fall, wenn wir den Feind mit der einen Hand schlagen und mit der anderen streicheln. Es ist kein körperlicher Krieg denkbar ohne einen seelischen. Es gibt ein Wort, das heißt: ‚Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg‘; es wird von manchen Leuten angezweifelt. Aber nicht anzuzweifeln ist der Satz: ‚Wenn du im Kriege bist und den Frieden willst, so führe Krieg, führe ihn in jeder Hinsicht und in jedem Augenblick! A la guerre comme à la guerre — unsere Feinde wissen’s! Jeder Schlag mit Arm und Geist rückt den Frieden näher; jedes veröhnliche Wort rückt ihn weiter in die Ferne. Darum wollen wir nicht nur abwehren, sondern zuschlagen; wir wollen nicht nur unsere Feinde mit ihrer Schande brandmarken; wir wollen sie in ihrem Tiefsten treffen, in ihrer Habgier, und wollen fordern. Gott weiß es: Deutschland war zufrieden mit seinem Besitz; aber ich mag mit meinem Haus und Hof noch so zufrieden sein; wenn ich mich Tag und Nacht von Räubern umlagert sehe, dann rücke ich den Schußwall meines Besitztums weiter hinaus. Gewiß führen wir einen Verteidigungskrieg; aber noch immer ist der Hieb die beste Parade. Darum, wenn die Feinde Elsaß-Lothringen fordern: fordern wir das besetzte Frankreich; wenn sie unsere Kolonien fordern: fordern wir ein reichliches Quantum der ihrigen; wenn sie uns ihre Häfen sperren wollen: fordern wir Aufgabe aller ihrer ‚Stützpunkte‘ im Fleische fremder Staaten; wenn sie Deutschland von den Hohenzollern befreien wollen: fordern wir Beseitigung ihrer sämtlichen Oberhäupter und Kabinette vor Beginn der Friedensverhandlungen, wenn sie Abtrennung der polnischen Distrikte im östlichen Deutschland verlangen: fordern wir die vollkommene Loslösung Irlands, Indiens, Marokkos, Tonkins usw. von ihren Tyrannen; stellen wir diese Forderungen auf in aller Form der Friedensbedingung! Keine dieser Forderungen geht weiter als die frechen ‚Mindestforderungen‘, die uns die Feinde noch täglich zu stellen wagen. Was von solchen Forderungen durchzusetzen ist, steht letzten Endes immer bei den Thaten. Ein Sieger kann auch weise Mäßigung üben; er kann es sich vielleicht sogar leisten, großmütig zu sein — nachdem er gesiegt hat. Aber schon die Aufstellung dieser Forderungen würde in London, Paris, Washington einen ausgezeichneten, einen unvergleichlich günstigeren Eindruck machen als jede Friedensgeneigtheit. Der politische Rüpel ist nicht anders als der private: eine rücksichtsvolle Behandlung versteht er nicht, und nichts imponiert ihm mehr, als wenn der Mann, dem er auf den Fuß treten will, ihm zuvorkommt.

Als wir noch keinen Krieg mit Amerika hatten, schrieb mir ein Yankee: ‚Es



ist die Tragik Deutschlands, daß es stumm ist.' Möge der Allmächtige ihm die Zunge lösen, wie er die Zunge des Zacharias löste. Dazu gehört allerdings, daß die deutschen Minister sich, wie die englischen, in jedem Augenblick als freie Bürger fühlen, die von der Leber weg reden dürfen, nicht nur als Beamte, als Untergebene, die etwas sagen könnten, was ins Ressort des Kollegen übergreift, was dem Vorgesetzten nicht gefällt, oder was der Reichstag tabeln könnte, weil es die Höflichkeit gegen England verletzt. Dazu gehört also, daß die schöne deutsche Freiheit, die ja vorhanden ist, nicht im bürokratischen Schleim erstickt, und daß die Regierung die Kriegsrüstung anziehe gegen die Feinde draußen und drinnen, gegen die böswilligen wie gegen die wohlmeinenden.

Ich mag nicht zweifeln, daß unsere Regierung „l. v.“ ist. Aber es wird die höchste Zeit, daß sie's beweist.“

\* \* \*

Es ist traurig, das aussprechen zu müssen, und es kostet mich einige Überwindung, aber ich fürchte: die Offensive, zu der sich die Regierung Herrn Dr. Solfs als Sprachrohr bediente, wird der deutschen Sache eher Wunden schlagen, als unseren Feinden, die sie überhaupt nicht ernst nehmen werden, und wenn schon einige „so tun“ sollten, dann eben nur zum Schein, aus taktischen Gründen, um uns in dem Irrtum, auf der richtigen Fährte zu sein, zu bestärken und noch weiter herauszuloden. Da war einmal der Huzarenritt gegen die „Alldeutschen“, denn nur die konnten bei der bewußten Abschüttelung gemeint sein, und es muß immer wieder die Tatsache unterstrichen werden, daß die Anwendung dieses Wortes sich keineswegs mehr auf den „Alldeutschen Verband“ beschränkt, sondern auf alle Deutschen ausgedehnt wird, die sich bewußt als Deutsche fühlen und bekennen und den Zielen der — andersgesinnten deutschen Staatsbürger im Wege stehen. Ja, noch darüber hinaus: der eine „internationale“ deutsche Genosse nennt den andern heute schon einen „Alldeutschen“, wenn dieser andere sich „nicht entblödet“, schwache Lebenszeichen deutschen Gemeinschaftsgefühls von sich zu geben und zu beantragen, daß die Deutschen doch sozusagen auch ein Volk, eine Nation seien, und was der einen Nation recht sei, der anderen billig sein müsse. Dann aber die Rundgebung über Belgien —: wie muß die wohl auf die Vlamen gewirkt haben und weiter wirken, wenn nicht bald — es könnte gar nicht schleunig genug geschehen! — von sichtbarster Stelle und mit weitester Hörwirkung eine ergänzende, das Ausgerente wieder eintenkende Erklärung folgt. Ist es schon kläglich genug, daß dem Brudervolke der Vlamen — Niedersachsen des selben Blutes, wie die Westfalen auch, mit deren Platt sie sich ebenso leicht verständigen, wie die Westfalen mit dem lippischen oder mecklenburgischen Platt — so stierhaft stumpfe Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit entgegengesetzt wird, so kommt dieses völlige Versagen in einer solchen Frage, dieses Ignorieren eines ganzen Brudervolkes allerdings einer „Offensive“ gleich: nicht nur gegen die Vlamen, sondern auch gegen wichtigste deutsche Lebensinteressen, die es darum nicht minder sind und bleiben, weil sie als solche nicht begriffen werden. Es sind noch wichtigere Lebensinteressen auch von sehr maßgebenden Stellen

nicht begriffen worden! — So aber werden Saaten, die fröhlich zu sprießen und zu grünen beginnen, reiche Ernte, wenn auch nicht von heute zu morgen, versprechen, vom Säemann selbst wieder untergepflügt. Warum? — Vielleicht weil der Säemann nicht gewußt hat, was er ausgesäet, weil er nicht aus eigener fürsorglicher Absicht freudig gesäet hatte, sondern durch die Umstände geschoben und gestoßen, vermeintlicher Not gehorchend, nicht dem eigenen Erlebe. Ein ganzes Buch ließe sich über dieses Thema allein aus den letzten Jahrzehnten, nein, schon aus den vier Kriegsjahren anfüllen! Wer ohne Liebe einen Garten bestellen will, dem verdorrt die Pflanze unter der Hand, der taugt nicht zum Gärtner.

„Noch immer“, klagt bitter Professor G. v. Below in den „Berl. N. Nachr.“, „gibt es viele deutsche und darunter wohlwollliche Reichstagsabgeordnete, die sich wohl rege für die Befreiung und Stärkung des Polentums und sonstiger fremder Stämme interessieren, die es aber für den Gipfel politischer Klugheit halten, den germanischen Stamm der Vlamen links liegen zu lassen oder gar unseren Feinden auszuliefern und damit zugleich diese als unsere unmittelbaren Grenznachbarn heranzuziehen.

In einer geradezu abstoßenden Art hat sich kürzlich wieder Prof. Hans Delbrück (einem Wiener Journalisten gegenüber) über die vlamische Frage nach jener Richtung hin geäußert; man müßte ihm danach jede Spur von nationalem Gefühl absprechen, wenn diese seine neuen Äußerungen nicht von neuem den Beweis lieferten, daß seine Gedanken durch eine nahezu pazifistische Verzichtformel ganz und gar gebannt sind.

Eine solche Gleichgültigkeit gegenüber der vlamischen Frage aber müssen wir in dem selben Augenblick erleben, in dem es — wie mir ein mitten in den belgischen Dingen stehender Kollege dieser Tage schrieb — ‚in Flandern lichterloh brennt‘. Wenn man sich doch endlich davon überzeugen lassen wollte, daß es sich bei der vlamischen Bewegung um eine durchaus gesunde, kräftige und für Reichsdeutsche und Vlamen in gleicher Weise unendlich wichtige Angelegenheit handelt! Unsere Reichsleitung hat wahrlich nichts getan, um sie zu fördern. Daß Bethmann nur mit größter Mühe dazu zu bringen war, die Verwaltungstrennung in Belgien nicht abzulehnen, daß sie ihm erst förmlich abgerungen werden mußte, darüber klagen sogar volksparteiliche Politiker. Nicht ermuntert, sondern eher von sich gestoßen hat man die Vlamen. Wie oft sind sie durch offizielle Erklärungen (nicht bloß durch solche von Rühlmann) enttäuscht und abgestoßen worden! Und dennoch hat sich die deutschfreundliche vlamische Bewegung entwickelt und zunehmend geträgt. Darin liegt ein höchst greifbarer Beweis für ihre Kraft. Es ist endlich an der Zeit, daß das deutsche Publikum sich über den wahren Stand der vlamischen Angelegenheiten gründlich unterrichtet, daß man die Gleichgültigkeit fallen läßt und dafür eintritt, daß den Vlamen ihr Recht werde. Einer der besten Kenner der gegenwärtigen Zustände Belgiens hat soeben in der Wochenschrift ‚Die deutsche Wacht‘ (Nr. 31) einen bemerkenswerten Aufsatz über die Forderungen der Vlamen veröffentlicht. Er teilt darin einen bisher in Deutschland noch nicht bekannten flandrischen Aufruf mit, aus dem hier einige bezeichnende Sätze mitgeteilt seien:

„Wir wenden“ — heißt es dort — „uns an das deutsche Volk und an seine Vertreter mit der Frage, ob das deutsche Volk bereit ist, für unsere uralten geschichtlichen Rechte einzutreten im Bewußtsein, damit einem Brudervolk die Hand zu reichen. Wir betonen, daß mit einer Rückkehr des früheren Zustandes, auch dann, wenn die wallonischen Länder von Flandern getrennt bleiben, durch neue Neutralitätsverträge und internationale Abmachungen wir das Beste des Erlangten einbüßen würden. Nicht viele Bürgen, sondern einen brauchen wir, und dieser eine kann nur das Deutsche Reich sein. . . Wir verlangen nicht, deutsche Staatsbürger zu werden, sondern wollen als freie Vlamen unter eigener Regierung leben; aber wir sind bereit, alle jene Zugeständnisse zu machen, die, ohne der Selbständigkeit Flanderns zu schaden, es dem Deutschen Reich ermöglichen sollen, uns zu schützen in enger Gemeinschaft der Außenpolitik und Handelspolitik und uns unsere gemeinschaftlichen Belange in der Zukunft zu verbürgen. Wir bitten das deutsche Volk, uns eine klare Antwort zuteil werden zu lassen, in der Hoffnung, daß unsere Wünsche sich erfüllen mögen. Denn wir würden . . . um eine bittere Enttäuschung reicher sein, wenn das deutsche Volk uns ohne zwingende Not von sich stieße . . . Wir vertrauen zu Gott, daß dieses Mal die Entscheidung des Kriegs sowie der Friedensunterhandlungen dem so lange geknechteten vlamischen Volksstamm die völlige Befreiung bringen wird.“

Es handelt sich um eine gewaltige nationale Angelegenheit, bedeutungsvoll ebenso für die Vlamen wie für uns. Wird jetzt die Gelegenheit versäumt, so lehrt sie nie wieder. Wenn die Vlamen selbst die Wiederherstellung des früheren Zustands für verhängnisvoll erklären, wenn sie selbst dringend den Anschluß eines freien Flanderns an das Deutsche Reich fordern, so sollte man doch in Deutschland nicht die Augen gegenüber der großen Sache verschließen, sondern die Regierung nötigen, das zu tun, was der Augenblick fordert.“

Kein Wort ist hier zu viel gesagt. Man lege sich einmal Rechenschaft darüber ab, wie die Dinge liegen und um was es sich handelt. Das wird mit gutem Gewissen wohl niemand bestreiten, daß, wenn Belgien, also der Zustand Belgiens vor dem Kriege, „wiederhergestellt“ wird, daß dann dieser Zustand nicht mehr der Zustand vor dem Kriege sein wird und sein kann, daß dann auch die letzte dürftige Spur von Belgiens „Neutralität“ verschwindet und dieser Staat nichts anderes wird als ein französisch-englisches Einfallstor, einfacher und genauer ausgedrückt: ein englischer Vasallenstaat nicht einmal mit dem kleinen Rest unschädlicher Selbständigkeit, den England den Buren in Südafrika aus klugen Rücksichten noch gönnt. Nach einer „Wiederherstellung“ Belgiens wird aber bei der belgischen Regierung „des Schicksals Stimme“ auch „der Zug des Herzens“ sein. Auch darüber wird also kein Zweifel obwalten, daß die äußere und innere Politik Belgiens blind ergehen im französischen Kielwasser schwimmen wird. Da aber Frankreich seinerseits gehorjam im englischen Kielwasser schwimmen wird, schon weil es gegen den angelsächsischen Bund (England und Amerika) ohnmächtig ist, bliebe Belgien darum doch politisch und militärisch englischer Be-

sich. Damit wäre England unmittelbar an unsere Grenzen vorgerückt. Auch militärisch unterlegen, hätte es glänzend gesiegt! Unsere Stellung als Großmacht wäre dann eine ruhmreiche Erinnerung von gestern abend, für die kein Holländer oder überhaupt irgendein Staat noch eine Pfeife Tabak geben würde. Die englische Faust schwebte dann dauernd über uns; dieser Drohung würden wir nach einem solchen politischen Zusammenbruch nicht lange widerstehen, und es könnte schon dahin kommen, daß England seine allgemeine Wehrpflicht wieder abschaffte, weil es ja über genügend zahlreiche und tüchtige — deutsche Söldner verfügte; die deutschen Arbeiter aber hätten die nächste Anwartschaft auf diesen englischen Kanonenfutterdienst. Oder sollten sie wirklich wännen, daß die englischen Genossen ihnen hilfreich zur Seite springen würden? Freuen würden sich die, von ganzem Herzen freuen, daß sie nun selbst nicht mehr ihre Haut zu Markte tragen müssen und außerdem noch die verhaßte „deutsche Konkurrenz“ losgeworden sind. Phantasien —? Dann müßte die Weltgeschichte die größte Phantassin sein. Ist es denn nicht schon so gewesen? Was aber einmal war, kann wiederkommen.

Nun dürfen und wollen wir nicht den letzten Entscheidungen vorgreifen. Die volle Zuversicht, daß sie zu unseren Gunsten ausfallen, haben wir und müssen wir haben, — wissen können wir es nicht. So müssen wir mit den bereits in unsere Hände gegebenen Mitteln uns und unsere Zukunft als Volk so weit sichern, wie sie für diesen Sicherungszweck ausreichen. Dafür aber reichten sie schon lange aus: durch Aufrihtung eines freien Flanderns mit gegenseitigen Bindungen uns einen Grenz- und Schutzwall zu schaffen, der eine solche „Wiederherstellung“ Belgiens, wie sie England sich nicht idealer wünscht und wünschen kann, und wie sie auch von seiten der deutschen Regierung auf keinen ernstlichen Widerstand mehr zu stoßen scheint, unter allen Umständen und ohne eine Spur von „Annexionsgelüsten“ zu verhindern. — Man erwäge nur, daß bis 80 % der „belgischen“ Armee Flamen sind! Wir brauchten ja nur den von feindlicher Seite ausgespielten Trumpf vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ in die eigene Hand zu nehmen und in aller Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit die vollendete Tatsache zu schaffen. „Der Champagner stand da, — doch du trankst ihn nicht!“ —

Bitter not tut uns eine entschlossene, rücksichtslose moralische Offensive gegen den äußeren Feind, und soweit sie dieser Forderung gerecht werden, sind auch Rundgebungen wie die durch den Mund des Herrn Dr. Solf, grundsätzlich zu begrüßen und zu unterstützen. Aber noch bitterer not tut uns eine moralische Offensive gegen den inneren Feind, und den glaube ich auch ohne weitere Erläuterungen im Zusammenhange dieser Ausführungen deutlich genug gekennzeichnet zu haben. Des Übels Kern sitzt aber weniger im Nicht-sehen-können, als im Nicht-sehen-wollen. Es ist weniger eine Schwäche des Intellekts als des Charakters. Das macht den Kampf so schwer, so bitter! Nur klare, entschlossene Führung kann hier helfen. Wir harren ihrer, — und es ist das fünfte Kriegsjahr!





## Politischer Beruf und politische Zurechnungsfähigkeit

Es ist ein häßlicher Auswuchs deutschen Wesens, über niemand lieber herzufallen, als über den eigenen Bruder, den Volksgenossen; mit Argusaugen auszuspähen, ob und was sich ihm etwa anhängen ließe; bei ihm, dem Bruder, als schweres Verschulden zu verurteilen, was den Fremden zu hohem Ruhme gerechnet wird. Neuerdings melden sich Stimmen, die den deutschen Balten den Beruf zu ihrer geschichtlichen Stellung in ihrem Heimatlande absprechen, in göttlicher Unbekümmertheit darum, daß dieser Beruf sich in sieben Jahrhunderten bewährt hat, daß ohne ihn von Deutschtum und deutschen Balten in Baltenland heute keine Rede wäre, wir aber in diesem Kriege auf eine geschlossene russische Bevölkerung dort gestoßen hätten. Die Letten und Esten, die man doch „versöhnen“ wolle, — so läuft der Tiefsinn — würden es übernehmen, wenn ihre deutschen Heimatgenossen in nennenswerter Anzahl und an bestimmender Stelle an der Verwaltung des Landes beteiligt würden, darüber hinaus erkennt ein Berliner Professor den deutschen Balten Weitblick und Begabung für die politischen Geschäfte überhaupt ab — Beweis dafür, daß auch deutsches Professorentum nicht immer vor Unkenntnis oder zweifelhaftem Urteilsvermögen schützt.

„Verschieden nach Zeit und Umständen“, belehrt Dr. Richard Bahr in einer — unverbindermaßen — längeren Auseinandersetzung solche „fröhliche Wissenschaft“, „sind die Aufgaben, die dem Politiker gestellt sind.

Die Aufgabe der Deutschbalten war unendlich groß, die Mittel, die ihnen zur Verfügung standen, im Grunde lächerlich klein. Sie waren ein Sandkorn im Meer der Völkfamilien des Zarenreiches, ein machtloses Häuflein angesichts der Inappellabel und unkontrollierbar mit Galgen und Rad, mit Einkerkelung und sibirischer Verschickung arbeitenden russischen Despotie. Alle lauten Formen der Opposition kamen, als schlechthin aussichtslos, nicht in Betracht. Den Balten blieb nur eines: sie mußten labieren. Auf diesem, durch den unerbittlichen Zwang der Umstände, nicht durch eigenes Zutun beschränkten Felde, haben sie ein nicht alltägliches Geschick und eine reife Kunst der Menschenbehandlung erwiesen, von der mir einstweilen noch zweifelhaft ist, ob sie allen deutschen Stämmen in gleicher Weise eignen. Die Deutsch-Balten argwöhnisch von dem Aufbau und der Verwaltung ihres Landes auszuschließen, würde, wie ich glaube, darauf hinauslaufen, das deutsche Volk, das an politischen Talenten ja nicht übermäßig reich ist, künstlich ärmer zu machen. Dabei sehe ich von allen sentimentalischen Erwägungen wie Dank für geleistete Dienste, Treue um Treue und dergl. mehr grundsätzlich ab. Nur um die ganz nüchterne, sachliche Frage handelt es sich hier: wäre es zu verantworten, einen Volkstamm, der in 700-jähriger nicht immer leichter Arbeit gezeigt hat, daß er zu bauen und zu verwalten versteht, der in dieser langen Frist gerade auf seinem speziellen Gebiet eine Unsumme von Erfahrungen gesammelt hat, die auch dem geschicktesten von auswärts bezogenen Verwaltungstechniker nicht sofort anfliegen, wie den belannten

Mohr beiseite zu schieben? Die Frage ist — sie ist auch so gestellt — vom Reichsinteresse aus und dem des Gesamt-Deutschtums zu beantworten.“

Sich dafür ins Zeug zu legen —, daß das deutsche Element aus der Verwaltung und Führung eines an Deutschland anzugliedernden Landes, das diesem und nur diesem Element seine deutsche Kultur und sein äußerstes und verlässenes Bollwerk nach Osten durch sieben Jahrhunderte verdankt, — ausgeschlossen werde, das ist eine Leistung, die uns kein Volk der Erde nachmacht, kein Volk bei Zurechnungsfähigen auch nur begreift. Eine Nation, die dergleichen Früchte anzusehen sich erlauben darf, mußte ja einmal von der ganzen Meute überfallen werden! Gr.

## Wohlverdient

Einer unserer Diplomaten ward gelobt. In seiner blindwütigen Rede gegen die abgedankten Minister Czernin und Seidler erkannte der Tscheche Dr. Stransky an, daß der Wiener deutsche Botschafter sich zur Nationalitätenfrage viel „loyaler“ als jene beiden gestellt habe. Einer bei dem Botschafter erschienenen deutschböhmischen Abordnung — aber sind die Leute dort naiv! — habe dieser erklärt: „Ihr müßt euch mit den Tschechen verständigen!“

Neu ist uns dieses Männerwort der Hochbeamten ja nicht. Originell würde es nur noch, wenn nächstens auch die Schutzleute den Überfallenen anheimgäben, sich mit den Mördern und Einbrechern zu verständigen.

## Warum greifen die Engländer an?

Täglich, schreibt Professor Krüdmann (Münster i. W.), erzählen die englischen Staatsmänner dem englischen Volk, aber nicht zuletzt auch den deutschen Angstmeiern, daß sie wegen des unermeßlichen amerikanischen Heeres den sicheren Sieg in der Hand hätten. „Es kann uns gar nicht fehlen“, so tönt es in tausend Melodien an das Ohr

der verängstigten Deutschen, damit nur ja die blasse Furcht in deutschen Landen umgehe, Herr Angstmeier und Herr Hasenfuh, die alles, aber auch alles besser wissen als Hindenburg und Lubendorff, Scheer und Tirpitz, die Oberhand bekommen. Die enge kleine Hasenseele des deutschen Philisters wird bearbeitet mit Worten, denen aber die Taten der Engländer schnurstracks widersprechen. Warum greifen die Engländer an? Sie haben es ja „gar nicht nötig!“ Aber sie tun es merkwürdigerweise doch! Täglich erzählen sie uns, daß sie eigentlich im Grunde nur die Daumen umeinander zu drehen brauchten, um die große amerikanische Völterwooge abzuwarten und uns dann einfach zu erdrücken, — derweilen aber greifen sie hastig ein über das andere Mal an. Bisher haben sie derartiges nicht zum Vergnügen getan. England zumal spart bekanntlich seit jeher mit Blut und versteht die Kunst ausgezeichnet, mit fremden Truppen Krieg zu führen. Aber plötzlich ist es so ganz anders. England greift an! Warum wohl greift der Engländer an, ohne auf den Amerikaner zu warten? Sollte er es doch eilig haben, eiliger, als gewisse Leute in Deutschland in ihrer kindischen Angst sich dachten und denken? Es wäre ja gar nicht auszudenken.

## „Frankfurter Zeitung“ und freie Meinungsäußerung

Der frühere Marineattaché in den Vereinigten Staaten, Kapitän zur See v. Boy-Ed, hatte kürzlich geäußert, die Amerikaner würden auch ohne Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges unter allen Umständen in den Krieg eingegriffen haben. Diese freie Meinungsäußerung eines Mannes, der es wissen kann, hat die freigesinnte „Frankfurter Zeitung“ mächtig in Harnisch gebracht —: wie kommt der Mann dazu, eine Überzeugung auszusprechen, die der „Frankfurter Zeitung“ nicht genehm ist; um so weniger genehm, als sie sich auf eigene Kenntnis und praktische Beobachtung gründet und also ernstlich genommen werden muß und

wohl auch wird, als die unter einem bestimmten Gesichtswinkel vorgefaßten „Urteile“ des Frankfurter Blattes? Der schlimmste Vorwurf gegen den offenenherzigen Seemann, der die Aufgabe und genügend Gelegenheit hatte, auch den Kurs der politischen Entwicklung in den Vereinigten Staaten aus nächster Nähe zu sichten, liegt aber darin: „Soll es in der Tat Herrn Reventlow nach den Erfahrungen von vier schweren Jahren erlaubt sein, mit seiner Richtung dadurch zu brillieren, daß er sich vor das Volk hinstellt und den Irrsinn (!) verbreitet: es war eben zu spät, — im Frühjahr 1916 wäre der richtige Augenblick gewesen.“ Also: weil der Meinung des Grafen Reventlow, die nicht die Meinung der „Frankfurter Zeitung“ ist, in dem früheren Marineattaché in den Vereinigten Staaten ein berufener und glaubwürdiger Zeuge ersteht, soll dieser Zeuge sich einen Maulkorb umbinden oder etwa ihm ein solcher umgebunden werden?

Aber es ist ja nicht das erste und sicher auch nicht letzte Mal, wo die „Frankfurter Zeitung“ eine Unfehlbarkeit und selbstherrliche Autorität für sich in Anspruch nimmt, der gegenüber jede abweichende Meinung (weil „Irrsinn“) zu schweigen habe. Das hat denn doch schon, ganz abgesehen von der Anziehungskraft dieser Reliquie eines anbetungswürdigen „Liberalismus“, einen heftigen Stich ins Lächerliche, oder, wenn die „Frankfurter Zeitung“ das lieber hört, ins Groteske.

St.

## Zur Metallbeschlagnahme

Es mehren sich die Fälle, daß die Bürgerschaft einzelner Städte gegen die Beschlagnahme von Denkmälern Einspruch erhebt. Der gute Wille, dem Vaterlande zu geben, was es in der Stunde der Not braucht, darf in diesen Fällen nicht bezweifelt werden. Wie ich aber aus mehrfachen Zuschriften entnehme, fehlt vielfach das Vertrauen, daß bei der Auswahl der Denkmäler die rechten Gesichtspunkte gewahrt werden. Zu den beiden Grundfällen des Geschichtlichen und des Kunstwertes muß auch der des Gemüts-

wertes hinzugenommen werden. Für den letzteren lassen sich keine feststehenden Gesetze aufstellen. Für eine kleine Stadt kann ihr Denkmal einen großen Lebenswert bedeuten, das Unbeteiligte hinsichtlich seines geschichtlichen und künstlerischen Wertes einer Rangstufe einordnen, die in größeren, mit Denkmälern nur allzureich gesegneten Städten ohne weiteres preisgegeben werden kann. Dasselbe gilt auch von den Gloden. Im Lärm der Großstadt hat das Glodengeläute kaum mehr einen Wert, für ein Dorf kann es geradezu die Seele sein.

Für den geschichtlichen Wert der Denkmäler sollte die Person des Dargestellten nicht ausschlaggebend sein. Ich hege Liebe und Bewunderung für unsern alten Kaiser, aber unter den ihm allzu betriebsmäßig errichteten Denkmälern ist eine beträchtliche Zahl künstlerisch wertlos, und für das geschichtliche Andenken bliebe durch die wenigen wertvollen immer noch genügend gesorgt, auch wenn er sich nicht im Herzen des deutschen Volkes ein Denkmal „aero perennius“ errichtet hätte. Der Künstlerausschuß, der zur künstlerischen Bewertung eingesetzt worden ist, scheint mir etwas schwach besetzt und dadurch von der Gefahr der künstlerischen Parteilichkeit nicht frei.

In jedem Falle sollten die Beschlüsse der eingesetzten Ausschüsse so früh veröffentlicht werden, daß die Öffentlichkeit dazu noch rechtzeitig Stellung nehmen und auch ihrerseits mit Vorschlägen hervortreten kann. Es wird sich dabei zeigen, daß manches Denkmal, das vom Kunstauschuß vielleicht hoch eingestuft wird, dem Volke ganz gleichgültig geblieben ist, und da die Gesamtheit hier das Opfer bringt, muß sie auch mitreden dürfen.

Endlich wollen die Stimmen nicht verstummen, die behaupten, daß im besetzten feindlichen Gebiete noch eine Masse von ungenutztem Metall vorhanden sei. Man sollte eigentlich nicht erst betonen müssen, daß, solange im besetzten Feindesland noch eine Glode und eine Messingklinge ist, in der Heimat keine genommen werden dürfte. Aber bei uns muß man ja das Selbstverständliche immer erst recht laut sagen.

R. Et.

## Valuta

Wus einer schweizerischen Zuschrift an die Neue Zürcher Zeitung: „Der Staat, der die Preise für alle Gebrauchsgüter normiert, könnte schließlich auch den Baisiers an der Börse Vorschriften machen und ihrem Vernichtungsdrang nützliche Schranken setzen. Es bedarf heutzutage keiner sehr großen Transaktionen mehr, um auf die Börse Eindruck zu machen. Die sprunghaften Kurschwankungen, die in diesem Kriege so häufig sind, kommen stets nur einzelnen zustatten. Eine Annäherung von hüten und drüben wäre unserm ganzen Erwerbsleben förderlich, weil die unsicheren Geldverhältnisse, wie wir sie schon lange haben, allerorts lähmend auf die Kaufkraft wirken und so ihr Teil beitragen zur Teuerung und Verdienstlosigkeit.“

Rundige wissen, daß die erwähnten keineswegs großen Transaktionen gutenteils auf die Zürcher Bahnhofstraße reichen. Durch jene fremdartigen, gestikulierend ganz ins Agentengeschäft verlorenen Gestalten, die tatsächlich auf die Valutaverfälschterung den regsten Einfluß üben und mit einem Tagesgewinn im Durchschnitt von 50 Fr. in ihre Herbergen verschwinden. F.

## Deutsche Kulturpolitik

Rein Zweifel, schreibt Dr. Sch., in der „Tägl. Rundschau“, man hat sich große Mühe gegeben, unsere militärpolitischen Freundschaften kulturell zu befestigen. In Sofia veranstalten deutsche Professoren mit klingendem Namen Vorträge, eine türkische juristische Studienkommission kommt nach Berlin. Täglich fast dringen Nachrichten dieser Art an unser Ohr, aber sie tönen nur von ferne, Wirkungen bis in die breiten Schichten der Gebildeten gehen von diesen Dingen nicht aus. Und das liegt daran, daß solchen Veranstaltungen fast immer eine zeremonielle Abgeschlossenheit anhaftet. Von den Vorträgen in Sofia etwa konnte man lesen, daß daran die Hofkreise, das hohe Offizierkorps, die Diplomaten und Parlamentarier teil-

nahmen. Also eine gesellschaftliche Angelegenheit, eine Formsache. Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um sich zu sagen, daß solche Kulturbündnisse vom ersten Gegensturm umgeblasen werden. Kommt ein türkischer Dichter oder ein vlamischer Gelehrter nach Berlin, so spricht er vor den geladenen Herrschaften der ersten Gesellschaft, und hinterher findet ein Essen bei Ablon statt. Erfolgreiche Kulturpropaganda müßte sich also auf der Mitwirkung einer weitgeschichteten Masse unserer bürgerlichen Intelligenz aufbauen.

Man unterschätze indessen nicht die Tatsache, daß die Kulturkreise unserer Verbündeten uns bis zum Kriege recht fern standen. Wir hatten mit Frankreich und Italien viel mehr geistige Berührungspunkte als mit den Türken, den Bulgaren, den Ungarn. Daraus ergeben sich für ein Kulturbündnis des Vierbundes Schwierigkeiten, ohne deren Kenntnis der kulturelle Bund auf ein ganz falsches Gleis gesetzt werden könnte. Mit einem Verbrüderungshymnus im Stile Naumanns wird man nichts erreichen..

Wir Deutschen haben ja die verhängnisvolle Neigung, uns mit den Fernerstehenden geistig eher anzubiedern als mit den Volksverwandten. Der Engländer wird natürlich stets und überall für den unbedingten Kulturtriumph der angelsächsischen Rasse eintreten, der Deutsche sorgt ängstlich dafür, daß er sich doch gegenüber den Bildungsbedürfnissen der Fremden ja recht loyal verhalte. Es wäre doch bei uns vielen Leuten höchst peinlich, wenn etwa jetzt in der Warschauer Universtität ein deutsches Wort gesprochen würde. Wir geben den Polen das Beste, was wir an geistigem Inhalt und geistiger Organisationsform besitzen, ohne Rückversicherung, werden es aber wohl bald erleben, daß diese von uns geschulte Generation der polnischen Gebildeten unsere Kultur mit Füßen treten wird.

Daß sich die Hauptkraft unserer Kulturpropaganda vor allen Dingen auf die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen er-



strecken muß, sollte sich eigentlich von selbst verstehen. In bezug auf die Deutschen Österreichs hat man das aber während des Krieges sehr vernachlässigt. So bestanden beispielsweise vor 1914 zwischen der reichsdeutschen und deutschösterreichischen Akademikerschaft herzliche Beziehungen, die während dieser vier Jahre sehr gelitten haben. Das ist an sich zu begreifen, mißzubilligen ist nur, daß keine offizielle Stelle in Deutschland zur Neuanknüpfung dieser alten Bande ermuntert hat. Es ist vorgekommen, daß deutschen Studenten, die in österreichischen Bibliotheken für ihre Dissertation arbeiten wollten, der Paß verweigert wurde! Mit solcher Kulturpolitik kommen wir natürlich nicht weiter.

\*

## Ein altes Besichtigten

Es war vor dem Krieg, da wollte einmal auf Veranlassung deutscher Musikfreunde in Rom Joachim mit seinem Quartett einige Konzerte in Rom geben. Um einen guten Saal zu bekommen, wandte man sich an die deutsche Botschaft und bat um Überlassung, natürlich gegen eine entsprechende Miete, des dazu sehr geeigneten Saales des Botschafter-Palastes auf dem Kapitöl. Lange kam keine Nachricht, endlich kam ein amtlicher Befehl, daß nach einer Kabinettsordre aus dem Jahre X (ich glaube, es war 1852) die Benützung des Saales für Nichtmitglieder der Botschaft nicht gestattet sei. Inzwischen hatte der französische Botschafter Barrère, der ein großer Feind der Deutschen im allgemeinen, aber ein großer Freund der deutschen Musik im besonderen war, gehört, daß Joachim einen Saal suchte und stellte ihm für sein Konzert sofort kostenlos einen solchen in seiner Botschaft zur Verfügung, und so kam es, daß einer unserer größten Musiker Beethovenstücke im Palazzo Farnese dem internationalen Rom-Publikum vorspielen und Propaganda für deutsche Musik machen konnte. Vielleicht hat der Krieg nun doch wenigstens das Gute gehabt, daß derartige alte Kabinettsordres so verschwinden, daß sie bei passender Gelegenheit nicht wieder hervorgeholt werden können.

## Das Lob der nationalen Armut

hat der Dr. Michaelis in einer Ansprache am Harz gesungen, Ähnliches Paul Ernst in der „Nordd. Allg. Stg.“ ausgesprochen. Beide Überzeugungen sind uns unantastbar, um so mehr, als sich persönliche, geschichtlich gewonnene Darlegungen längst auf ähnlicher Linie bewegten. Aber die Lehre ist nicht anwendbar im Machistaat der Plutokratie. Mit dem verarmenden Zurückbleiben der stammhaften Römer begann das Verderben Roms, in gesetzgeberischer und sittlicher und jeder anderen Beziehung. Keine der bei gleicher Verteilung oft günstigen Folgen kommt dort zur Erscheinung. Fehlt diese, so werden derartige Hinweise auf das sittliche Glück der Begnügbarkeit leicht zur mißbräuchlichen Bequemlichkeit für schlechte Diplomatie oder für eine einseitige Politik, die die Lasten der Kriegsabschlüsse dem Volke aufbürdet und die erreichbaren Vorteile bestimmten Kreisen zuschanzt.

Da liegt denn doch eine bessere Nachdenklichkeit in dem, was Napoleon im Jahre 1810 den ihn begrifflos anstarrenden Hamburger Senatoren sagte: das Glück Gesamteuropas würde sein, wenn dieses auf die Stufe der Völkerwanderung — d. h. zur Naturalwirtschaft — zurückkehren könnte. eb. h.

\*

## Ideale Gesinnung, tadelloser Ruf

In der „Frankfurter Zeitung“ vom 4. Juli 1918 (Morgenblatt) stand folgendes: „Heiratsgesuch.“

Großkaufmann, 27 Jahre, ev.-luth., Akademiker, ehemaliger Couleurstudent, aus erster Familie, große, imponierende Erscheinung, weltgewandt, von tadellosem Ruf, vielseitig künstlerisch begabt und von idealer Gesinnung, vollkommen gesund, Mitinhaber und Chef eines bedeutenden, altangesehenen Großhandelshauses in deutscher Residenz-großstadt, mit einem in raschem Steigen begriffenen Einkommen von jetzt circa Mark 40000.— jährlich, sucht, ungeachtet seiner ausgedehnten Beziehungen zu allerersten

Gesellschaftskreisen, auf diesem Wege die Bekanntschaft einer vornehmen, musikkliebenden, jungen Dame von schöner Erscheinung mit einer Mitgift von mindestens Mark 300000. Anknüpfung der Beziehungen durch Eltern oder Verwandte erwünscht. Strengste Verschwiegenheit wird zugesichert. . .“

Es ist also möglich, daß ein 27jähriger junger Mann, obwohl „vollkommen gesund“ und von „großer, imponierender Erscheinung“ nach 4 Jahren Weltkrieg noch zu Hause sitzt, während seine oft viel weniger gefunden Altersgenossen in den Schützengräben verbluten. Wäre der junge Mann im Felde, so könnte er nicht „jezt“ ein jährliches Einkommen von 40000 Mark haben. Es ist möglich, daß dieser vollkommen gesunde, also kriegstaugliche Mann in der Heimat Kriegsgewinne einschleibt, die für die meisten gleichaltrigen Feldgrauen ein Vermögen bedeuten würden. Denn: an welchem andern Unternehmen als am Krieg könnte man jezt 40000 Mark jährlich verdienen? Vor allem aber ist es möglich, daß dieser vollkommen gesunde, junge Kriegsgewinnler „aus erster Familie“ sich nicht bloß seiner Dienstpflicht entziehen, sondern noch Anspruch auf eine „ideale Gesinnung“ machen und einen „tadellosen Ruf“ besitzen und in „allerersten Gesellschaftskreisen“ verkehren kann.

Ja, das ist's eben: Daß das möglich ist!

J. O. R.

## Das Gewissen der deutschen Literatur —

Wo ist es? Wer ist es? Ein „Führer“ der Nation, Gerhard Hauptmann, gibt uns Antwort. Er, der selten in Tagesblättern schreibt, tut seinen Mund auf und nennt in der „Voss. Ztg.“ — Moriz Heimann das „Gewissen der deutschen Literatur“!

Es ist nicht anders. So steht's da. Die Überschrift lautet: „Moriz Heimanns 50. Geburtstag“. Und er beginnt: „Moriz Heimann feiert seinen 50. Geburtstag. Als einer

seiner ältesten Freunde begrüße ich ihn von Herzen, den gleichen Gruß empfängt er heute von sehr vielen. Wenn ein Franzose die Deutschen das Gewissen der Welt genannt hat, kann man Heimann, mit demselben Recht, das Gewissen der deutschen Literatur nennen. In diesem Sinne hat er mit vollem Verantwortlichkeitsgefühl vornehmlich gewirkt.“

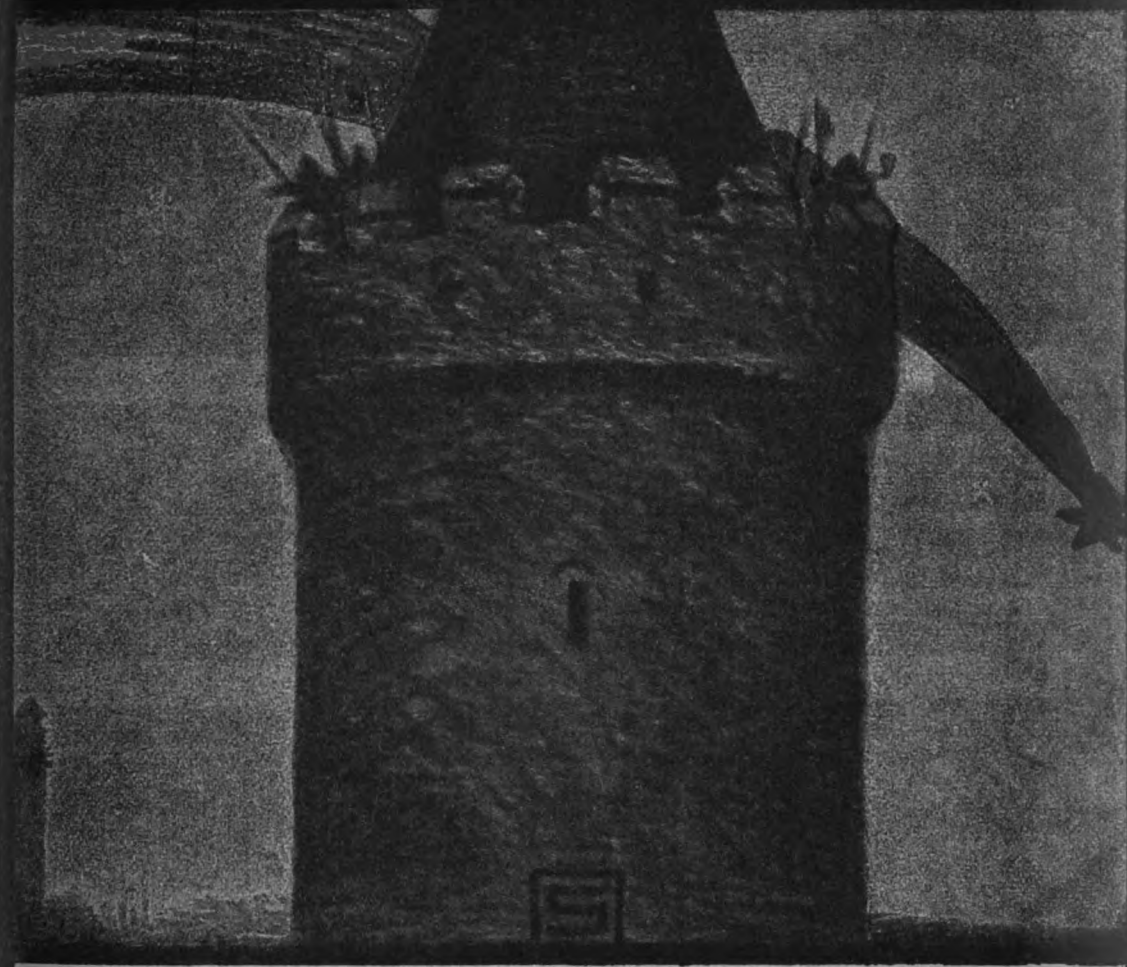
Ist das nicht ein unerhörtes Geschwätz?! Fehlt da nicht vollkommen der optische Abstand? Der Artikel geht in einen Hymnus über, worin Heimann, der Berater der Firma S. Fischer, ein „Schußheiliger“ genannt wird, „dessen allgegenwärtiges Auge zur letzten Gewissenhaftigkeit und Lauterkeit verpflichtet“. Man unterschlage diesen Artikel nicht, wenn man einmal Hauptmanns geistige Fähigkeiten zu beurteilen hat! Hier bekundet sich, wie dieser Mann durch Berlin W vollständig den Blick verdunkelt und die Urteilskraft verblödet betam, so daß er wagen durfte, öffentlich zu solchen Bildern und Vergleichen zu greifen.

— n —

## Von den Wiener Hoftheatern

In einem Fachblatte lese ich über den Generalintendanten der Wiener Hofbühnen Freiherrn von Andrian-Warburg, daß er sich literarisch bislang nur seit zwanzig Jahren durch eine empfindsame Novelle „Garten der Erkenntnis“ bekannt gemacht, im übrigen seine Vorbereitung im diplomatischen Dienst gewonnen habe. Da der letztere sonst nicht gerade die hohe Schule für einen künstlerisch so bedeutsamen Posten ist, könnte man über die freundliche Aufnahme des neuen Herrn erstaunt sein, wüßte die Mitteilung nicht gleichzeitig zu berichten, daß er ein Sohn der Tochter Meyerbeers ist. Er ist also musikalisch vielleicht etwas erblich belastet, ganz sicher aber frei von dem Verdachte einer christlich-germanischen Weltanschauung, deren offenes Bekenntnis Herr von Millentovich so übel bekommen ist. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Feilbert von Grotthuß • Illende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord  
Alle Zuschriften, Einwendungen usw. nur an die Schriftleitung des Täzners, Schöndorf-Berlin (Wannseebahn)  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



# DER TÜRME KRIEGSAUSGABE

HERAUSGEBER: J.E. FREIHERR v. GROTHUSS

DRUCK UND VERLAG VON GREINER & PFEIFFER, STUTTGART

Vierteljährl. (6 Hefte) 5 Mark

A. g. XIII.

Einzelne Hefte 90 P

## Inhalt des zweiten Septemberheftes:

- Deutschlands größte Gefahr . . . . . Von J. E. Freiherrn von Grotthuß  
Fürs deutsche Vaterland! . . . . . Von Leonhard Schridel (J. B. im Felde)  
Ein Schandmal auf der deutschen Erde. Das Lurenne-Denkmal in Sasbach bei Achern.  
Von Professor J. Kiegelsberger  
Unsere „moralische Offensive“ . . . . . Von J. E. Freiherrn von Grotthuß  
Deutschtum im alten Polen . . . . . Von Mela Escherich  
Der Mord im Dienste unserer Feinde . . . . . Von G.  
Zum Tode Peter Gafis . . . . . Von Karl Stord  
Lürners Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte.

**Bezugsbedingungen des Lürners:** Der Lürner erscheint halbmönatlich, Anfangs und Mitte jeden Monats. Der Bezugspreis betrögt für das Vierteljahr (6 Hefte) 5 Mark, für einzelne Hefte 90 Pfennig. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Verlag des Lürners (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

**Anzeigen-Aufnahme:** Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Preis für die 45 mm breite Zeile 1 Mk. Beilagen nach Übereinkunft.

Soeben erschienen:

# DIE RÖMISCHEN MOSAIKEN UND MALEREIEN DER KIRCHLICHEN BAUTEN VOM IV. BIS XIII. JAHRHUNDERT

UNTER DEN AUSPIZIEN UND MIT ALLERHÖCHSTER  
FÖRDERUNG SEINER MAJ. KAISER WILHELMS II.

HERAUSGEGEBEN VON JOSEPH WILPERT

ZWEITE AUFLAGE

MIT 300 FARBIGEN TAFELN UND 542 TEXTBILDERN

4 Bände. Folio. 2 Bände Text (LII und 1226 S.) und 2 Bände Tafeln  
(XXVI Seiten und 800 Tafeln). Gebunden in Leinen M 1400.—

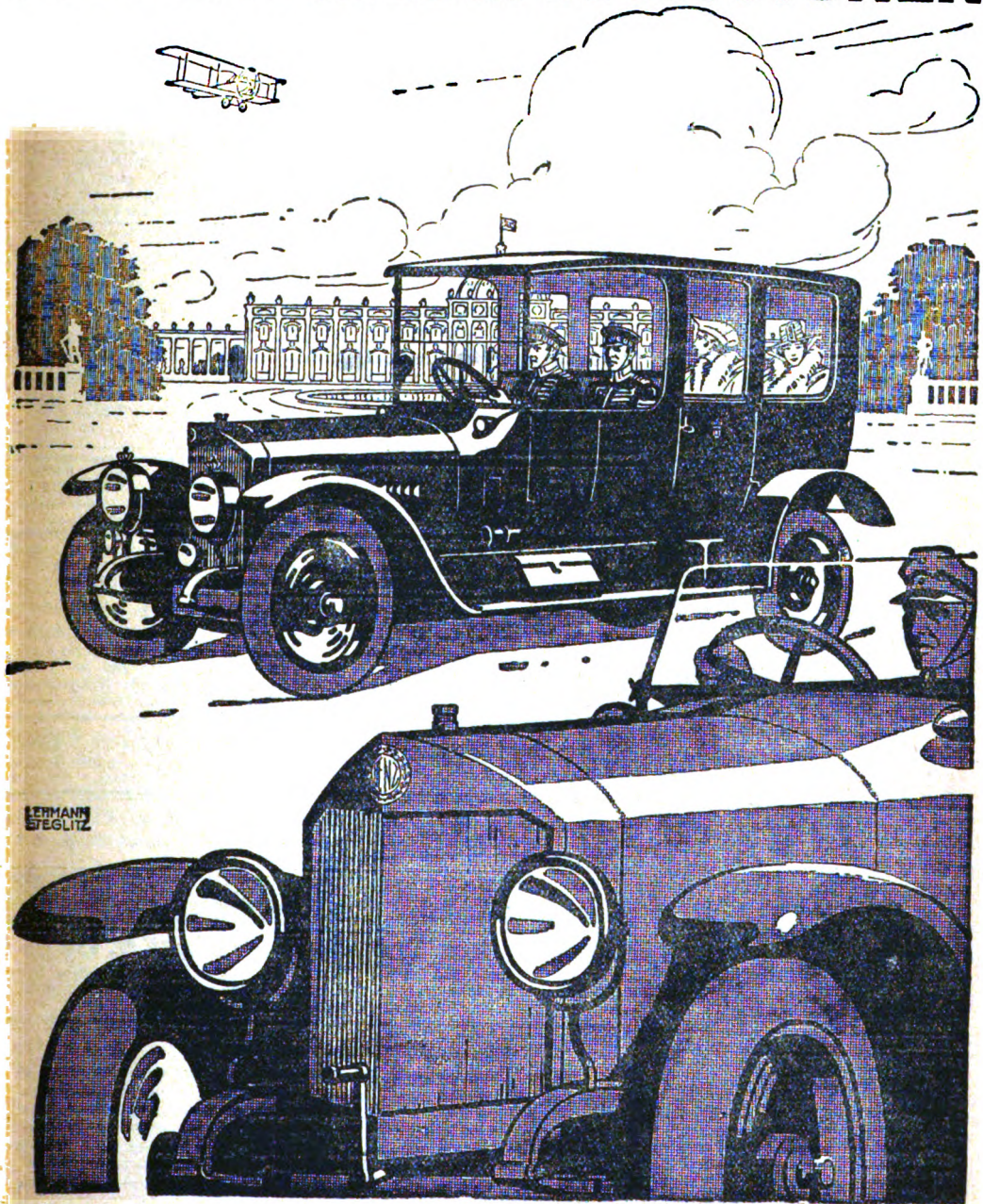
Das Werk von Prälat Wilpert hat auch außerhalb der Wissenschaft und außerhalb des Buchhandels die weitestgehende Beachtung gefunden. Das erste Exemplar des Werkes, besonders prachtvoll gebunden, wurde für Se. Majestät den Deutschen Kaiser bestimmt und vom Verfasser am 10. Oktober 1916 in feierlicher Auftrags im Großen Hauptquartier überreicht. Bei dem Anblick der dem ersten Band beigegebenen Liste der Benutzer sagte der Kaiser: „Es ist beachnend, daß ein so kostspieliges Prachtwerk mitten im Kriege erschaffen konnte und schon vor dem Erscheinen vergriffen war: dies gehört in das Kapitel Barbaren!“ Se. Maj. sowohl wie der beim Empfang anwesende Generalstab waren voll Bewunderung und lobender Anerkennung über die Ausstattung, insbesondere über die so schönen Tafeln. Die persönliche Anteilnahme des Deutschen Kaisers an dem Werke, dessen Zustandekommen seiner Allerhöchsten Förderung zu danken ist, selgte sich weiter darin, daß er Exemplare davon in besonderem Einband als sein persönliches Geschenk befreundeten Monarchen gewidmet hat. Das erste dieser Exemplare ging in seinem Auftrag an Se. Heiligkeit Papst Benedikt XV., der in einem persönlichen Handschreiben dankte und darin u. a. seine Glückwünsche aussprach, daß Se. Maj. mit der Sorge für die Regierung jene edelste zu vereinigen wisse, der gelehrten Welt seine erhabenen Gunstbezeugungen zu spenden und Wissenschaft und Kunst mit Einsicht und Freigebigkeit zu fördern. Im Auftrag Sr. Maj. durfte der Verfasser sodann am 20. Dez. 1916 ein anderes Exemplar Sr. Maj. dem König Ludwig von Bayern in München, am 11. Mai 1917 ein Widmungsexemplar Sr. Apost. Maj. Kaiser Karl von Oesterreich-Ungarn in Wien überreichen. Kaiser Karl und König Ludwig hatten gleich warme Anerkennung für das Werk und für die technische Ausstattung, besonders für die unvergleichlichen Farbentafeln. Endlich ging ein Geschenkexemplar an Se. Maj. den Zaren Ferdinand von Bulgarien.

HERDERSCHER VERLAGSHANDLUNG IN FREIBURG I. BREISGAU



# BENZ

## AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN





# Empfohlene Bildungs-Anstalten für Söhne

Wenn Sie mit nebenstehenden Anstalten in Briefwechsel treten, dann bitten wir immer hervorzuheben, daß Sie die Anzeige im „Türmer“ gelesen haben.

Sachsen-Altenburg.

**Technikum Altenburg**

Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen: Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.

Programm frei.

## Schülerheim „Am Rugard“, Bergen auf Rügen.

Eigenes Haus, großer schattig. Gart., gesunde freie Lage, 1/2 Sid. Bahnfahrt v. der Ostsee, Nähe v. Binz u. Saßnitz. Liebev., sorgfältige Beaufsichtigung. Stadt. Realschule am Orte. Anfr. an Herrn Pastor Westphal od. an die Leiterin Fr. Hedwig Kasten, Vieschstr. 15.

**CASSEL** Kaufm. Ausbildung  
Weiterbildung  
Blunck & v. Boehn

Vorbildung z. Einjähr., Prim., Abit.-Prfng. i. Dr. Harangs Anst., Halle S. 39.

Sorgt. Pflege, Erziehung, Unterricht u. Vorbild. z. ein Lebensber. und geistl.

**Zurückgebliebene**

in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873. Dresden-R., Opperlstraße 44. Prospekt Hyg.-Ausst. Dresd. Silb Med

Glauchau i. Sa.

**Pädagogium**

Erziehungs- und Unterrichtshelm f. nervöse, willensschwache sowie lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen.

Prosp. d. d. Leiter: K. Richter.

## Heinrichs Einjährigen-Institut

## Hildburghausen

berichtet seit 20 Jahren mit bestem Erfolge, besonders auch bei mangelnder fremdsprachlicher Vorbildung, auf die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung vor. Kleines Internat (ausreichende Verpflegung). Mäßige Preise. Auch für Damen und Kriegsbeschädigte.

**Prospekte** von den hier anzeigenden Bildungs-Anstalten liegen zu einem großen Teil in unserer Geschäftsstelle aus oder werden auf Verlangen gegen Porto-Ersatz zugesandt von der Anzeigenverwaltung des Türmer, Berlin W. 25.

**Wald-Pädagogium Bad Berka**

Erziehungsschule nach Godesberger Art. Gesundes Waldleben. Strammes Schulleben. Familienklausur. Kunst. 70 Morgen Wald. Feld u. Spielplätze. Werkstatt. Leihbad. Logierk. Sport.

**- Eigene Landwirtschaft und Viehzucht sichern die Ernährung. -**

## Dir. Eckes Vorbereitungsanstalt Höhere

Berlin-Steglitz, Fichtestraße 24 (Fichtenberg). Alle Klassen (gymnas. u. real), Einjährige, Fähnriche, Abiturienten. Notprüf. für Urlauber und Kriegsteilnehmer. Gegr. 1883. Unübertroff. Erfolge. Zwei Villen inm. groß. Gärten. Sprechstunde 5-7. Fernruf Steglitz 1562.

## vorm. Dänningersche höhere Privatschule / Direktor Briede

Vorschule bis Prima aller Schulen. Umschulung u. Einschulung. Vorbereitung zur Einjährigen-Prima-Abiturienten-Prüfung, Notprüfungen. Arbeitsstunden Freiprospekt Auf Wunsch Pension. Berlin W 50, Ranke-Str. 20.

**Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt** für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Leit. Dr. Schünemann, Berlin, Zietenstr. 22, gegründet 1888, bereitet zu allen Notprüf., auch Beurlaubte oder Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung u. bes. zur Fähnrichpr. vor.

**Anna Morsch Seminar**  
unter Leitung des Vorstandes des deutschen Musikpädagogischen Verbandes E. V.

Ausbildung für den Musiklehrerberuf (Klavier, Geige, Kunst- u. Schulführung), Vorbereitung auf das Verbandsexamen und die staatliche Prüfung für Gesanglehrer u. Lehrerinnen an höheren Unterrichtsanstalten in Preußen.

Eigene Übungsschule.

Prospekte kostenlos durch die Schriftführerin Fr. Clara Droßke, Berlin W 50 Moosf. Str. 15.

**Breslau, Vorbereitung Dr. Kloeters (vorm. Jock)**, Hohenzollernstraße 27, 29 zum Einj., Fähnrich- und Abitur.-Examen (auch Damen). Allein 40 Abiturienten bestanden die Reifeprüfung.

**Bublitz, Pom.** Pfarrer Kranenbergs Einj., Prim.- u. Fähnrich-Institut. Internat. O.-Tert. bestand schon nach 5 Woch., U.-Tert nach 4 Mon., Dorfschul. ohne sprachl. Vorbildg. nach 1 Jahrd. Einj.-Prüfg.

Vorbereitungsanstalt für das Einjährigen-, Prima- u. Abiturienten-Examen zu **Bückerburg**. Unter staatlicher Aufsicht. Schnelle und sichere Förderung in kleiner. Klassen durch grundsätzliche Berücksichtigung der Eigenart eines jeden Schülers. • Familieninternat. • Reichliche und gute Verpflegung. Beschleunigte Kriegssonderkurse für Notprüfungen. Gute Erfolge. Prospekt und Jahresbericht durch den Direktor.

**Dresden, Vorbereitungs-Institut Hiss (vorm. Pollatz)** Einj., Fähnrich, Prima, Abitur., - auch Damen. Gegr. 1869. Marschnerstr. 9. Pensionat. Prospekt

**Essen a. R. Institut Brenken. 114** Einjähr. selt Kriegs-Ausbruch bis 1. August 1917 bestanden. Pension preiswert!

**Frankfurt a. M. Prof. Dr. Brunner.** Einjährigen-Institut. Prospekte frei

**Pädagogium Traub, Frankfurt a. Oder 4.** Einj.-Freiw. Prima. Fähnriche. Abitur. Uebertritt in alle Klassen. Damenabteilung. Vorzügliche Erfolge bei großer Zeitersparnis. Bestempfohlenes Schülerheim. Prospekt und Erfolge frei.

**Das Evang. Pädagogium, Godesberg a. Rh.** Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einjährigen-Berechtigung bietet seinen Schülern gediegenden Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10 bis 20 Knaben in den 15 Wohnhäus. der Anstalt. Viele körperl. Bewegung bei reichl., vorzüglicher Ernährung.

Jugend-Sanatorium in Verbindung mit Zweiganstalt in Herchen a. d. Sieg in Dr. med. Sexavers ärztl. pädagog. Institut. Rindlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.

Drucksachen durch den Direktor Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

# Briefe

Der 1. Dezember 1917. Das Datum, schreibt die „S. Z.“, wird allen Pächnerbältern wohl unerschrocken bleiben, denn dieser Tag ist „Wichtig“ geworden. Nicht nur der zur Zeit der Aufzucht des Abblaufes der Eier vorhandenen Pächnerzahl ist die Abblaufmenge von den Kommunalverbänden zu berechnen gewesen, sondern nach der Fällung vom 1. Dezember 1917. Man fragt also nicht nach den Pächnern, die bis zum Ende der Zeit, wo sie ihrer Verpflichtung zu genügen haben, aus diesem Dasein gegeben sind, sei es, daß sie abgeschlachtet sind, sei es — und darauf wird in zahlreichen Zuschriften an uns verwiesen, daß sie sonst mit dem Tode abgegangen sind. Gerade die Zahl der letzteren ist aber in manchen Gegenden unerschätzlich hoch. Seitdem an an Tages fest, hat das Raubzeug erheblich zugenommen. Aus der Ufermark wird nun hinaus geschoben: Von meinem Pächnerbestande verlor ich auf unerklärliche Weise in zwei Monaten 26 Stück. Auf einem Nachbargut waren es 31, die verschwanden, auf einem anderen 35 Stück und so fort. Die Pächnerfälle sind alle scharf verschlossen, aber am Tage, wenn die Pächner in den den Hof umgebenden Wäldern nach Futter suchen, müssen es hier und zweiheilige Fische sein, die ihnen nach dem Leben trachten.“ In der Provinzpresse kann man recht häufig davon lesen, wie das Raubzeug heult.

In den maßgebenden Stellen unserer Kriegsernährungsbehörden wird man von solchen Vorgängen aber wenig Notiz nehmen. Wenn sonst würden sie die Fällung vom 1. Dezember 1917 überhaupt nicht als Grundtage für die Erteilungsergüsse angenommen haben. Jetzt aber kommt infolgedessen einzufach, nachdem die Reichsliste für Nährmittel und Eier nun einmal diesen Schicksal festgesetzt hat, an alle Pächnerbältern, die das Abblaufes nicht erreicht haben, von der Reichsbehörde ein Strafmandat des folgenden Inhalts: „Sie haben Ihre Verpflichtung zur Abblaufung von Eiern im Mai unvollständig erfüllt, indem Sie von der Ihnen aufgegebenen Menge ... Eier zu wenig ab-

## Dr. Kramer's Institut Harburg a. Elbe

beginnt im Oktober des 50. Semester.  
1916 best. 39 Klaz., Ostern 1917 eintr.  
Frühling. Prospekt mit Reformen. frei.

**König Privat-Realischeule, Kiel**  
Vorschule, Klassen und Sonderkurse für Ein-  
VI—XII und **Sonderkurse** für jährige  
Führerliche, Seemannskinder u. a. m. d. m. d. m.  
jungen schenkt u. a. m. d. m. d. m. d. m.  
Mäßige Preise Prospekt und Bericht  
Dir. Dr. Heine.

**Goetheschule** Offen-  
bach a. M.  
Realklassen, verbund. u. Vorschule  
erteilt **Einjährigenzeugn.**  
Die häuslichen Aufgaben werden  
unter Aufsicht der Lehrer in der  
Anstalt angefertigt. Mäß. Preise  
Prospekt durch die Direktion.

## Vorbereitungskurse

für die

**Einjährigen- u. Führerprüfung!**

Gewissenhaft geleitetes Alumnat.  
Stolp (Pom.). Fernruf 882.  
Präsidentenstr. 43 a. L.

H. Stormann, Inst.-Direktor a. D.

## Gleibener Pädagogium.

Höhere Privatschule für alle Schularten. Sexta—Oberprima  
**Einjährigen-, Primarstufe-, Abiturienten-Prüfung.**  
In etwa 20000 am großen Park. Gute Verpflegung.  
**Sommerheim** Charakterbildung durch Arbeit und Pflichten. Musik, Sport.  
Drucksachen durch Dir. Bruchmann, Glessen a. d. L., Wilhelmstr. 16.  
Nähe Universität.

**Dr. H. Kranse** Höhere Vorbereitungs-Anstalt f. Abitur., Prim., Einj.-  
Examen u. alle Klassen. h. h.  
Lehranstalt. 26 jährl. glänz. Erfolge. Pens. Besond. Damenklassen.  
Halle a. S. Bish. best. 245 Abitr., dar. 116 Dam. Prosp. fr. d. Dir. Dr. E. Basse.

**Gildemeister's Institut**, Hannover, Leopoldstr. 3. Sexta bis  
höhere Klassen. Schularbeiten unter Aufsicht. Von Herbst 1914 bis Herbst 1916  
bestanden 58 Abitur., 24 Prim. bes. Führ., 171 Einj.-Freiw. Prospekt  
durch die Direktion, W. Jobst.

**Hannover. v. Nippolsch's höh. Lehranstalt**, gegr. 1867, bereitet mit  
anerkannt vorzögl. Br-  
folgen für alle Mitt.-Ex. (Einj.-Freiw., Prim., Führ., Bes-  
ond.-Ex.) aus. f. admitt. Kl. höh. Schul. (inkl. Abit.-Ex.) vor. Kl. u. VI—OI. Pension u. ge-  
sundh. Aufsicht. **Währ. d. Krieges beschleunigte Führerlehre** bereit.  
Dir.: P. Otto Margraf, Hannover, Bleichstr. 4. Tel. 8116 N.

## Trüpers Erziehungsheime

mit Jugendsanatorium

auf der Sophienhöhe bei Jena

1880 gegründet für Knaben und Mädchen, die einer die Eigenart  
berücksichtigenden Pflege, Erziehung und Schulung vorüber-  
gehend oder andauernd bedürfen. — Es werden aufgenommen:

1. Kinder, die der **erforderlichen** Pflege und Erziehung **entbehren** müssen:  
Kinder von Kriegsteilnehmern und Abstandsdeutsche, Waisen, Halbwaifen u. h.
2. Kinder, die den **Anforderungen der öffentlichen höheren Schulen** (zeitweilig  
oder andauernd) nicht gewachsen sind, sei es wegen harter Konstitution,  
Übermüdung oder wegen angeborener geistiger Schwächen und Mängel.
3. Kinder, die **dahelmit besondere Schwierigkeiten** kranken: Nach Krankheit  
erholungsbedürftige, blutarme, nerven- und herzkranke, leicht abnorme  
und andere schwer erziehbare Kinder, schwächliche Mädchen in den Entwid-  
lungsjahren u. d. m.

**Reformidee** bis Sekunda mit kleinen Klassen (etwa 4 bis 15 Sch.). Besondere  
Berücksichtigung der Eigenart, Anlage und Mängel durch Sonderstunden und  
Sonderklassen. Roboterien, Zeichen, Schönen, Hohenarbeiten und  
sonstige Lebensbetätigungen als reale Grundlagen für theoretischen Unterricht. —  
Für minder begabte Mädchen **Handhaltungsschule**, für minder begabte Knaben  
**Berufsvorbereitungsklassen** nebst praktischer Ausbildung für Gartenbau, Lan-  
wirtschaft, Technik und Handel. — Für noch nicht schulpflichtige Kinder **Kindergarten**  
mit **Sondervorbereitungsklasse**. — Familiäres Leben in getrennten Knaben- u. h.  
Mädchenheimen. Pflege religiös-sittlicher und vaterländischer Gesinnung, liebe-  
volle, aber zielstreichere Willensführung und Charakterpflege. Sorgfältige Er-  
nährung (z. B. selbstverforgt), Luft- u. Sonnenbäder, heizbares Schwimmbad, Berg-  
manöverungen, Bewegungsspiele und Turnen, Garten- und Landwirtschaftsarbeiten,  
Massage und Feilgymnastik. Gesundheitliche Überwachung und ärztliche Be-  
handlung durch Universitätsprofessoren der Medizin. Erstklassige Empfehlungen  
Mäheres durch bildgeschmückte Programmschrift.

## Pädagogium Karlsruhe, B.

Ruhige Lage zwischen Gärten. — Führt in  
kl. Kl. bis Abitur (auch Damen.) —  
Fam. Anschluß. Seit 1907 best. 78 Zögl.  
I. V. O. I.; 20 d. Einjährl.-Ex.; 5 d. Führerl.-Ex. und 15 Hosp. d. Abitur.  
Kriegerwaisen schuldlosfrei. B. Wühl; Beitzer.

## Lähn i. Riesengeb. \* Pädagogium

bei Hirschberg. \* Ländliche Schulanstalt

gegründet 1873.  
Kl. Klassen, real, realgymn. u. gymn. Ziel: Einjährl. u. Vorbereit. auf Obersekunda. Streng  
gereg. Internat. fam. Charakt. Beste Pflege, Unterr. u. Erziehg. Oekonomie. Sport. Wandern.  
Bäder. Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Prosp. frei durch die Direktion.

**Barth'sche Privatrealschule mit Internat.**  
Solzig (Pomm.) Unterrichts-Zentrum für den Einj.-Dienst. Sorgfält. u. m.  
Nähe Universität. Prospekt durch die Direktion. Dir. Dr. L. Roedel



geliefert haben. Auf Grund des § 132 des Landesverwaltungsgesetzes vom 9. Mai 1918 gebe ich Ihnen hierdurch auf, die fehlenden ... Eier binnen 3 Wochen an die zuständige Ortsammelstelle bei Vermeidung einer Selbststrafe von 10 M., an deren Stelle im Unvermögensfalle eine Haftstrafe von 2 Tagen tritt, abzuliefern. Sollten Sie dieser Aufforderung in der gestellten Frist nicht nachgekommen sein, so wird die angebotene Strafe festgesetzt. Gleichzeitig behalte ich mir die Androhung von Festsetzung weiterer Exekutivstrafen vor. Auf Grund des § 53 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1883 wird dem Rechtsmittel die aufschiebende Wirkung genommen."

Wer bezahlen kann und dieses tut, wird danach aber keineswegs durch die Zahlung von der Ablieferung befreit, denn gleichzeitig wird die Androhung und Festsetzung von weiteren Exekutivstrafen vorbehalten, also für den Fall, daß nicht die nachträgliche Ablieferung erfolgt. Arme Frauen aber, deren Mann im Felde steht, und die nicht zahlen können, wandern also zwei Tage in Haft und veräümen die Arbeit — so fördert man die Erzeugung! —, weil sie nur von ihren vielleicht 8 Hühnern die Eier abgeliefert haben, während am 1. Dezember 1917 12 Stück vorhanden waren. Am 1. März 1918 waren aber doch auch nur 8 angegeben. Weshalb wird also nicht einfach, bevor die Strafe verhängt wird, aus den Zähllisten vom 1. März 1918 ermittelt, wieviel Hühner denn nun eigentlich bei Beginn der Ablieferungspflicht vorhanden waren?

### Bücherbesprechung

Das jüdische Prag. Eine Sammelchrift. (Prag, Verlag der Selbstwehr; geh. 2 M.) — Es ist leider nur zu viel hier gesammelt, eine Unmasse von Beiträgen, von denen viele sich nicht über den Durchschnitt der üblichen Antworten auf Rundfragen erheben. Aber anderes hätte man dafür lieber mehr gehört. Die Mitarbeiter werden wohl mit wenigen Ausnahmen Juden sein. Bei der eigenartigen Stellung, die Prag gerade in der neuesten deutschen Dichtung sowohl als Schauplatz verschiedener Werte, wie als geistige Heimat zahlreicher Dichter gewonnen hat, ist ein einbringlicheres Studium dieser eigenartigen Stadt jedem Literaturfreunde anzuuraten. Das vorliegende Heft ist gerade seiner Einseitigkeit bei in ihm zum Ausdruck kommenden Gesinnung wegen ein wertvolles Hilfsmittel.

## Hunde an die Front!

Bei den gewaltigen Kämpfen im Westen haben die Hunde durch stärksten Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtigen Stellungen gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist das Leben erhalten, weil Hunde ihnen den Meldebegang abnahmen. Militärisch wichtige Meldungen sind durch die Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.

Obwohl der Nutzen der Meldehunde überall bekannt ist, gibt es noch immer Bestzer kriegsbrauchbarer Hunde, welche sich nicht entschließen können, ihr Tier dem Vaterlande zu leihen!

Es eignet sich Schäferhund, Dobermann, Alredale-Terrier, Kottweiler, Jagdhunde, Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner Doggen und Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindestens 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind. Die Hunde werden von Fachdressuren in Hundeschulen abgerichtet und im Erfolgsfalle nach dem Kriege an ihre Bestzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Die Abholung erfolgt durch Ordnungen.

Also Bestzer: Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!

Die Anmeldungen für Kriegshund- und Meldehundschulen an Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin-Salemsee, Kurfürstendamm 152, Abteilung Kriegshunde, richten.

In Königreich Bayern bedienstete Hunde bei Inspektion der Nachrichtentruppen, München, Luisenplatz, für gleiche Zwecke melden.

# Dr. Schusters Institut

Gegebene 1882. Leipzig, Eisenstr. 50. Erfolge i. Westprett!  
 Vorb. f. Naturwiss. u. Prima-Prüfung (auch für Weibler u. für Damen!)  
 " " Einjähr.-Freiw.-Exam. u. (nicht verl. Oberst. u. a. Befand. schon u. 1/2 Jahr).  
 " " alle Klassen höherer Schulen. Schullehrer. bei Unschul. u. Unschul.  
 Sulk. Klassen VI—I. Prof. Dr. Schuster.

**Magdeburg.** Vorbildungs-Anstalt.  
 Dr. Schröder's  
 Prima. Abitur. Einjähr. Fähr.

Das Vorlesungsverzeichnis der

## Universität Marburg

für das Winter-Halbjahr 1918/19 ist durch das Sekretariat der Universität kostenlos zu beziehen.

Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie, Chemigraphie, Lichtdruck und Gravüre zu München

(Staatl. subv. u. priv. Bildungsanstalt.)

MÜNCHEN N. 23, Clemensstraße 33.

Ausbildg. in künstlerisch. u. technisch. Photographie in 2- u. 3-jährigem Lehrgang.

Nächster Eintrittstermin: Anfang September.

Statut „T“ kostenlos. Jahrbuch 1916/18 M. 2.30 postfrei. Die Direktion.

## Pädagogium Posen W.

Vorbereitungsanst. für Einj.-Freiw., Primaner, Fährlich, Abiturprüfung u. alle Klassen höh. Lehranst. Bes. Kurse f. Kriegsteilnehmer u. Abloger der Notprüfung. (Aus d. Felde beurlaubte bestanden nach 4—6 Wochen.) Pens. d. Direkt. illustr. Prosp. und Referenzen gratis.

## Stettin. Einjährigen-Institut Hoppe.

Kleine Schullerszahl. Pension im Hause. Prospekt kostenlos.

## Großherzogliche Musik- und Orchesterschule zu Weimar.

Direktor: Professor Bruno Hinze-Reinhold. Beginn des neuen Schuljahres Donnerstag, den 19. September 1918. Näheres durch das Sekretariat.

## Wiesbaden. Hofrat Fabers Privatschule

von Sexta an; erteilt Einjährigengzeugnis.

Sie spielen sofort  
**Mandoline**  
 Violine, Laute, Gitarre ohne jede Vorkenntnis. Noten mit Hilfe der D. R. P. a. Tonschrift **Be-De-Be** für jeden sofort spielbar. Lehr- u. Liederheft Nr. 252 Mk. 4.15 pro Inst. Tägl. viele Dankschreib. Dressel-Böttcher. Frankfurt a. M., Hohenstaufenstr. 21.

## Probehefte des Türmers

werden gern versandt. Für Aufgabe von Adressen, die Aussicht auf Erfolg bieten, ist dankbar der Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart).



◆ ◆ Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart ◆ ◆

In neuen Auflagen erschienen:

# Rhapsodien von der Freude

Von Paul Steinmüller

21.—45. Tausend. Steif geheftet 1.40 Mark

# Rhapsodien des Lebens / / /

Von Paul Steinmüller

11.—25. Tausend. Steif geheftet 1.60 Mark

---

**Reinhold Braun in der Deutschen Warte:** „Die beiden Büchlein sind seit einiger Zeit meine ständigen Begleiter und erquickten mich manches Mal bis ins tiefste. Immer wieder kann man diese feingeschliffenen, seelenvollen Rhapsodien lesen, und schließlich schwingt unsere Seele in ihren Melodien und ihr wird leicht und froh zumute, und eine helle Stärke erfüllt sie. — Ist das nicht Segens genug, der von diesen Büchlein ausgeht, die Carlos Lips so anmutig mit Titelzeichnungen verfaßt? Echte Feld- und Lazarettbüchlein, echte Haus- und Herzbüchlein.“

---

≡≡≡ Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart ≡≡≡

Friedrich Lienhard

# Thüringer Tagebuch

Buchschmuck von Ernst Liebermann. + + 23. Auflage

4 Mk. 50 Pfg., geb. 5 Mk. 50 Pfg.

Inhalt: Erstes Buch: Elfenland. Gruß an den Thüringer Wald — Heiliger Hain — Kichelhahn und Schwalbenstein — Elfenland — Irmgardis Lachen — Waldgedanken — Wetterleuchten — Zweites Buch: Weimar. Nachtgespräch im Park von Weimar — Weimar und Sanssouci — Ein Morgengang — Die vergessene Königin — Melusine — Goethes Einfachheit — Abendgespräch mit einer Mutter — Drittes Buch: Wartburg. Wartburg-Sonntag — Der Nibelungendichter — Die heilige Elisabeth — Ein Heldenpaar auf dem Rennflieg — Friedrich der Freudige — Luther und der Teufel — Wartburg-Gedanken.

„... Ein Dichter zaubert uns in edler Sprache die Landschaft mit ihren Bewohnern vor; ein Denker hält bedächtig still und entwickelt bedeutende Gedanken, die sich an Land und Leute knüpfen lassen ...“

„... er (Lienhard) ist ein Wanderer durch die Wunder und Schönheiten der Erde... in feinsinnigem Mitverständnis hat Ernst Liebermann zu den Worten eine bildliche Umrahmung gelpendet, deren schlichte Innigkeit mit dem Inhalt des Buches harmonisch zusammenstimmt.“

(Tägl. Rundschau)

## Für stille Stunden der Erhebung aus dem Alltag

empfiehlt die Augsburger Postzeitung in der  
Mai-Nummer ihrer literarischen Beilage

### Friedrich Lienhards Jugendjahre \*)

„Wir möchten dieses prächtige Buch“, schreibt die genannte Zeitung, „allen denen in die Hand drücken, die sich in ihrem Herzenkammerchen ein stilles heiliges Plätzchen für deutsche Ideale bewahrt haben. Unsere Zeit ist öde und wüstenhaft, der traurige Krieg und die Roheiten des Ausbeutens und Wucherns stürmen unsere Seele matt und müde. Und doch muß es Ideale geben, die unserer hungernden Seele, unserem Verlangen nach Güte und Liebe, unserem Durst nach Wissen und Schönheit Erfüllung gewähren. Für Lienhard heißen diese Ideale: Griesenklarheit, Christenfrieden und deutsche Warmheit. Ihm, dem die Waldesstille und die Einsamkeit so erquickende und frischsprudelnde Quellen seiner Lebensbildung und Weltanschauung sind, diesem ‚Meister der Stille‘ war es ein Herzensbedürfnis, in die Zeiten seiner *Studenten- und Jugendzeit* *Glückseligkeiten* und seiner Erinnerungen für sich und seine vielen Freunde und Verehrer zu sammeln. Durch seine ‚Erinnerungen‘ ist uns das Verständnis für sein Wesen und Wollen vollends aufgegangen. Das deutsche Gemüt braucht Ideale. Lienhard ist für den deutschen Idealismus ein gewaltiges Bollwerk geworden. Der seine Humor, der das Werkchen durchzieht, macht dem Leser keine geringe Freude. Wie köstlich ist so manches aus seiner Gymnastikzeit! Wieder andere Schilderungen zeigen von seinem hohen stillen Ernste, mit dem er sein ganzes Leben lang an seiner Veredelung gearbeitet hat. Es war ihm nicht leicht gemacht. Mit Ungeduld lesen wir von den Kämpfen, die sich jahrelang darum drehten, ob er das sichere Brot des Pfarramts anstreben oder den Dornenweg eines deutschen idealistischen Dichters einschlagen solle, in einer Zeit, in der nackter Realismus, un deutsches Wesen, Realismus die umgebenden Kreise im literarischen Berlin beherrschten. Von diesen Strömen und Ringen und seinen Erfolgen erzählt Lienhard in deutscher Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe... Wer der Frage nachgeht, warum die kulturelle und seelische Eingliederung der Elsas-Lothringer in den deutschen Staatskörper bis zur Stunde nicht zur Zufriedenheit gelungen ist, dem werden aus Lienhards Erinnerungen über manche Dinge und Fehler die Augen aufgehen. Lienhard war ein verdienstvoller Bahnbrecher für die Einfügung und Einlösung des Elsas in die deutsche Kultur...“

\*) Soeben in 6. Auflage erschienen. Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart

# Der Bücherfreund leidet Not

durch Mangel an guten Büchern in guter Ausstattung. Der Türrner-Verlag hat noch Vorräte, die er zu Friedenspreisen abgeben kann, u. a. von folgenden literarisch wertvollen Werken:

**Karl Storck, Mozart. Sein Leben und Schaffen.** 8°. VI. 553 Seiten. 6.50 Mk., gebunden 7.50 Mk.

Der Verfasser, als Schriftleiter am „Türmer“ und Herausgeber der „Musikgeschichte“ und des „Opernbuches“ allgemein bekannt, ist über den Stand der Forschung genau unterrichtet und entwickelt neue Gesichtspunkte.

**Dr. Carl Bindermann, Des deutschen Volkes Meisterjahre.** Gr. 8°. 299 Seiten. 3 Mk., gebunden 3.50 Mk.

„Der Verfasser begleitet in diesem Buche das deutsche Volk auf seinem Wege zum Meister- und Führer-Volk. Zunächst untersucht er die kommende Gestaltung unseres Volkes nach außen und innen, um dann ihrer Ausgestaltung im Leben der einzelnen Berufe und Stände nachzugehen. Überall sucht er den gerechten Ausgleich zwischen Zwang und Freiheit, die Verschönerung der Ordnung und der Selbstständigkeit, die Gestaltung der schöpferischen Kräfte. In lebendiger Darstellung spricht er über Rasse und Bevölkerung, über die Frau als Mutter, Erwerberin und Bürgerin, über Persönlichkeit, Familie und GeseUigkeit, über die verschiedenen Zweige des wirtschaftlichen Lebens, über die leitenden Stände in Wechselwirkung mit dem Volke und miteinander, aber auch besonders über die geistigen Fragen, die er stets in ihrer stillen Bedeutung aufzuhellen sucht.“  
(Mitteilungen der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Heft 8)

**Christian Rogge, Religiöse Charaktere aus dem 19. Jahrhundert.** 8°. 172 Seiten. 2 Mk., gebunden 2.50 Mk.

Inhalt: 1. Goethe. 2. Schleiermacher. 3. Thomas Carlyle.  
4. J. G. Wichern. 5. Bismarck.

... Hier steht ein Mann vor uns, der mit dem Tiefblick sympathischen Verständnisses den Geistesheroen, die er schildert, ins Herz geschaut, der ihres Geistes reinen Hauch verspürt hat, der mit klassischer Ruhe und Reife darstellt, was jene Männer empfunden, was sie ihm in der Welt zu sagen haben. Aus ihrer Zeit heraus, aus ihren Lebensverhältnissen, aus dem Stand und Zustand der damaligen, jeweiligen Lebens- und Weltanschauung heraus wendet er ihre religiöse Stellung und Stellungnahme...“  
(Trentsch: Tageszeitung)

**Christian Rogge, Nimm und lies! Biblische Streifzüge und Charakterbilder.** 8°. 204 Seiten. Gebunden 3 Mk.

... Es lebt wirklich etwas von Augustinischer Gemütsinnigkeit, Glaubenskraft und Phantasie in diesen Blättern, die — um nur ein paar der Beiträge hervorzuheben — die Bergpredigt als einen Spiegel des menschlichen Lebens deuten, den Humor in der Bibel behandeln, die Charakterbilder des Täufers, des Eltes, des Judas, des Hauptmanns von Kapernaum und des Nikodemus zeichnen und mit freiem Geiste und künstlerisch gebildetem Feingefühl die Offenbarung Johannes erklären.“  
(Westermanns Monatshefte)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen, auf Wunsch auch vom Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart



Verlag von  
Quelle & Meyer, Leipzig



# Der Weltkrieg

in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk

herausgegeben von **Max Schwarte**

Generalleutnant

521 Seiten. In Originalband Mark 16.—

## ==== Inhalt: ====

**Zum Geleit:** Rudolf Herzog / **Das Wesen des Weltkrieges:** Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Troeltsch / **Kriegsführung:** General d. Inf. Dr. H. Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant Schwarte, Vizeadmiral Freiherr v. Malzhahn, Arbeitersekretär Giesberts / **Politik:** Landtagsabgeordneter Dr. Blankenburg, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann / **Volkswirtschaft:** Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister Dr. Wilms, Handelsredakteur W. Juhl, Prof. Dr. Wygodzinski, Landrat Rotger, Prof. Schwinning, Prof. Prion, Wirkl. Geh. Rat Prof. v. d. Leyen / **Frauenleben und Frauenarbeit:** Dr. Gertrud Bäumer / **Volkswohlfahrt:** Generalarzt Prof. Dr. Schumburg, Prof. Klumker / **Rechtspflege:** Landgerichtsrat Dr. Bovensiepen / **Geistiges Leben:** Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fasbender, Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Norrenberg, Prof. Kampf, Chefredakteur Poffe, Prof. Dr. Sprengel / **Schlusswort:** Generalleutnant Schwarte

**W**as der Krieg an einschneidenden Wirkungen dem deutschen Volke auf allen Lebens- und Schaffensgebieten brachte, wie er es zum Umgestalten aller Gedanken und Arbeitsgewohnheiten zwang und wie er in dieser Umgestaltung die Grundlagen schuf und die Wegziele wies für den demnächstigen Neubau, für die Lebensnotwendigkeiten und Zukunftshoffnungen — das alles in einem Bande zusammengefaßt zu schildern ist in dem Buche von führenden Männern aller in Betracht kommenden Berufe unternommen. Kriegsführung zu Lande, zur See und in der heimatischen Arbeit, innere und äußere Politik, Verwaltung und Volkswirtschaft, Landwirtschaft, Industrie und Technik, Handel und Verkehr, Gesundheitspflege und Fürsorgewesen, Rechtspflege, Frauenarbeit, Religion und Unterricht, Kunst, Presse und Literatur: jedes Gebiet wird von einer seiner führenden Persönlichkeiten unter dem Gesichtspunkte der Kriegseinwirkung behandelt, verschieden je nach der staats- oder volkswirtschaftlichen Anschauung der Verfasser, aber einig in der Richtlinien der heißen Liebe zum Vaterlande, einig in dem Ziel, daß aus den Kriegstrümmern erstehen müsse ein kraftvolles deutsches Volk, gleichberechtigt in der Welt mit jedem anderen Volke!

In kurzer, prägnanter Darstellung geschrieben, verlangen die Arbeiten zweifellos die Aufmerksamkeit aller Kreise, zwingen zum Meinungsaustausch und werden an ihrem Teil mitwirken, die Grundlagen für das Wiederaufleben der deutschen Art, der deutschen Arbeit und der deutschen Gedanken zu klären, sie im Friedensschluß festzulegen und für die Friedensarbeit vorzubereiten.

Das große  
politische  
Blatt: Die  
Postische  
Zeitung

Monatlich 3 Mark bei allen Postanstalten  
und beim Verlag: Ullstein & Co, Berlin SW



# Briefe

H. Zeh, M. i. V. Sie möchten wissen, wo das nachfolgende Gedicht entstanden hat bzw. wer sein Dichter ist: —  
 Er schlief sich die Wände entlang,  
 Sie lustig im Tanze sich schwang;  
 Ihr Auge so hell, lacht manchem Gesell,  
 Ihm wollte das Herz schier erstarren,  
 Doch das hat niemand erfahren.

Finden Sie nicht auch, daß es etwas Verschwendung Ihrer missfalligen Kraft war, diese nicht eben klaffischen Verse zu vertonen?

S. Neumann, S. Charl. Zu dem im Heft 19 enthaltenen Aufsatz Frank von Kleists: „Amerikanische Getreidepreise“ schreiben Sie, daß sämtliche zahlenmäßigen Angaben des Artikels durchaus falsch und irreführend sind. „Der Artikel behauptet nach Daily Chronicle vom 15. 12. 17 etwa folgendes: Der Roggenertrag ist 515949000 Kubfuss im Werte von 810726400 Pfund Sterling, der Winter-

## Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1570 Millionen Mark.  
 Dividenden der Versicherten für die Kriegsjahre 1914/18:  
 39 Millionen Mark.

**Kriegsversicherung mit sofortiger Vollzahlung.**

Aufnahme vom 10. Lebensjahre an.

## Für Kur und Erholung

### Kinderheim Uthemann — Solbad Salzuflen. —

Kinder besserer Stände finden freundliche Aufnahme zur Erholung und Kurgebrauch. Sommer- und Winterkur.

„Godeshöhe“. Kuranstalt für Nervöse, Erholungsbedürftige. Schönste Lage Rheinlands. Prospekt durch **Godesberg a. Rh.** — Dr. — Bernard.

### Kinder-Erholungsheim Braunlage im Oberharz

Sommer- und Winteraufenthalt für Kinder und junge Mädchen gebildeter Stände. Prospekt durch

Gertrud Wetzel.

**Finkenmühle**  
 Thüringer Waldsanatorium  
 Post Mellenbach

Dauernd geöffnet  
 — Eigene Landwirtschaft —

### Über Zucker- Ausscheidung

verlange man **Gratis-Broschüre.** Vertr. des Dr. med. Stein-Callenfels-Präp. Bonn Rh., Cassiusgraben 9.

### Zur gest. Beachtung!

Wenn Sie mit einem von diesen Instituten in Briefwechsel treten, dann bitten wir immer hervorzuheben, daß Sie die Anzeige im „Eürmer“ gelesen haben.

### BERLIN W

### Pension Kurfürsten-Eck

Kurfürstendamm 33a,  
a. Untergr.-Bahn, Uhländstr.

Neue gedieg. Einrichtung, Fahrstuhl, elektr. Licht, Heiß-, Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. Gute Verpflegung. Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. Fernspr.: Steinplatz 9142.

### Schierke a. Harz, Hotel Fürst zu Stollberg

200 Zimmer und Salons / Bäder / W.-C.  
Näheres durch die Direktion.

**Sool-Bad Sooden/Werra, Villa Lentz.** Junge Mädchen finden herzl. Aufn. zur Erhol. u. Kurgebrauch b. Familienanschl. Voller Pension 6 M. täglich, bei längerem Aufenthalt billiger. Frau Amtmann **Kriss.**

### Frankfurt a. Main / Kölner Hof

Bekanntester Gasthof guten Ranges am Hauptbahnhof, rechts.  
 130 Zimmer mit 180 Betten von M. 2.50 bis M. 4. — / Zimmer mit Bad / Dampfheizung / Fahrstuhl / Elektr. Licht.  
 Besitzer: **Herm. Laaf.**

### GOSSMANN'S SANATORIUM

### WILHELMSHÖHE-CASSEL

Beste Heilerfolge. Auch für Erholungsbedürftige. Arzt und Arztn. Gesunde, reichliche Verpflegung (eigene Landwirtschaft).

### Heidelberg : Hotel Victoria.

Haus allerersten Ranges • Auto-Garage.

D. Neues Instrument  
R. zur sicheren u. schmerzlosen Behandlung von  
P. **Harnleiden**

**Ohne Berufsstörung**

In Krankenhäusern, Lazaretten, Kliniken im Gebrauch.

Schnellste Erfolge auch bei hartnäckigen Fällen. Prospekt 10 durch **Sanabo G. m. b. H.**

„Sanabo“-Heilanstalt: Berlin W, Bülowstrasse 12, pt.  
 Aerztlicher Leiter: Sanitätsrat Dr. Paul Wolff  
 Fernspr.: Lrw. 9604. Sprechst. 1-2, 6-8; Sonnt. 11-1. Besondere Wartezimmer für Damen  
 Weitere „Sanabo“-Anstalten (ärztl. Leit.) sind eröffnet.



# Politische Bucherei

geleitet von  
Beh. Reg.-Rat Prof.  
Dr. Erich Mards



Beh. Reg.-Rat Prof.  
Dr. H. Schumacher  
Prof. Dr. R. Smend

## Neue Erscheinungen:

Beh. Reg.-Rat Prof. Dr. Aloys Schulte  
**Frankreich  
und das linke Rheinufer**

Geh. M 10.-, geb. M 12.-

„Ein Buch, das auf den Verhandlungstisch gehört, an dem die Abrechnung mit Frankreich beglichen wird.“ (Kölnische Zeitung.)  
„Das Wert des gelehrten Bonner Historikers ist eine gewonnene Schlacht.“ (Zürcherische Landzeitung.)

Beh. Reg.-Rat Prof. Dr. Karl Hampe  
**Das belgische Bollwerk**

Geh. M 4.-, geb. M 6.-

„Das ausgezeichnete Buch des Heidelberger Historikers besitzt einen wissenschaftlichen Wert, der weit über den meisten in der letzten Zeit erschienenen Bücher über Belgien übersteigt.“ (Nord und Süd.)

Privatdozent Dr. J. Szekfü  
**Der Staat Ungarn**

Geh. M 3.20, geb. M 4.80

„Das Buch ist überaus anregend geschrieben, vermittelt reiche Kenntnisse und bildet einen wertvollen Beitrag mitteleuropäischer Staats- und Verfassungsgeschichte.“ (Hamburger Nachrichten.)  
„Für den, der sich über mitteleuropäische Fragen ein Urteil bilden will, dürfte das Buch unentbehrlich sein.“ (Das größere Deutschland.)

Professor Dr. Alfred Hettner  
**Der Friede  
und die deutsche Zukunft**

Geh. M 3.50, geb. M 5.-

„Die schwierigsten Probleme der Politik behandelt der Heidelberger Gelehrte mit so wohlthuender Sachlichkeit, Würde und Ruhe, daß man sein Buch ein Lehrbuch moderner Politik nennen könnte.“ (Münchener Neueller Nachrichten.)

Berthold Molden  
**Aloys Graf Aehrenthal**

Sechs Jahre äußere Politik Österreich-Ungarns

Geh. M 6.-, geb. M 8.-

„Moldens Werk ist in der Nähe des Wiener Ballplatzes geschrieben. Daher die außerordentliche Orientiertheit des Verfassers. Jedenfalls verdient das bedeutende Buch, das an alle außenpolitischen Fragen Österreich-Ungarns rührt, die höchste Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber wie der Politiker.“ (Wiensche Zeitung.)

Ausführlichen Prospekt mit Subscriptions-Bedingungen  
auf Wunsch kostenlos durch jede Buchhandlung oder die  
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

**Sculpturen, Bilder und Festgaben.**  
Kunststoffe kostenfrei.  
H. Plenz, Berlin, Adalbert 69.

**Woher?** Etymolog. Wörterbuch der deutschen Sprache  
von Dr. E. Wäffler. Geb. M. 6.—. Für alle Gebildeten, die Interesse nehmen an der Geschichte, der Entwicklung u. dem Wesen d. deutschen Sprache.  
Ferd. Dümmlers Verlag,  
Berlin SW. 68.

**HARMONIUM**  
die Königin der Hausinstrumente.  
**HARMONIUM**  
sollte in jedem Hause zu finden sein.  
**HARMONIUM**  
mit edlem Orgelton von 66—2400 Mark.  
**HARMONIUM**  
auch v. Jederm. ohne Notenkl. 4st. spielbar.  
Prachtkatalog umsonst.  
Alois Maier, Hofpl., Fulda 167.

## Körperkultur

Festschrift d. Vereins f. Körperkultur, Beiträge erst. Gelehrter, Künstler, Schriftst., üb. Körperkultur, 40z. T. ganzseitige Bild. auf feinst. Papier. Preis 2.40 M.

Sammelbände v. Kraft u. Schönheit, 400 S., 100 Abb. in elegantem Leinenband. Preis 6.— M.  
Vorr. Bd. 4, 5, 7, 8, 9, 10, 13.

Probabände Kraft und Schönheit, je 100 S., 40—50 Bilder, vorr. 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, je 60 Pf.  
Turner und Helden von Gustav Möckel. Die Körperkultur im Ernstfalle. 30 Lebensvolle Schilderungen von Turnern, die 1870/71 das Eis. Kreuz errang. Hochint. Kart. 3.—, geb. 3.60

Proschek-System, das beste System der Körperkult. ohne Geräte durch Willenskraft zur Muskelkraft. Auf Tafeln in Mappe. 6.—

Der Weg zur Schönheit von A. Kelch, 530 S. mit zahlr. Abb. brosch. 7.20, geb. 9.—

Verlag „Kraft u. Schönheit“  
Berlin-Steglitz 38.

## Der Siedler

Zeitschrift zur Pflege deutschen Geistes und guten Geschmacks im Siedlerwert herausgegeben. von Hanns Horst Kreisel



Probeheft 1 M. postfrei durch  
Verlag Oscar Laube · Dresden

**Anzeigen** finden durch diese Zeitschrift die wirksamste Verbreitung.

weizenetrag 65082000 Bushels im Werte von 261483600 Pfund Sterling. Ferner wird ausgerechnet, daß 1 kg Roggen 2.04 M und 1 kg Weizen 3.06 M ab Farm kostet.

In Wahrheit betrug die Ernte an Weizen und Roggen in den Ver. Staaten im Jahre 1917 — am 13. Dezember 1917 konnte natürlich der Ausfall der Ernte 1918 noch nicht in Betracht gezogen werden, es kann sich also nur um 1917 handeln —: 418 Millionen Bushels Winterweizen, 238 Millionen Bushels Frühjahrweizen, 60 Millionen Bushels Roggen. Das sind in Tonnen umgerechnet: 11,4 Millionen Tonnen Winterweizen, 6,3 Millionen Tonnen Frühjahrweizen, 1,5 Millionen Tonnen Roggen. Was die amerikanischen Getreidepreise anlangt, so notierte am 13. 12. 17: Weizen in Neuport 226 C per Bushel = 348.70 die Tonne (1000 kg), Roggen in Neuport 193 C per Bushel = 298. — die Tonne (1000 kg).

Der Wert der Ernte berechnet sich daher auf ungefähr: für Gesamtweizen 304 Millionen Pfund Sterling, für Roggen 24 Millionen Pfund Sterling.

Ein Blick auf den Reichlichen Artikel zeigt, daß in diesem ganz anbere und völlig falsche Ziffern verwendet worden sind. Herr von Riehl möge bedenken, daß der von ihm angeführte Preis von 3.06 M per Kilogramm für Weizen bzw. 2.04 M für Roggen, einen Sonnenpreis von 3060 Mark bzw. 2040 M (für 1000 kg) bedeutet. Daraus allein ergibt sich schon, wie falsch die Unterlagen sind, die der Verfasser gewährt hat.

Unser Mitarbeiter eignet sich darauf, daß er in seinem Artikel ganz genau die von ihm benutzten Quellen erwähne. Gleichseitig möchte ich betonen, daß „Daily Chronicle“ bis zum heutigen Tage die meiner Arbeit als Grundlage dienende Meldung der „Exchange Telegraph Co.“

weder widerrufen noch berichtigt hat, dieselbe im Gegenteil, wie am Schluß meiner Arbeit erwähnt, noch besonders unterflichen hat. Im Gegensatz hierzu vermißte ich in Herrn Neumanns Schreiben irgendeinen Hinweis, woher er die nach seiner Hauptangabe richtigen Zahlen nimmt. Die Richtigkeit und Übereinstimmung der Übersetzung und Zahlen mit dem englischen Original in der „Daily Chronicle“ vom 13. 12. 17 brauche ich wohl nicht noch besonders zu betonen.

Der Rest ist Schwätzerei. In der „Deutschen Zeitung“ bindet sich Pfarrer Spieß (Dresde) jene „Polemiker“ vor, die sich ihren Kampf gegen politische Gegner dadurch recht wesentlich erleichtern, daß sie sich die Bemerkung für ihre oft sehr gewagten Behauptungen öfentken. Es ist diesen Angriffen gegenüber ganz zutreffend betont worden, daß man sich auf sie so lange nicht einzulassen brauche, als nicht die lebenden

## Empfohlene Bildungs-Anstalten für Töchter

### Chemieschule für Damen

Dr. Ing. Ulrich, Grimma b. Leipzig. Ausbildung in allen Zweigen der Chemie u. Bakteriologie.

### Privat-Sänglingsheim

nimmt Neugeborene und Kinder in liebevoller, sachgemäßer Pflege. Großer sonniger Garten.

Schwester E. und M. Penz, geprüfte Sänglingschwesterinnen, Berlin-Mitte, Caseler Straße 3.

### Dr. Asbrand's Chemieschule für Damen Hannover - Linden

Prospekt frei.

Dr. Bastian Erste Leipziger med. Chemie- und Bakteriologien-Schule Leipzig, Reilstrasse 12. Ausf. Prosp. frei.

### Das Studentinnenheim

Marburg, Riethofstr. 13 bietet Damen z. Vorbereitg. a. d. humanist.- u. realgymnast. als Ergänzungs- u. d. humanist. Reifeprüfung. Wohnung, Verpfleg. u. Unterricht i. Hause. Individuelle Behdg. b. anbegrenzt. Zahl führt schnell u. sich. z. Ziel. Sath. voll. Erf. NeuseKurse i. Apr.u. Okt. Näh. briefl. Ziegler, Pfarrer a. D.

### Unterrichts-Anstalten.

Erziehungs-Institute usw. erzielen mit einer ständigen Anzeige in vorstehender Rubrik infolge der großen Verbreitung des „Türmer“ in den guten Familien

### besten Erfolg.

Preisstellung und Vorschläge sendet auf Wunsch die

### Anzeigen-Verwaltung des Türmer

Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

### Seminar der Musikgruppe Berlin, E. V. \* \*

Berlin W. 37, Pallasstr. 12. Beginn: 1. Oktober.

Ausbildung von Lehrerinnen für Schulgesang, Klavier und Violine.

Vorbereitung auf die staatl. Prüfung. — Abschlußprüfung des Verbandes.

Berlin-Charlottenburg, Rankestr. 31/32, dicht b. d. Kaiser-Wilh.-Gedächtnsh.

### Willigmannsches Lyzeum und Oberlyzeum

verbunden mit kleinem Pensionat für Kinder und junge Mädchen.

Lyzeum: Beschränkte \* Oberlyzeum: Frauenschule m. wahlfreien Kursen in wissenschaftlichen und praktischen Fächern. Schülerinnenzahl.

Prospekte durch die Direktorin **E. Willigmann.** Sprechzeit 1—2 Uhr, außer Sonntag.

### Institut zur Ausbildung Wissenschaftlicher Hilfsarbeiterinnen - Berlin

Kurse in: Röntgenologie, klinischen Untersuchungsmethoden, Bakteriologie, Serologie, Mikroskopie, med. Chemie, wissensch. Photographie u. Zeichnen. 6 wöchentl. Einführungskurse. Prospekte durch die Geschäftsstelle, Berlin-Ch., Kurfürstendamm 230.

Charlottenburg, Berlinerstraße 39

### Klodow'sches Lyzeum

getrennte Oester- und Michaelisklassen.

Alles Nähere schriftlich oder wochentags ½1 bis ½2 Uhr.

<p>Evangelisches</p> <h3 style="text-align: center;">Seminar</h3> <p>für Kindergärtnerinnen u. Hortnerinnen (mit staatlicher Abschlussprüfung). Dauer: 1½ Jahre. Beginn: April, Oktober. Vorbildung: Lyzeum oder Mittelschule.</p>	<p>Evangelische</p> <h3 style="text-align: center;">Frauensschule</h3> <p>für kirchliche u. soziale Arbeit. Dauer: 1½ bis 2 Jahre.</p>
--	--

**Diakonissen-Mutterhaus „Paul Gerhardt-Stift“, Berlin N. 65.**

Unter dem Ehrenschutz I. Maj. der Kaiserin.  
Lehrpläne und Auskunft durch den Vorstand.

### Berlin-Westend Tochterheim

gegr. 1867, für jge. christl. Mädchen höh. Stände, am Grunewald geleg. Wissensch., Spr., Turn., Tanz., Anstandsl., tücht. Lehrkr., Engl. im Hause. Kräft. Kost. Besuch v. Theatern, Konzerten u. Kunstsamml. Berlins unt. Leitg. Gr. Garten. Tennis usw. Gartenbau. Ausk. d. d. Vorsteherin Frä. J. Kollmorgen.

### Handelslehrerinnen-Seminar

von Frau Elise Brewitz, Berlin W., Potsdamerstrasse 90. Staatliche Prüfung.



Beweise beschafft sind. Zweifellos hat der, welcher Behauptungen aufstellt, auch die Beweislast zu tragen; entzieht er sich dieser Verpflichtung, so hat er die Vermutung gegen sich, daß es ihm überhaupt an Beweisen fehlt und er seine Behauptungen leichtfertig und böswillig aufstellt. Nun sind wohl kaum über eine politische Gruppe (sozial unbewiesene Beschuldigungen in die Welt gegangen und werden noch tagtäglich von gläubigen oder leichtfertigen Nachbetern wiederholt, wie über die Alldeutschen. Einzelne Schlagworte sind schon zum stehenden Sprachgut der gegnerischen Presse geworden. Ertrapt man aber einen der Anfläger einmal auf freier Tat und stellt ihn, so macht man die eigenartige Erfahrung: er hält sich in Schweigen. Aus der jüngsten Zeit können wir dafür drei bezeichnende Beispiele anführen.

In einer Sitzung der Hamburger Bürgererschaft vom 29. Mai hat der fortgeschrittene Abgeordnete Dr. Blund den Alldeutschen vorgeworfen, sie hätten zum Krieg gehetzt und diese Schuld der Alldeutschen am Krieg mit dem Hinweis auf eine angeblich alldeutsche Äußerung: „Diese Stunde haben wir ersehnt, unsere Freunde wissen es“ begründet (vgl. „Frankfurter Zeitung“ Nr. 150, 1. X. 11.). Da dieses Zitat aus den „Alldeutschen Blättern“ bereits zweimal in der Öffentlichkeit als eine gemeine Fälschung festgestellt ist („Alldeutsche Blätter“ Nr. 2 vom 12. Januar 1917 und „Deutsche Zeitung“ Nr. 139 vom 17. März 1918), haben wir den Abgeordneten Blund wegen seiner Behauptung zur Rede gestellt und ihm („Alldeutsche Blätter“ Nr. 24 vom 15. Juni d. J. und „Hamburger Nachrichten“ Nr. 232 vom 10. Juni d. J., an letzter Stelle unter Abdruck des vollen Wortlautes seiner Belegstelle) die Frage vorgelegt: Ist ihm der volle Wortlaut jenes Artikels in den „Alldeutschen Blättern“ bekannt gewesen? Wenn ja, wie will er dann den Vorwurf, die Alldeutschen hätten den Krieg erregt, aufrecht erhalten? Wenn nein, wie vereinbart er es mit der Gewissenhaftigkeit und dem Rechtfertigungsgefühl, die für einen Abgeordneten Pflicht sind, öffentlich gegen politische Gegner eine Anlage zu erheben, die längst als böswillige Entstellung bewiesen ist? Wir haben dabei ausdrücklich die Erwartung ausgesprochen, daß er den Mut habe, zu seinen Worten zu stehen, haben uns aber in dieser Annahme getäuscht. Er hat auf unsere Anfrage nicht geantwortet: der Rest war Schweigen!

Genau dieselbe Erfahrung haben wir mit dem bekannten Professor Göß aus Leipzig gemacht. Er hatte in einer Einleitung an das „Berliner Tageblatt“ (Nr. 303) allerlei verworrene Andeutungen über eine „alldeutsche Nachttheorie“ gemacht, von der er sich angeblich durch eine tiefe Klust geschieden fühlte, und dabei so getan, als sei diese alldeutsche „Nachttheorie“ eine ausgemachte Sache, die jedermann bekannt und über die kein Zweifel mehr möglich sei. Da die Alldeutschen von einer solchen Theorie nichts wissen, soviel davon auch in der gegnerischen Presse gesabelt und gefaselt wird, so schießen uns die Gelegenheiten günstig, von Göß etwas darüber zu erfahren. Wir haben ihn deshalb („Deutsche Zeitung“ Nr. 345 vom 9. Juli d. J.) um Aufklärung gebeten, wie die „alldeutsche Nachttheorie“ laute und wo und von wem sie vertreten werde. Indes, die Antwort ist ausgeblieben. Auch hier war der Rest — Schweigen! Die vorlaute Raseweisheit, mit der der bestellte „Spezialist“ für Betämpfung der Alldeutschen für Göß einzupringen suchte („Deutsche Korrespondenz“ Nr. 29), kann den peinlichen Eindruck, den das Schweigen Gößens erweckt, nicht verwischen.

Alle guten Dinge sind drei. Ein Dr. Schuchart hat eine Schrift „Die Außenhandelsförderung Englands in ihrer

**Agnetendorf, Elise Höniger**  
 im Riesengebirge  
 Landerziehungs-, Erholungs- und Ferienheim für Kinder und junge Mädchen  
 Das ganze Jahr geöffnet. Fernsprecher Hermisdorf und Kynast No. 3  
**Breslau XIII, Kaiser-Wilhelm-Straße 28/30**  
 Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt, Sprachlehrerinnenkurse, Gymnasialvorbereitung (hum. u. real.), wissenschaftl. und pr. Fortbildung. Mündliche Auskunft und Prospekte durch Breslau und Agnetendorf.

**Blankenburg/Harz.** Töchterh. v. Frau Dir. Kölling u. Tochter, gegr. 1884. Haushalt und wissensch. Forb. Beste Empfehlungen.

**Töchterheim „Carla“, Blankenburg/Harz.** Ges. Lago a. Walde. Gründl. Ausbildg. i. Küche u. Haus. Koch, Schneid, Weißnähh., Fortbildg. i. Sprach., Literat., Kunstgesch.; Malen, Musik. Gesellsch. Verkehr. Tanzstunde. Ia. Ref. Prospekte.

**Braunschweig, Böttenweg 14 / Christliches Erziehungsheim** für junge Mädchen, verbunden mit Frauenschulklasse. Vorsteherin: Frä. v. Wachholtz, staatlich geprüfte Lehrerin.

**CASSEL.** Deutsches Töchterheim am Habichtswalde, Gründl. Ausbildg. i. Hauswirtschaft und Gartenbau, wissenschaftl. Weiterführung. Erz. zu edl. deutsch. Gesinnung und Lebensführung. Gute Verpflegung. Eig. Haus in herrlichster freier Lage in unmittelbarer Nähe der Wilhelmshöher Parkanlagen. Jahrespreis 1800 Mark. Näheres durch die Leiterin Fräulein Henny Rocholl.

**G. Wilhelmshöhe, Töchterheim Berger.** Eig. Besitzung m. Obstgarten. Haushalt und Wissenschaft. inkl. Mark 1800.— jährlich, Mark 1000.— halbjährlich. Prosp. durch die Vorsteherin.

**Fischer's Privat-Töchterheim.** Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter höherer Stände. Gesunde Lage im Habichtswalde Jahrespreis 2000 M. Prospekte durch Frau G. Fischer. **Wilhelmshöhe.**

**Dresden.** Leubnitzer Str. 21 (Schweizer Viertel)  
**Töchterpensionat Hessling**  
 Gegründet 1858 B. d. T.  
 Villa mit Garten. Neuzeitliche Einrichtungen.  
**Erziehungs- u. Fortbildungsheim I. Rg.**  
 Wissenschaften. Sprachen. Kunst.  
 Vorzügliche Empfahng. Jahrespreis 1800 Mk.  
 Für ausreichende, gute Verpflegung gesorgt.  
 Telefon 16149. Inh.: Agnes Reichel.



**Dresden-A., Töchterpensionat Leonie Freiin von Bibra**  
 Bergstraße 25.  
 Sorgf. Ausbildg. Erste Lehrkräfte. Villa m. Garten. von Bremer — von Mosengeil.  
 Pensionspr. 2000 M. Prospekt d. d. Vorsteherinnen.

**Dresden, Villa Angelika. Töchterheim Pohler.**  
 Silb. Medaille Eign. Villengrändl., altrenom. Erste Prof. f. Wiss., Sprach., Musik, Mal. Nationallehrerin. Gesell. u. häusl. Ausb. Turnen, Sport. Eig. Berg-Ferienheim. Illus. Prosp. I. Refer. Schularzt. H.

**Dresden, Töchterheim C. Rehm.**  
 Schnorrstrasse 2. || Alls. Ausbildg., gewissenh. Erz., erste Lehrkr. u. Empf.

**Dresden-N., Töchterheim Schwarz** von Frä. R. Keller.  
 Am Albertplatz. Für zeitgemäße, wissenschaftliche, praktische und gesellschaftliche Ausbildung.  
 Alleinbewohnte Villa mit großem Garten.

**Dresden-A., Sophie Voigts Töchterheim**  
 Buchstrasse 12 verbunden mit  
**Höh. Koch-, Haushalt- und Industrieschule**  
 Gute, reichl. Verpflegung. Illustr. Prosp. kostenlos.

neuesten Entwicklung" veröffentlicht. Darin kommt folgende Stelle vor:

Die Wirkung des deutschen Gedankens und seine Pflege in den dreien Massen des Volkes ist sicherlich ein hohes politisches Ziel. Wenn sie sich aber in so phantastischer und das Ausland herausfordernder Weise gebärdet, wie es bei uns der Alldeutsche Verband gelegentlich getan hat, so ist der Schaden für die ganze nationale Außenwirkung ein viel größerer, als der Nutzen im besten Fall sein kann. Gerade die alldeutsche Bewegung hat es an Selbstbeherrschung und politischer Einsicht oft fehlen lassen. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, die Meinung der Welt über uns zu verwirren. Obgleich der Kern unseres Volkes weniger ihren Grundanschauungen als ihrer Politik fern geblieben ist, müssen wir die verderblichen Folgen, die alldeutsche Phantasieereien auf die Auslandsmeinung ausgeübt hatten, in ihrer ganzen Schwere auf uns nehmen." (S. 16.)

Mit Recht hat die „Deutsche Tageszeitung“ (Nr. 290) diese Ausführungen gerügt und ihre Aufnahme in ein „wissenschaftlich zu wertendes Buch“, „aufs höchste befremdend“ gefunden. Sie hat ihn schlagen entgegengesetzt, daß uns „das Gefährde der Fälscher der Antispartanien über den deutschen „Militarismus“, die „Zunkerherrschaft“ und dergleichen im Ausland weit gefährlicher geschadet hat als vielleicht einzelne etwas über das Ziel hinauschießende Äußerungen alldeutscher „Politiker“. Von dieser weit schwereren Schädigung aber spreche Schuchart nicht. Bei diesem berechtigten Vorhalt ist noch ganz außer acht gelassen, daß Schuchart offenbar gar nicht nur „einzelne etwas über das Ziel hinauschießende Äußerungen alldeutscher „Politiker“ im Auge hat, denn er richtet seine Vorwürfe ausdrücklich gegen den alldeutschen Verband und die alldeutsche Bewegung in Sauf und Bogen. Die Hauptleitung des Verbandes hat ihn deshalb um eine Mitteilung gebeten, „wieso sich der Verband in einer phantastischen, das Ausland herausfordernden Weise gebärdet hat“ und ihn ersucht, diejenigen Fälle anzuführen, in denen die „alldeutsche Bewegung es an Selbstbeherrschung und politischer Einsicht hat fehlen lassen“. Der Erfolg war derselbe wie in den anderen beiden Fällen: Auf die Anfrage, die Dr. Schuchart brieflich zugeing, ist keine Antwort erfolgt. Also dasselbe Ergebnis: der Rest ist Schweigen.

Aus dem gleichmäßigen Verlauf der Dinge in den drei angeführten Fällen ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit der Schluss: Die Herren, die so leichtfertig mit ihren Vorwürfen und Behauptungen über den Alldeutschen Verband und die Alldeutsche Bewegung umgehen, haben für ihre Auslassungen nicht einmal die dürftigsten Unterlagen und für ihre Behauptungen nicht den Schatten eines Beweises. Sie schwächen nach, was eine gewissenlose Presse ihnen tagtäglich über die Alldeutschen vortreibt, sie erliegen einer Massen suggestion, und zwar um so leichter, als es sich um politische Segner handelt, sie nehmen sich nicht die Mühe, selbst nachzuprüfen, was sie als ausgemachte Wahrheit weitergeben. Sobald sie einzelne Fälle anführen sollen oder um ihre Beweise angegangen werden, verstummen sie, die vorher so redselig und mittelstimmig sind, sie müssen verstummen, weil sie nichts haben, was sie antworten könnten. Daß ihr verlegenes Schwelgen die schlagendste Widerlegung ihrer unbewiesbaren Behauptungen ist, fühlen sie selbst sehr gut; sie rechnen aber wohl mit dem kurzen Gedächtnis der Öffentlichkeit und damit, daß sich bedenkenfreie Nachbeter genug finden, die die Pause ihres betretenen Verstummens mit um so lauterem Geschrei ausfüllen und ihnen so über ihre selbstverschuldeten Verlegenheit hinweghelfen. Unser Urteil über ein solches

**Schloss Düneck b. Uetersen**, von Hamburg 58 Minuten, von Kiel 1 1/4 Std. Bahnfahrt.  
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer**.  
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

**Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.**

Ländl. gesunder Aufenth. im Eigenbest. tum. Theoretische und praktische Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens und der Gärtnerei. Weiterbildung in Musik, Gesang, Liter., Sprachen, Malen. **Halb- und Jahres-Lehrgang.** Anerkannt gute Verpflegung. Während des langjährigen Bestehens der Anstalt wurden mehrere Tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan unentgeltlich. Näheres durch die Vorsteherin.



**Eberswalde bei Berlin.** Tochter-Heim von **Fräul. H. u. L. Tögeler**, verbunden mit **Privat-Lyzeum.** Prospekte zur Verfügung.

**Eberswalde.** Vornehmes Familienpensionat für junge Mädchen (einschließl. alte Sprachen u. Mathematik) und häusliche individuelle Erziehung. Unterricht in Musik (Geige, Gesang, Klavier). Gute Verpflegung. Beste Lage am Walde. Garten. Prospekt durch die Vorsteherinnen **G. v. Stumpffeld und L. Holtz**, Danckelmannstr. 6.

**Eisenach-Marienhöhe**, Gebirgs-Töchterheim von **Laise v. Biere**. Mütterl. Anleit. i. Haushalt, Koch., Back. u. Einmach. Fortbildl. i. Wissensch., Sprach., Musik u. all. Handarb. I. Lehrkräfte. Ref. u. Prosp. d. d. Vorsteh.

**Eisenach.** Töchterheim **Feodora.** Prosp. u. Empf. d. d. Vorst. Frau **Marie Bottermann.**

**Eisenach,** Prakt. u. wissenschaftl. Fortbildungs-Institut. Moderne hygien. Villa. Beste Verpfleg. u. liebev. Anleit. in allen Haushaltungsfächern. Kochen. Wernickstraße 9. Backen, Schneid., Weißbäh., Hand- u. Kunstarb. Wissensch., Sprachen. **Bertheim.** Musik, Tanzstunde. Prospekte durch die Vorsteherin.

**Eisenach in Thüringen, Bornstrasse 7-11.**  
**INSTITUT BURCHARDI**  
(Eisenacher Kochschule) unter staatlicher Aufsicht.



**Töchterheim.**  
**Haushaltungsschule.**  
**Gartenbau, Kleintierzucht - Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde** : :  
Staatliche Prüfung mit Gleichberechtigung in Preußen.  
Alles Nähere ist ersichtlich aus d. illust. Auskunftsheft, das auf Verlang. kostenfr. zuges. wird.  
Beste Verpflegung sichergestellt.

**Bad Friedrichroda.** Studien- und Erziehungsheim junger Mädchen zu deutschen Frauen (verbunden mit Gesang- und Klavierstunde). In herrlicher Lage am Walde. Erläuterungen durch Frau betw. **Frieda Hoeko-Krisle.**

**Gernrode-farz.** Willensdiätitid. Töchterheim **Dreydiarf.** Vorzügliche Verpflegung - Keine Ernährungsschwierigkeiten. Haushalt. Moderne Villa am Walde. - 1450 Mk. Prosp. gratis.

**Godesberg.** Ev. Töchterheim **Gelderblom.** Fernruf 620. **Erstklass. Haus in schön. Lage.** Frauenjahrg. für reifere, wissenschaftl. Fortbildung für jüngere Schülerinnen. Deutsch-christl. Erziehung. **J. Gelderblom**, staatlich gepr. Schulvorsteherin, E. u. A. **Gelderblom**, höh. Lehrkr.

Um, zumal wenn es von angesehenen  
Schreibern oder Politicern geübt wird,  
brauchen wir wohl nicht erst noch in Worte  
zu kleiden.

**Was uns fehlt.** In den Zeitungen  
begegnen wir folgender belibenden, aber  
auf viele deutsche Sammlerle vorzüglich  
abgegebenen Spottfrage eines unbekannt  
Verfassers:

Es fehlen uns die Zwiebeln,  
Es fehlen neue Stiebeln,  
Es fehlt der Reiberstaat;  
Das Strumpfband fehlt; Pomade,  
Es fehlt die Schokolade,  
Das Öl fehlt zum Salat.

Es fehlt die fette Seife,  
Der Kaba! zu der Welle,  
Es fehlt das echte Bier;  
Petroleum, Hering, Scholle,  
Das Schaf fehlt uns zur Wolle,  
Es fehlt das Vorlentier.

Es fehlt der Krieg im Lande,  
Brand, Raub und Mord und Schandet  
Der gall'schen Inquisition.  
Es fehlt der wilde Schreden,  
Das bange Schickselreden,  
Wenn die Granaten drohn.

Es fehlen die Rosalen,  
Es fehlt die Faust im Naden,  
Die England längst geballt;  
Es fehlen Wilsons Büttel  
Mit ihrem Gummimittel,  
Und er als Rechtsanwalt.

Es fehlt der Grund zum Klagen  
Trotz aller kleiner Klagen,  
Es fehlt die große No!!!!!!!  
Der Weltfriede Erkenntnis  
Fehlt uns, und ihr Verständnis,  
Das brauchen wir wie's Brot.

**Bücherbesprechung**

**Dölar Wiener: Mit Delle von Lili-  
ron durch Prag.** (Frankfurt, Hans  
Wülfelsdr; 1.80 M.) — Der Wert des  
Büchleins liegt auf dem Gebiet der Reiser-  
literatur; es ist ein ganz guter Führer  
durch Prag. Für die Kenntnis Allencrons  
oder gar seiner Dichtung bringt es Neues  
nicht bei. Auch die Lobspüche, die Lili-  
ron für die hier beigegebenen Dichtungen  
Wiener's hat, bestätigen nur seine längst  
betannte Kritiklosigkeit.

**Veröffentlichungen des Furche-Ver-  
lags.** Auf die Liebesgaben deutscher  
Dachschüler, die im Furche-Verlag,  
Berlin, erschienen sind, haben wir wieder-  
holt hingewiesen. Daneben hat der Ver-  
lag in rascher Folge eine große Zahl meist  
kleiner Bücher herausgebracht, die sich  
durchweg zum Versand ins Feld eignen,  
aber auch denen zu Hause große Freude  
bereiten mögen, da durchweg die Aus-  
stattung von höchst künstlerischen Geiste  
geleitet ist. Dabei sind die Preise sehr ger-  
ring und bewegen sich in der Regel zwischen  
60 S. und 1 M. Ich nenne von diesen  
Heftchen: Der Prophet Hosea; Die Lebens-  
geschichte Jesu Christi nach dem Evangelium  
Lukas, in der Uebersetzung Luthers, getreu  
nach dem ursprünglichen Grund; dann unter  
dem Titel „Der Herr ist mein Hirt“ eine  
feine Auswahl der Psalmen Davids, ferner  
von Eören Hertegard zwei Predigten:

**in ein kath. Töchterheim**

finden junge Mädchen herzl. Auf-  
nahme zur gründl. Ausbildg. in  
Haush., Handarb., Musik, Gesang,  
gesellsch. Formen, wie zur Er-  
holung. Wissensch. Weiterbildg.  
Stadler, Hildesheim.

**Goslar (Harz). Töchterheim Holzhausen.**

Gründl. Ausbildung im Haushalt, wissenschaftl.,  
Musik-, Mal- und Handarbeitsunterricht. Eig. sehr  
schön a. Walde u. a. Steinberg geleg. Villa m. gr. Garten u. Tennisplatz. Erste Lehrkräfte.  
Vorzgl. Verpfleg. Beste Ref. v. Eltern. Näh. Prospekt d. d. Vorsteherin Frau E. Holzhausen.

**Gotha i. Th.**

Deutsches Töchterheim. — 10-12. W. Grd. Konf. finden  
sorgf. Pflege u. Erzieh. sow. Unterr. im Haushalt u. weibl.  
Handarb., Weißnähen, Schneidern, Kunsthandarb., Bienenzucht.  
u. Russl.-Unterricht a. Russn. Großer Garten. Probzette d. Frau Warrer Th. Gsch.

**Göttingen.**

**Töchterheim Pasie**

Bürgerstraße 44. Gründliche Ausbildung in  
all. Hauswirtschaften. — Russl. Bienenzucht. —  
Gute Verpfleg., Erholung und kräftig. gesell-  
liches Familienleben. Sorgfältige Empfehlung.

**Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke.**

Halberstadt/Harz. Töchterheim. Gründl. wirtsch. Ausb. Wissen-  
schaftl. Fortb. Beste Verpf. I. Ref. Fr. E. Becker.

**Halle a/S., Töchterpensionat Volgt (früher Fritzsche, gegr. 1874).**

Gr. Märkerstr. 5. Wirtschaftl., wissenschaft. Ausbildung. Prospekt.

**Hannover, Töchterheim Hagemann.**

Allseitige Ausbildung für Haus u. Leben. Vor-  
zügliche Verpfleg. Beste Referenzen von Eltern.  
Hildesheimer Straße 101, Villa Rose. Herrliche gesunde Wohnlage. Näheres Prospekt.

**Christlich-soziales Frauenseminar d. Deutsch-Evangelisch. Frauenbundes,  
Hannover, Wedekindstraße 26. Gegründet 1905.**

Theor. u. prakt. Fachbildung für besold. u. ehrenamtl. Tätigkeit auf sozialem  
Gebiet. Dauer der Lehrgänge 2-2½ Jahre. Der längere Lehrgang  
bietet Geleg. zur Ableg. des Staatsexamens in Kranken- oder Säuglingspflege.  
Beginn der Lehrgänge im Oktober. Aufnahmebedingungen: Schlus-  
zeugnis eines Lyzeums, hauswirtsch. Kenntnisse, vollend. 20. Lebensj. u. Gesund-  
heitszeugn. Für Abiturientinnen, Oberlyzeistinnen u. prakt. Vorgebildete nach  
Vereinbarung Abkürzung der theor. bzw. praktisch. Ausbildungszeit möglich.  
Stip. sind vorhanden, in I. Linie für Mitglieder d. Deutsch-Evang. Frauenbundes.  
Gute Geleg., geeign. Anstellg. zu erlang., durch die mit dem Seminar in Verb.  
stehende Stellenverm. des Deutsch-Evang. Frauenbundes. Nähere Auskunft  
erteilt die Geschäftsstelle, Hannover, Wedekindstraße 26.

**Hannover, Töchterheim M. Hennrich. Begründet 1888.**

Geibelstraße 58. Geelegene wissenschaftl., häusl. u. gesellschaftl. Ausbildg.

**Hannover, Töchterpensionat Höper-Freu, Inh.: Fräulein  
M. Wehrbeis. Haushalt - Wissenschaften - Erholung.**

Durohaus indiv. Erziehung, Musik, Malen, Turn- und  
Sedenstr. 25 Tennisplatz. Garten. Ia. Referenzen. Näh. Prospekt.

**Hannover, Töchterheim von Frau Apoth. Pauck.**

Sorgfält. häusl., wissenschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildung.  
Sallistr. 8. Beste Empfehl. Gute Verpfleg. Prosp. Frau Gribig-Pauck.

**Hannover, Töchterheim von Fr. Eleonore Willms.**

Meterstraße 36. Zeitgemäße Weiterbildung  
junger Mädchen in wissenschaftl. und hauswirtsch.  
Fächern. Eigenes Haus mit schönem Garten und  
allen neuzeitlichen Einrichtungen. Näheres durch illustrierten Prospekt.

**Bad Harzburg, Töchterheim von Frau E. Nordmann.**

Grdl. Ausb. in Küche, Hsh., Wissensch., Schneid., Musik  
u. gesellsch. Formen. Eig. Villa in gr. Gart. Elektr. Licht.  
Ilsenburgerstrasse 22. Zentralheiz. Bad. Vorzgl. Verpf. Beste Ref. Näh. Prosp.

**Villenkolonie Rohrbach bei Heidelberg, Töchterheim zur Fortbildung jg. Mädchen.**

Beschränkte Anzahl junger Mädchen.  
Neuzeitliches Haus in gesunder schöner Lage.  
I. Grdl. Erweiterg. u. Vertiefg. ihrer Kenntn. in Geschichte, Deutsch u. fremd. Spr.  
II. Haushaltungskunde, Gesundheits- und Erziehungslehre.  
III. Handfertigkeitsunterr. — Hilfe im Kindergarten. — Einführung. in soziale Arbeit.  
Vorsteherin Anna Benninghoff, staatl. gepr. Lehrerin.

**Bad Homburg vor der Höhe, Töchterheim „Landgrafenhaus“.**

Gr. mod. Villa m. Zentralhzg., Obst- u. Gemüsegarten.  
Herrlicher Rundblick auf den Taunus. Erstklassig.  
Empfehlungen von Eltern. Jahrespreis 2200.— Mark.

**Königstein, Taunus, Töchterheim Weiss.**

Ausbildg. in Wissenschaft: Sprachen, Literatur, Kunstgesch., Musik, Malen, Handarbeit,  
Hauswirtschaft, Sport. Gesunde Höhenl. Beste Verpflegung. Sommeraufenthalt im  
bayrisch. Hochgebirge. Pensionspr.: 1800 M. jährl. Ausk. d. d. Vorsteherin. Fernruf: 72.

„Die Lobrede auf Abraham“ und „Was wir lernen von den Völkern auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel“. Alle diese Festsche sind im Buchdruck aus gestattet von Tage Jörgensen, Rosenhagen, dessen fräglich Holzschrittart, vor allem in den Falmen, durch Größe und Tiefsinn ausgezeichnete Stücke geschaffen hat.

Früh Jah: Alte deutsche Spiele. (Berlin, Fische-Verlag; 60 S.) — Pastor Früh Jah, der Direktor der Hüllshower Anstalten, bringt hier eine kleine Auswahl alter Spiele, die die Neubelebung verdienen, zunächst jetzt im Kriege nicht nur Zeitvertreib, sondern auch Nebenberufung bringen können, aber auch später ihre Aufgabe der Volksebung erfüllen sollen. Denn wie in dem ganz kurzen Vor- und Nachwort zutreffend ausgeführt wird, ist das Spiel für den Menschen in allen Berufsarten und auf allen Altersstufen eine dringende Notwendigkeit, falls er sich nicht vorzeitig abnutzen oder allzu einseitig entwickeln soll. Durch 14 bildliche Darstellungen hat der Verfasser die knappen Spielerklärungen verdeutlicht. Die Spiele selbst sind wohl aus den Hüllshower Wertstätten zu beziehen, soweit man sie sich nicht selbst herstellen kann. Der Begriff „alte deutsche Spiele“ ist nicht so eng zu verstehen, daß es sich dabei um Spiele handelt, die ausschließlich in Deutschland entstanden wären. „Fast alle wirtlich lebenswerten Spiele mit originellen Spielweisen haben eine lange Geschichte hinter sich und sind nicht als das Produkt eines einzelnen Volkes, sondern als das Gemeingut der ganzen Menschheit anzusehen.“ Trotzdem glaubt Jah von jepsifch deutschen Spielen reden zu dürfen. Früher Volk hat die ihm von andern Völkern leihender oder später übernommenen Spiele stets bearbeitet umgestaltet, daß uns gerade auf dem Gebiete des Spiels immer wieder deutsche Originalität, Einfachheit, Gediegenheit und künstlerische Ausführung entgegentritt.

Anton Dör: Das heilige Anklund. Mit 477 Bildern. Verdeutschung und herausgegeben von Peter Eder. (München, Albert Langen; geb. 4.50 M., geb. 6 M.) — Dör ist bei uns hauptächlich als Illustriator der Bibel und einiger Meisterwerke der Weltliteratur bekannt. Wer seine Bilder zu Nabelsais, zu Don Quixote und Mündshausen kennt, weiß, daß er einer der größten Humoristen ist. In diesem Buche ist er überdies besitzer Satiriker, der mit einer geradezu fanatischen Geschäftigkeit die Geschichte des russischen Absolutismus von seinen dunklen Anfängen bis in die Zeit des Krimitzies, in der das Buch entstand, selbst. Wir Deutsche können mit einer gewissen behäbigen Ruhe und lächelnden Schwadfreude die Bilderfolge betrachten. Wer dazu überhaupt Anlage hat, den wird es in politischer Lebensphilosophie um ein gutes Stück fördern. Mit diesem Absolutismus, den einer ihrer charakteristischsten Seiner so blutig verhöbnte, hat sich die französische Republik auf Leben und Tod zum Kampf für die „Freiheit“ vereinigt und jetzt, nachdem Anklund schließlich doch nach französischem Vorbild dieses Absolutismus Herr geworden ist, schliefte sich daselbe Frankreich mit dem von ihm oft genug gleicherweise verhöbnten England zusammen, um wiederum im Namen der Freiheit selbigen Absolutismus wieder einzuführen. Man steht, über die besten Romdienen kann man eigentlich nicht lachen; sie sind im Grunde bitterlich zum Seuen.

Probehefte des „Türmer“ werden gern versandt vom „Türmer“-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

**Leipzig, Töchterheim.** Theoret. u. prakt. Ausbildung des Hauswesens, in Wissenschaft, Unterricht in Weißnähen, Täuhoenweg 9. | vornehmer Gesellschaft. | allen einfachen und Kunsthandarbeiten. Fortbildung in Literatur, Kunst- und Musikgeschichte, Vortragskunst, Malen, Musik, Gesang und Tanzunterricht. Besuche von Theater, Konzerten, Kunstsammlungen und Vorzügl. Verpflegung. Eigenes Haus. Obst- u. Gemüsegarten. Vorzügl. Emp. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Direktor M. Hoff.

**Zentral-Institut für neuzeitliche Körperschulung**  
Ausbildung von Lehrkräften } Leitung: Frau Dora Manzer / Leipzig T. Grassl  
Mitarbeit im künstl. Tanz: Gertrud Leistner  
in a) Methode Mensendieck, b) Gesundheitsleischerer Gymnastik, c) Rhythmischer Gymnastik  
Beginn der Kurse 15. IV. und 15. X. / Prosp. verl. / Staatl. Konzess. wird ange

**Kindergärtnerinnen-Seminar M. Leidloff, Magdeburg.**  
Poststr. 19. Neuer Kursus Okt. 1918. Prospekt frei bei der Vorsteherin Alice Manzer.

**Meiningen, Thüringen.**  
**Knieselsche Erziehungsanstalten.** 10klassige höhere Mädchenschule, gegründet 1884, Frauenschule, Pensionat. Prosp. Referenzen. Clara Kniessel, Schulpföhrerin. Helene Kniessel, geprüfte Lehrerin.

**München, Kar.-Str. Höh. Mädchenschule M. Erziehungs-Institut**  
45<sup>II</sup>. von Anna Roscher, vorm. Hermine Igel  
(Internat und Externat, Viertelpension. Nur Vormittagsunterricht. Gr. Garten.)  
A. Vorschule (= 1.—4. Volksschulklasse). B. Klasse höh. Mädchenschule. C. Fortbildungskurse; Vorbereitung für die Erzieh.-Prüfung.  
Prosp. durch die Leitung: Anna Roscher.

**Hauswirtschaftsschule Nassau-Lahn** angechl. u. d. Kaisersteiner Verein f. Wirtsch. Frauen Schulen auf dem Lande, bietet bei Selbstversorgung bewährte Ausbildung für d. Familie und den Beruf der geprüften Hausbeamtin. Prosp. u. Diensten.

**Neudietendorf, Thüringen.** Hauswirtschaftsschule. Gartenbau. Wissenschaftl. Fächer. Ziele des Frauenlehrgangs. Staatlich geprüfte Lehrkräfte.  
Prospekt durch die Vorsteherin B. Richter.

**Bad Sachsa, Harz.** 10klass. Föhrer Mädchenschule mit Töchterheim. 21. Klassen, sorgfältige Pflege und Erziehung, anschließend 3wöchentliches Frauenjahrs. Kochen, Wäschewaschen, Schneidern, Putz, Waschen, Plätten, Stopfen, Kinderpflege, Turnen, Gartenbau. Einjähr. Kurze. Anfang der. Okt. u. April. Prospekt b. d. Vorsteherin A. Pothoff.

**Bad Sooden/Wehra.** Haushaltungspensionat Villa Victoria, direkt am Walde gelegen. Haushalt, Handarbeiten, Umgangsformen. Preis jährl. 1000 Mk., halbjähr. 550 Mk. Frau Franziska Dore.

**Suderode, Harz.** Töchterheim Oplitz, schöne, gesch. Waldlage. Hsh. u. Wissensch. Zeitgem. Ers. Tanz- u. Anmutsunterricht.

**Schandau, Sächs. Schweiz.** Töchterheim mit Haushaltungs- und Gewerbeschule von Helene Roesler.

Prakt. u. theoret. Ausbildung in Küche, Haushalt, Wäschebehandlung, Schneid., Weißnähen. Kunsthandarbeiten. Fortbildungs- u. a. W. Klavier- und Gesangsstunden.

Unterrichtskurse in Säuglingspflege im eigenen Säuglingsheim  
Beginn d. versch. Kurse am 1. Mai, 1. Sept., 8. Jan. Lehrpl. u. Empfehlung. d. d. Vorsteherin.

**Thale/Harz.** Töchterheim Lohmann. Allseitige Fortbildung. Beste Verpflegung. Geschützte Waldlage.

**Merkenhain-Oberteyern Warmbrunn, Rsgb. (Franken)**

Der wiss. Unterr. umfasst Deutsch, Bürgerkunde, Gesundheitsl., Pädagogik, Kultur, u. wird von akad. Lehrkräften erteilt. — Soziale Hilfsarbeit in Krippe und Kindergarten. Gründl. Ausbildung in Haushalt, Kochen, Nadelarbeit. — Wahlfrei: Fremdsprachen, Kunstgeschichte, Zeichnen, Musik, Gartenbau.

Beginn des neuen Schuljahrs Mitte Okt. Die Direktorin.

**Weimar, Töchterheim Edina, Vorsteherin Fr. Haupt.** Erziehungsinstitut f. Töchter (auch schulpflicht.) gebild. Stände. Vorkurs wissensch., sprachl., gesellschaftl. u. hauswirtsch. Ansbildg., Malen, Tanzen, Turnen usw. Gute, kräftige Verpflegung zugestanden.

**Weimar, Töchterheim Koblshmidt** für schulpflicht. u. erwachs. Jg. Mäd.

**Weimar, Erfurter Str. 36.** Töchterheim Niekler. Wissenschaftl., wirtsch. u. gesellschaftliche Ausbildung. Aufnahme von Schulkindern. Prospekts. Entgelt.

**Wernigerode.** Wissenschaftl. und Haush.-Pensionat von Frau Schottmann. Kunstgewerbliche Ausbildung. Musik. Eigenes Haus am Walde. Geprüfte Lehrkräfte im Hause. Näheres Prospekt.

# Friedrich Wilhelm

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft

Begründet 1866 Berlin W 8 Behrenstr. 60-63

Neue Anträge  
wurden eingereicht  
seit 1866 bis Anfang

1878: M. 100000000

1888: M. 191 000 000

1898: M. 475 000 000

1908: M. 1230 000 000

1918: M. 2592 000 000

## Kriegsversicherung gegen Zuschlagsprämie

Vor Abschluss einer Lebensversicherung versäume man nicht, unsere Druckfachen einzufordern. Vor Uebernahme einer stillen oder offenen Vertretung verlange man unsere Bedingungen.

## Gemälde ernster Künstler

in eingerichteten Wohnräumen  
zu angemessenen Preisen / /

Galerie Ernst Wiest, Berlin  
W. 62, Lützowplatz 13, eine Treppe

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

**Karl Schwerin** *Wilde Rosen und Eisenbrüche. Erzählungen.* 6. Aufl. 2.50 M., gebd. 3.50 M.  
... Es besitzt eine feuchtsabbliche Durchsichtigkeit, eine herzliche, unbestimmte Schmelzigkeit und dabei eine feste Bauernkraft und ein tiefgründiges, allem Schein abholdes Gemüt in Karl Schwerin. Und dabei diese Behandlung und Frische, diese von aller Schule und Richtung freie, goldene Persönlichkeit, es ist eine Erquickung."  
(Zürcher Centralblatt)

In der  
hoffen Familien  
erfüllt man Stellung  
durch die  
**Postische  
Zeitung**  
Berlin SW 68, Ullsteinstr. 68

Mein Fachblatt: Weimarer  
**Schriftsteller=**  
Zeitung. / Weimar-L.  
Biertel. 1.50; Halb-  
2.50; Arbeitsmarkt  
viertel. 50 Pf. bes.  
Probe 60 Pf. Postisch. Leipzig. 29 993.

**Zuckerkrankte,  
Nierenleidende**  
erhalten kostenlos belehrende  
Broschüren von  
**Dr. Julius Schäfer, Barmen.**

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

**Probleme und  
Charakterköpfe**  
VON  
**J. E. Freih. v. Grotthaus**

Studien zur Literatur unserer Zeit.  
Mit 10 Porträts.  
13.—14. Tausend. 5.50 M., gebd. 7 M.  
Inhalt: Alte und neue Ideale. — Friedrich Nietzsche. — Gerhart Hauptmann. — Hermann Sudermann. — Richard Voß. — Das erotische Problem in der Literatur. — Drei deutsche Hesperiden. — Moderne deutsche Lyrik. — Henrik Ibsen. — Graf Leo Tolstoj. — Don José Echegaray. — Guy de Maupassant. — Publikum, Literatur und Presse.

**DÜRKOPFWERKE** Akt. Ges. **Bielefeld.**  
Nähmaschinen — Fahrräder  
Motorwagen — Gelschleudern

# Was will ich?

Wissen und Können sind gute Grundlagen, um erfolgreich zu sein, aber sie allein genügen noch nicht. Erst wenn sie von einem zielbewußten, unerschütterlichen, starken Willen getragen sind, ist der Erfolg sicher. Nur durch den Willen werden Wissen und Können zur Tat, die dem einzelnen und der Welt den Stempel aufdrückt. Nicht die herdenhafte Masse macht Geschichte und schafft das Große der Kultur, sondern der starke Wille des einzelnen, der das Große ersinnt und die Masse mit seinem Geiste und seinem Willen erfüllt, so daß auch sie zu einem großen Willen wird, der alle Hindernisse wegräumt und das Gewaltige macht und weiterwirken läßt. Was solcher Wille vermag, zeigt das deutsche Volk, das sich siegreich einer Welt von Feinden erwehrt.

Ebenso kann auch jeder einzelne im bürgerlichen Leben in seiner Art Vorzügliches leisten und sich eine geachtete und gesicherte Stellung in der Welt schaffen, wenn er in sich selbst den großen Willen aufbringt, und wenn die Umstände es erfordern, andere mit diesem Willen erfüllt. Für ihn darf es kein „ich möchte das und das erreichen“, sondern nur „ich will das und das erreichen und ich will mich durch nichts behindern und beirren lassen, bis ich es erreicht habe“ geben.

Nun ist es ja richtig, daß die Mehrzahl der Menschen nicht mit einem solch starken Willen geboren ist, wohl aber mit dem Samenkorn des Willens, das bei richtiger Pflege mächtig wachsen und entwickelt werden kann. Wer ein ganzer Mann werden will, der muß vor allem auf die Ausbildung seines Willens, der ja auch Wissen und Können schaffen kann, bedacht sein. Die beste und erprobteste Ausbildung hierfür findet sich in Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre. Die Tatsache, daß man es hier nicht nur mit einem toten Buche, sondern einem erfahrenen lebendigen Führer zu tun hat, der unsere Fortschritte überwacht, den Verzagenden neuen Mut einflößt, den Fortschreitenden noch höher leitet, ist die beste Gewähr für einen sicheren Erfolg.

Einige Auszüge aus Zeugnissen: „Als Truppenarzt bei einem Ersatztruppenteil komme ich mit sehr vielen willensschwachen Menschen zusammen, die ohne Leitung kaum je brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden können. Diesen unglücklichen Nervenschwächlingen möchte ich helfen. Ihr Werk schien mir zur Empfehlung geeignet — habe zu meiner größten Freude meine Hoffnung darin mehr als bestätigt gefunden. Dr. med. C.“ — „Das Durcharbeiten der Geistesschulung hat alle Mutlosigkeit durch ein frisches, gestärktes und gesteigertes, zielbewußtes Selbstbewußtsein verdrängt. Lt. d. R. E. Sch.“ — „Ich spüre jetzt eine Willenskraft in mir, von der ich früher gar keine Ahnung hatte. F. T.“ — „Wie man die Willensselbstbildung in Angriff nimmt, wie man vom Leichten zum Schweren vorschreitet und fortschreitet, das hat so greifbar noch kein anderer gezeigt. A. K.“ — „Das Wichtigste, ich habe wollen gelernt. Sie haben mich auf den rechten Weg geführt mit Ihren Erfolg- und Willensübungen. O. D.“ — „Nach dreimonatlicher Übung kann ich das letzte Heft mit der Beruhigung zur Seite legen, daß die frühere Schaffensfreude — trotz meiner 55 Jahre — wieder vorhanden ist. T. K. R.“

Verlangen Sie heute noch Prospekte von

**L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A79.**

















UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 082988962